No. 17727 Department of
630 E17e
LIBRARY OF
Illinois Industrial University,
CHAMPAIGN, ILL.
Books are not to be taken from the Library Room.

Erlebnisse

und

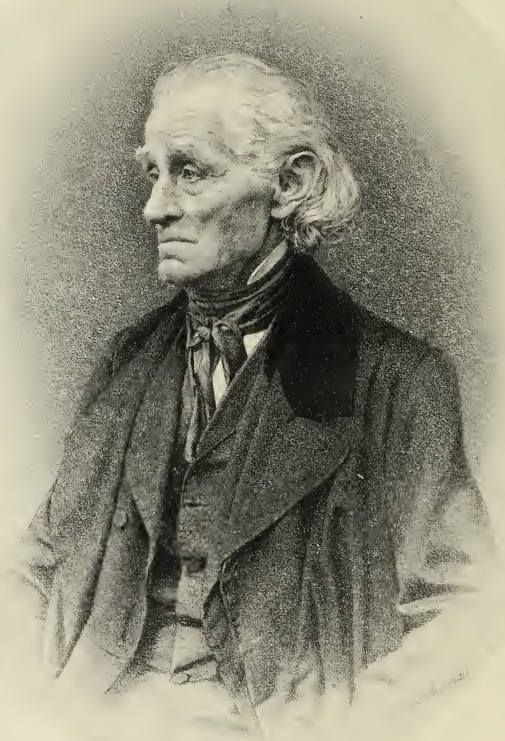
Erfahrungen

eines

alten Landwirths.

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/erlebnisseunderf00elsn



J. G. Comer.

Erlebnisse

und

Erfahrungen

eines

alten Landwirths

von

J. G. Elsner, Oekonomierath,

Wirkliches Mitglied der k. k. Landwirthschaftgesellschaft zu Wien; dann Ehren-Mitglied 1) der k. k. russischen Landwirthschaftgesellschaft zu Moskau und Petersburg; 2) der ökon.-patriotischen Societät der Fürstenthümer Jauer und Schweidnitz; 3) Correspondirendes Mitglied des Vereins zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde zu Brünn, sowie des Schafzüchter-Vereins zu Prag; 4) Ehrenmitglied der landw. Vereine zu Breslau, Neumarkt und Neu-Haldensleben; 5) des landw. Vereins zu München und Inhaber der großen silbernen Medaille für Verdienste um die Landwirthschaft in Preußen, sowie der bronzenen Medaille von Petersburg. Verfasser der gekrönten Preisschriften über Flachsbau, sowie über die vaterländische Schafzucht u. s. w.

Erster Band.

Mit dem Portrait des Verfassers.

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

Hamm,
G. Grote'sche Buchhandlung (C. Müller).
1865.

630
El7e

Sr. Excellenz, dem Königl. Kammerherrn

Herrn Reichsgrafen v. Burghauß,

General-Landschaftsdirector von Schlesien,
Ritter hoher Orden etc.

1754

Wenn Ew. Excellenz dieses Buch zu widmen ich mir erlaube, so trieb mich hierzu das große Verdienst, welches Hochdieselben um die Landwirthschaft unsers Vaterlandes haben, und dann auch die hohe Gewogenheit, deren ich mich seit so langer Zeit von Ew. Excellenz erfreue. Mögen Hochdieselben huldreich diese Widmung aufnehmen und sie als ein Zeichen meiner großen Verehrung ansehen.

J. G. Elsner.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erstes Kapitel.

Mein Charakter, strenge Erziehung und Folgen derselben. Beschäftigung. Einzelne Charakterzüge. Beispiele väterlicher Strenge. Religiöse Richtung. Anfang der Studien . 1

Zweites Kapitel.

Meine Studien-Jahre.

Kameradschaften und Libertinage. Die Universität. Ein paar Charaktere kleinstädtischer Bürger Einige Reisen aus der Jugendzeit. Anfang der Schriftstellerei. Mancherlei aus dem akademischen Leben 25

Drittes Kapitel.

Was ich als Lehrer gethan. Mein Zusammentreffen mit Z. in Salzbrunn. Aufsicht einer Landwirthschaft. Die Franzosen. Mein Examen. Jugend-Erinnerung. Verschiedene Berührungen 48

Viertes Kapitel.

Der Anfang meiner landwirthschaftlichen Praxis.

Das Dominial-Landgut. Mißgriffe und Calamitäten. Das Jahr 1813. Erfahrung über den Kleebau. Schäferei. Dienstboten. Meine Verheirathung. Anbau verschiedener Früchte. Reise nach Möglin, Berlin und Potsdam. Rückerinnerungen von 1813. Verkauf des Landgutes 56

Fünftes Kapitel.

Meine ersten Reisen.

Wiederholte Reise nach Möglin und Aufenthalt daselbst. Thaer und die landwirthschaftliche Akademie. Reisen in Schlesien. Zuerst nach Oberschlesien, alsdann nach Niederschlesien. Gebirgs-Wirthschaft. Amtsrath von Raumer. Block. Graf Maguis, Freiherr von Richthofen, Plathner. Noch einmal nach Möglin und dann durch Schlesien zurück. Amtsrath Hagemann. Weitere Reise bis nach Wien. Mancherlei Fata. Schafclassificationen und letzte Reise nach Oberschlesien und von da nach Wien. Anfang der Schafclassificationen und endlich noch eine Reise nach Oberschlesien und nach Sachsen. 78

Sechstes Kapitel.

Die zweite Periode meiner landwirthschaftlichen Praxis.

Pachtung der Stadtgüter von Münsterberg. Erste Einrichtung. Ein merkwürdiger Landwirth. Reibungen mit der Stadtverwaltung. Fortgang meiner Oekonomie, insbesondere der Schäferei. Besuch der Landwirthschaftsgesellschaft in Brünn. Der Wollmarkt von 1825. Literarische Beschäftigungen 118

Siebentes Kapitel.

Reise in's westliche Deutschland.

Böhmen und Prag. Baiern und Nürnberg. Würtemberg und Stuttgart. C. Chr. André. Baron von Cotta. Wolfgang Menzel. Baden. Wunsiedel. Jean Paul und Sand. 133

Seite

Achtes Kapitel.

Landwirthschaftliche Erfahrungen.

Beispiellos niedrige Getreidepreise. Ehrenhafte Anerkenntnisse. Schafzucht. Mannigfache Beobachtungen und Erfahrungen. Antheilschäfereien. Rechtfertigung . . . 153

Neuntes Kapitel.

Mein Auftreten in weitern Kreisen.

Agrarverhältnisse in Böhmen. Der Erzbischof von Prag. Horzowitz. Graf Wrbna. Oekonomische Merkwürdigkeiten. Freiherr von Falkenhausen. Ein paar Freunde. Reise nach Paris. Hofrath Doctor Medicus in München. Staatsrath von Hazzi. Schleißheim. Augsburg. Stegmann, Redakteur der allgemeinen Zeitung. Freiherr von Lozbeck. Bekanntschaft im Postwagen. Stuttgart. Karlsruhe. Landwirthschaftliches. Straßburg. Nancy. Weiterreise. Paris. Lafitte. Terneaux der Aeltere. Gräfin Cayla. Unterhaltung an der Mittagstafel. Napoleons-Säule. Das Invalidenhaus. Manufaktur der Gobelins. Théâtre Français. Demoiselle Mars. Cirque Olympique. Rückreise. Die Frau Gräfin. Die böhmischen Schäfereien. Rückkehr in die Heimath. 169

Zehntes Kapitel.

Rückblick in den Betrieb der Oekonomie in der Vergangenheit.

Streben nach rationellerem Verfahren. Verschiedene Ackerbausysteme. Das Mergeln. Gebirgswirthschaft. Ueberhandnahme des Fruchtwechselsystems. Verbesserung der Viehstämme, insbesondere der Schäfereien. Hemmung des Fortschrittes durch Krieg und große Wohlfeilheit. Die Achtung, in welcher der Landwirth sonst stand und jetzt steht. Eigene Beobachtungen. Die landwirthschaftliche Literatur. Debatten. Wunderbare Erscheinungen im Gebiete der Pflanzenwelt 209

Elftes Kapitel.

Das Jahr 1829. Begebenheiten und Reisen in demselben.

Aufenthalt in Prag. Reise nach Stuttgart. Ausflug auf die Achalm und nach Dotternhausen. Audienz beim Könige von Würtemberg. Die Rückreise mit ihren Begebenheiten. Fahrt nach Wien. Das dasige Maifest im Prater und die Viehausstellung im Augarten. Kaiser Franz. Die Wiener Landwirthschafts-Versammlung. Erfahrene Auszeichnungen. Die landwirthschaftliche Versammlung in Brünn. Debatten mit Freiherrn v. Ehrenfels. Schafausstellung. Rückkehr und Pachtverhältnisse. Reise mit meiner Familie. Begebenheiten unterwegs. Augsburg. München. Das Octoberfest. Der Chiem-See und die Alpen. Salzburg, Hallein und Golling. Ischl. Der Traunsee und Traunfall. Reise die Donau herab nach Wien und von da in die Heimath. Früher Winter 225

Zwölftes Kapitel.

Erlebnisse mit Pachtungen und andere Begebenheiten.

Der Ausgang der Münsterberger Pachtung. Häusliches Leben. Wiederholte Reisen in Deutschland und nach Frankreich. Langer Herbst. Der Eremit von Gauting. Die baiersche Kammer und Baron von Closen. Feldmarschall Fürst Wrede. Antheilschäfereien 260

Dreizehntes Kapitel.

Anfang einer nicht erfreulichen Episode in meinem Leben.

Gesellschaftspacht von Senftenberg. Unternehmungen in Baiern. Die Cholera in Böhmen und Schlesien 294

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

Erstes Kapitel.

Mein Charakter, strenge Erziehung und Folgen derselben. Beschäftigung. Einzelne Charakterzüge. Beispiele väterlicher Strenge. Religiöse Richtung. Anfang der Studien.

Ich bin am 14. Januar 1784 geboren. Meine Vaterstadt ist Gottesberg in Schlesien, wo mein Vater Kürschner und Ackerbürger war. Von meinen Geschwistern, deren ich zwölf gezählt habe, waren drei älter als ich. Zwei davon hatten meine Großeltern väterlicher- und mütterlicherseits zu sich genommen, um meinen Eltern, die nicht wohlhabend waren, eine Erleichterung zu verschaffen. Mit einem meiner Brüder, der zwei Jahre älter war als ich, lebte ich fast unter allen meinen Geschwistern am freundlichsten zusammen. Er war der Liebling der Mutter und diese sah ihm manches nach, nahm ihn auch öfters gegen die große Strenge des Vaters in Schutz, was sie bei mir nicht in gleichem Grade that. Er hatte mehr Einschmeichelndes als ich: denn in mir lag von früher Jugend an ein gewisser Ernst und Liebe zur Einsamkeit; auch war ich im hohen Grade jähzornig und verging mich, wenn ich gereizt wurde, leicht an meinen Geschwistern und meinen Kameraden. Dies machte, daß mich diese mieden, was mich jedoch wenig schmerzte, indem ich da meiner Liebe zur Einsamkeit nachhängen konnte. Sobald meine Hitze sich legte, bereute ich das Geschehene und hätte es mit meinem eigenen Blute wieder gut machen mögen, zumal mich da noch die Vorstellung quälte, wie sündhaft es sei, sich vom Zorne fortreißen zu lassen. Von der frühsten Jugend an wohnte in meinem Herzen Gottesfurcht und tief religiöse Stimmung, die mein ganzes Leben hindurch Platz darin behalten, sich aber — wie ich weiterhin erzählen werde — bei vorschreitendem Alter immer mehr klärte, auch mitunter ihre Richtung wechselte.

Der Himmel hat mir ein ziemliches Maaß geistiger Fähigkeiten verliehen, nur war die Lage, in welcher ich geboren war, nicht dazu angethan, sie früh auszubilden. Wie es später damit wurde, das wird in der weiteren Darstellung meines Lebenslaufes mitgetheilt werden. Zu meinen geistigen Befähigungen gehört ein sehr gutes Gedächtniß, was ich bis jetzt, in meinen achtziger Jahren, noch erhalten habe. Als Probe von der Treue desselben kann ich erzählen, daß ich mich noch genau des Tags erinnere, wo ich das erstemal die A-B-C-Schule besuchte, und daß das Bild des alten Lehrers, der da angestellt war (er hieß Meese) heute noch lebhaft vor meinen Augen steht. Ich war damals fünf Jahre alt. Das Lernen ward mir leicht, und ich rückte ganz der dasigen gewöhnlichen Ordnung entgegen, schon mit $6\frac{1}{2}$ Jahren in die zweite Klasse vor. Die Schulordnung war diese. Es waren drei Klassen oder Schulen, wo in den untern beiden, Knaben und Mädchen gemischt, in der obern, oder ersten, nur Knaben waren. Der Ordnung nach rückten die Schulkinder, die fast alle mit fünf Jahren ihren Cursus begannen, mit dem vollendeten siebenten Jahre aus der untern in die zweite Klasse, und nur stupide oder faule mußten ein halbes Jahr länger darauf warten. Die zweite Klasse versah der Kantor, welcher einen Adjuvanten zur Seite hatte. In dieser blieben die Knaben nur ein Jahr, nach welchem sie in die erste rückten, wo der Rector (der auch zugleich Nachmittagsprediger an der Kirche war) lehrte und zwar ohne einen Gehülfen. Vor dem zurückgelegten achten Jahre aber ward kein Knabe in die erste Klasse versetzt, und daher kam es auch, daß ich ein halbes Jahr länger als die Ordnung war, in der zweiten Klasse sitzen bleiben mußte, weil ich noch nicht das normale Alter hatte. Noch erinnere ich mich klar, daß es mir Thränen auspreßte, nicht mit den Andern versetzt zu werden, obgleich der Lehrer (sein Name war Atze) mir öffentlich das Zeugniß gab, daß ich es mehr als jeder meiner Mitschüler verdient habe. Ich muß ergänzen, daß, da in die erste Klasse nur Knaben kamen, die Mädchen ihren vollen Cursus in der zweiten machten. Kantor Atze war ein besonders guter Rechenmeister und ich war, da ich Alles sehr gut auffaßte, sein Liebling, der ich auch in der ersten blieb, wo er pflichtmäßig alle Tage eine Stunde im Rechnen zu geben hatte.

Endlich kam ich, weil ich nun 8 Jahr alt geworden, in die erste Klasse. Der Rector, Namens Feist, war ein alter schwacher Mann, dem alle Autorität abging, und der keine Disciplin zu halten wußte, weßhalb auch in seiner Schule sehr arge Streiche geübt wurden. Nur einige davon will ich erzählen. In den Pausen zwischen den Lehrstunden tobten wir jedesmal so, daß man es weithin hören konnte. Zur Vorsicht ward aber da stets eine Wache an's Fenster gestellt, die darauf zu achten hatte, ob der Pastor, als Schulrevisor, in der Nähe war. Denn traf es sich, daß er uns in unserer Situation überraschte, so gab es strenge Strafe. Ein Hauptspiel, was wir trieben, war „Bataille", wo wir uns in zwei Parteien theilten, von denen die eine die Oestreicher, die andere die Preußen vorstellte. Da ging es denn hart her, und es gab Püffe und manches Loch ward in die Kleider gerissen, was wir dann immer zu Hause mit einer Portion Hiebe bezahlt bekamen. Es war in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo noch viel nationale Abneigung zwischen der Bevölkerung Preußens und Oestreichs bestand, und das machte, daß wir gewöhnlich mit Erbitterung fochten. — Eine andere Art von Unfug trieben wir beim Holztragen, zu welchem uns der Rector zuweilen benutzte. Da ging es über zwei Treppen hinauf auf den Boden. Die Tochter des Rectors schalt uns oft, wenn wir so ungestüm auf- und abgingen und um uns dafür zu rächen, ließen wir geflissentlich Holzstücke fallen, welche mit großem Gepolter die Treppe hinabrollten, wobei wir uns dann stellten, als entfiele uns das Holz, weil wir zuviel in die Arme genommen hatten. — Der alte Mann, welcher, wie ich schon anführte, keine Autorität hatte, wollte sich dieselbe durch angewandte körperliche Strafe verschaffen. Er führte zu dem Ende Haselstäbchen, mit denen er die Rücken bläute. Diese Stöckchen wurden ihm denn häufig von den ärgsten Rangen der Klasse mit einem Federmesser so eingekerbt, daß man wenig davon gewahr wurde. Fing er nun an loszudreschen, so flogen die Stücke umher und nicht selten auch in die Fenster, so daß manches zerschlagen ward. Verrathen wurde Keiner, und wehe dem, der sich das hätte unterfangen wollen: er wäre förmlich in die Acht gekommen und hätte einen üblen Stand unter seinen Kameraden gehabt.

Mein Vater war so streng, daß wir allemal, wenn wir in der

Schule bestraft worden waren, und er nur eine Spur davon merkte, sofort noch eine Tracht Hiebe bekamen, ohne daß er nur untersuchte, ob wir die Strafe schuldig oder unschuldig bekommen hatten. Zum Glück kam dies bei mir höchst selten vor, da ich nie wegen nicht gelerntem Pensum eine Strafe bekam, und mich auch bei losen Streichen nur mit fortreißen ließ, wo ich dann aber meinen Mann stellte.

Daß die Strenge meines Vaters zuweilen bis zur Ungerechtigkeit ging, davon will ich zwei Beispiele erzählen. Das eine betrifft eine Schlittenfahrt, das andere eine Harmlosigkeit meines Bruders, die sehr schlimm für ihn ablief.

Die Stadt Gottesberg liegt an einem Bergabhange, und es sind daher ihre Gassen meistentheils abschüssig. Diese Lage war sehr günstig für Schlittenfahrten aus freier Hand, was wir Knaben gern benützten. Für mich und meine Brüder war es aber schlimm, daß uns der Vater keine Ritsche (kleinen Schlitten) gestattete, wir also blos an die Güte unserer Kameraden gewiesen waren. Von Seiten der Stadtpolizei war jedoch das Schlittenfahren der Knaben in den Gassen verboten, weil dadurch Glätte entstand. Nun aber kehrte sich die liebe Jugend wenig an dieses Verbot, stob aber allemal schnell auseinander, wenn sich Jemand von der Polizei zeigte. So kam es einmal vor, daß ich mich mit meinem Bruder bei der muntern Gesellschaft befand, als der Polizeibürgemeister — ein ehemaliger Feldwebel aus der alten Schule — erschien. Im Nu waren alle Knaben verschwunden, nur wir beide blieben, im Bewußtsein unserer Unschuld, da wir nicht mitgefahren waren, stehen. Das war ihm grade recht, denn er faßte uns und führte uns zu unserem Vater. Dieser forschte nicht erst nach dem Thatbestand, sondern griff nach dem Strafinstrument (einem sogenannten Ochsenziemer) und hieb uns im Beisein des Bürgemeisters dermaßen durch, daß wir viele Tage die Spuren davon auf dem Rücken trugen. Ein grinsendes Lachen des alten Mannes sollte den Beifall ausdrücken, den er diesem Verfahren zollte. Mir ist dasselbe unendlich lange Zeit in lebhafter Erinnerung geblieben, und ich konnte es dem Manne nie vergessen, so daß ich es als eine Art von Genugthuung ansah, als er später krank und elend wurde, und mehrere Jahre ein sieches Leben führen mußte.

Ein anderer, noch empörenderer Vorfall trug sich ein Jahr später zu. Mein Bruder, Namens Friedrich, derselbe, mit dem ich am meisten in geschwisterlicher Liebe lebte, hatte einen Kameraden begleitet, als dieser die städtischen Abgaben auf's Rathhaus trug, woselbst sie an den Stadtbürgemeister, der zugleich Rendant war, entrichtet wurden. Dieser, ein Herr v. S., hatte gewöhnlich sehr despotische Launen. In einer solchen trafen ihn die beiden Knaben. Daß mein Bruder, der nichts da zu thun hatte, sich unterfing, mit in dieses Heiligthum zu kommen, rechnete er ihm als ein schweres Vergehen an, und ließ ihn dafür einsperren und bis spät in den Abend sitzen. Meine Eltern, die nicht wußten, wo er geblieben, erfuhren den Hergang von dem andern Knaben. Anstatt nun, daß mein Vater, einer der ehrsamsten Bürger der Stadt, zum Bürgemeister gegangen wäre, und Erkundigungen eingezogen, nöthigenfalls den Mann für ein solches Gebahren zur Rede gestellt hätte, wie es heut zu Tage wohl jeder Bürger thun würde, wartete er die endliche Rückkehr meines Bruders ab, und strafte ihn auf eine wahrhaft barbarische Weise, kühlte also an dem Unschuldigen seinen Zorn, der ihn über die angethane Schmach ergriffen hatte. — Wie viel ähnliche Beispiele ließen sich aus jener Zeit aufführen, die sich die Lobredner der guten alten Zeit wohl zu Herzen nehmen könnten.

Durch dergleichen Barbareien wurde mein grades und menschenfreundliches Gemüth in eine Stimmung versetzt, die es bis in mein hohes Alter behalten hat, und die ihm jede Härte und Tyrannei so verhaßt macht, daß ich, wo es meine Lage und Stellung mit sich gebracht hat, überall gegen dieselben in die Schranken getreten bin. So erinnere ich mich noch aus meiner frühesten Jugend, daß meine Mutter Mühe hatte, mich von einem Eingriff in die öffentliche ausübende Gerichtsbarkeit abzuhalten. In einem benachbarten Dorfe sah ich nämlich eine Frau am Halseisen stehen, was mich so ergriff, daß ich sofort mit einem Stein das Eisen zerschlagen und die Frau befreien wollte. Bin ich nur erst groß, so haue ich diese Eisen mit einem Säbel entzwei, sagte ich.

Von dem Rigorismus, welcher zu jener Zeit in der Erziehung herrschte, — und das nicht blos bei rohen Eltern der niedersten Klassen — hat man gegenwärtig kaum einen Begriff mehr. Er mochte wohl

auch sein Gutes haben, denn es sind aus meinen damaligen Schulkameraden mehrere recht tüchtige Männer geworden; er konnte auch ebenso gut Bösewichter machen. Man wird nachstehendes Factum unglaublich finden. Der Sohn eines Fleischers, welcher seine Kinder wahrhaft barbarisch erzog, machte eine Conspiration, in welche ich und mein Bruder gezogen wurden, vor der sich die Haare sträuben. Es waren unser acht Knaben, die in einen benachbarten Wald gehen und den entsetzlichsten Selbstmord verüben wollten. Der Sohn des Fleischers wollte ein scharfgeschliffenes Schlachtmesser seines Vaters mitnehmen, und uns allen und zuletzt sich den Hals abschneiden. Die Furcht vor dem Tode, welche bei einigen erwachte, zerstörte den Plan. Jener meinte, wenn wir die That ausgeführt hätten, so würden sich unsere Väter recht ärgern, und das sollte unsere Rache sein. Bei der religiösen Richtung meines Gemüths, die durch meine wahrhaft fromme Mutter, sowie auch durch meinen Vater unterhalten und gestärkt wurde, wäre es wohl zu verwundern, wie ich und mein Bruder uns so fortreißen lassen konnten, wenn es nicht die überaus große Strenge unseres Vaters erklärbar machte.

Einer Schwäche aber machte sich derselbe schuldig und zwar der, daß er auf bloße Angeberei und ohne Anhörung der Entschuldigung immer sogleich das Strafinstrument handhabte. So war eine meiner Schwestern etwas zänkisch und unverträglich und meine Brüder und ich geriethen daher oft mit ihr in Streit. Schadenfroh sagte sie dann: „ich werde es dem Vater sagen," was sie auch stets that und uns damit eine Tracht Hiebe bereitete.

Durch mein Talent und meine gute Aufführung hatte ich mir nicht blos die Liebe meiner Lehrer, sondern auch des Schulaufsehers, des Pastors, Namens Minor, erworben. Er lieh mir lehrreiche Bücher und unterhielt sich stets, wenn ich mir dieselben bei ihm holte, sehr liebreich mit mir. Auf seinen Rath hielt ich mir auch ein Tagebuch, worin ich Alles, was besondern Eindruck auf mich machte, niederschrieb. Bis jetzt habe ich ein solches Tag für Tag fortgeführt, und es hat dasselbe einen unschätzbaren Werth für mich, da es mir alle Begebenheiten meines Lebens mit documentarischer Richtigkeit vor's Gedächtniß führt.

Mein Geist fühlte sich in der Lage, wo ich lebte, wie in Fesseln ge-

schlagen, aber seinem Ringen nach Freiheit öffnete sich keine Aussicht. Im höchsten Grade niederdrückend war mir die Vorstellung von der ewig wiederkehrenden Einförmigkeit meiner Beschäftigungen, besonders deren in der Profession meines Vaters. Nur der Sommer brachte mir einige Erleichterung, wo ich und meine Geschwister den Eltern bei den Feldarbeiten halfen, bei denen ich in der freien Natur war, und welche mir doch hin und wieder etwas zu denken gaben. Zudem stimmten sie auch ganz zu meinen Neigungen. Manch' kleine Begebenheit ist mir noch aus jener Zeit, über welche schon weit mehr als ein halbes Jahrhundert gegangen, erinnerlich. So unter anderem mußten wir einst die Disteln aus einem Acker jäten, und stießen manchen schweren Seufzer dabei aus. Da fand mein Bruder eine gelbe Marke, die wir nicht kannten, bis uns mein Vater, dem wir sie brachten, belehrte, daß es ein Souverain'or war. Jetzt machte die Freude, daß wir das Stechen der Disteln nicht mehr fühlten, obgleich uns der Vater nur eine Kleinigkeit für den Fund gab, den wir freudig in unsere Sparbüchse verschlossen. — Das Goldstück war wahrscheinlich von einem östreichischen Offizier im siebenjährigen Kriege verloren worden, denn es hatten in der Gegend mehrere Scharmützel stattgefunden.

Was unsere Sparbüchse betraf, so habe ich davon Folgendes zu sagen: Wir durften schon von unserem fünften Jahre ab nicht müßig gehen, mußten vielmehr fleißig Strümpfe stricken, um uns dadurch etwas zu verdienen, was sich freilich nicht hoch belief, da die Ablohnung eine sehr niedrige war. Die Menge von Strumpfstrickern, welche seit lange in Gottesberg ansässig waren und noch sind, bedürfen vieler Hände, um so viel fertig zu schaffen, wie ihr Gewerbe erfordert. Diese Arbeit können auch Kinder leisten, was insofern sehr wohlthätig ist, als dieselben sich dadurch von Jugend auf an Fleiß gewöhnen, sie auch ihren Eltern durch die erhaltene Ablohnung eine Erleichterung verschaffen. Meine Geschwister und ich wurden ebenfalls zu dieser Arbeit angehalten und wir gehörten nicht zu den Kindern, die in Geschicklichkeit und Fleiß gegen die andern zurückstanden. Was wir verdienten, kam in die Sparbüchse, und was wir darin sammelten, das ward auf unsere Bekleidung verwandt. Oft kam es vor, daß wir mit anderen unserer Kameraden halbe Nächte

hindurch strickten, um nur recht viel aufzubringen. So ward denn bei mir ein fester Grund zum Fleiß gelegt, und es hat dieser Grund bis in mein spätes Alter gehalten. Denn auch jetzt läßt es mich nicht rasten, und ich fühle stets eine gewisse Unruhe, wenn ich unbeschäftigt bin. Es hat sich bei mir das Sprichwort bewahrheitet: „Jung gewohnt, alt gethan."

Bei dem Stricken kamen viele sogenannte Rocken- und Lichtengänge vor, wo die Nachbarskinder sich zusammenfanden und sich zu gegenseitigem Fleiße antrieben, indem Wettstricken in der Art gemacht wurden, daß man ein gewisses Quantum von Wolle, worin Jedes seinen Faden hatte, zusammenlegte und nun darauf losarbeitete, wer zuerst damit fertig sein würde. Ich hatte die Genugthuung, daß ich oft Sieger war. Es war in dem Ganzen etwas Idyllisches, was uns unsere sonstige drückende Lage erleichterte, und um volle Poesie hineinzubringen, kamen auch zärtliche Neigungen zwischen Knaben und Mädchen vor. Ich erinnere mich ein Paar solcher schon aus meinem zwölften und dreizehnten Jahre, von denen mein Herz heute noch in der Erinnerung berührt wird. — Ich muß aus diesem Zusammensein etwas erzählen, was den Aberglauben eines schwachen Gemüths stärken könnte. Einstmals kam eine Zigeunerin in unsern Kreis, die sich erbot, einem Jeden von uns für den Preis von drei Pfennigen zu wahrsagen. Die Reihe kam an Alle. Mir verkündete sie Folgendes: ich würde nicht bei meinem dermaligen Stande bleiben, sondern würde studiren und weiterhin eine glänzende Laufbahn machen. Nach Vollendung meiner Studien, bei denen ich viel Hindernisse zu überwinden haben würde, sollte ich in ein großes Haus kommen, aus welchem ich am Ende die Tochter heirathen würde. Meine Laufbahn, so hieß es weiter, werde sich dann ändern, aber eine mir ganz zusagende werden. Auf derselben werde ich sehr viele Reisen machen und mit einer Menge hochgestellter Männer in Verbindung kommen. Zuletzt prophezeite mir die Sibylle noch ein hohes Alter. — Wenn man bedenkt, wie wenig Wahrscheinlichkeit in meiner damaligen Lage auch nur für ein einziges der wahrgesagten Ereignisse war, so muß man in der That erstaunen, daß fast Alles wörtlich eingetroffen ist, wie der Leser im weiteren Verfolg dieser meiner Denkwürdigkeiten sehen wird.

Meine Eltern hielten uns fleißig zum Kirchengehen an, was mir weit mehr eine Freude als ein Zwang war. Aber auch zu Hause wurden Andachtsübungen gehalten, die vornehmlich in Absingung von geistlichen Liedern bestanden. Mein Vater war Vorsänger: er hatte eine recht gute Tenorstimme und auch ein sehr richtiges Gehör. Da es nun mit unserem Gesange schwach ging, und wir stark detonirten, so gab es zuweilen Püffe, wenn wir darin zu weit gingen, und wir waren stets auf solche gefaßt, wenn des Vaters Stimme sich sehr hob und allenfalls einen halben Ton über die Note ging. So ward uns denn auch der Gesang, der uns in der Kirche ergötzte und erbaute, zur häuslichen Qual.

Die Prophezeihung der Zigeunerin hatte Ideen in mir erweckt, die ich mir nicht zur vollen Klarheit bringen mochte und auch nicht konnte. Der Wunsch studiren zu können, hatte sich von meinem zehnten Jahre an — wenn auch nur leise — geregt. Jetzt tauchte er mächtiger auf, nur ließ ich ihn gegen keinen Menschen, auch nicht gegen meine Brüder, laut werden. Wohl war er ein so kühner, daß ich selbst davor erschrecken mußte, denn seine Erfüllung lag, dem Anscheine nach, völlig im Reiche der Unmöglichkeit. Pastor zu werden, war für mich eine Perspective, die mich bezauberte. An Jurist oder Arzt dachte ich nicht. Freilich war ich schon in meinem elften Jahre ein Pastor gewesen, aber in der deutschen Bedeutung, denn ich hatte einen Sommer hindurch die Kühe meiner Eltern gehütet.

Unter den Mitteln, die ich versuchte, meinen Vater zu bestimmen, seine Einwilligung dazu zu geben, daß ich Theologie studiren dürfe, wählte ich auch das: Predigten auszuarbeiten und diese vor einer Versammlung von Verwandten und Bekannten zu halten. Es bildete sich da eine Art von Conventikeln. Es ward auf eine Erhöhung ein Tisch gestellt, hinter welchem ich stand und meinen Vortrag hielt. Als Nachahmung des kirchlichen Gottesdienstes ward zuvor gesungen und ich trat sodann beim letzten Verse des Liedes in die Versammlung, bestieg die Erhöhung und sprach dann mit vieler Salbung. Unter den Zuhörern war ein Bruder meines Vaters, ein schwärmerisch religiöser Mann, der stets von meinen Vorträgen ganz besonders hingerissen wurde, und der auch in der Folge viel Einfluß auf meinen Vater bei dessen Zustimmung

zum Studiren hatte. Meine Predigten waren in aller Form abgefaßt, mit einem Exordium und darauf vollständige Exposition des Textes. Ich war damals fünfzehn Jahre alt.

Hier will ich ein Intermezzo einschalten, was für mich und meine Geschwister eine gewisse Bedeutung hatte. Als im Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Preußen eine bewaffnete Demonstration gegen Oestreich zu Gunsten der Türkei machte, ward die Grenze der ganzen Länge nach gegen Böhmen und Mähren besetzt und so bekam denn auch meine Vaterstadt starke Einquartirung. In unserem Hause lagen da zuweilen sechs und mehr Soldaten. Für uns Kinder war das eine große Unterhaltung und wir freuten uns immer ungemein, wenn wieder neue Truppen einrückten, so groß auch sonst die Abneigung vor dem Soldatenstande bei uns war, die sich durch einen Auftritt, den ich bald erzählen werde, erzeugt hatte. Unsere erste Einquartirung bestand aus drei Mann, deren Namen ich sogar noch weiß; sie hießen Wedel — Philipp — und Saft, und waren Brandenburger, die uns durch ihren Sprachdialekt interessirten. Meine Brüder und ich halfen ihnen die Gewehre putzen und sie trieben mit uns allerlei Kurzweil. Kam aber die Rede auf den bevorstehenden Krieg mit Oestreich, so schimpften die ersten beiden gewaltig auf die Feinde und versprachen ihnen preußische Tapferkeit zu zeigen. Nur der dritte war still und in sich gekehrt, und man sah sogar zuweilen eine Thräne in seinen Augen. Die andern beiden verspotteten ihn deßwegen und erzählten, er habe daheim eine junge Frau und zwei Kinder, um die er sich härme. Da erinnere ich mich, daß neben der Theilnahme, die ich im Herzen für ihn fühlte, doch auch ein gewisser Unwille in mir sich regte, weil ich der Meinung war, ein Soldat dürfe nicht so weichmüthig sein.

Beim Abmarsch begleiteten wir, meine Brüder und ich, sowie viele andere Knaben gewöhnlich die Soldaten und trugen ihnen Gewehre und Tornister. Es ist mir das alles noch so lebhaft erinnerlich, als läge nicht ein halbes Jahrhundert, sondern kaum ein Jahrzehnt dazwischen. Das Interesse aber, welches ich und meine Kameraden an den Soldaten nahmen, hatte eine doppelte Quelle. Zum ersten waren uns dieselben

eine höchst seltene Erscheinung, und zum zweiten waren wir sehr patriotisch preußisch gesinnt, so zwar, daß wenn unter uns Soldaten gespielt wurde, stets die eine Partei Preußen und die andere Oestreicher vorstellte. Unser Patriotismus machte uns parteiisch, so daß wir fast immer die Schwächsten auf Seite der Oestreicher stellten und der Kampf dann natürlich zu Gunsten der Preußen ausfiel. Diese unsere politische Gesinnung war durch mancherlei Ursachen erzeugt und befestigt worden. Die Zeit Friedrich des Großen lag noch so nahe, und es lebten im Städtchen noch mehrere Veteranen, welche die Feldzüge unter ihm mitgemacht hatten. Auch mein Großvater gehörte zu denselben, der uns nie glücklicher machen konnte, als wenn er vom siebenjährigen Kriege und vom alten Fritz erzählte. Sodann war meine Vaterstadt streng protestantisch und sie hatte die Begünstigung einer eigenen Kirche erst durch Friedrich den Großen bei der Besitznahme Schlesiens erhalten. Die Gesinnung aber, wie sie damals herrschte, traf man im schlesischen Gebirge überall, sowie im größten Theile des Landes, und wenn sie sich in der gegenwärtigen Zeit etwas gemildert hat, so herrscht sie nichtsdestoweniger immer noch vor, und sie ist eine Kluft zwischen Preußisch-Schlesien und Oestreich, die sich erst damit schließen könnte, wenn durch ein einiges Deutschland beide Staaten in engere Verbindung treten sollten.

Der Auftritt, welcher mir den Soldatenstand zu einem Schreckgespenst gemacht hatte, auf den ich vorhin deutete, war folgender: Ein junger Mann von 18 Jahren hatte das Unglück, sehr lang gewachsen zu sein, so daß er 5 Fuß 16 Zoll maß. Mit seiner Größe stand aber sein persönlicher Muth nicht im Verhältniß, denn er hatte eine große Angst vor dem Soldatenwerden, was ihm so sicher in Aussicht stand. Da ward er einst in der Nacht plötzlich festgenommen und nach damaliger, empörender Sitte, wie ein Verbrecher in Ketten zum Militair abgeführt. In seiner Familie veranlaßte das ein entsetzliches Jammern und Wehklagen, wovon ich, da sie nicht weit von uns wohnte, Zeuge war, und was auch mir den Soldatenstand im düstersten Lichte zeigte. Diese empörende Art, Rekruten an die Regimenter gefesselt abzuliefern, war aus Besorgniß, sie möchten unterwegs entweichen, eingeführt worden. Wie stand es denn nun in dieser Hinsicht um die gerühmte gute, alte Zeit? —

Der junge Mann kam unter die Garde, und machte jedesmal, wenn er auf Urlaub kam, große Sensation im Städtchen.

Spreche ich einmal vom Soldatenwesen, so muß ich auch noch erzählen, welch großen Antheil man damals in meiner kleinen Vaterstadt, wo sonst das Philisterthum noch in seiner ganzen Starrheit existirte, an den Zeitbegebenheiten nahm. Es war die gegen die französische Revolution gerichtete Rheincampagne, die soviel besprochen und wo so sehr nach Neuigkeiten gehascht wurde, daß selbst wir Kinder daran Theil nahmen, so zwar, daß eine Nachäffung der Zeitung, die ein speculativer Kopf unter meinen Kameraden schrieb, große Theilnahme fand, so daß sich fast sämmtliche Schüler der ersten Klasse, in welcher ich saß, mit einem metallenen Knopf dabei abonnirten. Solche Knöpfe waren gangbare Münze, deren Werth nach dem verschiedenen Metall, woraus sie bestanden, variirte. Am Ende aber stand derselbe eben so sicher und fest, wie der von den Papierschnitzeln der zerschnittenen östreichischen Banknoten.

Zum Belege, wie meine Mutter durch ihren milden und religiösen Sinn auf meinen Vater einwirkte, will ich hier einen Fall erzählen, der mir noch sehr lebhaft erinnerlich ist. Mein Vater, ein streng rechtlicher, religiöser und musterhaft nüchterner Mann, pflegte, wenn er sich einmal eine Erholung gönnen wollte (was aber nur an Sonntagen zu geschehen pflegte), in ein benachbartes Dorf zu gehen, wo gutes Bier war und wo man stets Bürger aus Gottesberg traf. Zuweilen begleiteten auch die Frauen ihre Männer dahin. Das that auch einst meine Mutter, die mich, um mir eine Freude zu machen, mitnahm. Das Bier war gut und stark, die Gesellschaft heiter und zum Trinken geneigt. Da versah es mein Vater und trank sich einen Rausch. Nun aber hatte er die Schwäche, daß er in solchem Zustande etwas ruhmrednerisch war und leicht mit Andern Streit bekam, was auch hier geschah. Meiner Mutter gelang es, ihn zum Nachhausegehen zu bewegen, bevor der Zank heftig wurde, indeß konnte er seinen Groll nicht vergessen und schimpfte auf dem Rückwege heftig auf seine Gegner. Es war eine herrliche, sternhelle Nacht. Da blickte meine Mutter empor, nahm den Vater bei der Hand und sagte zu ihm: „Sieh, die Sterne da oben werden einst Zeuge sein von solcher unnützen, Gott mißfälligen Rede.“ Das wirkte wie ein elektrischer Schlag. Augenblicklich ward mein Vater still und

ruhig und blieb in sich gekehrt auf dem ganzen übrigen Wege nach Hause. — Noch viele solche und ähnliche Erinnerungen tauchen in meinem Gedächtniß auf, die ich aber hier nicht niederschreibe, um den Leser nicht zu langweilen.

Ich habe von meiner frühesten Jugend an die Einsamkeit mehr als die Gesellschaft geliebt, auch sehnte ich mich trotz der Furcht immer wieder in's elterliche Haus zurück, wenn ich auch nur Tage und Stunden außer demselben war. Damals hatte ich keine Ahnung davon, daß ich später so viele Reisen machen und so oft und lange von der Heimath entfernt sein würde. Aber ein leises Heimweh ist mir bis in mein jetziges Alter geblieben, so daß ich auch noch gegenwärtig bei jeder Abwesenheit von zu Hause, immer die Stunden zähle, wenn ich wieder zurück sein werde.

Mein Leben in meiner Eltern Hause floß zwischen der Beschäftigung mit der Profession meines Vaters und zwischen dem Betriebe der Landwirthschaft hin, denn es hatte, wie ich schon angab, mein Vater neben seiner Profession eine kleine Oekonomie, in welcher wir den Sommer hindurch den größten Theil der Zeit arbeiteten. Wenn ich da bei irgend einer Beschäftigung allein war, so fühlte ich mich ganz besonders wohl und war immer sehr fleißig, so daß ich von meinem Vater oft gelobt wurde, was er und zwar aus Grundsatz sonst nie that, weil er glaubte, sich damit etwas von seiner väterlichen Autorität zu vergeben. Wenn junge Leute des jetzigen Zeitalters dies vielleicht unglaublich finden sollten, so kann ich doch versichern, daß es nicht anders war. Zwischen dieser Strenge leuchteten nur zuweilen Funken väterlicher Zärtlichkeit durch. So unter anderm bekam ich einst in meinem zehnten Jahre einen heftigen Anfall von Kolik, wo man für mein Leben fürchtete, und da sah ich meinen Vater ängstlich um mich besorgt, ja ich kann sagen, fast mehr als meine Mutter, denn bei ihr ward die Mutterliebe zuweilen durch den Wunsch: es möchte ihr von den vielen Kindern doch wenigstens eins sterben, in Schatten gestellt. — Oft habe ich sie die Eltern beneiden gehört, denen die Kinder starben oder die gar keine hatten. Wer wollte sie aber deßhalb hart richten, da die Nahrungssorgen ihr solche Aeußerungen auspreßten und da sie bei ihrem frommen und religiösen Sinn die gestorbenen Kinder im Himmel sah. — So lange indeß der Tod an uns vorübergegangen war, so kam er endlich doch, denn er raffte in kurzer Zeit meine vier jüngsten Geschwister hinweg.

Von Natur war ich mit einer schnellen und scharfen Auffassungsgabe versehen und es ward mir das Lernen leicht, so daß ich von meinen Lehrern fast nie Strafe und nur selten leichte Verweise bekam. Meine übrigen Geschwister erfreuten sich fast ohne Ausnahme derselben Gunst. Das war auch unser Glück; denn merkte unser Vater, daß eines von uns in der Schule gestraft worden war, so bekam es, wie ich schon angab, ohne alle weitere Untersuchung noch eine Tracht nach, weil er voraussetzte, daß jene verdient, aber noch zu gelinde gewesen sei. Dies alles war bei ihm Grundsatz und er würde geglaubt haben seiner Pflicht nicht zu genügen, wenn er anders gehandelt hätte.

Meine Eltern genossen bei allen Menschen den Ruf des größten Fleißes und der strengsten Redlichkeit. In seiner Profession, sowie im Ackerbau, war mein Vater in hohem Grade pünktlich, besonnen und verständig, womit er noch einen eisernen Fleiß vereinigte. So kam es denn, daß unsere Felder sich jederzeit vor denen der Nachbarn auszeichneten, und so klein auch die Flächen waren, so lohnende Erträge hatten wir doch. Beim Getreide hatten unsere Felder gewöhnlich das Mißgeschick, daß es lagerte, und daß, da der Boden sehr graswüchsig war, das Gras darüber emporwuchs. Mein Vater sah ein, daß er diesem Uebelstande nur durch tieferes Pflügen abhelfen könnte; aber das auszuführen unterlag großen Schwierigkeiten, da wir wegen der Kleinheit des Besitzes kein eignes Gespann hielten und die Aecker durch fremdes bestellen lassen mußten. — Dennoch ernteten wir auf undankbarem Gebirgsboden oft mehr als zehn Scheffel vom Morgen, d. i. die achtfache Einsaat. Besonders gut stand es um unsere Wiesen und Gräsereien, denn diese wurden mit Bleichäscher gedüngt, und wo es irgend anging, gewässert. So hatten wir denn auch stets einen sehr üppigen Graswuchs und hielten auf einer Fläche von etwa 30 Morgen Aecker und Wiesen vier Kühe so gut aus, daß von diesen nicht allein die ganze Haushaltung versorgt wurde, sondern daß meine Mutter noch soviel an Milch und Butter verkaufen konnte, um davon die häuslichen Ausgaben zu bestreiten. Ich erinnere mich noch sehr deutlich, daß wir einstens eine schwarze Kuh hatten, die sich in Milchergiebigkeit ganz besonders auszeichnete und die, wenn sie neumelke war, täglich 30—36 Quart Breslauer (= $^4/_7$ preuß. Quart) Milch gab.

Unweit meines elterlichen Hauses hatten wir ein Stückchen Gräserei von etwas über einen Morgen, welches eine unglaubliche Menge Gras lieferte, indem es den Sommer hindurch 4—5mal gemäht wurde. Die Sache war aber diese. Bei jedem Regenguß schoß in der Stadt eine Menge Wasser zusammen, welches zwischen den Häusern hindurch (die Stadt ist ohne Mauern) auf diese Gräserei floß. Im Zusammenhange mit der meines Vaters hatten unsere Nachbarn ebenfalls jeder seinen Theil. Wenn nun ein solcher Regenguß fiel, sah man sie sämmtlich einen jeden mit einem Spaten beschäftigt, das Wasser auf alle Plätzchen zu leiten. Da dasselbe nun viele gaile Stoffe führte, so that diese Wässerung eine außerordentliche Wirkung und brachte eben jenen bewundernswerthen Graswuchs hervor; hätte man nachrechnen wollen, zu welchem Werthe sich dort der Morgen verzinsete, so würde er auf mehrere hundert Thaler gestiegen sein. Mir gewährte es besondere Freude, wenn ich bei dieser Wässerung mit Hand anlegen durfte.

Unser Ackerbausystem war ein eigenthümliches, war aber nichtsdestoweniger sehr einträglich. Ich habe schon gesagt, daß die Aecker sehr gewüchsig waren. Da nun die Viehhaltung, wie ich schon nachgewiesen, sehr einträglich war, so wurde diese Graswüchsigkeit dazu benützt, Grasbrache zu halten, die gewöhnlich zwei Jahre liegen blieb und alle Jahre zwei Schnitte des vortrefflichsten Heues gab. Klee wurde nicht viel gebaut, weil man damals noch allgemein das Vorurtheil hatte, er sauge den Acker sehr aus. Da nun unsere Düngererzeugung im Verhältniß der Ackerfläche sehr bedeutend war, so konnten wir auch die zum Fruchttragen bestimmten Flächen sehr stark begailen, und daher kam es eben, daß wir immer soviel Lagergetreide hatten. Wie weit mein Vater den Fleiß trieb, bewies er damit, daß er an die Berglehnen, wo das Wasser die gute Erde von oben nach unten schwemmte, sie mit der Schubkarre wieder hinauf fuhr, wobei meine Geschwister und ich tüchtig helfen mußten. Wenn überhaupt Jemand, so aß er im vollsten Sinne des Worts sein Brot im Schweiße seines Angesichts.

Unsere Wiesen wurden der Reihe nach, wie ich schon andeutete, mit Aescher von benachbarten Bleichen gedüngt und auch dieser ward meistentheils mit dem Schubkarren angefahren. Der Graswuchs war überschweng-

lich an Menge und Güte und es war ganz auffallend, wie wir im Sommer das herrlichste Gras bekamen und unsere Wiesen sich vor denen der Nachbarn auszeichneten. Da nun unsere Kühe den Winter hindurch fast einzig und allein von solchem vortrefflichen Heu ernährt wurden, und da sie nebenbei noch immer gute Tränke erhielten, so kann man es sich wohl leicht erklären, daß sie viele Milch gaben. Zudem wurden die schlechten Nutzkühe immer bald ausgemärzt und fanden, da sie stets im Mastzustande waren, an den Fleischern willige Käufer. Ich vermag es nicht genau anzugeben, kann aber wohl versichern, daß meine Mutter jede Kuh jährlich höher als zu 60 Thlr. brutto ausnutzte.

Bei der Ausübung unserer Arbeit mußten wir uns pünktlich nach dem Willen und den Anordnungen des Vaters richten, und es ward jede Eigenmächtigkeit streng gerügt. So hatte er unter anderm beim Abtrocknen des Heues die Methode, continuirlich darin zu arbeiten und es immer umzuwenden, bevor noch die eine Seite recht abgetrocknet war. Wir mußten uns dem fügen, wenn es auch gegen unsere Ueberzeugung stritt und wenn wir uns auch zuweilen gern etwas Arbeit erspart hätten. Einstmals aber, als er gerade abwesend sein mußte, folgten wir unserer Ansicht, die noch durch die Art und Weise, die wir bei Anderen beobachteten, bestätigt wurde. Es war nämlich unser Nachbar fast der gerade Gegensatz von unserem Vater, und was dieser zu viel that, das that jener zu wenig. Dennoch sahen wir, daß er sein Heu, wenn nicht grade sehr ungünstige Witterung war, ebenso gut und schön einbrachte, wie wir. So verfuhren wir denn einmal nach unserer Methode und wandten das Heu nur halb so oft wie sonst um, und siehe da, es behielt eine frischere Farbe und einen kräftigeren Geruch, weil es von Luft und Sonne nicht so ausgezogen war. Meine Mutter rühmte dasselbe vorzüglich, und als es der Vater endlich erfuhr, wie wir gehandelt hatten, billigte er es zwar direct nicht, gab uns aber auch keinen Verweis, ja war in der Folge auch nachsichtiger und ersparte uns die viele unnütze Arbeit.

Die Natur hat mir einen etwas heftigen Charakter gegeben, der mir in meiner Jugend viel zu schaffen gemacht hat. Ich gerieth oft in schrecklichen Jähzorn und hätte da jeden umbringen mögen, der mich auf irgend eine Art reizte. So schlug ich einst meinen Gespielen

mit einem dicken Knittel dermaßen an's Bein, daß er zusammensank und daß wir glaubten, das Bein sei gebrochen. Sobald ich mich aber in meiner Wuth so weit vergangen hatte, kam ich augenblicklich zur Besinnung und hätte das Geschehene mit meinem Leben wieder gut machen mögen. Dieses Uebergehen von einem Extrem zum andern hat mir in meinem Leben viel geschadet, mich zu mancher übereilten Handlung verleitet, mir Feinde zugezogen und meine Freunde mir zuweilen entfremdet.

Bis zu meinem vierzehnten Lebensjahr war meine Lebensbahn einfach und ohne sonderliche Hindernisse. Das glückliche Talent der leichten Auffassung machte, daß mich meine Lehrer auszeichneten, was auch namentlich von dem Pastor des Ortes geschah, der mich in zwiefacher Hinsicht liebgewonnen, nämlich wegen meines guten Lernens und wegen meines frommen religiösen Sinnes, der fast bis zur Schwärmerei ging, aber keineswegs den schiefen Begriff von Pietismus erreichte. Ich kann sagen, es war wahrhaft kindliche Frömmigkeit, die mich erfüllte. An Sonn- und Festtagen sowie in den Feierstunden beschäftigte ich mich in meinem zwölften und dreizehnten Jahre damit, Ausarbeitungen und zwar in Briefform, zu machen. Ich ließ da zwei Freunde auftreten, welche sich ihre Lebensansichten mittheilten. Sie athmeten durchgehends einen religiösen Geist und konnten für mein damaliges Alter als eine recht gute Arbeit gelten. Das war aber kein Wunder, denn ich legte ja darin mein tief religiöses Gemüth nieder. Als ich confirmirt wurde, hatte diese Richtung ihren höchsten Gipfel erreicht. Die selige Stimmung, in die ich versetzt war, ließ mich alles Andere vergessen und ich erinnere mich derselben auch jetzt noch mit großer Freude. Das Talent meines Geistes hatte die Aufmerksamkeit der Gattin meines Seelsorgers erregt, und sie hatte die Aeußerung gethan, es sei schade, daß ich nicht studiren könne. Er selbst hatte, wie ich später erfuhr, dieselbe Ansicht, ließ sie aber nicht laut werden, weil er keine Möglichkeit sah, sie zu realisiren. In mir selbst aber hatte der Funke gezündet, nur fand er von außen nicht die mindeste Nahrung und ich mußte ihn unterdrücken. Indeß bekam er nach ein Paar Jahren neue Anregung. Ich entbrannte in reiner Liebe zur Tochter des Pastors. Mir selbst kaum, geschweige denn sonst irgend einem Menschen wagte ich meine Gefühle zu gestehen: tief im Herzen verschlossen beschäftigten sie mich Tag und Nacht. Wenn ich studiren könnte, dachte ich, so thäte sich mir

die Möglichkeit auf, die einst mein zu nennen, welche jetzt meine ganze Welt war. Mittlerweile aber hatte ich die Profession meines Vaters erlernt und war siebenzehn Jahr alt geworden. Welch' ungeheure Hindernisse lagen da zwischen der Wirklichkeit und der Ausführung meines heißesten Wunsches! — Doch was wäre wohl der Liebe zu schwer? — Ich vertraute zuerst meinem Seelsorger, was in mir vorging, hütete mich aber sorgfältig, auch nur einen leisen Wink von meiner Liebe zu geben, weil ich fürchtete, damit Alles zu verderben. Nur der Drang nach Wissen und die Absicht, ein Diener der Religion zu werden, um meinem frommen Triebe recht folgen zu können, waren es, die ich als Antrieb zum Studiren angab. Der Pastor war bestürzt, als ich ihm diese Eröffnung machte, weil er wußte, daß es fast im Reiche der Unmöglichkeit läge, meine gefaßte Idee auszuführen. Indeß schlug er meine Hoffnung nicht nieder und versprach seinerseits Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, um mich dem Ziele entgegenzuführen, nach welchem ich strebte. Er hat redlich Wort gehalten und ich segne noch heute seine Asche, denn ohne ihn wäre ich wohl bis an mein Ende in jener Sphäre geblieben, in welche mich meine Geburt versetzt hatte und die für meinen strebenden Geist stets eine gedrückte hätte sein müssen. Es war aber jetzt eine schwere Aufgabe, meinem Vater meinen Entschluß mitzutheilen, auch war nur sehr schwache Aussicht auf Genehmigung. Dies mündlich zu thun fehlte mir der Muth, ich schrieb daher an ihn, was sonderbar genug war, da wir täglich und stündlich zusammenlebten. Die Antwort, natürlich von ihm mündlich gegeben, war geradezu abschläglich, ja sogar scheltend, daß ich es wagen konnte einen solchen Gedanken zu fassen, da er mir ja nicht einen Groschen zur Ausführung desselben zu geben im Stande sei. Zu alledem trat noch ein anderes Hinderniß. Ich war nämlich meinem Vater in seiner Profession unentbehrlich geworden und das um so mehr, als mein ältester Bruder, der dieselbe ebenfalls erlernt und meinem Vater als Gehülfe treulich zur Hand gestanden hatte, im Begriff war in die Fremde zu gehen. Es schreckte mich aber Alles nicht ab. Der Pastor übernahm es meinen Vater für meine Idee zu gewinnen, was allerdings eine schwere Arbeit war. Endlich gab er soweit nach, daß ein Versuch mit mir durch Privatstunden gemacht werden und ich da den Beweis liefern sollte, ob mein Talent und mein Fleiß groß

genug sein würden, alle Schwierigkeiten zu besiegen. Wo die pekuniären Mittel herkommen sollten, darüber konnten wir uns alle drei noch keine Rechenschaft geben.

So begannen denn die Privatstunden, die der Pastor und sein Kollege, der Nachmittagsprediger und Schulrector übernahmen. Die Aufgabe war eine große und höchst schwierige. Denn ich hatte in der Stadtschule, die ich bis zum 14. Jahre besucht, von fremden Sprachen kein Wort erlernt und sollte nun mit dreien zugleich beginnen. Lateinisch, Französisch und Griechisch ward gleichzeitig vorgenommen. Bei Letzterem mußte ich vom Alphabet anfangen. Zwei Lehrstunden des Tages, die ich früh von 5—7 Uhr hatte, fingen von Ostern an. Noch hätte Alles gut gehen können, wenn nicht mein Vater, der mich von meinem Entschluß abbringen wollte, verlangt hätte, daß ich jedesmal, sobald ich nach Hause kam, nur rasch meine Kleider wechseln, nebenbei in aller Eile mein Frühstück nehmen und in der nächsten Viertelstunde wieder an meiner Arbeit sein mußte. So blieb mir denn zur Wiederholung nur der Abend, wenn die Arbeit um 8—9 Uhr vollendet war. Allerdings eine harte Aufgabe, zu deren Lösung ich nur durch meine heiße Liebe befähigt wurde. Zweimal aber wollte es mir doch zu viel werden, und ich war nahe daran, Alles aufzugeben; aber beide Mal fügte es der Himmel, daß ich in meinem Entschlusse wieder fest wurde. Das erste Mal wollte mich die Last der Arbeit niederdrücken; als ich im Lateinischen an's Uebersetzen kam und nebenbei im Griechischen und Französischen soviel zu lernen hatte. Aber grade als ich es nicht mehr durchsetzen zu können glaubte, machte der Pastor mit seiner Familie einen Abendbesuch bei meinen Eltern. Wir jungen Leute, nämlich sein Sohn und seine Tochter, meine Geschwister und ich, beschäftigten uns zur Unterhaltung mit Lösung von Räthseln, und es gelang mir alle die, welche sie — meine Sonne — aufgab, zu lösen, was mir freundliche Blicke von ihr gewann und mich auf's Neue entzündete. Des anderen Tages ging das Lernen besser denn je und ich überwand alle Schwierigkeiten. Später, als ich zur griechischen Konjugation und vornehmlich zu den irregulären Zeitwörtern kam, wurde die Last schwerer denn je, und da ich noch dazu die Unzufriedenheit meiner Lehrer wahrzunehmen glaubte, so ergriff mich eine Art von Verzweifelung, die endlich in Resignation überging und mich zu dem Ent-

schlusse trieb, meinem Vater mitzutheilen, ich wollte das Studiren aufgeben. Das sollte in einigen Stunden geschehen, als ich aus einem Dachfenster des elterlichen Hauses die im Garten unseres Nachbars, ihres Onkels, erblickte, die allein im Stande war mir neuen Muth und neuen Geist zu geben. Und so setzte ich es denn durch, daß ich nach einem halben Jahre soweit kam, im Lateinischen leichte Autoren zu verstehen, im Griechischen mit Uebersetzen anzufangen und im Französischen fertig zu lesen, auch wohl das Meiste zu verstehn. Nur meine leichte Auffassung, vor allem aber mein glückliches Gedächtniß machten es möglich in so kurzer Zeit und mit so wenig Unterricht so weit zu kommen. Da ich nun auf eine Schule abgehn sollte und die Wahl einer solchen schwer wurde, so thürmten sich neue Hindernisse auf.

Meine Mutter hatte einen Bruder, der Literat und Lehrer an einem Gymnasium war. Nun hätte man freilich glauben mögen, es sei das Einfachste: daß mich dieser zu sich nehmen und die Schule besuchen lassen würde. Ich habe jedoch mein ganzes Leben hindurch mit Verwandten das wenigste Glück gehabt. Zudem war mein Onkel unverheirathet und nebenbei ein wenig hypochondrisch. Seine Antwort auf einen Brief und resp. Anfrage des Pastors, weiß ich noch heute, nach mehr als funfzig Jahren, auswendig. Er jammerte über die Zumuthung und meinte, er habe eine solche schon längst gefürchtet, wolle aber, da ich bei dem Gymnasium, wo er fungirte, in keinem Falle ankommen könne, an die Direction des Waisenhauses nach Bunzlau schreiben. Kurze Zeit darauf theilte er uns mit, er habe das gethan und ich sollte dort als Freischüler aufgenommen werden.

Indeß war der Himmel damit nicht einverstanden. Ein Gewerbsgenosse meines Vaters aus der benachbarten Stadt Landshut theilte diesem mit, daß an der dasigen Schule, die zwar nur ein Lyceum sei, mehrere Stiftungen wären, deren Einkommen den Schülern zu gute käme. Er wollte sich verwenden, könne auch in Voraus Hoffnung machen, daß mir alsbald ein Beneficium zu Theil werden solle, und erbot sich außerdem, mich bei sich für sehr billige Vergütigung in Wohnung und Kost zu nehmen. Das kam meinem Vater völlig gelegen und da auch der Pastor damit einverstanden war, so ward alsbald dort angefragt. Die Antwort war

günstig und mein Abgang dahin ward festgesetzt. Mein Onkel zeigte über diesen Ausgang der Sache besondere Freude. — Ehe ich jedoch zu meiner literarischen Laufbahn übergehe, will ich noch Einiges mittheilen über meine landwirthschaftliche Praxis im elterlichen Hause.

In unserer Oekonomie ward der Kartoffelbau für die damalige Zeit (in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) ziemlich stark betrieben, denn es verschaffte diese Frucht eine nicht unbedeutende Baar-Einnahme. Unsere Kartoffeln gingen reißend ab, da wir eine besonders gute Sorte bauten und da wir dieselben in der Regel auch etwas billiger verkauften als andere Leute, was meine Eltern weniger aus merkantilischen als aus humanistischen Grundsätzen thaten. Zudem war meistentheils meine Mutter die Verkäuferin, die den armen Leuten sehr reichliches Maaß gab. Wir bauten sie schon damals, trotzdem, daß wir kein eigenes Gespann hatten, mit der Pferdehacke an, bearbeiteten sie aber nach dem Behäufeln mit dem Pfluge, noch hintennach mit der Handhacke. Daher kam es auch, daß sie uns immer gut geriethen. Indeß erinnere ich mich auch Mißwachsjahre, unter andern des einen (ich glaube, es war das Jahr 1795), wo die Kartoffeln durch Näsſe verdarben, und eines andern, ein Paar Jahre früher oder später, wo die Knollen voller schwarzer Flecke und Schorfe waren, ähnlich, wie wir sie in neuerer Zeit beim Beginn der Kartoffelkrankheit gesehen. Beim Herausnehmen der Knollen spielte die Handhacke wieder die Hauptrolle und wir mußten Wochen lang damit ununterbrochen arbeiten, was dem Rücken eben nicht erfreulich war. Sie wurden sämmtlich eingekellert und mein Vater trug zum großen Theil die Säcke selbst ab. Um ihm die Arbeit abzunehmen, übten wir uns, meine Brüder und ich, zeitig in diesem Tragen. So trug ich, erst etwas über fünfzehn Jahre alt, Säcke von mehr als einem Centner Schwere und hatte darin bald soviel Uebung, daß mir die Sache ganz leicht wurde. Ich war jedoch zu hitzig und wollte es einem starken Manne gleich thun, der sich die Säcke allein vom Wagen herab auf die Schulter lud. Da beschädigte ich mir den Rückgrat und das Kreuz, und war, da nicht baldige Hülfe angewandt wurde, nahe daran, zeitlebens ein Krüppel zu werden. — Zum Glück fiel ich einem geschickten Chirurgus in die Hände, der mich glücklich wieder herstellte. Meine Körperkraft zu üben, war mein stetes Bemühen und ich

brachte es auch dahin, mit sehr starken Leuten wetteifern zu können. Wenn mich jemand überbot, so machte mich dies sehr verdrießlich.

Schon damals machten wir die Erfahrung, daß es besser sei, die Kartoffeln in zweiter Tracht, als in frischer Düngung zu bauen, und mein Vater konnte diese Methode um so eher wählen, als seine Aecker so übergail waren, mithin auch die Kartoffeln von besserer Qualität sein mußten, als wenn sie in frische Düngung gebracht wurden. Wo wir dies zuweilen thaten, da hatten wir fast allezeit räudige und schorfige. Da mein Vater etwas ungeduldigen Temperaments war, so konnte er im Frühjahr die Aussaat und im Herbste die Ernte kaum erwarten.

So kam es denn, daß wir die Kartoffeln fast immer früher steckten als unsere Nachbarn, daß sie uns aber nicht selten beim Aufgehen erfroren. Indeß bewies der Erfolg, daß damit keine große Gefahr war, denn es wuchsen dieselben immer wieder freudig nach und wir standen im Ertrage keinem nach. — Mein Vater bewies in allen seinen Geschäften viel Fleiß und Aufmerksamkeit, und man wird voraussetzen, daß er es in der Ernte daran nicht fehlen ließ. Nur trieb ihn seine Ungeduld zuweilen, dieselbe etwas früher zu beginnen, was uns aber keinen Schaden gebracht, sondern vielmehr die Behauptung bestätigt hat, die man in unseren Tagen aufgestellt hat, daß nämlich das Getreide, wenn es nur einmal völlig ausgebildet ist, besser an Qualität wird, wenn man es nicht überreif auf dem Halme werden läßt, und es lieber noch etwas frisch mäht. Aber mit dem Hereinbringen eilte mein Vater zuweilen etwas zu sehr und es passirte ihm manchmal, daß es beinahe mulstrig in der Scheuer geworden wäre. Dies war jedoch nur bei unsicherer Witterung der Fall, denn wenn dies nicht war, so wurde es sorgfältig abgewartet, gewendet und völlig trocken eingebracht. Es kam ihm seine, durch lange Aufmerksamkeit erworbene Witterungskenntniß dabei gut zu statten, und er täuschte sich nur selten in seinen Muthmaßungen. Ihm verdanke ich manche Beobachtung, die ich in der Folge in der Meteorologie angewandt und als zutreffend befunden habe. Man kann jedoch hierin leicht eitel werden, und glauben, man habe schon Alles sicher inne, während man dann manchen Fehlschuß macht und sich leicht dem Spotte aussetzt. Man hat mich wegen meiner deßfallsigen Mittheilungen oft einen Wetterpropheten genannt, obgleich ich niemals so

thöricht gewesen bin, mit Sicherheit behaupten zu wollen, daß die Witterung grade so oder so kommen werde, vielmehr nur Muthmaßungen aufgestellt habe, die ich aus Folgerungen vorangegangener atmosphärischer Erscheinungen zog. Weil die Witterungskunde eine so sehr schwierige Sache ist, und weil noch so ziemlich Alle, die darin eine gewisse Festigkeit gewonnen zu haben glauben, zu Schanden geworden sind, so ist auch jedem, der öffentlich damit auftritt, fast allemal der Spott seiner Zeitgenossen gewiß, sobald die Witterung nur irgend anders kommt, als wie er sie muthmaßlich aufgestellt. Denn es tritt außer der Genugthuung, die man sich selbst damit giebt, daß man einen Andern, der klüger sein will, als die Uebrigen, dem Spotte preisgiebt, noch das hinzu, daß selten die Menschen alle die Witterung auf einerlei Art wünschen; so daß der Eine Regen, der Andere Sonnenschein, wieder Einer Wind und ein Anderer stille Luft haben will. Wem man also die Witterung nicht nach seinem Wunsche voraussagt, der jubelt und spottet, wenn man sich irrt.

Wie sehr ich bei der Landwirthschaft von der Pike aufgedient habe, das kann ich damit beweisen, daß ich außer allen Handarbeiten, die ich in meiner Jugend machen mußte, auch die Kühe gehütet habe. Wie David zog ich da mit der Hirtentasche einher, nur gehörte ich keinem Nomadenvolke an, sonst hätte ich mir einbilden können, auch einmal König zu werden. Meine Heerde war allerdings nicht groß, denn außer den Kühen meiner Eltern, hatte ich nur einige Parthien von nahen Verwandten zu hüten. Auf meine Sittlichkeit hätte der Sommer, welchen ich Hirt war, eben nicht den günstigsten Einfluß haben können, da ich auf der gemeinsamen Stadtweide mit einer Menge von Hirtenknaben und Mädchen zusammen war, von denen die meisten eine sehr schlechte Erziehung hatten. Indeß war der Grund bei mir gut und die Furcht vor meinem Vater groß, so daß ich mich nur selten zu Wildereien, wie sie häufig getrieben wurden, fortreißen ließ. Durch diese verschiedenen Lagen des Lebens, in denen ich mich befunden, bin ich auch in Stand gesetzt worden, mich in die Situationen der niederen Volksklassen zu versetzen, und das hat mein Urtheil stets gemildert, wenn ich Sittenlosigkeit und Rohheit gesehen, weil ich immer auf die ersten Grundlagen zurückgehe, aus denen beides so häufig entspringt.

Auch was Arbeit heiße, habe ich fast in allen Formen kennen gelernt. Eine der schwersten war mir das Dreschen des Getreides und da ich dasselbe schon mit 14 Jahren treiben mußte, so griff es mich dermaßen an, daß ich krank wurde, und einige Zeit an einem heftigen Fieber litt. Sobald ich jedoch hergestellt war, mußte ich den Dreschflegel auf's neue führen, und da ich mich allmählich einrichtete, so ging es zuletzt recht gut. Der Umstand aber, daß ich alle ländlichen Arbeiten von Jugend an gelernt und getrieben habe, und daß ich immer sehr fleißig sein mußte, hat mir einen dreifachen Nutzen gewährt, der mir in meinem Leben sehr zu statten gekommen ist. Zum ersten lernte ich da jede Arbeit und konnte später, wenn ich das mir untergeordnete Personal musterte und tadelte, demselben zeigen, wie man es besser mache. Zum zweiten habe ich damit meinen Körper und mittelbar auch meinen Geist gestärkt, mich an steten Fleiß gewöhnt, der mich auch jetzt bei meinen geistigen Arbeiten nicht ruhen läßt; und zum dritten weiß ich zu beurtheilen, was arbeiten heißt, nehme daher auch gegen die mir Untergebenen Rücksicht, die der, welcher nie selbst gearbeitet hat, so leicht außer Acht läßt, bin aber gleichzeitig auch streng gegen Lässige und Faule, weil ich weiß und ihnen beweisen kann, was ein fleißiger Mensch zu leisten vermag.

So war ich denn, bevor ich meine literarische Laufbahn begann, schon Kürschner und Landwirth, und hatte in beiden nicht unbedeutende Fortschritte gemacht und zwar auf einem haltbaren Grunde. Bei der Wahl meiner neuen Lebensweise ahnte ich nicht, daß ich endlich auf die Landwirthschaft zurückkommen und sie zu meinem Gewerbe und Studium machen würde. Wie meine Pfade sich verschlungen, ehe ich auf die feste Bahn kam, auf welcher ich nun schon weit über fünfzig Jahre wandele, das erzähle ich im Folgenden.

Zweites Kapitel.

Meine Studien-Jahre.

Kameradschaften und Libertinage. Die Universität. Ein paar Charaktere kleinstädtischer Bürger. — Einige Reisen aus der Jugendzeit. Anfang der Schriftstellerei. Mancherlei aus dem akademischen Leben. —

Mein Examen, was ich zu bestehen hatte, als ich in's Lyceum zu Landshut eintreten sollte, fiel gut aus, besser als es der Rector desselben und ich erwartet hatten. Ein paar junge Leute, zwei Brüder, wollten der eine in einem halben und der andere in einem ganzen Jahre auf die Universität abgehen und wurden hierzu neben dem Unterricht in der Klasse noch durch besondere Privatstunden vorbereitet. Zu meiner großen Freude erklärte der Rector, daß er mich befähigt halte, an diesen Stunden Theil zu nehmen. Als diese Beiden die Schule verlassen hatten, stand ich ziemlich einsam unter meinen Mitschülern, die alle viel jünger waren, als ich. Wie leicht man aber zu seinen Umgebungen herabgezogen wird, das erfuhr ich nur zu gut. Manche dumme Streiche, die es für mich wegen meines Alters noch mehr, wie für meine Kameraden waren, wurden begangen; auch gab es für mich wenig Sporn zur Nacheiferung, da ich ihnen allen an Kenntnissen voraus war. Der Rector der Schule war ein grundgelehrter, dabei aber hypochondrischer Mann. Ich erfreute mich seiner Gunst, und dennoch war er in den Lehrstunden stets finster und mürrisch und tadelte jede Kleinigkeit mit großer Bitterkeit. Das trieb zwar zum Fleiße, machte aber die Schule fast zur Strafanstalt. — Der zweite Lehrer stand jenem soweit in Kenntnissen nach, daß wir es alle augenscheinlich bemerkten und deßhalb auch wenig Hochachtung gegen ihn hatten. Ueberdies war er ein steifer Pedant, der stets in Beziehung auf sich vom Gelehrten sprach und uns ein stilles Lächeln ablockte. So

hatte denn das Lernen wenig Würze. Dazu kam noch, daß ich zur Bestreitung meiner physischen Subsistenz mich um Lehrstunden, die ich geben wollte, umthun mußte, die ich auch bald bekam und in solcher Menge, daß ich täglich deren 4—5 gab. Meine Persönlichkeit und die glückliche Gabe der Mittheilung waren meine Empfehlung. — Von meinen Eltern bekam ich sonst Nichts, als alle Wochen einige Victualien, die mir aber gut zu statten kamen. — Vom Grafen Hochberg auf Fürstenstein, bei welchem sich der Pastor für mich verwandt hatte, bekam ich während meiner Schuljahre, sowie bei meinem Abgange auf die Universität jährlich 20 Thlr., die mir wohl lieb sein mußten, aber doch nur eine schwache Aushilfe waren.

Es war in Landshut Sitte, — wie sie es damals wohl auch an andern Orten war — daß die Schüler des Lyceums sich in der Stadt bei wohlhabenden Leuten um Wohlthaten bewarben, die ihnen allmonatlich gewährt wurden. Zu jener Zeit blühte der Leinwandhandel noch, und es waren die Kaufleute auch zum größten Theil mildthätig. Die gewöhnliche Höhe einer solchen monatlichen Wohlthat war 5—10 Sgr. und ich brachte es jeden Monat auf ungefähr 2 Thlr. Außerdem genoß ich noch einige Freitische und kam daher, als ich alle Monate noch 5—6 Thlr. für Privatstunden einnahm, recht gut aus. — Ein Beneficium von jährlich 12 Thlr. von einer Stiftung ward mir erst später zu Theil, dasselbe deckte aber das Schulgeld noch kaum zur Hälfte. — Meine gesicherte Subsistenz machte mich üppig, auch gerieth ich in die Gesellschaft einiger lustiger Kameraden. — Zwei Brüder, Kaufmanns-Lehrlinge, gewandte hübsche junge Leute, lernte ich auf einem Kaffeehause kennen, und durch sie ward ich in die Welt eingeführt. Sie machten bedeutenden Aufwand und es fehlte ihnen nie an Geld. Ihre einnehmende Persönlichkeit mochte ihnen vielleicht manches Cadeau zuführen. — Durch sie ward ich auch mit Schauspielern bekannt, die zu einer wandernden Truppe gehörten. Der nachmals so berühmt gewordene Komiker Wurm wurde der Vierte in unserem Bunde. Kurz ich ward ein wahrer Erbemensch und wir rissen, man sagt, manche Saite. — Eine Fahrt in eine benachbarte Stadt in sehr originellem Aufzuge war eine solche. Die Schauspieler-Truppe war nach Waldenburg gegangen

und wir fuhren dahin, um unsern Freund zu besuchen. Ein Apothekergehülfe — nachmals ein angesehener Mann seines Faches — war mittlerweile in unsern Bund getreten, und er nahm sich, bei seinem etwas pedantischen Wesen, ganz besonders spaßhaft in Kanonen, Kollet und Stürmer aus. Wir passirten meine Vaterstadt und kaum wird man es glauben, daß mein Vater, der sonst so strenge Mann, sich über unser Treiben nicht nur nicht aufhielt, sondern sich vielmehr über den stattlichen Aufzug des Sohnes zu freuen schien. Für jene Zopfzeit war es eine Art von Mirakel, daß wir diese Fahrt so ohne alles Hinderniß und ohne einen polizeilichen Zwischenact machen konnten. Ad vocem „Zopf", den hatte ich mir etwa ein Jahr vorher abschneiden lassen, hatte aber schuldigermaßen erst die Genehmigung meines Vaters dazu eingeholt. —

Das Lernen ward mir leicht, sonst wäre es unmöglich gewesen, daß ich bei den vielen Privatstunden, die ich gab, und bei der Zeit, die ich auf meine Vergnügen verwandte, meine Schularbeiten alle hätte gut und pünktlich machen können. Der strenge Rector würde mich hart hergenommen haben, wenn ich darin hätte zurückbleiben wollen. Es gelang mir, seine Zufriedenheit stets zu erhalten.

Trotz aller Anstrengungen, die ich mir machte und trotz der vielen Arbeit, die ich hatte, überfiel mich dennoch oft das Heimweh im höchsten Grade. Wenn ich da so allein im Felde spazieren ging, und die Menschen emsig in ihrer Arbeit sah, so stiegen die Erinnerungen meiner Knabenjahre so mächtig in mir auf, daß ich laut hätte weinen mögen. Da trieb es mich auf eine Anhöhe, von der aus ich die Berge sehen konnte, zwischen denen meine Vaterstadt Gottesberg lag. Innige Freude gewährte es mir immer, wenn ich an die Ferien dachte, wo ich dahin eilen wollte. Und doch ging es mir jetzt ungleich besser, als im elterlichen Hause. —

Auf einem benachbarten Rittergute machte ich die Bekanntschaft eines Oekonomie-Beamten, eines ruhigen, verständigen und gemüthlichen Mannes. An ihn schloß ich mich innig an und besuchte ihn, so oft es meine Zeit gestattete. Da lernte ich denn Manches in der Landwirthschaft kennen, was in der kleinen Oekonomie meines Vaters nicht vorgekommen war. Unter Anderem hatte ich von Schafzucht noch gar keinen Begriff

und wußte blos zu beurtheilen, wie die Schaffelle waren, die ich als Kürschner ausgearbeitet hatte. Indeß hat mir auch dies in der Folge genützt und mir manchen Aufschluß über das Wachsthum und die Ausbildung der Wolle gegeben. Es war auf dem fraglichen Gute eine Schäferei, die schon zur damaligen Zeit, d. h. vor mehr als funfzig Jahren auf einer ziemlich hohen Stufe der Veredlung stand. Ich lernte da unterscheiden, wie ordinaire Landwolle im Vergleich zur veredelten aussah. Nach den Begriffen freilich, die ich von Wolle, wie ein Kürschner sie wünschte, hatte, konnte mich diese nicht sonderlich ansprechen, weil sie nicht lang gelockt war. Ueberdies lag mir die Erinnerung noch gar zu nah, wie sehr mein Vater oft geklagt hatte, daß die Schafzüchter mit dem Veredeln die Felle verdürben. Später habe ich mich dessen in Ungarn erinnert, wo ich mehrere ächte Magyaren auf die Veredlung der Schäfereien schimpfen und die Aeußerung thun hörte: es würde in kurzer Zeit kein Zackel mehr in Ungarn sein, der sein Fell zu einer Bunda (ungarischem Pelze) hergeben könnte.

Von Jugend an war ich in Religiösität und Frömmigkeit erzogen worden, und ich neigte fast zum Pietismus. Nunmehr aber fing ich an frei zu denken, wozu mein Umgang und meine Lectüre beitrugen. Der Ober-Pfarrer von Landshut, der zugleich Bibliothekar der nicht unansehnlichen dasigen Kirchenbibliothek war, hatte mich lieb gewonnen, und lieh mir Bücher. Wieland's Schriften waren es, die mich — so sonderbar es auch nach der eben bezeichneten Gemüthsrichtung scheinen mag — vorzugsweise ansprachen. Ich las den Agathon und den Agathodämon, und gerieth darüber in einen Zustand, den ich am besten mit einem Rausche vergleichen kann. Tausend Vorstellungen und Bilder durchkreuzten sich in meinem Kopfe. Durch den Nimbus, welcher mir bis jetzt Alles, was Religion hieß, verhüllt hatte, blitzten blendende Strahlen und ich fing an zu zweifeln, und gegen Vieles zu protestiren. — Hierzu trat noch die Einwirkung, welche das tiefere Studium der heidnischen Mythologie übte. Mit einem Worte, ich kam nahe daran, aus einem Strenggläubigen ein Ungläubiger zu werden. Ich meinte es indeß zu ernst und zu redlich mit der Theologie und ließ deßhalb die frivolen Gedanken nicht aufkommen.

Jugendlicher Leichtsinn riß mich fort, mit den genannten Kameraden das Vergnügen zu suchen, was bald soweit gegangen wäre, daß ich das Lernen hintenangesetzt hätte, wenn nicht ernste Winke und Ermahnungen des würdigen Rectors mich auf mich selbst aufmerksam gemacht und auf den Pfad der Pflicht und der Tugend zurückgeführt hätten. Daß auch Liebeleien vorgekommen sein werden, das zu leugnen, will ich mir nicht beikommen lassen. Freilich verhütete meine erste — ich möchte sagen — heilige Liebe jede Ausschweifung. Aber da ich inne geworden, daß sie, die einen so entschiedenen Einfluß auf meine gewählte Laufbahn gehabt hatte, niemals die meinige werden würde, so fand sich eine Leere in meinem Herzen und es nahm dasselbe andere Eindrücke auf, zumal ich endlich erfuhr, daß sie einem Anderen verlobt war.

Durch einen meiner Schulkameraden, den Sohn eines Gärtners, ward ich mit dessen Schwester bekannt, mit der ich gar bald eine Liebschaft anspann. Bei der Entzündbarkeit meines Herzens ward dieselbe in kurzer Zeit ernsthaft. Meine Spaziergänge mit ihr wurden bekannt, und meinen Lehrern verrathen, die es an Winken und Warnungen nicht fehlen ließen. Dies bewirkte aber nur, daß ich vorsichtiger und versteckter wurde. Sie ging zu einer Freundin auf's Land, und so schwierig es auch war, so besuchte ich sie dennoch dort, und wußte mir den Urlaub unter mancherlei Vorwänden zu erschleichen. Da der Mann ihrer Freundin Landwirth war, so gewährten mir diese Besuche nebenbei einen Nutzen.

Indeß thürmte sich ein Ungewitter über meinem Haupte. Mein Umgang mit lustigen Gesellen und dazu diese Liebschaft war meinen Lehrern hinterbracht worden. Außerdem hatte ich einen Unfug in der Schule mit angesehen und angeschürt, der gegen den Sohn eines Schneiders geübt wurde und der völlig entstellt und übertrieben erzählt worden war. Dieser Bursche war ein kleines schwaches Wesen, dabei aber ein frühreifes Genie. Er war zuvor auf einer andern lateinischen Schule gewesen und kam zu uns mit einem vorausgegangenen sehr glänzenden Rufe. Hintennach bewies es sich aber, daß es ihm bei dem, was er gelernt, an aller Gründlichkeit fehlte. Indeß bildete er sich etwas ein — und sein Vater noch mehr — und machte sich dadurch bei seinen Mitschülern

verhaßt. Ich konnte ihn ebenfalls nicht leiden, und sah, wenn die Anderen über ihn herfielen, nicht allein ruhig zu, sondern hetzte sie noch gegen ihn. Er hatte dies seinem Vater mitgetheilt und dieser führte nun Klage bei den Lehrern. Ueber diese Sache hatte sich in der Stadt ein so schändliches Geklatsche verbreitet, daß man kaum ahnen möchte, wieweit solches ging. — Es ward ernstes Gericht gehalten und ich als der Erste in der Klasse ward vorzugsweise streng mitgenommen. Wir sollten Gefängnißstrafe erleiden. Mir meiner geringen Schuld bewußt, konnte ich die vermeintliche Ungerechtigkeit, die mir angethan wurde, nicht ertragen, sondern ward flüchtig. Schauspieler wollte ich werden und das um so lieber, als ich Proben von Talent zu dieser Kunst gegeben, und als bei der Truppe, zu der ich gehen wollte, eine junge Schauspielerin war, die mein Herz gefangen hielt und die ich schon besungen hatte. Wurm war der Vermittler und Alles war zu meiner Aufnahme eingeleitet, siehe, da erschien unerwartet mein Vater. Er war sehr traurig und bat mich fast mit thränenden Augen zurückzukehren. So hatte ich ihn nie gesehen: wie hätte ich da widerstehen können?

So kam ich nach Landshut zurück und es ward mir, was ich kaum erwartet hatte, alle Strafe erlassen. — Als ich endlich nach vierjährigem Aufenthalte auf dem Lyceum auf die Universität gehen wollte, sollte ich, nach damaliger Gesetzlichkeit, erst einen Werbe-Exemtions-Schein haben, weil man mir ohne denselben den Reisepaß verweigerte. Dies verzögerte meinen Abgang, was mir aber, so sonderbar dies auch klingen mag, lieb war. Denn ich hatte eine neue Bekanntschaft gemacht, von der mein Herz mehr als je eingenommen war. Von dieser könnte ich viel erzählen, denn sie stellte Goethe's Wahlverwandtschaften auf, lange zuvor, ehe er dieselben geschrieben. —*)

Viele Bedenken hegten meine Eltern und besonders der würdige Pastor meiner Vaterstadt wegen meiner Subsistenz auf der

*) Man wird vielleicht einen sonderbaren Begriff von mir bekommen, wenn man alle Augenblicke von meiner Liebschaft liest. Ich gebe mich indeß, wie ich bin, ohne Ziererei und ohne Bemäntelung. Uebrigens bestimmt mich der Umstand, daß jede Liebe, die mich zum andern Geschlecht hinzog, einen wesentlichen Einfluß auf mein Schicksal gehabt hat, zur Mittheilung derselben. —

Universität. Letzterer wies mich bei meiner Abreise an seinen Sohn, der in Hirschberg Hauslehrer und erst ein Jahr zuvor von Halle zurückgekommen war. Er sollte mir Empfehlungen an dasige Familien geben, in denen ich Aufnahme und Unterstützung finden könnte. Heiteren Muths sagte er mir, ich würde mich schon selbst empfehlen. Er war ein kluger und scharfsichtiger Mann, der ein gesundes Urtheil hatte.

Meine Reise nach Halle machte ich zu Fuß, wie ein Handwerksbursche mit dem Ränzchen auf dem Rücken. Unterwegs traf ich mit einem Drechslergesellen, Namens Peterlein aus Gera, zusammen, mit welchem ich viele Tage wanderte, und der mir Vieles zu erzählen wußte. Er war in Polen und Ungarn gewesen, und war besonders von letzterem Lande entzückt, so daß er mir schon damals eine Art von Sehnsucht nach demselben beibrachte. Es war dies gleichsam eine Vorbedeutung und Einleitung für meine künftigen vielen Reisen in dieses Land. Mein Reisegefährte war übrigens ein Mann von guten Grundsätzen und sprach vielen religiösen Sinn aus. Ich habe überhaupt in meinem Leben sehr viel Gelegenheit gehabt, Menschen aus dieser Klasse von solcher Gesinnung zu finden. Von Einem, der oft in meiner Eltern Haus kam, muß ich noch ein Paar Worte nachholen. Er hieß Benjamin Schmidt und wurde nach damaliger Sitte in meiner Vaterstadt Schmidtenbenge genannt. In seinem Kopfe arbeitete und gohr es fortwährend und ich erinnere mich noch lebhaft, welch' kühne Gedanken er manchmal aussprach, Gedanken, nach denen man hätte meinen mögen, er sei bei Hegel in die Schule gegangen, wenn dieser nämlich damals schon gelebt hätte. Unzufriedenheit mit seinem Schicksal — denn er war sehr arm — sprach sich in seinen Reden oftmals auf eine fast gotteslästerliche Art aus. Und doch hing er andererseits an „der Religion", aber, wie es schien, mehr aus Gewohnheit, als aus Ueberzeugung. Vor meinen Eltern zeigte er große Achtung und meine Mutter wies ihn oft, und das besonders mit Bibelstellen, sehr ernst zurecht. —

Der Mann hätte vielleicht Epoche in der Philosophie gemacht, wenn ihn sein Schicksal zu einem Gelehrten bestimmt gehabt hätte. Leider beschloß er sein Leben mit einem Selbstmorde. Kopf und Herz waren bei ihm durch hinzu-

gekommene Krankheit zerrüttet. — Ein anderer, ähnlicher, aber nicht gleicher Art war ebenfalls ein Bürger von Gottesberg. Dieser war mit einem besonderen poetischen Talente begabt, was vornehmlich seine Richtung zur Satyre nahm, mit welcher er alles Mangelhafte geißelte, was zu seiner Kunde kam. Ich erinnere mich noch mehrerer seiner Epigramme, die ächt Rabnerisch und in dem Munde aller Einwohner von Gottesberg waren. —

Nach dieser Abschweifung kehre ich zu meiner Reise zurück. In Leipzig traf ich die Messe und mußte froh sein, in einer elenden Dachkammer unterzukommen. Doch machte mir dies wenig Unbequemlichkeit, weil ich gewohnt war, unterwegs auf der Streu zu schlafen. Ueberhaupt war ich, mein Heimweh abgerechnet, was mich fast nie verließ, ganz zum Reisen gemacht, gut zu Fuß, leicht befriedigt, und sehr wißbegierig. Auch hatte ich während meiner Schulzeit schon mehrere Reisen gemacht, und es drängt mich, in kurzen Worten nur einige zu erzählen. Die erste bedeutende, welche ich machte, ging in die Ober-Lausitz, wo ich meinen Bruder besuchte. Dort zog mich Herrenhut ganz besonders an. Mein frommes Gemüth fand sich in der Einfachheit, die ich hier im Gottesdienst und in der ganzen socialen Einrichtung sah, angesprochen, und das um so mehr, als mein Bruder in dieser Stimmung mich noch übertraf. Der von dort mit hinweggenommene Eindruck ist mir noch heute lebhaft erinnerlich. Mein Bruder begleitete mich nach Görlitz und wir bestiegen unterwegs die Landskrone. Wir waren entzückt durch die herrliche Aussicht, die für uns gerade von besonderem Reize war, weil wir von hier Sachsen, für uns das Land der Verheißung, sahen. Wir waren bigott evangelisch erzogen worden und hatten von jeher Sachsen als die Wiege der Reformation preisen gehört, folglich eine ganz besondere Vorliebe für dasselbe bekommen. In Görlitz war das heilige Grab für uns die größte Merkwürdigkeit, die natürlicherweise alsbald besucht wurde. Diese Stadt hatte überhaupt eine magische Anziehungskraft für uns, weil wir früher mehrere Personen von dort hatten kennen lernen und von ihnen dieselbe sehr hatten loben gehört. —

Das Vergnügen dieser ganzen Reise mußte ich mit unsäglicher Ermüdung erkaufen, denn ich machte alle Tage acht Meilen und schlief dabei

gewöhnlich des Nachts auf der Streu: denn meine Moneten waren klein und die Zeit war mir kurz zugemessen.

Eine sehr humoristische Reise machte ich ein Jahr später mit einigen lustigen Kameraden in's Riesengebirge. Da gab es Schwänke und lustige Auftritte die Menge. Beim Besteigen der Schneekoppe war unsere Karavane gegen dreißig Personen stark, wobei mehrere Damen. Ein Handlungsdiener aus Hirschberg, Namens Blasius (seinen Namen führte er mit der That, denn er war ein windiger Geselle), war gleichsam der Harlekin der Gesellschaft. Wie eine Gemse sprang er von Fels zu Fels und war unermüdlich. Es wehte ein heftiger Sturm, der ihm den Hut nahm und in die tiefsten Schluchten führte. Das irritirte ihn aber gar nicht. Bald darauf vergriff sich der ungeschlachte Sturm an der Haube einer Dame. Das gab ein Gelächter und Veranlassung zu vielen Witzworten, über die Vermählung der beiden Kopfbedeckungen. — Die herrliche Aussicht von der Schneekoppe herab entschädigte uns für alle Mühseligkeit. Auf dem Rückwege überfiel uns ein Gewitter, wir wurden in eine unheimliche Finsterniß eingehüllt, die Blitze schlängelten sich über, neben und unter uns und wir wurden bis auf die Haut naß, hätten aber, als es nur durchgemacht war, das Schauspiel nicht um Vieles gegeben.

Und nun noch eine Reise und zwar nach Böhmen. Sie ging zuerst nach Adersbach. Tief ergriffen ward ich hier von der grotesken Natur; nur schade, daß die viele Gesellschaft, die ich hier fand, mich in dem Genusse störte. Diese Reise gab Veranlassung zu der Beschreibung dieses merkwürdigen Ortes, welche ich zu jener Zeit herausgab. — Es fehlte nicht an Musik — denn es war ja in Böhmen — folglich auch nicht an Tanz. Ein solcher improvisirter Ball hat immer viel Angenehmes und hatte es hier umsomehr, als Menschen aus Osten und Westen, Süden und Norden sich zusammengefunden, die, obgleich fremd unter einander, dennoch bald bekannt waren. Es entspannen sich sogar zärtliche Têtes-à-Têtes: denn in Böhmen geht schon der Süden an, wo die Liebe leichter entflammt und sich mehr gehen läßt. — Von hier ging es nach Braunau, einem Städtchen, was mich damals, wo ich die Welt noch wenig gesehen, durch seine Lebhaftigkeit und die Frivolität

seiner Sitten überraschte. Es herrschte gerade zu jener Zeit die Mode bei den Damen, sich so wenig als möglich zu verhüllen, und hier fand ich dieselbe auf dem Gipfel. Mir mißfiel die Sache eben nicht, da es an einer Menge von Schönheiten nicht fehlte. — Doch es ist Zeit, daß ich dahin zurückkehre, von wo ich ausgegangen. Mein Peterlein hatte sich in Leipzig von mir getrennt und ich wanderte den andern Tag allein dem Musensitze zu. In Halle angekommen, bezog ich alsbald ein Quartier, welches mir meine beiden Schulkameraden, mit denen ich in Landshut zusammengewesen und die schon ein Paar Jahre hier waren, besorgt hatten. Mein Wirth war ein alter Reichsstädter, aus Nürnberg gebürtig und eine ehrliche deutsche Haut. Er und seine Frau, ein altes krummes Mütterchen, nahmen mich freundlich auf, was auch ihre einzige Tochter, eine etwas übertragene Jungfrau, that. — Auf sie hatte ich gleich im ersten Augenblick einen sehr günstigen Eindruck gemacht, was ich später aus einzelnen Aeußerungen und Bekenntnissen von ihr erfuhr.

Das Erste, was ich hier zu thun hatte, war, mich zum Examen zu melden, denn ich konnte in Landshut nicht für die Universität examinirt und als reif erklärt werden. Elf Andere machten mit mir zugleich das Examen, unter denen einige jammervolle Schächer waren, die dann verdientermaßen auch durchfielen. Nun erhielt ich meine Matrikel und gerirte mich wie ein tüchtiger Student. Meine Finanzen waren nicht glänzend, aber doch so, daß ich auskommen konnte. Ich habe noch nachzuholen, daß ich schon in Landshut Schriftsteller war und eine Monatschrift, betitelt: „das Blumenkörbchen", herausgab, wo ich vom Druckbogen drei Thaler bekam, so daß ich, da sie zwei Bogen enthielt, monatlich eine Zulage von sechs Thalern hatte. Zur Herausgabe dieser Monatschrift war ich auf sonderbare Weise gekommen. Der alte ehrwürdige Rector starb ein halbes Jahr vor meinem Abgange von Landshut und ich wollte ein Trauergedicht im Namen meiner sämmtlichen Mitschüler in diese Monatschrift einrücken lassen. Der an seine Stelle gekommene Konrector, ein in litteris eben nicht großer Geist, nahm es übel, daß ich ihn nicht erst um seine Meinung über dieses Gedicht gefragt hatte, und er ließ es, da er mit dem Redacteur, dem damaligen Proconsul der Stadt befreundet war, nicht zum Abdrucke zu. Darüber entspann sich

ein heftiger Streit zwischen diesem und dem Verleger, der damit endigte, daß Letzterer mir die Redaction übertrug. Dies Blatt verwickelte mich kurze Zeit darauf in einen verdrießlichen Proceß. Ich machte nämlich unter der Ueberschrift „Meine Reisen im Planeten Aphrosyne" sehr scharfe satyrische Feldzüge, worin ich viele Persönlichkeiten tüchtig geißelte. Eine der ersten Schönheiten der Stadt, die Tochter eines getauften Juden, ließ sich stark die Cour machen, und hatte nebenbei Gedichte geschrieben, die unter aller Kritik waren. Diese Dame ließ ich in meinen Reisemittheilungen figuriren und ward darüber von ihrem Vater gerichtlich belangt. — Der Herr Proconsul hatte als Censor, ganz seinem Amte zuwider, das Manuscript demselben mitgetheilt. Nun hätte ich allerdings entschlüpfen können, denn ich hatte die Abschrift von einem meiner Kameraden machen lassen, auch weigerte sich der Verleger standhaft, den Verfasser zu nennen. Ich habe es jedoch mit der Ehrenhaftigkeit in meinem ganzen Leben immer so streng genommen, daß ich denselben ermächtigte, meinen Namen zu nennen, wodurch ich den Proceß in Gang brachte, der fast vier Jahre dauerte und eine Menge Scandalosa zur Sprache brachte. — Das ging so weit, daß mir ein Jurist, welcher dabei beschäftigt war, versicherte, er wünsche sich einen ähnlichen Proceß, und wenn er ihm auch viel Geld kosten sollte. —

An Fleiß gewöhnt, nahm ich in Halle eine Menge Collegia gleich im ersten halben Jahre an, behielt aber dennoch Zeit, meine Schriftstellerei zu treiben, was mir hier um so leichter wurde, als ich Vieles aus Journalen entlehnte. Als Mitglied des Lese-Museums hatte ich Gelegenheit genug dazu. Ich las fleißig und aufmerksam, und es sprachen mich besonders gut geschriebene Recensionen in den Literaturzeitungen an. Eine stete Vorliebe für die Landwirthschaft behaltend, überschlug ich fast keine, die über ökonomische Werke geschrieben war. Dennoch lag es mir damals völlig fern, mich einst in dieser Literatur versuchen oder gar hervorthun zu wollen. Wie eifrig ich nebenbei meine theologischen Studien betrieb, das mag man daraus entnehmen, daß ich schon zu Ostern 1806 fleißig predigte, nachdem ich erst im November 1805 in Halle angekommen war. Meine erste Kanzelrede hielt ich in dem Dorfe

Neukirchen, eine Meile von Halle. Ich predigte „von der Unsterblichkeit der Seele“ und riß, da die Worte aus der innigsten Ueberzeugung meines Herzens flossen, meine Zuhörer zu Thränen hin. Es gehört dazu zwar — und noch dazu bei einer Dorfgemeinde — so gar viel nicht, mir aber gewährte es eine besondere Genugthuung und zwar deßhalb, weil die eine Tochter des verewigten Pastors (es war nämlich Vacanz, da dieser erst vor kurzem gestorben war), ein gar liebliches Wesen mit Namen Minna, mir, als ich sie nach der Kirche im Garten traf, versicherte, wie sehr sie sich erbaut hätte. Man wird vielleicht meinen, es sei mir dieses besonders schmeichelhaft gewesen, und man irrt sich nicht; auch fing mein Herz alsbald Feuer. Die gute Seele ist später an einen Mann verheirathet worden, zu dem sie wenig Neigung gehabt haben soll; auch hatte sie sammt ihrer Mutter und Schwester im October 1806 viel Ungemach von den vordringenden Franzosen zu ertragen. Außer in Neukirchen predigte ich auch noch in andern Dörfen, sowie auch in Halle selbst.

Zur damaligen Zeit herrschte auf dieser Universität zwar der Burschen-Comment, aber er hatte sich in eine Form gekleidet, die ihn weder roh noch abstoßend machte. Daher kam es auch, daß viele Studenten Zutritt in anständigen und vornehmen Häusern der Stadt hatten. Mir ward dieser Vorzug ebenfalls zu Theil und ich ward namentlich durch einen Kaufmann, in dessen Hause ich auf Empfehlung seines Sohnes, der in Schlesien Hauslehrer war, Zutritt hatte, in vielen andern Häusern bekannt, und führte auf die Art ein äußerst angenehmes Leben, zumal ich nebenbei auch mit einer großen Anzahl von Studenten freund war und viel mit ihnen umging. Auch in den Häusern, wo ich Zutritt hatte, traf ich viele und es wurden häufig Lustpartien zu Wasser und zu Lande gemacht. Fahrten auf der Saale mit Ausflügen nach Giebichenstein und in die Delauer Haide kamen öfters vor, wobei gewöhnlich eine Anzahl junger gebildeter Mädchen war. Es haben sich auf diesen Partien manche Amours entsponnen und es sind in Folge derselben einige Jungfrauen als Bräute in die Ferne gezogen.

Man wird sich das Treiben und Wogen meines damaligen geistigen Lebens vorstellen, wenn man das liest, was

ich weiter mitzutheilen habe. Ich war in meiner Jugend ein eifriger Verehrer des Theaters; daß ich zu demselben übergehen wollte, habe ich schon erwähnt. Nun war das in Lauchstädt zu jener Zeit hochberühmt, weil die Truppe von Weimar dort spielte und weil Goethe und Schiller in eigener Person bei der Aufführung der Stücke die Regisseurs machten. Wer nun solche Vorliebe, wie ich, und einige Spieße (Sechser) in der Tasche hatte, der gehörte zur Gesellschaft, die dorthin (auf eine Entfernung von $2^1/_2$ Meilen) pilgerte. Von allen Stücken, die ich dort sah, machte keines einen tieferen Eindruck, als „Graf Egmont". Ich war davon wie bezaubert und fühlte den innern Drang in mir, an Goethe zu schreiben und ihm meinen Dank und meine Verehrung auszudrücken. Ich habe es unterlassen aus Blödigkeit und aus Leichtsinn, habe das aber in der Folge bitter bereut. Einstmals entstand, kurz vor dem Beginn des Schauspiels, im Foyer des Hauses ein großer Tumult zwischen Halleschen Studenten und Schauspielern. Da zeigte sich Goethe und Alle wurden ruhig, und die Sache ward friedlich beigelegt. —

Einen Gegensatz zu meiner Theaterlust führe ich jetzt an. Im Hause des Kaufmanns, bei dem ich Zutritt hatte, wohnte ein Engländer, Namens Leo, der zum Missions-Verein gehörte, und der gelegentlich Traktätchen vertheilte oder vertheilen ließ. Mit ihm ward ich genauer bekannt, und ihm las ich häufig meine Predigten vor. Er hieß sie gut, und da in denselben nicht selten ein mystischer und pietistischer Anstrich vorkam, so faßte er Hoffnung, mich für das Missionswesen zu gewinnen. Ich selber zeigte keine Abneigung dagegen und wer weiß, was hätte geschehen können, wenn nicht der gewaltige Napoleon am 19. October 1806 nach Halle gekommen wäre und uns Alle von da verjagt hätte. Auf diesen Aktus komme ich noch weiterhin zu sprechen. — Schauspieler und Missionär zu werden, hatte ich also bereits in Aussicht gehabt, obgleich der Wunsch nach einer ruhigen und einträglichen Dorfpfarre immer der Hauptplan in meinem Kopfe blieb. Damit aber die Olla potrida in meinem Geiste völlig werde, so hörte ich auch Collegia über Astronomie und besuchte auch fleißig das Zeitungs-Collegium des Professor Ersch. Von diesen beiden habe ich Einiges zu sagen. Der Professor der Mathematik und Astronomie, ein etwas pedantischer, aber gutmüthiger Mann, hielt seine

Vorlesungen des Abends und wir stiegen da zuweilen auf seine Sternwarte und beguckten den Mond durch sein großes Teleskop. Nun hatte er ein Paar muntere lebenslustige Töchter, welche fast immer mit zu der Himmelsanschauung emporstiegen. Während nun immer Einer nach dem Andern von uns durch das Teleskop sah, sahen die Uebrigen nach den Sternen, und es traf sich da, wie es wohl gar nicht anders sein konnte, daß unsere Augen zunächst auf je zwei uns sehr nahestehende Sterne blickten, die durch niedliche schwarze gekräuselte Wölkchen mit ihren Strahlen horizontal uns beleuchteten. Wenn man unserem wissenschaftlichen Eifer hätte streng nachforschen wollen, so würde man gefunden haben, daß diese zwei Paar Sterne der eigentliche Polarstern waren, der uns anzog.

Das Zeitungscollegium ward sehr fleißig besucht, weil der Herr Professor Erfch viel Witz in den Vortrag brachte, und auch, weil die damalige Zeit eine höchst wichtige war. Napoleon's Feldzug gegen Oestreich und Rußland, das Vorspiel dessen ein Jahr nachher gegen Preußen, beschäftigte die Gemüther. Leider sprach sich in dem Zeitungscollegium der Zwiespalt der Deutschen nur gar zu deutlich in der wenig verhehlten Freude über das Mißgeschick der Oestreicher aus. Wir Preußen bildeten uns ein, wir würden die Sache, wenn es an uns kommen würde, viel besser machen!

Meine, durch das Lesen von Wieland's Werken erregte Freidenkerei bekam neue Nahrung in den Vorlesungen von Wolf und Schütz, und es hätte nicht viel gefehlt, daß ich aus einem frommen, ein sehr ungläubiger Mensch geworden wäre. Dagegen aber ward ich in meinem Glauben berichtigt und gestärkt durch den alten ehrwürdigen Nesselt, durch Niemeyer, Knapp und Vater.

Obgleich ich die kurze Zeit, die ich in Halle zubrachte (vom November 1805 bis zum October 1806), sehr viel zugleich anfing, und wie ich eben erzählt, mich in einer Menge von Fächern des Wissens umsah (ja sogar medicina forensis war dabei), so gewann ich dennoch Zeit, viel spazieren zu gehen und Ausflüge auf's Land zu machen. Da besuchte ich denn auch hin und wieder einen Oekonomen, bei dem ich mich über den Betrieb seiner Wirthschaft unterrichtete. Unter Anderem interessirte

mich der Anbau des Kümmels, der bei Halle sehr stark betrieben wird. Auch ein Feind des Landwirths, nämlich der Hamster, erregte meine Aufmerksamkeit und es gewährte mir große Unterhaltung, als ich im Herbste Leute diese Fruchtdiebe aufstöbern, ihre Wohnungen aufgraben und ihre Vorräthe suchen sah. Da kam es oft vor, daß mehr als ein Scheffel Getreide in einem einzigen Baue erbeutet wurde. Sehr lehrreich waren mir die Unterhaltungen des Amtsrath Bartels in Giebichenstein, an den ich empfohlen war und der in der ganzen Umgegend als einer der rationellsten und fleißigsten, dabei aber auch glücklichsten Landwirthe bekannt war. Sein Fleiß und seine Industrie und dazu eine vortheilhafte Pacht, hatten ihn zu einem sehr reichen Manne gemacht.

In demselben Hause mit mir wohnte ein Bücher-Antiquar, der eine kleine niedliche und sehr verliebte Tochter hatte, mit der ich bald in freundlichen Verkehr kam und die mir eine außerordentliche Aufmerksamkeit bewies. Nun hatte ich einmal ein Rencontre ganz eigener Art. Ich wurde in der Straße von einem kleinen Hunde angefallen, schlug mit meinem Ziegenhayner nach ihm und traf ihn so unglücklich, daß er auf der Stelle todt niederstürzte. Der Eigenthümer desselben war ein Tagearbeiter, der mich sofort festnahm und in ein Haus zerrte, wo man mich als Geißel zurückhielt und mir zwei Thaler als Entschädigung für den Hund abpressen wollte. Dies hatte die Kleine kaum erfahren, als sie laut zu schreien anfing und einige eben vorübergehende Studenten mit thränenden Augen anflehte, mir doch zu helfen. Es bedurfte nur dessen, um augenblicklich eine Menge meiner Commilitonen zu versammeln, welche das Haus sofort im Sturm nahmen und mich im Triumph nach Hause begleiteten. — Leider soll die gute Seele, wie ich später erfahren, auf Irrwege gerathen sein und ein trauriges Ende genommen haben.

Obgleich ich noch kein volles Jahr in Halle war, so trat ich doch dem Plane von ein paar meiner Landsleute bei, während der Herbstferien eine Reise in's Vaterland zu machen, wozu mich ganz besonders das bestimmte, daß ich durch meine persönliche Dazwischenkunft ein jährliches Stipendium von 50 Thlr. zu bekommen hoffte. Ehe ich jedoch erzähle, was mir auf dieser Reise begegnet, will ich erst von einer andern reden, die ich zu Pfingsten mit einer Schaar von Kameraden in den Harz ge-

macht hatte. Im Winter war bei mehreren Gelegenheiten von einer solchen Reise die Rede gewesen, und um sie recht lockend darzustellen, erzählten die, welche sie schon früher gemacht, von allen den Herrlichkeiten, die sie da genossen hatten. Da ward die schöne Müllerin im Selkethale genannt, da wurden die Schönheiten der Gegend erhoben, vom Falkensteine und von des Pfarrers Tochter von Taubenhain erzählt, und Alles hervorgesucht, was die Lust zu einer solchen Reise wecken und erhöhen konnte. Die Zeit rückte heran und der Plan ward gemacht. Aber, o Mißgeschick! Mein Wechsel aus der Heimath kam nicht an, und ich hatte kein Geld. Zwar ward berechnet, daß wir nicht mehr als der Mann 8—10 Thlr. bedürfen würden, aber ich hatte kaum so viele Groschen. — Nun wäre zwar leicht zu helfen gewesen, denn ich hatte Kredit bei meinem Philister und meine Commilitonen wußten das. Aber es hatte sich etwas ereignet, was mich bestimmte von diesem Kredit keinen Gebrauch zu machen. Ich hatte nämlich mit dessen Tochter Streit bekommen, und sie war es, welche jedesmal die Vermittlerin bei Darlehnen machte. Sie sah meine Bedrängniß und gab deutlich zu verstehen, daß es nur der Aussöhnung bedürfe, wozu ich die Hand bieten sollte, und es würde alsbald Geld da sein. Das ließ aber mein Stolz nicht zu und ich sagte der Reise mit schwerem Herzen Valet, hatte auch bereits meinen Kameraden erklärt, daß ich auf keinen Fall mitreisen könne. Uebermorgen sollte es vorwärts gehen. Mißmuthig wollte ich mich schlafen legen, da fühlte ich etwas Hartes unter meinem Kopfe. Ein Röllchen, was ich hervorzog, enthielt 10 Thlr. Wer war glücklicher als ich!

Freitag vor Pfingsten 1806 wanderten wir eine Stunde vor Sonnenaufgang wohlgemuth und singend zum Thore hinaus nach Westen. Wir waren unser zehn und keiner war ein Kopfhänger, mit Ausnahme eines Einzigen, der aber auch dafür den ominösen Namen Leder hatte. Wir übten manchen Muthwillen, gingen aber nicht über die Grenzen des Gesetzes und des Anstandes. Wo wir einkehrten, da ward commercirt, und wenn wir uns ermüdet fühlten, da bezogen wir ein Lager. Ein vornehmer Mann kam mit seiner Gattin und zwei Töchtern daher gefahren, ihm wurden die Honneurs mit blanken Hiebern gemacht, was ihm ein Lächeln abzwang und uns von seinen schönen Töchtern ein Nicken

des Beifalls brachte. In Preußisch-Hoheit ward Alles angesehen, was uns die Zuvorkommenheit der Beamten nur zeigen wollte. Viel Lust genossen wir auf dem Stufenberge bei Harzgerode, wo damals zu Pfingsten immer ein großer Zusammenfluß von Menschen stattfand, die sich hier alle des Vergnügens wegen einfanden. Trefflich ließen wir uns den schäumenden Birkensaft schmecken, der hier die Stelle des Champagners vertrat. Wir kamen nach Blankenburg. Es war der zweite Pfingsttag. Hier trafen wir mit einer großen Anzahl Jenaischer Studenten zusammen, mit denen wir sehr bald fraternisirten. Kaum faßten die Gasthöfe die Zahl der Gäste. Wir waren zu fünf und sechs in einem Zimmer. Das, welches ich mit vier Kameraden inne hatte, war mit einem vorspringenden Erker versehen, von wo aus wir die ganze Straße entlang nach oben und unten sehen konnten. Wir machten bald wichtige und interessante Entdeckungen. Zwei Häuser von da wohnte ein Kaufmann, der zwei hübsche Töchter hatte. Sie blinzelten hinter den Gardinen nach uns und wir fingen mit kühnem Muthe an zu telegraphiren. Man verstand uns und war, wenigstens glaubten wir es, nicht abgeneigt, auf Vorschläge einzugehen. Des Abends ward Besuch dort gemacht und wir lebten ein paar Stunden in Wonne. Zwei von uns, wozu ich gehörte, blieben noch einen Tag da, während die andern vorwärts marschirten. Diesen Vorsprung von einem Tage benutzten Jene zu einem Abstecher nach Halberstadt und wir trafen in einigen Tagen in Ballenstädt wieder zusammen.

Auf dem Brocken ging es mir, wie allen denen, welche diesen Berg bestiegen haben, d. h. ich suchte einen Punkt, von wo aus man ringsum in die Nähe und in die Ferne sehen könnte, fand aber wegen der Abplattung nur auf dem Belvedere des Hauses einen solchen. Vom Berge herab nach Ilsenburg und Wernigerode hatten wir viel Noth mit unserem Leder, der nicht mehr fort konnte und den wir am letzten Orte zurücklassen mußten.

Wir nahmen unsern Rückweg über Eisleben und pilgerten, wie man wohl voraussetzt, zu Luther's Geburtsstätte, wo ihm ein lautes Lebehoch gebracht wurde. —

Ich erzähle nun meine Reise im Herbste 1806 in's Vaterland.

Mit dreien meiner Commilitonen, nämlich zwei Landsleuten und dem aus Deutsch-Böhmen gebürtigen, nachmals so übel berühmt gewordenen Pastor Stephan zusammen, ward sie Ende August angetreten. Wir erlaubten uns die Ferien um acht Tage zu anticipiren. Wir waren ziemlich abenteuerlich ausgerüstet. Z., der nachmals ein berühmter Arzt geworden, hatte seinen Hieber umgegürtet; Stephan trug ein griechisches neues Testament in der Tasche, W., aus dem später wenig geworden, führte einen schweren Knotenstock und ich ein Paar Terzerole im Gürtel. Unser Aufzug war ächt studentisch. Als wir die Grenze bei Schkeuditz überschritten, segnete Z. mit kreuzweis in die Luft geführten Streichen unser preußisches Vaterland, in einem Vorgefühl, dessen er sich damals wohl nicht klar bewußt war. Er hat es nachher, als er in Leipzig weiter studirte, als westphälisches Gebiet wieder betreten. —

Auf dem Wege nach Grimma fand sich ein weißer Pudel zu uns, den wir Wachtel tauften und der sich an W. anschloß, welcher deßhalb von nun an den Namen Wachtelpeter bekam. Auf der Brücke bei Grimma hätte derselbe beinahe einen unfreiwilligen Sprung in die Mulde machen müssen. Er führte nämlich den Pudel an der Leine, dieser sah im Wasser Enten und wollte mit einem Satze hinab, um sie zu jagen. In Grimma erregten wir theils durch unsern Aufzug, theils dadurch, daß Z. auf offener Straße mit den eben aus der Schule kommenden Kindern ein Examen anstellte, großes Aufsehen, und veranlaßten beinahe einen Straßenauflauf. —

Von Dresden gingen wir an der Elbe hinauf nach Pillnitz. Als wir über die Elbe setzen wollten, schiffte sich eben am jenseitigen Ufer der damalige Kurfürst, nachmaliger König Friedrich August, mit den Söhnen seines Bruders ein. Wir salutirten bei ihrer Ankunft am diesseitigen Ufer, und der Kurfürst schickte einen seiner Kammerherrn ab, um uns zu fragen, wer wir wären. „Hallesche Studenten", war die lakonische Antwort. Unser Nachtquartier sollte in Pirna gehalten werden. Die Nacht überfiel uns, aber sie war mild und mondhell. Ein Bote, den wir von Pillnitz mitnahmen, führte uns auf dem kürzesten Wege längs des rechten Elbufers. Es war schon nach 10 Uhr des Abends, als wir bei der Fähre, die uns nach Pirna hinüberbringen sollte, an-

kamen. Die Fährleute schliefen und fertigten uns grob ab, als wir sie durch Rufen weckten. Z. aber schlug mit seinem Hieber an die Thür, und als auch dies nicht helfen wollte, schoß ich eins meiner Terzerole ab. Nun kamen sie heraus und ergriffen murrend die Ruder. Jener mit gezogenem Hieber, ich mit vorgestrecktem Terzerole, brachten die Leute in Furcht und es kamen ihrer vier, welche uns im Fluge hinüber ruderten.

Der Königstein war uns unzugänglich, dafür bestiegen wir den Lilienstein und weideten uns an der herrlichen Aussicht. Schandau, Liebwerda und Flinsburg waren schon von Gästen leer, theils wegen der vorgerückten Jahreszeit, theils wegen der Kriegsunruhen. Die preußischen Truppen waren überall schon im Marsche nach Westen, und die sächsischen wurden eben mobil gemacht. Mit sorgenschwerem Haupte hatten wir den Minister Marcolini in Pillnitz in einer Laube sitzen gesehen. Er war nicht für die Allianz mit Preußen, aber der größte Theil des Volkes, besonders die männliche Jugend, wünschte sie und sah in ihrem stolzen Muthe die Franzosen schon geschlagen und aus Deutschland getrieben.

In ganz Preußen herrschte damals ein großer Enthusiasmus, und wer es wagen wollte, auch nur einen leisen Zweifel über den glücklichen Erfolg des Krieges auszusprechen, der kam in Gefahr, insbesondere von den Officieren, gemißhandelt zu werden. Es war eine Art von Vorspiel ihrer nachmaligen Heldenthaten.

Meine Absicht im Vaterlande war erreicht, und ich trat am 10. October meine Rückreise und zwar wieder zu Fuß und ganz allein an. Z. und W. wollten erst später nachkommen und Stephan hatte von Dresden aus eine andere Richtung genommen. Man erwartete jeden Tag die Kriegserklärung, und da ich dem Kriegsschauplatze zuwanderte, so waren die Meinen nicht unbesorgt um mich. Wie gewöhnlich machte ich starke Tagereisen und kam schon am 16. in Halle an, hatte also in sieben Tagen einen Weg von funfzig Meilen zu Fuß zurückgelegt. Mittlerweile war der Krieg ausgebrochen. In der Dresdener Haide traf ich im Gasthofe, zum Fuchs genannt, großes Leben. Einige kurfürstliche Equipagen, von Grenadieren escortirt, standen aufgefahren und eine Menge Hoflakaien gingen aus und ein. Ein junger Kaufmannsdiener, der von Bautzen kam, knüpfte eine Unterhaltung mit mir an und wir beschlossen mit einander zu reisen. Im Gasthofe er-

zählte man sich schlimme Dinge über eine bereits stattgefundene Affaire (es war die bei Saalfeld), die nach der einen Nachricht glücklich, nach der andern aber verderblich für die Preußen gewesen sein sollte. Auch wußte man viel von feindlichen Flanqueurs zu erzählen, die schon bis in die Gegend von Wilsdruf schweifen sollten. Mein Gefährte und ich waren keck genug, unsere Waffen zu untersuchen, denn wir wollten uns, wenn wir von Einzelnen angefallen werden sollten, vertheidigen. Soweit war es indeß glücklicherweise noch nicht. Während wir auf Dresden zumarschirten, hörten wir heftigen Kanonendonner. Es war der Tag der Schlacht bei Jena. Mein Begleiter warf sich mehreremal auf die Erde, um das Rollen deutlicher zu hören und sprang dann jedesmal mit dem heftig ausgesprochenen Wunsche auf: „Gott gebe, daß die Deutschen siegen!“ — In Dresden war Alles in der höchsten Aufregung. Ich eilte weiter und kam denselben Tag bis nach Meißen. Hier erzählte man sich die abenteuerlichsten Geschichten und behauptete: es hätten sich bereits Franzosen in Leipzig gezeigt. Man bewunderte meinen Muth, daß ich wagte, so allein weiter zu reisen. Schon von Dresden her war ich versprengten Preußen und Sachsen begegnet, von hier aus nahm deren Zahl zu. Ich kam den Tag bis nach Wurzen, wo bereits bestimmte Nachrichten eingingen, daß die Franzosen in Naumburg und auch schon in Merseburg wären. Am frühen Morgen des 16. October brach ich auf. Ich war von den starken Märschen so ermüdet, daß ich in Schkeuditz Nachtquartier machen wollte, wovon mir aber zwei Bürger aus Halle, die ich auf der Straße von Leipzig her getroffen hatte, abriethen. Die Gefahr, welche ich lief, und die sie mir mit lebhaften Farben vormalten, gab mir Kraft und ich marschirte nun ihnen zum Trotze. Wäre ich in Schkeuditz geblieben, so wäre ich am andern Morgen den Franzosen in die Hände gefallen, denn es war da die Affaire bei Halle.

Nach einer so angestrengten Reise war ich so ermüdet, daß ich bis nach acht Uhr früh schlief. Da schickte mein Wirth einen Burschen und ließ mir sagen, die Franzosen rückten an. Ich stieg auf den Boden und konnte die Felder von Passendorf übersehen und mich überzeugen, daß die Nachricht wahr sei. Rasch machte ich mich auf die Beine, um von der Affaire etwas mehr zu sehen. In den Straßen begegnete ich Soldaten,

die in geschlossenen Kolonnen auf das Schlachtfeld rückten. Von vielen der Leute aber gefielen mir die Mienen nicht sonderlich, denn sie verriethen wenig Muth. Manche jedoch zeigten große Entschlossenheit und zogen jubelnd dahin. — Ich wagte mich weit hinaus, bis endlich die Kugeln um mich pfiffen und unsere Soldaten retirirten. Unterwegs kamen schon viele Verwundete. In der Stadt sperrte man die Thüren und Fensterladen. Jetzt war es Zeit, meine Wohnung zu suchen, denn die Franzosen drangen von zwei Seiten in die Stadt und schwärmten schon einzeln in den Straßen. Als ich glücklich in meiner Stube war, wollte ich durch's Fenster sehen, wie es auf den Straßen herginge. Kaum strecke ich den Kopf hinaus, als ein Franzose seine Muskete auf mich anlegt und im Augenblicke, daß ich das Fenster schloß, durch dasselbe in die Decke schoß. Bald ward ein allgemeiner Lärm in der Stadt, Kanonen- und Gewehrfeuer hallte in den Straßen und Flintenkolben donnerten an den Thüren. Das war für uns Alle, die wir noch keinen Krieg gesehen, ein wenig erschreckend. Meine Neugierde trieb mich jedoch immer wieder an's Fenster und ich sah da, wie man einigen meiner Commilitonen Mäntel, Röcke und Stiefeln auszog und ihnen mit der Floskel: „Changeons Monsieur!" die abgelumpten Kleidungsstücke, die man trug, gab. — Es war das Bernadotte'sche Freicorps, welches vorgedrungen war, und bei welchem Anzüge aller Art, selbst Priestertalare, zu sehen waren. Das fand am 17. October statt. Am 19. kamen früh die Armeecorps von Ney und Augereau, und bald darauf die kaiserliche Garde an. Den Kaiser zu sehen, war jetzt mein Wunsch und ich durchzog mit einigen Kameraden die Straßen trotz des Gewühls der Soldaten. Wir konnten dies ohne Gefahr, weil Bernadotte den Studenten Sauvegarde-Karten hatte ertheilen lassen, die wir auf die Mützen geheftet trugen.

Manchem Bürger, der in Todesangst durch die Straßen trollte, um Wein und Lebensmittel für seine Einquartierung zu holen, ersparten wir, die wir französisch sprachen, Püffe, wenn die Soldaten Auskunft von ihnen verlangten und nicht verstanden wurden.

Als ich endlich die Hoffnung, Napoleon zu sehen, aufgab und nach Hause kam, stürzte mir die Tochter meines Wirths mit thränenden Augen

entgegen und rief: „Kommen Sie doch bald, sie wollen meinen Vater ermorden!“ Ich trat ein und fand die Stube mit Soldaten angefüllt. Ein Officier, der hörte, daß ich französisch spreche, kam auf mich zu und sagte: „kündigen Sie Ihrem Wirthe an, daß, wenn er nicht sogleich für Essen und Wein sorgt, ich abgehe und statt meiner noch zwanzig Gemeine herschicke.“ Das war ein Donnerschlag für die guten Leute. Ich beruhigte sie und den Officier, und versicherte Letzterem, daß Alles geschehen würde, was nur in den Kräften meines Wirths stehe. Jetzt kamen wir in Conversation und seine erste Frage war, ob ich den Kaiser gesehen habe? Ich verneinte es, drückte aber den Wunsch aus, ihn zu sehen; sofort beorderte er einen Soldaten, der mit mir gehen und mir ihn zeigen sollte. Napoleon kam die Märkerstraße heraufgeritten, von einem glänzenden Gefolge begleitet. Der Soldat bezeichnete mir ihn sehr eifrig, obgleich ich ihn gleich sehr leicht an seinem grauen Rocke und seinem dreistützigen Hute erkannt hätte. Leicht hätte ich hier Zeuge eines tragischen welthistorischen Ereignisses sein können. Ein kecker Student, ein Märker, hatte sich in einem Hause mit einem geladenen Pistol verborgen, um Napoleon zu erschießen; hatte auch eben auf ihn anlegen wollen, als sein Stubengenosse ihm in den Arm gefallen war. Wäre die That gelungen, so wäre in Halle sicher kein Stein auf dem andern geblieben, und die ferneren Weltbegebenheiten hätten einen andern Gang genommen.

Ein panischer Schrecken durchlief die Stadt Halle, als der Befehl bekannt wurde, daß alle Studenten sie sofort, und zwar bei strenger Strafe, räumen sollten. — Man hat viel über die Ursache dieses Befehls gefabelt; sie war keine andere, als die: Es mußten die Studenten schon während Bernadotte die Stadt besetzt hatte, alle ihre Waffen ausliefern und es kamen deren soviele zusammen, daß der Officier, welcher sie in Empfang nahm, äußerte: „les étudians font une armée.“ Wir waren unser damals über 1600, und meistentheils kecke Burschen. Dazu kam noch, daß man dem Kaiser, da die erste Nachricht von der Schlacht bei Jena als eine siegreiche einging, auf öffentlichem Markte ein pereat brachte, und daß dabei ein französischer Sprachmeister zu einem Studenten äußerte: „So wie ich Ihnen hier die Mütze abnehme, wird mein Kaiser Ihrem Könige die Krone abnehmen.“ — Dies gab großen Skandal, der Sprachmeister

wurde eingesteckt, und wie sich von selbst versteht, von den eingerückten Franzosen alsbald wieder befreit. —

Napoleon durchschaute sehr bald die Wichtigkeit von 1600 jungen Raufbolden, und da er sie doch nicht als Gefangene wegführen lassen konnte, so exilirte er sie wenigstens. — Ich hatte, weil ich gar nicht mehr ans dem Hause konnte, nicht an's schwarze Bret gehen und den Befehl lesen können. Jeder Student sollte seinen Namen in eine im Universitätsgebäude ausgelegte Liste eintragen, damit ihm darnach sein Paß ausgefertigt würde. Das hatte ich versäumt und kam nun in Verlegenheit. Im Paßbüreau war ein großes Gedränge. Jedesmal, wenn eine Anzahl von etwa fünfzig Pässen fertig war, wurden die Namen verlesen und es mußten sich die Betheiligten melden. Viele waren nicht da und es wurden die Pässe bei Seite gelegt. Ich schlich mich zu dem Tische, wo schon ein ganzer Haufe lag und haschte auf's Gerathewohl drei Stück weg. Zwei lauteten in die Mark, einer nach Schlesien. Ein Signalement war nicht angegeben. Den nach Schlesien nahm ich für mich, und die andern beiden hob ich einstweilen auf. Ich machte damit zwei Menschen glücklich: denn als wir auf Schkeuditz zu wandelten, begegneten uns zwei Rancionirte, ein Soldat und ein Officierbursche. Man sah ihnen die Angst auf den Gesichtern an. Ich gab jedem einen der Pässe und unterrichtete sie zugleich, wie sie sich zu benehmen hätten. Dem Soldaten rieth ich vor Allem, sich um Civilkleider umzuthun.

So wanderten wir denn in's Vaterland zurück und achteten nicht auf das Zureden mancher Professoren, die uns riethen, einstweilen in Leipzig zu bleiben, weil sicher der kaiserliche Befehl bald würde zurückgenommen werden. Viele von uns sind in der Folge auf andere Universitäten gegangen, mehrere haben andere Lebensbahnen eingeschlagen, ein guter Theil aber hatte auch bereits seine Studien größtentheils absolvirt und trat in bürgerliche Functionen. Ich für meinen Theil hätte gern noch einmal eine Universität bezogen, wenn mir es nur nicht an Gelde gefehlt hätte.

Drittes Kapitel.

Was ich als Lehrer gethan. Mein Zusammentreffen mit Z. in Salzbrunn. Aufsicht einer Landwirthschaft. Die Franzosen. Mein Examen. Jugend-Erinnerung. Verschiedene Berührungen.

Um nicht müßig bei meinen Eltern zu sitzen, begab ich mich zu einem Freunde auf's Land, bei dem ich den Winter zubrachte. Er war Beamteter eines Rittergutes und ein sehr tüchtiger Mann in seinem Fache. Hier lernte ich die Oekonomie im Großen kennen, und obgleich der Zweck meines Hierseins nicht gerade der war, Landwirthschaft zu studiren, so benützte ich doch die Gelegenheit, um meine Kenntnisse darin zu erweitern. Nebenbei las ich auch Bücher über das Fach, die mir mein Gastfreund lieh. Das Gut lag in der Nähe von Landshut und da ich damals noch keineswegs gesonnen war, die Theologie aufzugeben, so predigte ich zuweilen in der dasigen Kirche. Da erzählten sich denn die Leute im Dorfe immer: Heute hat unser Schreiber gepredigt.

Während ich nun hier ziemlich gemächlich lebte, hegte ich fortwährend den Wunsch, bald wieder eine Universität beziehen zu können. Da ereignete sich ein Zwischenfall, welcher die Erfüllung dieses Wunsches hinausschob und zuletzt ganz beseitigte.

Es wurde mir eine Hauslehrerstelle in Waldenburg angetragen, zu deren Annahme mir mein Vater sehr zuredete. Ich entschloß mich endlich und sagte auf ein Jahr zu. Aus zwei Häusern hatte ich zusammen acht Kinder zu unterrichten. Die Großmutter von den Einen besaß ein Landgut, was ihr wegen schlechter Bewirthschaftung wenig eintrug. Sie sprach mit mir darüber, denn sie wußte, daß ich früher Landwirthschaft getrieben hatte, und lud mich ein, mit ihr dahin zu fahren, um das Gut anzusehen. Mir war das willkommen und ich verstand mich augenblicklich dazu, eine Art von Beaufsichtigung zu übernehmen, die ich bei Spaziergängen, welche

ich dahin machen konnte, ausüben wollte. Die Entfernung von Waldenburg betrug eine Meile. Ein eigenthümlicher Zufall wollte, daß ich meinen Universitäts- und Reisekameraden Z. hier ebenfalls als Hauslehrer wieder fand, nachdem ich seit unserer Reise von Halle in's Vaterland nichts weiter von ihm erfahren hatte. Das Landgut lag in Salzbrunn. Mit meinen Zöglingen spazierte ich oft dahin und auch Z. schloß sich mit den seinigen an. Er gewann eine besondere Vorliebe für den Ort und die darin quellenden Gesundbrunnen und ward in der Folge der Gründer des jetzt so berühmten Badeorts.

Die Oekonomie des Gutes war von keiner großen Bedeutung, da dasselbe überhaupt nur etwa hundert Morgen Areal hatte. Indeß gab sie mir doch Gelegenheit, mich in der Praxis zu üben, auch fand ich Stoff genug zum Nachdenken und ich hatte ein Feld zu Versuchen, die mir auch fast alle gelangen. Ganz besonders ließ ich mir die Wiesen-Wässerung und das Erdauffahren angelegen sein. Zu ersterer bot sich mir günstige Gelegenheit, indem die kleinen Wiesenflächen von zwar unbedeutenden, aber doch fast immer Wasser habenden Bächlein durchrieselt wurden. Den besten Erfolg führte ich dadurch herbei, daß ich auf höhere Stellen zuerst Gille gießen und sodann das Wasser darauf leiten ließ. Meine frühere Praxis im elterlichen Hause und eine besondere Vorliebe für die Sache gaben mir die beste Anleitung bei diesen Operationen. So vermehrte ich die Futtervorräthe um Vieles und die Viehbestände waren im besten Zustande und konnten ganz vollzählig gemacht werden. — Das Erdefahren machte ich zu einer Hauptarbeit. Viele Höhen waren durch das Abspülen, welches starke Regengüsse veranlaßten, so kahl und steril geworden, daß sie fast gar keinen Ackerboden mehr hatten und den Anbau nicht mehr lohnten. Auf diese ließ ich die, meistentheils nicht allzuweit davon angeschwemmte Erde und zwar fast eine Pflugfurche tief, auffahren und machte sie dadurch wieder zu guten Aeckern.

In der innern Oekonomie fand ich eine Menge von Mißbräuchen und es hatten die Dienstboten zeither meistentheils in ihre Tasche gewirthschaftet. Da galt es denn durchzugreifen. Ein Wechsel derselben war das kräftigste und wirksamste Mittel, nur erforderte es meine öftere Gegenwart, damit ich die neuen orientirte und gleich anfangs zu strenger Pflichttreue

anhielt. Es gelang mir, Ordnung in das Ganze zu bringen und den Ertrag aus dem Minus in das Plus zu erheben.

Im Sommer 1807 wurden wir häufig von Franzosen heimgesucht, auch fand ein Rencontre zwischen einem preußischen Streifcorps und den Belagerungstruppen, die vor Schweidnitz lagen, statt, welches sich in der Gegend von Adelsbach entspann und sich auf die Felder des fraglichen Gutes ausdehnte. Da mußte denn natürlich so Manches leiden. Mit den Franzosen, die später in Waldenburg in Cantonnirung kamen, ließ es sich ziemlich gut leben, und sie wurden so einheimisch, daß man sie in alle Familien zog. Bei den Damen machten sie Glück, auch folgte die Tochter eines reichen Kaufmanns dem commandirenden Obristen als Gattin nach Frankreich. Im Befreiungskriege von 1813 haben ihr ihre Landsleute Besuch auf dem Gute ihres Gatten gemacht.

Da ich einmal von diesen fremden Truppen spreche, so will ich auch von einem Sonntage erzählen, welchen sie dem Städtchen Waldenburg bereiteten. Ein Lieutenant, Namens Fischer, den man wegen seiner Bravour und seines etwas wilden Wesens den wilden Fischer nannte, hatte mit einer preußischen Freischaar einer Kolonne Franzosen, Bayern und Würtembergern, die eine Recognoscirung von Schweidnitz aus machten, in Unter-Altwasser aufgelauert, sie unvermuthet überfallen, Viele getödtet und eine Anzahl von Gefangenen gemacht, die nach Waldenburg und von da weiter in's Gebirge gebracht wurden. Nun hing Fischer seiner Tapferkeit dadurch einen Flecken an, daß er nicht allein für seine Person die Gefangenen roh behandelte, sondern auch zugab, daß dies seine Mannschaft that, welche dieselben noch auf alle Weise beschimpfte. Das erfuhr man bald im Lager vor Schweidnitz und ließ es nun das unglückliche Städtchen Waldenburg entgelten, wo jene rohe Behandlung stattgefunden hatte. General Vandamme übte in eigener Person die Execution aus. Er kam Sonntag früh mit einem Corps von einigen Tausend Mann an, ließ die Truppen auf dem Markte und in den Straßen bivouakiren und truppweise auf ein gegebenes Zeichen die Stadt plündern. Viel Gräuel und unsäglicher Schaden wurde den armen Einwohnern da zugefügt und es war höchlich zu verwundern, daß der Ort nicht in einen Aschenhaufen verwandelt wurde, worauf es anfangs von den Feinden abgesehen

zu sein schien, indem die Wachtfeuer in allen Straßen brannten und die Flammen an den Häusern emporschlugen. Endlich räumten die Franzosen das Land und es zog allmälig wieder die alte Ordnung der Dinge ein. Mehrere meiner Universitätsbekannten hatten die Waffen ergriffen und blieben auch nach dem Kriege Soldaten. Auch ich war nahe daran gewesen, dem Drange nachzugeben, habe aber später nicht bereut, es nicht gethan zu haben, da die Laufbahn von jenen eben nicht die glänzendste war. So unter anderen brachten es zwei meiner intimen Freunde, nachdem sie die Feldzüge von 1813 und 15 mitgemacht hatten, der Eine nur bis zum Premier-Lieutenant und der Andere bis zum Rittmeister, obgleich sie mit Kenntnissen ausgerüstet waren, und bei allen ihren Kameraden im Rufe großer Bravheit standen. Sie hatten das Herzeleid, zu sehen, daß Leute ohne viele Kenntnisse und ohne sonstige Verdienste, die im Jahre 1813 bei der Landwehr sogleich als Officiere eingetreten waren, nicht allein mit ihnen gleich rangirten, sondern ihnen im Avancement voreilten. — Sie kannten die Kunst nicht, ihr Glück zu machen.

Meine Principalin, d. i. die Mutter von fünfen meiner Zöglinge, war Wittwe, und da sie eine Frau von vielem Verstande und einnehmendem Betragen war, so konnte es nicht fehlen, daß ich mich an sie anschloß und daß sich dadurch allmählig ein inniges Verhältniß herstellte. Sie ging mit der Idee um, sich ein Landgut anzukaufen, worin ich sie unterstützte und die auch im Jahre 1810 zur Ausführung kam. Von da an trat die Landwirthschaft in meinem Wirken wieder in den Vordergrund. Bevor ich jedoch hiervon in folgenden Kapiteln spreche, muß ich erst noch berichten, was bis dahin geschah.

Wie ich schon mitgetheilt habe, so war meine Idee fortwährend, sobald es thunlich sein würde, wieder eine Universität zu besuchen. Die Schwierigkeiten aber häuften sich dadurch, daß mein Vater jetzt, da ich hier eine gute Versorgung hatte, mehr denn je dagegen war, und dann auch, daß meine Principalin wünschte, ich möchte ihre Kinder noch länger unterrichten.

Unter meinen Schülern war Wolfgang Menze, ein Knabe von neun Jahren, als ich meine Stelle antrat. Ich unterrichtete ihn bis zu

fünfzehn Jahren und brachte ihn sodann nach Breslau in die zweite Klasse des Elisabethan-Gymnasiums. Seine beiden Brüder, die ich gleichzeitig unterrichtete, sind ebenfalls tüchtige Männer ihres Faches (der Eine Oberbeamter eines Haupt-Hüttenwerkes und der Andere wirklicher Geheimer Kriegsrath) geworden.

Wollte ich nun Hauslehrer bleiben, so mußte ich ein Examen machen, und zu diesem bedurfte ich eines Zeugnisses von Halle. Auf Antrieb meiner Eltern und meiner Principalin schrieb ich dahin. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Professor Vater war zur Zeit Decan der theologischen Facultät. Er begleitete das ausgestellte Zeugniß mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben, worin er mir sagte, daß er sich noch mit Vergnügen meines Fleißes erinnere und mir aus voller Ueberzeugung das beifolgende günstige Zeugniß ausgestellt habe. Dasselbe ward sofort mit einer Meldung zum theologischen und pädagogischen Examen nach Breslau geschickt, und mir ward von dort aus ein Zeitpunkt dafür bestimmt. Es fiel in beiden Instanzen sehr günstig aus und ich bewahre noch die Recognition darüber, die in den ehrenvollsten Ausdrücken ausgestellt ist. So ward ich denn wohlbestallter Kandidat der Theologie und da mir das Predigen nicht schwer wurde, so versuchte und übte ich mich viel darin. Am Orte meines Aufenthaltes, so wie in meiner Vaterstadt, predigte ich am öftersten, aber auch in der Nachbarschaft gab es auf sämmtlichen Dörfern kaum eine evangelische Kirche, deren Kanzel ich nicht bestiegen hätte. Einmal war ich in Ch. in Gesellschaft heiterer Kumpane, wo die Rede auf das Predigen kam. Wir waren alle ziemlich animirt und die Gesellschaft ging mit mir eine Wette ein, daß, wenn ich nächstens hier am Orte predigen würde, sie sich sämmtlich einfinden und mich aus dem Vortrage bringen wollten. Ich nahm die Wette an, stieg aber doch, als der Sonntag kam, mit pochendem Herzen auf die Kanzel. „Seid Thäter des Worts und nicht Hörer allein, womit ihr euch selbst betrüget," war der Text meiner Predigt. Anfangs trat ich etwas ängstlich auf, bald aber bekam ich Fassung und Ruhe, und meine Kameraden wurden, anstatt mich irgend durch eine Miene zu stören, fortgerissen und gehörten zu den aufmerksamsten Zuhörern der ganzen Versammlung. — Der Pastor daselbst war ein alter Mann, und meine Freunde verpflichteten sich, Alles aufzu-

bieten, mich, wenn er stürbe, an seine Stelle zu bringen. Im Rathe der Vorsehung aber war es anders beschlossen.

Vermöge meines natürlichen Talents und einer guten Mittheilungsgabe brachte ich meine Schüler ziemlich weit, nur war es schlimm für sie, daß mein Jähzorn mich oft zu harter Behandlung fortriß, wozu der Umstand, daß dieselben von sehr verschiedenen Talenten waren, was mir das Lehren sehr erschwerte, Vieles beitrug. Soviel Fähigkeiten nämlich die hatten, welche später meine Stiefkinder wurden, so arm an denselben waren die Kinder aus einer anderen Familie, die ich mit zu unterrichten hatte.

Durch solche Behandlung aber verscherzte ich mir ihre Liebe und ihr Zutrauen, was ich später sehr schmerzlich empfunden habe. Statt eines liebevollen Lehrers ward ich ihr Zuchtmeister, vor dem sie zitterten. Zwar suchte ich dies außer den Schulstunden wieder gut zu machen, nahm sie viel mit auf Spaziergänge und machte mit den Knaben kleine Reisen. Eine derselben dehnte sich über einen großen Theil von Niederschlesien aus. Da durften sie sich denn nach Herzenslust tummeln, und wir machten, wohin wir kamen, einiges Aufsehen. Ich als Pädagog voraus, die Knaben lustig hinterdrein und zuletzt ein Packträger, der unsere nothwendigsten Reise-Effekten trug; das gab eine ganze Gesellschaft. Jeder der Knaben hatte übrigens noch sein Ränzchen. Sie fühlten sich da recht und spielten keine schlechte Figur. Bei der Rückkehr bildeten sie sich etwas darauf ein, von ihrer Reise erzählen zu können. — Unterwegs waren wir häufig auf dem Lande bei Bauern eingekehrt, und hatten uns da in ihrem ganzen Hauswesen umgesehen.

Wir machten Vergleiche zwischen den verschiedenen Gegenden und fanden, daß z. B. auf dem linken Oderufer die Kultur weit vor der auf dem rechten voraus war.

Etwas, was wir fast überall in den Häusern der Evangelischen fanden, war ein sogenanntes Bibelbret, worauf einige Gesangbücher, eine Bibel und eine Hauspostille standen. Der Platz war so rücksichtsvoll und heilig gehalten, wie bei den Katholiken der Winkel über dem Tische, wo Heiligenbilder aufgestellt sind. Diese Sitte erinnerte mich lebhaft an meiner Eltern Haus, wo es ebenso war. Alle Sonntage mußte da eins von uns Geschwistern für die Hausgenossen, welche nicht in der Kirche waren, eine

Predigt lesen. War der Vater zu Hause, so war dies ein ängstliches Geschäft, denn es setzte Püffe, wenn man falsch las. Wir hatten Arndt's wahres und falsches Christenthum. Da erinnere ich mich noch sehr lebhaft, daß ich allemal, wenn ich an den zweiten Theil d. i. an's falsche Christenthum kam, an die Reichen und insbesondere an unsern Nachbar, einen Kaufmann, dachte.

Denn daß ein Reicher auch ein Frommer sein könne, das lag außer meinem damaligen Fassungsvermögen. Es lag mir die alleinige Genugthuung für den Armen darin, daß ihm vorzugsweise der Himmel zu Theil werden müsse. An Sonn- und Feiertagen des Abends wurden gewöhnlich einige Lieder gesungen. Mein Vater that sich etwas auf seine Tenorstimme zu gute und hielt gewöhnlich mit derselben den ganzen Chor zusammen. Sangen wir nun, was fast immer vorkam, falsch, so erhob er diese Stimme bis zum schneidenden Tone, was uns schon Angst machte; half dies nichts, so kamen Kopfnüsse. So war die geistliche und weltliche Disciplin im Hause meiner Eltern. Aber es war diese Art und Weise im damaligen Zeitgeiste, und man traf sie allenthalben, wo strenge Sitte herrschte.

Ich kehre nun zu meinen weiteren Mittheilungen zurück.

In Waldenburg florirte zu jener Zeit von 1807—1810 der Leinwandhandel noch etwas, obgleich er nur noch ein Schatten von dem war, was er früher gewesen. Dessenungeachtet aber hatte sich der Kaufmannston, wie in den üppigen Gebirgsstädten, erhalten, ein Ton, der um so widerlicher war, als er in's Plebejische ging und von den Hauptschnarchern bis zum Ekel angegeben wurde. Ein Hauslehrer gehörte zum Hofstaate und man hielt ihn ebenso gut um deswillen, als zum Unterricht seiner Kinder. Da mußte man denn auf manche Zurücksetzung gefaßt sein. Ich hatte zudem noch das Sacrilegium begangen, keine Antrittsbesuche zu machen und ward dafür von Rechtswegen völlig ignorirt. Indeß fand ich mit der Zeit doch Zutritt in einigen Familien, auch genügte mir der Umgang mit meinen Fachgenossen, zwei Hauslehrern, die noch am Orte lebten. Ja, ich ward zuletzt, mirabile dictu, eingeladen und durfte auch an der Ressource Theil nehmen, die für jenen kleinen Ort glänzend zu nennen war und sich sehr exclusiv hielt.

Mit einem Originale, einem alten Handlungscommis und Hagestolzen ward ich dadurch bekannt, daß er das Spazierengehen ebenso liebte, wie ich. Vornämlich war das Bergsteigen seine Passion und man nannte ihn desbalb auch scherzweise den Berggeist. Wer ihm eine rechte Herzensfreude machen wollte, der durfte nur mit ihm früh auf den benachbarten Kaudersberg gehen, um den Sonnenaufgang zu beobachten. Es gelang ihm oftmals ganze Gesellschaften zusammen zu bringen, wo er sich ganz selig fühlte und wie ein Jüngling voranlief, obgleich er schon hoch in den sechszigen war. So prosaisch der Mann in seiner äußern Erscheinung war, soviel Poesie war in ihm und er schwärmte in Betrachtung der Schönheiten der Natur. Es wurden überhaupt in Waldenburg öfter solche Bergpartieen gemacht. Eine wäre jedoch denen, die daran Theil nahmen, bald übel bekommen. Einige Bürger nämlich waren zur Zeit der Belagerung von Schweidnitz, im Herbste 1807, auf die höchste Anhöhe bei Seitendorf gestiegen, von wo man diese Festung sehen konnte. Da wurden sie von einer feindlichen Patrouille überrascht und in das Hauptquartier des Generals Vandamme (vom Volke „verdammt" genannt) geführt und sollten dort als Spione aufgeknüpft werden. Nur mit großer Mühe gelang es dem Magistrat von Waldenburg, der sich für sie verwandte, sie frei zu erhalten. Dies sonst so freundliche und blühende Städtchen verließ ich im Frühjahr 1810, indem ich mit meiner Principalin und ihren Kindern auf's Land ging.

Viertes Kapitel.

Der Anfang meiner landwirthschaftlichen Praxis.

Das Dominial-Landgut. Mißgriffe und Calamitäten. Das Jahr 1813. Erfahrung über den Kleebau. Schäferei. Dienstboten. Meine Verheirathung. Anbau verschiedener Früchte. Reise nach Möglin, Berlin und Potsdam. Rückerinnerungen von 1813. Verkauf des Landgutes.

Das Gut, wohin wir zogen, lag im Strehlener Kreise und gehörte zu den kleinen Rittergütern, deren Schlesien so viele hat. Sein Areal betrug sammt und sonders an Aeckern, Wiesen und Wald etwa 700 Morgen, wobei es aber mehrere Regalien, z. B. eine zinspflichtige Mühle und Brauerei, besaß, auch die Patrimonialgerichtsbarkeit hatte. Ich bildete mir nun etwas darauf ein, den Grundherrn zu repräsentiren, indem mir meine Principalin (mit der ich — im Vertrauen gesagt — insgeheim versprochen war) Vollmacht über Alles gegeben hatte. Im Anfang war ich etwas unbeholfen; denn so unbedeutend auch die ganze Oekonomie war, so ging deren zweckmäßige Führung um so mehr über meine Kenntnisse und Erfahrungen, als der Boden auf den Feldern sehr wechselte und beinahe alle Rangstufen durchlief. Kieshügel und nahe dabei Ackerquellen; starker Weizenboden und nicht weit davon Kornboden zweiter Klasse, das ging hier die Reihe durch. Meine Vorgänger hatten alle nicht die besten Geschäfte gemacht, und ich unkundiger, fast lateinischer Landwirth, sollte mich nunmehr hier versuchen.

Man setzt wohl ohne weitere Versicherung voraus, daß es da an Mißgriffen nicht gefehlt habe. Zum Glück hatten die Felder meines Vaters in vielen Stücken Aehnlichkeit mit den hiesigen und ich konnte Manches, was ich dort gelernt, hier anwenden. So unter andern den Abzug der Ackerquellen, in welchem mein Vater sich eine solche Virtuosität erworben hatte, daß seine Aecker, so sehr sie auch mit denselben durchsetzt waren,

dennoch wenig mehr daran litten, weil die Quellen durch unterirdische Abzüge abgeleitet wurden. Ich versuchte mich in diesen Operationen und es gelang mir vollkommen, nur fand ich einen Stein des Anstoßes in dem großen Arbeitslohne, was sie kosteten, denn es fehlte mir das Geld. Ueberhaupt hat es der Laune des Schicksals gefallen, mir in meiner ganzen landwirthschaftlichen Laufbahn dieses Hinderniß überall entgegenzustellen.

Gleich im zweiten Jahre meines Antrittes meinte ich wunder wie klug zu verfahren, daß ich kaum zwei Drittheile der Wintersaat bestellte, worüber ich mich vor der Welt und vor mir selbst damit entschuldigte, daß ich angab, es lohne auf diesem Boden nicht, Winterung ohne frischen Dünger anzubauen. Halb war meine Ansicht und Behauptung richtig, denn man gewann dort nur nach frischer Düngung lohnende Ernten; aber im Ganzen setzte ich meine Oekonomie gleich anfangs dadurch in großen Nachtheil, so daß ich im folgenden Jahre eine sehr schlechte Ernte machte, weil die Sömmerung dort nur selten gut gerieth. Wie pfiffig ich operirte, mag man daraus entnehmen, daß ich eine Menge Hirse anbaute und Jedermann zu überreden suchte, ich wolle damit — nämlich mit dem Stroh derselben — meine sparsame Futtergewinnung vermehren; in der That aber that ich dies, weil es mir an anderm Getreide zur Sommersaat fehlte. — Die Folgen blieben nicht aus, denn ich hatte den Grund zu meinem Verderben auf viele Jahre hinaus gelegt. Wenn Unglücksgefährten meines Gewerbes, die vom Fluche des Geldmangels auf gleiche Art betroffen sind, dies lesen, so mögen sie einen leidigen Trost darin finden. — Die reichen Leute, die, weil reich, auch allemal klug sind, sagen freilich, es solle Niemand ein Landgut kaufen, der es nicht wenigstens zur Hälfte baar bezahlen kann und auch außerdem noch ein kleines Betriebskapital in Händen behält. Aber ihnen muß der unglückliche Arme antworten, daß er auf seine Kräfte und seinen Fleiß vertrauen und durch Kredit das Kapital ersetzen müsse.

Leider täuschen ihn aber seine Hoffnungen nur zu leicht und alle seine Anstrengungen werden zu nichte. Er kann mit seinen Erzeugnissen keine günstige Conjunctur abwarten, denn er muß verkaufen, wenn die Noth es gebietet, und so entgeht ihm der Gewinn, welchen der Reiche macht.

Er kann sich nicht abhelfen, und muß jede auch noch so vortheilhafte

Verbesserung unterlassen, welche der Reiche ohne alle Schwierigkeit durchführt. Und kommt die Sache dann endlich vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung, so wirft man jenem schlechte Wirthschaft vor, während man diesen wegen seiner musterhaften erhebt. — Wer mich der Uebertreibung beschuldigen wollte, der soll mir das Gegentheil beweisen.

Das Jahr 1811 war bekanntlich ein sehr heißes und trockenes und war deshalb für mich ein sehr trauriges. Auf den, aus Kies und Sand bestehenden Anhöhen ging der Hafer dermaßen zu Grunde, daß ich vom Morgen kaum 15 Garben, mithin nicht viel über die Aussaat erntete. Ich muß hier anführen, daß der dasige Boden zwar wenig ins Stroh, aber destomehr in die Körner ging, und daß ich vom Schock (60 Gebund) Garben von Weizen und Roggen bis zu 4 Scheffel Breslauer Maaß (= $5\frac{1}{3}$ preußisch), von der Gerste 4—5 Scheffel und vom Hafer 7—8 Scheffel ausdrosch. Daher sagte mir auch der Pastor des Orts, der übrigens mehr Bauer als Pfarrer war, gleich bei meinem Antritte, ich möge nur sehen recht viele Schocke zu erbauen, die Körner würden sich dann schon finden. Ein Gutes aber hatten die dasigen Felder, und das war dies, daß sie, mit Ausnahme der Höhen, fast alle reichlich Klee trugen. Hätte ich nur Uebung und nur nothdürftig ausreichende Geldmittel gehabt, so wäre es mir so gar schwer nicht geworden, ausreichendes Futter zu erzeugen und einen angemessenen Viehstapel aufzustellen. So aber verabsäumte ich dies und es war namentlich die Schäferei meistentheils in desolatem Zustande, wozu dann noch die unsicheren Weidetriften kamen, so daß die Schafe fast Jahr für Jahr verhütet wurden und einen sehr geringen Ertrag brachten. Hätte ich damals nur den zehnten Theil der Uebung im Fache gehabt, die ich mir später erworben, so wäre es gerade an der Zeit gewesen, vermittelst der Schäferei eine glänzende Einnahme zu bekommen und somit die ganze Oekonomie zu heben. Es ist mir aber mit meinen erworbenen Kenntnissen immer so gegangen, daß es hieß: sic vos non vobis etc.

Auf das dürre Jahr von 1811 folgte das überaus fruchtbare und gesegnete von 1812. Freudiger, wie damals Alles wuchs, erinnere ich mich es nicht in meiner ganzen langen ökonomischen Praxis gesehen zu haben. Aber bis in den Mai hinein ließ uns der Himmel schmachten, denn

bis dahin blieb es rauh und unfruchtbar, bis denn endlich die Vegetation auf einmal erwachte und sich mit einer wahren Allgewalt entwickelte. Beim Vieh war mittlerweile förmliche Hungersnoth eingetreten, was soweit ging, daß man die Strohschoben von den Dächern zu Futter nahm, zu gleichem Zwecke auch das dürre Laub von den Eichengebüschen streifte. In welchen Zustand dadurch das Vieh versetzt wurde, das brauche ich nicht erst auszumalen. — Gab es einen Trost, so war es ein sehr leidiger, nämlich der, daß es bei mehreren meiner Nachbarn nicht viel besser war, wie bei mir. Das war jedoch nur auf einer Seite, denn auf der andern schaute ich wie aus der Wüste in's gelobte Land. Das Gut, welches ich bewirthschaftete, hieß Ober-Arnsdorf und stand von jeher in dem Rufe, zu den schlechtesten der dasigen Gegend zu gehören. Gegen Westen aber lag das Amt Prieborn und das Dorf Türpitz, beides wie im Lande Gosen, denn dort ist ein Boden, der alle Früchte ohne viele angewandte Mühe trägt, während in Arnsdorf jeden Tag Regen und Sonnenschein wechseln mußten, wenn etwas ordentlich gedeihen sollte. Es war daher eine wahre Ironie des Schicksals, daß es mich auf die Grenze des wüsten Arabiens gesetzt hatte, von wo ich täglich in die Arabia felix sah. — Ist es Einbildung oder theile ich das Loos aller vom Schicksal schief Angesehenen, daß ich in meinem ganzen Leben die Beobachtung habe machen müssen, daß ich überall, wie man sagt, daneben kam. Denn wenn ich etwas unternahm, so konnte man sicher darauf rechnen, daß es fehlschlug, mochte ich noch so klug zu verfahren glauben. Kaufte ich etwas, so fiel sicher bald darauf der Werth, verkaufte ich etwas, so konnte man zehn gegen eins wetten, daß er unverzüglich steigen würde.

Ich komme auf das Jahr 1812 zurück, sobald ich erst noch werde Mittheilungen von einer Reise gemacht haben, die ich im Frühjahr 1811, eigentlich aus Phantasie, unternahm. Von jeher hatte ich eine besondere Vorliebe für Reisen, die ich später, wie die weitern Mittheilungen beweisen werden, in vollem Maaße befriedigte. Nun war mir die Sehnsucht gekommen, Halle und die dortige Gegend einmal wieder zu sehen, und ich beschloß, zu Fuß dahin zu wandern. Ein Besuch, den ich meinem Freunde Z. in Leipzig machen wollte, war eine Nebenabsicht dieser Reise. Sie war eigentlich eine Thorheit, denn ich gab nicht allein Geld aus, wel-

ches ich in der Oekonomie zu nützlicheren Zwecken hätte verwenden können, sondern versäumte auch Vieles, indem während meiner Abwesenheit die Wirthschaftsführung sehr lahm ging und viel Nachtheil entstand. Z. studirte in Leipzig Medicin, zu welcher er, die Theologie bei Seite legend, übergegangen war. Von hier machte ich einen Abstecher nach Halle, was ich, da es unterdessen zum Königreich Westphalen geschlagen worden war, um vieles verändert fand. Nur den preußischen Patriotismus des Mehrtheils der Bürger hatte die neue Herrschaft nicht geändert, denn sie waren der festen Ueberzeugung, daß sie bald wieder unter den preußischen Scepter kommen würden, so wenig Aussicht auch damals darauf war. — Man äußerte sich ziemlich rückhaltslos über die französische Herrschaft und tadelte laut die Regierung, meinte auch, sie wirthschafte blos wie ein Freibeuter, wohl vorausseheud, daß sie nicht von langem Bestande sein werde.

Als ich zurückkehrte, es war im Anfang Mai, fing die Trockenheit bereits an fühlbar zu werden. Ich war aber noch unbesorgt, weil mir der mittlere Stand meiner Feldfrüchte ein guter zu sein schien. Leider wurde ich später bei der Ernte eines andern überzeugt! Diese begann für den Roggen schon mit dem 22. Juni, also einen vollen Monat früher als gewöhnlich, und da sie nun um eben so viel früher zur Konsumtion kam, so folgt hieraus, daß sie noch lange vor Ablauf des Jahres und vor dem Eintritte der von 1812, aufgezehrt war. Es wurde daher, als diese nur anfing, gleich davon der wartende Bedarf gedeckt. Zum Glück war sie so ausgiebig, daß sie besser als die beiden früheren vorhielt. Jedenfalls hätte sie mir aufhelfen können, wenn nicht einestheils zu große Lücken auszufüllen gewesen, und anderntheils die Kriegsereignisse nicht eingetreten wären.

Das Frühjahr 1813 kam heran und mit ihm der allgemeine Aufstand des preußischen Volks. Da galt es Opfer zu bringen. Ueberdies rückte die Armee in unsere Gegend, als sie sich nach der Schlacht bei Groß-Görschen zurückgezogen hatte. Während des Waffenstillstandes bekamen wir Russen, die uns ihre Hülfe nicht umsonst brachten. Sie wechselten mit Preußen ab, und da wir meistentheils Kavallerie zur Einquartierung hatten, so wurden unsere Felder und insbesondere der Klee und die Wiesen hart mitgenommen. So ward ich in meinen Fortschritten nicht allein

gehemmt, sondern wieder zurückgeworfen. Denn neben den großen Fouragirungen, denen die Felder ausgesetzt waren, mußten die Pferde fast ununterbrochen auf Vorspann gegeben werden, und die ganzen Ackerarbeiten liegen bleiben. So kam es denn, daß ein großer Theil der Wintersaat auf die Brachfurche bestellt werden mußte, was denn für das kommende Jahr 1814 eine Mißernte vorbereitete. Nun denke man sich zu allem diesem meine wenige Uebung und Erfahrung und daneben noch den Mangel an Geldmitteln, so wird man begreifen, daß meine Oekonomie in keiner musterhaften Verfassung sein konnte. Freilich hatte ich mir wohl in den drei Jahren, die ich hier wirthschaftete, etwas Uebung und auch einige Erfahrungen erworben, denn sonst möchte ich genöthigt gewesen sein, die Bücher zu schließen.

Das Dreifelderſystem, welches ich vorgefunden, behielt ich bei, weil ich es nach meinen damaligen Kenntnissen für gut hielt und weil es für die vorhandenen Verhältnisse wohl auch das passendste für mich war. Zudem war ich noch viel zu wenig unterrichtet, und viel zu unerfahren, um eine Aenderung damit vorzunehmen. Aber einen großen Mißgriff beging ich damit, daß ich meine Schafweiden nicht mit weißem Klee und Gräsern ansäete, was damals schon von jedem verständigen Landwirthe geschah, und daß ich auch nicht mehr rothen Klee anbaute, der, wie ich schon bemerkte, gut gedieh. Mangel an ausreichendem Samen, und der theure Preis, den derselbe in jener Zeit hatte, war das Haupthinderniß. Man bezahlte zu jener Zeit den Ctr. bis zu 40 Thlr., also fünfmal so theuer als jetzt. Auch der weiße kostete 25—30 Thlr. Was wir jetzt erleben, daß nämlich der letztere theurer ist als der rothe, das hielt man damals nicht für möglich, und zwar deßhalb, weil er sich ja leichter gewinnen läßt, wie dieser. Einzig und allein die Handelsconjunctur konnte dies herbeiführen.

So sehr ich nun aber auch in den ersten Jahren den Kleebau vernachlässigt hatte, eben so sehr nahm ich ihn in der Folge auf und befliß mich insbesondere des Kleesamens, der gar bald eine Haupteinnahme wurde, die in einigen Jahren fast bis zu der Höhe derer stieg, die mir das Getreide brachte. Es war dies ein Zweig, den ich in jeder Art mit Gewinn cultivirte, denn ich gewann auf dem Morgen fast zwei Centner,

und wenn sein Preis auch bis auf 16—20 Thlr. herabgegangen war, so benutzte ich das Feld doch noch sehr hoch damit. Das Vorurtheil, was zu jener Zeit noch im Schwange ging: daß der Klee die Aecker sehr aussauge, ließ ich mich nicht irren, denn meine Beobachtungen bestätigten dasselbe nur wenig. Wie weit man es mit dem Erziehen von Kleesamen treiben könne, darüber machte ich eine interessante Erfahrung auf einem Ackerstücke von einigen Morgen. Es hatte dasselbe rothen Kleesamen getragen und ward einführig mit Roggen bestellt. In demselben kam der ausgefallene Samen in Menge auf und erhielt sich über Winter so, daß er im nächsten Jahre im Korne üppig emporwuchs. Ich erntete guten Stoppelklee und ließ ihn für das nächste Jahr stehen, theils weil es mich reuete, ihn umzubrechen, theils weil ich sehen wollte, was daraus werden würde. Er wuchs freudig auf, und brachte so viel Blüthe, daß ich ihn Samen tragen ließ. Ich erntete dessen fast ebensoviel, wie zwei Jahre vorher. Dasselbe habe ich später in einer andern Gegend und auf einer andern Oertlichkeit mit weißem Klee versucht, und es ist ebenso gelungen. Der Acker war nun allerdings sehr ausgesogen, wenn ich aber berechnete, was er in drei Jahren gebracht hatte, so konnte ich ihm auch nunmehr eine ungewöhnlich starke Düngung geben, und ihn damit wieder in seine vorige Ertragsfähigkeit versetzen.

Sehr viel machten mir die Ackerquellen (Surgallen genannt) zu schaffen; bei trocknen Jahren, wie z. B. 1811, traten sie zurück und wurden nur wenig bemerkt, ja sie zeichneten sich sogar im Ertrage aus. Aber in nassen Jahren breiteten sie sich weit aus und nahmen oftmals ganze Ackerstücke ein. Sie reichten sich alsdann, so zu sagen, die Hände und es versumpften weite Strecken. Das setzte den Ertrag der Ernten sehr zurück und ward auf den Brachweidefeldern zum größten Uebel für die Schafe. Denn wenn ich sie auch mit ausgesteckten Reisern begrenzte, so waren die Hirten doch nicht so sorgsam, daß sie diese Grenzen streng respectirt hätten. So herrschte denn die Egel- und Faulkrankheit sehr oft in meiner Heerde und reducirte mir dieselbe dermaßen, daß ich Mühe hatte, sie durch die Zuzucht vollzählig zu erhalten. An Verkauf von Brackvieh war selten zu denken. Diesem Uebel abzuhelfen war ich eifrig bedacht, nur verursachte dies, wie ich schon sagte, zu viele Kosten.

Wie sehr es mich aber beschäftigte, irgend ein Mittel zu finden, wodurch ich auf eine wenig kostspielige und dabei doch radicale Weise zum Zweck käme, dafür mag zum Beweise dienen, daß mir einst, bei einer Krankheit, wo ich im halben Delirio lag, die Idee kam, ob ich nicht durch angelegte Pulverminen die Quellen sprengen und zum Abzuge in der Tiefe bringen könnte. Ein derartiger Versuch, den ich machte, mißlang nicht völlig, nur verstopfte sich in der Folge die unterirdische Oeffnung wieder und das Uebel ward das alte.

Zu jener Zeit fing die veredelte Schafzucht in meinem Vaterlande Schlesien erst an Platz zu greifen. In dem Winkel, wo ich lebte, gab es noch keine Heerde, die sich auszeichnete und aus der Ferne ward wir wenig Kunde, da es schwer hielt, landwirthschaftliche Journale zu bekommen, weil unter meinen Nachbarn das Lesen derselben nicht Mode war. Nur zuweilen und vornämlich auf dem Wollmarkte in Breslau, bekam ich einige Notizen und Winke darüber, was in diesem Fache vorging. Zwar hatte ich, wie bereits erzählt, bei meinem Freunde, bei dem ich den Winter 1806/7 zubrachte, einen oberflächlichen Begriff von Edelschafen bekommen, derselbe gewährte mir aber keine klare Vorstellung von dem Gegenstande. Indeß kaufte ich doch Widder, das Stück für zehn Thaler, überließ aber die Auswahl meinem Verkäufer. Sie mochte nicht ganz schlecht gewesen sein, denn die Wolle meiner Schäferei ward geschätzt und ich bekam schon in den Jahren von 1812—1814 für den Stein 15—17 Thlr., was auf den jetzigen Centner 80—90 Thlr. beträgt, ein Preis, den man gegenwärtig nur für feine Mittelwollen bewilligt. Dabei war meine Heerde zweischürig. Das Gewicht war freilich gering und betrug auf beide Schuren kaum $1\frac{1}{2}$ Ctr. auf 100 Stück. Das lag aber weniger in der Wollarmuth der Thiere, als vielmehr in der dürftigen Fütterung.

Einen ziemlich schweren Stand hatte man zu jener Zeit mit den Dienstboten. Die Edicte über Aufhebung der Erbunterthänigkeit, des Gesindedienst-Zwanges u. a. hatten wirre Ideen in die Köpfe dieser Volksklasse gebracht, und diejenigen aus ihr, so von Natur zur Widerspenstigkeit geneigt waren, glaubten, daß Gehorsam nicht mehr zu ihren Pflichten gehöre. Hatte man daher dies und jenes zu rügen, so kam

man übel an. Ein Auftritt, den ich mit einem Schäfer hatte, mag davon Zeugniß geben. Derselbe war ein höchst renitenter Mensch und warf mir oft in groben Worten vor, daß ich so wenig für die Schafe thue. Dabei aber hielt er keine bestimmte Ordnung, so daß das Vieh, auch wenn es mehr Futter gehabt hätte, nicht gedeihen konnte. Einstmals nun kam ich auf den Boden des Schafstalles mit ihm zusammen, traf da viel Unordnung und gab ihm Verweise. Grobe Antwort war die Folge. Die Hitze überlief mich und ich wollte ihm Ohrfeigen geben. Er aber faßte mich bei der Brust und drohte, mich hinabwerfen zu wollen. Zum Glück war ich ihm an Stärke überlegen und ich schleuderte ihn zu Boden. Der Mann hatte die Unverschämtheit, mich wegen dieses Vorfalls beim Landrathe zu verklagen. Ich ward vorgeladen, rechtfertigte mich und trug auf Bestrafung des Schäfers an. Es ward ihm ein Tag Arrest zuerkannt, den er lachend absaß, und ich hatte den Verdruß, daß das übrige Gesinde bei künftiger Gelegenheit sich darauf stützte. Es war schlimm für die Dienstherrschaften in diesem Kreise, daß der Landrath ein etwas schwacher Mann war und große Furcht hatte, wenn ihm gedroht ward, man wolle sich an die Regierung wenden. —

Jener Uebergang vom strengen Feudalsystem zu dem liberalen unserer Zeit hatte viel Lästiges und Unangenehmes.

Im Sommer 1814 heirathete ich meine zeitherige Principalin, und hätte nunmehr noch freiere Disposition gehabt, wenn nicht der Geldmangel ein so arger und beschränkender Despot gewesen wäre. Lese ich mein Tagebuch aus der damaligen Zeit, so finde ich bei den meisten Tagen die Bemerkung, daß unsere Noth und Bedrängniß immer größer ward, so daß es mich jetzt fast Wunder nimmt, wie wir die Sache noch fünf Jahre fortführen konnten. Aber noch jetzt gewährt es mir eine große Genugthuung, wenn ich daran zurückdenke, wie ich auch in der größten Bedrängniß stets auf Verbesserungen bedacht war. So unter Anderem fuhr ich alle Jahre eine nicht unansehnliche Quantität Mergel aus einer Entfernung von $1^1/_2$ Meilen an, obgleich ich denselben kaufen mußte und er grade nicht billig war. Ein Torflager, welches ich auf einer Wiese hatte, suchte ich außer zu Brennstoff, auch zur Düngung

auszubeuten. Nur war das Roh-Material nicht dazu geeignet und es fielen die Versuche, welche ich damit machte, nicht günstig aus. — Zu Asche verbrannt, war die Wirkung, besonders auf Klee und Gras, eine bessere; aber dennoch konnte man sie auch nicht gerade glänzend nennen, denn es enthielt der Torf zu viel Eisen, weßhalb auch seine Asche roth war.

Später haben meine Nachfolger Eisenvitriol in dieser Erde entdeckt, und sie auf Klee angewandt, nachdem sie zuvor ein Jahr an der freien Luft aufgelöst war. Wo ich Dünger zu kaufen bekam, da war ich sehr dahinter her. Die Gelegenheit dazu fand sich nur nicht oft, weil nur wenige Auenhäusler im Dorfe waren, die keinen Acker hatten, auf welchen sie den wenigen Dünger, den sie producirten, anwenden konnten.

Einen großen Fund glaubte ich gemacht zu haben, als ich Ziegel streichen ließ und diese mit Torf zu brennen versuchte. Es gelang dem Anscheine nach ziemlich gut, nur fand sich hinterher, daß die Ziegel sich von Luft und Regen auflösten. Einen Nutzen zog ich jedoch hieraus, indem ich die entstandenen Schutthaufen als gebrannten Lehm auf die Aecker fahren ließ, wovon ich ziemlich günstigen Erfolg hatte.

Einen guten Ertrag gab mir der Buchweizen, der besonders in dem Jahre, wo ich den ersten Versuch mit ihm machte, über zwölf Scheffel vom Morgen gab. Er wucherte ungemein und erreichte fast die Höhe vom Roggen. In den folgenden Jahren aber schlug er oft so zurück, daß er die Einsaat kaum dreifach wieder gab. Er ist zu den trüglichen Früchten zu zählen, von denen man nie auf einen sichern Ertrag rechnen kann.

Ich muß aber auch noch von einer Frucht sprechen, von der ich mir nach den ersten Versuchen viel versprach. Dies war der chinesische Oelrettig. Von einer kleinen Probe, die ich bekam, erntete ich mehr als eine Metze, und da ich diese im nächsten Jahre wieder anbaute, gewann ich mehrere Scheffel, die ich zu Oel schlagen ließ, dessen ich viel und von guter Qualität bekam. Schon versprach ich mir einen ansehnlichen Gewinn von dieser Pflanze, als ich zwei Uebelstände inne ward, die ihre Beseitigung herbeiführten. Zum ersten nistete sie sich wie Unkraut auf den Aeckern ein und obgleich nur eine Sommerfrucht, so überdauerte

sie doch den Winter und es währte nicht lange, so zeigte sie sich fast auf allen Feldern. Dazu mochte denn auch beitragen, daß es unvermeidlich war, daß sich nicht einzelne Körner auf dem Schüttboden in das Getreide stahlen und mit diesem ausgesäet wurden; zum zweiten aber war das Stroh zu wenig als Futter zu gebrauchen, auch fraß das Vieh die Oelkuchen nur ungern, weil sie ihm zu scharf und beißend waren. So gab ich sie denn wieder auf, und säete alle Jahre nur, gleichsam zum dankbaren Andenken, eine Kleinigkeit, wovon ich dann den Hausbedarf an Oel deckte und sie doch immer noch, wo man darnach fragte, vorzeigen konnte.

Lohnender als der Oelrettig ward mir der Arnaut, eine Weizenart, die ich von einem Freunde aus Odessa bekam. Es hatte derselbe ein Quantum von einigen Metzen nach Schlesien kommen lassen, und davon mehrere seiner Freunde betheilt. Da dies im Sommer geschah, und da Alle wegen der Fülle und Schwere des Korns dieses Weizens glaubten, er sei eine Winterfrucht, so hatten ihn Alle auch im Herbste ausgesäet. Der Geber selbst, der in Schlesien lebte und eine Besitzung in Odessa hatte, konnte keine Auskunft geben, und so verschwand die Frucht, wie sie gekommen war. Ich meines Theils war so behutsam, nur die Hälfte im Herbste zu säen, und die andere Hälfte bis zum Frühjahr aufzuheben. Als nun jene Saat durch den Winter zu Grunde gegangen, säete ich die andere Hälfte im Frühjahr und sie gerieth so vortrefflich, daß ich von wenig Lothen beinahe eine Metze erntete. Das war im Jahre 1815. Im folgenden Jahre säete ich sie wieder aus und erntete über einen Scheffel davon. Nunmehr hatte ich gewonnen, denn da ich diese Frucht auf guten Acker brachte, der ganz besonders wahrgenommen wurde, so vermehrte sie sich dermaßen, daß ich im Jahre 1818 eine große Quantität verkaufen konnte. Es pflanzte sich nachher dieser Arnaut in ganz Schlesien fort und er ist sicher da noch an vielen Orten zu finden, nur mag er unter dem gewöhnlichen Sommerweizen verschwunden sein. Er gehört zur Sorte des Bartweizens, kam aber in zweierlei Form der Aehren vor. Die einen waren kurz und dick und hatten immer sechs, ja sogar acht Körner in einer horizontalen Reihe und solcher Reihen standen gewöhnlich 6—8 über einander, so daß die

ganz besonders kräftigen Aehren 50—60 Körner hatten. Die andern aber waren lang gedehnt und hatten nur vier Körner in jeder horizontalen Reihe, trugen aber 8—10, auch 12 Reihen übereinander.

Ein aufmerksamer und fleißiger Landwirth, der Samen von mir bezogen, ließ alle Aehren der ersten Sorte auslesen und den davon gewonnenen Weizen säen, und er bekam da eine sehr schöne Frucht, nur sollen sich später wieder Aehren der zweiten Art eingefunden haben. Dieser Weizen hat die Tugend, daß er eine sehr dünne Hülse hat, folglich schwer wiegt und viel Mehl giebt. Dasselbe hat einen gelblichen Schimmer, giebt aber ein vorzügliches Gebäck; er ist namentlich zu Grütze (Gries) unvergleichlich schön und es übertrifft die daraus gemachte jede andere an Qualität.

In Odessa bezahlt man den Arnaut gewöhnlich um einige Procent höher, wie den gewöhnlichen Weizen und er wird in großen Quantitäten nach England ausgeführt. Den höheren Preis bewilligt man vornämlich wegen seines schwereren Gewichts. Es wäre wohl der Mühe werth, daß deutsche Landwirthe frischen Samen von dort kommen ließen, weil der Arnaut jeden anderen Sommerweizen am Ertrage und an Güte übertrifft, und weil er, wenn einmal der Winterweizen leidet, und durch den Winter zu Grunde gegangen ist, den besten Ersatz gewähren kann.

Die einzige Unbequemlichkeit hat er, daß er sich sehr schwer drischt, denn es sitzen seine Körner sehr fest in den Spelzen, die mit Grannen versehen sind, weßhalb er auch zur Sorte des Bartweizens gehört. Jedoch gleicht sich diese Unbequemlichkeit dadurch wieder aus, daß er nicht leicht von ungünstigem Wetter in der Ernte leidet, ja daß ihm etwas Regen sogar ersprießlich ist, weil dadurch seine Spelzen etwas mürbe werden und er sich alsdann leichter dreschen läßt.

Das Korn des Arnauts war, als ich ihn bekam, an Größe und Fülle dem des Winterweizens völlig gleich, verkleinerte sich aber durch den Anbau in unserem Klima, so daß es dem gewöhnlichen Sommerweizen gleich wurde. Es ist kiesig oder glasig und hat deßhalb eine bräunlich gelbe Farbe. Manche Landwirthe meinten, er sei von unserem Sommerweizen gar nicht verschieden, sondern ganz derselbe. Sie haben aber sehr Unrecht, denn schon in seinem Korne unterscheidet er sich äußer-

lich, aber noch mehr durch dessen Gehalt, der intensiver ist, woher auch seine größere Schwere kommt. — Das Stroh ist etwas hart und deßhalb, sowie wegen des Bartes (der Grannen) der Aehren, zum Viehfutter nicht zum besten geeignet. Im Fruchtwechsel gedeiht er nach behackten Früchten ganz besonders, auch kommt der Klee in ihm ebenso gut, wo nicht noch besser auf, wie in der Gerste; denn er lagert sich vermöge seines harten Strohes nicht so leicht, unterdrückt daher auch den Klee nicht.

Eine Reise, die ich im Herbste 1818 nach Möglin machte und die ich hier in der Reihe anticipiren will, verdient wohl in diesen Memoiren einen Platz. Einer meiner Stiefsöhne hatte sich der Landwirthschaft gewidmet und hatte bei mir seine ersten Lehrjahre gemacht. Derselbe wurde zu einem tüchtigen Manne gebildet und hat in der Folge seinen Namen berühmt gemacht. Es war der nachmalige wirkliche Geh. Kriegsrath Oswald Mentzel. Er sollte jetzt die Akademie des Landbaues in Möglin beziehen und ich begleitete ihn dahin. Wir machten die Reise in Gesellschaft eines Bekannten, eines höchst originellen Mannes, von altem französischen Adel. Er hatte ein Rittergut in Schlesien besessen, war aber, da er seine Originalität auf seine Landwirthschaftung übertragen hatte, allmälig so herunter gekommen, daß er am Ende gar nichts mehr erbaute. Zudem hatte er noch das Herzeleid erlebt, daß seine Tochter sich in seinen Beamteten verliebte und nicht von ihm ließ, so daß sie ihn heirathete. — Das Alles verleidete ihm den Landbesitz und bestimmte ihn zum Verkauf. So sehr er nun auch den Freisinnigen spielte, so war er dennoch sehr stolz auf seinen Adel. — Eine andere Eigenthümlichkeit von ihm war, daß er ein sehr eifriger und sehr orthodoxer Freimaurer war.

Dieser Mann war also unser Reisegefährte. Ob er nun gleich Manches an sich hatte, was nicht sonderlich ansprach, so ging es sich doch nichtsdestoweniger gut mit ihm um, denn er besaß einen hohen Grad von Gutmüthigkeit, würde auch, wenn er nur die Mittel dazu gehabt hätte, sehr gastfrei gewesen sein. — In Breslau, wo er einige Abendbesuche machte, hatte er das Unglück über einen Haufen von Bauholz zu stürzen und sich ein Loch in den Kopf zu schlagen, dessen Verband wir ihm

unterwegs immer besorgen mußten. Im Vorbeigehen gesagt, war dies ein schönes Zeugniß von der damaligen nächtlichen Beleuchtung der Hauptstadt Breslau, über welche von jener Zeit an bis in die gegenwärtige Klage geführt worden, bis es endlich zur Gasbeleuchtung gekommen ist.

Unser erstes Nachtquartier machten wir bei einem Gastfreunde auf dem Lande, dessen innere Oekonomie wir im Fluge am Morgen vor unserer Abreise besahen. Er war Kaufmann und hatte es sich bereits viel kosten lassen, nur ging es ihm, wie den meisten Männern dieses Faches, die sich mit der Landwirthschaft beschäftigen, d. h. er fand, daß sich hier sein Kapital nicht so schnell und zu so hohen Interessen verzinsen wollte, wie im kaufmännischen Geschäfte. —

Von den weiteren Erlebnissen auf unserer Reise muß ich zuvörderst die schlechten Wege anführen, die wir zu passiren hatten. Von Breslau nach Berlin war die Kunststraße gerade im Baue, wir aber mußten noch allenthalben die alten schlechten Wege fahren, und da wir mit eigenen Pferden reisten, so kamen wir täglich nicht weiter als 6—8 Meilen. Der Humor unseres Reisegefährten aber verkürzte uns die Zeit und ließ Langeweile und Mißmuth nicht aufkommen. Die Nachtquartiere waren mitunter höchst erbaulich und unter anderen trafen wir auf der Poststation Klopschen eine Schneiderhochzeit, die uns die ganze Nacht nicht schlafen ließ. — In Neusalz besuchte unser Reisegefährte den Geh. Rath Hilmer, einen Missionsfreund, wie er selbst auch einer war. Da ich nun, wie ich schon erzählt habe, einst nahe daran war, Missionär zu werden, und da Herr Hilmer ausgebreitete Bekanntschaften und Verbindungen hatte, so benutzte ich dies, nach meinem alten Freunde, Herrn Leo zu fragen. Herr Hilmer war sogar so freundlich, einen Brief von mir an ihn zur Bestellung zu übernehmen. Ich habe aber keine Antwort darauf erhalten, wahrscheinlich, weil er ein Gesuch enthielt, und weil dergleichen Episteln selten Jemand angenehm sind. — Von den Mühseligkeiten, welche man zu jener Zeit auf einer Fahrt von Grünberg hinab nach Krossen, und insbesondere von dort nach Frankfurt zu ertragen hatte, will ich nur das anführen, daß man im Sande fast versank, und daß man, auch mit guten Pferden, zur Zurücklegung einer

Meile ziemlich zwei Stunden nöthig hatte, wobei die Pferde noch gemartert wurden. Dabei hatte man in diesen gottvergessenen Haidegegenden auch nicht den mindesten Gegenstand der Unterhaltung und von einer schönen Aussicht nach irgend einer Seite ist auch jetzt noch nichts zu finden.

Mit vieler Spannung kam ich Möglin näher. Meine Verehrung für Thaer und die Neugierde, das Institut sowie die Oekonomie dieses berühmten Ortes zu sehen, war groß. Wir fuhren von Frankfurt aus über lauter Dörfer dorthin, und da wir erst Nachmittags von dort abgereist waren, so machten wir noch ein Nachtquartier und zwar in dem Dorfe Arnsdorf, was mir des Namens wegen Freude machte, obgleich unser Quartier nicht das behaglichste war. Entschädigung dafür fanden wir am andern Mittage in der Eichendorfer Mühle, wo wir sehr freundliche Leute und ein gutes Mahl trafen.

Wir kamen in Möglin an und wurden vom Professor Körte, dem Director der Anstalt und Schwiegersohn von Thaer, sehr freundlich und zuvorkommend aufgenommen. Er führte uns bei dem würdigen Altvater unserer Oekonomie ein. Wie ich diesen mir gedacht, so fand ich ihn. Die Ruhe und Würde seines ganzen Wesens zeigten seinen Geist und seinen Gehalt und trotz dem Ernste in seinem Aeußern, leuchtete doch die größte Menschenfreundlichkeit aus seinem Innern hervor. Er machte mit mir am andern Tage einen Gang durch seine Fluren, wobei ich seine forschenden Blicke, denen nichts entging, bewunderte. Ein wenig gebückt, schritt er einher, aber wenn er sein geistreiches Auge auf mich heftete, indem er dies und jenes mittheilte, so regte sich in mir eine eigenthümliche Empfindung, die ich nicht beschreiben kann. Wir tauschten auf dem kurzen Gange eine Menge Ansichten und Erfahrungen aus, und mir that es ganz besonders wohl, daß der würdige Mann Geschmack an mir zu finden schien. — Mein Reisegefährte, der, wie soviele seines Gleichen, obgleich er selbst ein arger Stümper in der Landwirthschaft war, doch in Möglin Wunder zu sehen erwartet hatte, konnte sich nicht einiger losen Bemerkungen enthalten, die er gestern, als wir auf die Mögliner Feldmark kamen, über den geringen Stand einiger Früchte, vornämlich aber darüber machte, daß so große Ackerflächen dreesch lagen

und nur zu Schafweide benutzt wurden; obgleich er damit seine Ignoranz zur Schau trug, daß er das System der Koppelwirthschaft, die auf solchen Ländereien die einzig zweckmäßigste ist, gar nicht einmal kannte. Er glaubte steif und fest, wo ein Thaer wirthschafte, da müsse Alles und zwar Jedes in der üppigsten Fülle wachsen. — Nachdem er aber den würdigen Mann persönlich kennen lernte, und ihn in seiner Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit sah, da fing er an, milder zu urtheilen und schien sogar zuletzt zu der Ueberzeugung zu kommen, daß das, was ein Mann wie dieser thue, wohl das Beste und Zweckmäßigste sein dürfte. —

Für mich war der, obgleich sehr kurze, Aufenthalt in Möglin von großer Belehrung, auch datirt der Anfang meiner Schriftstellerei im landwirthschaftlichen Fache von da: denn ich gab einen Aufsatz über den Brand im Weizen ab, der in den Möglinschen Annalen der Landwirthschaft aufgenommen wurde. — Daß aber mein Schicksal mich zwei Jahre später auf längere Zeit dahin führte, das achte ich als eine besondere Gunst desselben. — Da ich nun, wenn ich von meinem dasigen Aufenthalte weiter sprechen werde, hierauf zurückkommen und alsdann mich auch über die ganze innere Einrichtung des Instituts, sowie auch weiter über Thaer's Persönlichkeit aussprechen werde, so habe ich einstweilen hier genug gesagt.

Von Möglin fuhren wir nach Berlin, welches ich damals zum erstenmale sah. Der Eindruck, den es auf mich machte, war kein überraschender. Wir passirten zum Königsthore ein, und ich konnte mein Erstaunen nicht bergen über die großen Ackerflächen, die ich hier innerhalb der Ringmauern sah und auf welchen nicht unbedeutende Oekonomie getrieben wurde. — Seit jener Zeit mögen diese Flächen wohl zum Theil mit Häusern bebaut und zu Gärten angelegt worden sein. Wohl bin ich später noch oft nach Berlin, aber niemals in diesen entfernten Stadttheil gekommen.

Nur allmälig rollte sich vor meinen Augen das große Bild einer Haupt- und Residenzstadt auf und nur allmälig kamen wir in das Gewühl derselben.

Wir besuchten noch denselben Tag Charlottenburg und das Denkmal der Königin Louise, und wenn ich die Gefühle, die mich hier ergriffen, Andacht nenne, so glaube ich sie nicht unrichtig zu bezeich-

nen. Der Thiergarten und Charlottenburg sind die einzige Poesie in der trockenen Prosa von Berlin. Mag man mich einen Böotier nennen, daß ich so urtheile! Wenn ich zumal in der Folge diese Stadt mit andern großen Städten wie Wien, Pesth, München, Prag u. a. verglich, so fand ich diese Ansicht nur immer auf's neue bestätigt. Und doch genoß ich den Vortheil, mehrere Bekannte, und unter andern einen höchst jovialen, in Berlin zu finden. Letzterer verschaffte uns viel Unterhaltung und führte uns an möglichst viele Orte, wo wir das Berliner Leben auf verschiedenen Höhen beobachten konnten. „Zuletzt," sagte er, „muß ich Euch auch noch dahin bringen, wo sich der Konfluxus des Pöbels zusammen findet." Er that es, und wir hatten seines Rathes nöthig, um nicht in Verwickelungen zu gerathen, denn wir hatten in kurzer Zeit jeder einige Karten von den hier tanzenden Phrynen in Händen. Unser Freund führte uns aber, sobald es Zeit war, aus dem Labyrinthe. Er war mit dem Berliner Leben und Treiben so bekannt und vertraut, daß er es uns wie in einem Kaleidoskop vorführen konnte. — Eine Tour nach Potsdam war unerläßlich. Wir fuhren am 4. November mit der Journaliere dahin und trafen recht angenehme Gesellschaft an einigen Herren aus Mecklenburg und Pommern. Der Tag war ausnehmend schön und so mild, als wäre es der 4. August. Wir besuchten alle merkwürdigen Plätze — Sans-Souci, das Marmor-Palais, das neue Schloß, den Garten und die Pfaueninsel. Wir waren von Allem dermaßen bezaubert, daß wir, obgleich eingefleischte Schlesier (die da glaubten, es könne sich an Naturschönheiten nichts mit ihrem Vaterlande gleichstellen), dennoch zugaben, daß es hier so schön sei, wie bei uns. — Nie hat mir es mein Reisegefährte vergessen, daß ich im englischen Garten, als ich die schönen grünen Rasenplätze sah, den Wunsch aussprach: „möchten doch hier meine Schäfchen weiden können, wie würde es ihnen da schmecken!" Er hielt dies für eine wahre Blasphemie und bewies damit, einestheils, was für ein gleichgültiger Landwirth er sei; anderntheils aber auch, daß er nicht wußte, wie schön solche Rasenplätze (Bowlinggreens) werden, wenn man sie zuweilen von den Schafen abweiden läßt. — Mit großer Ehrfurcht besuchten wir auch die Garnisonkirche und die Fürstengruft, wo wir in tiefer Rührung am Sarge Friedrich des Großen verweilten.

Die folgenden Tage, welche wir noch in Berlin blieben, wurden nicht müßig zugebracht, sondern zu Besichtigung von Merkwürdigkeiten und zu Besuchen im Theater verwandt. Endlich reisten wir am 10. November ab und machten wieder Nachtquartier in dem bekannten Arnsdorf. In Frankfurt trafen wir die Messe und kauften da einige Kleinigkeiten ein. Mein Reisegefährte hatte einige Putzsachen für Damen mitzunehmen. Wer aber malt unser Erstaunen, als wir an der Oderbrücke, die wir eben passiren wollten, von einem Zollbeamten angehalten und revidirt wurden. Hier mitten im Lande, und auf mehr als zwanzig Meilen von der nächsten Grenze des Auslandes entfernt, hätten wir uns eher des Himmels Einfall, als so etwas gedacht. — Aber unsere Verwunderung und Protestation half nichts. Was ich gekauft hatte, das waren inländische Stoffe, aber anders verhielt es sich mit dem Damenputze meines Freundes: der war französische Waare und bedurfte eines Certificats, daß er verzollt sei. Es fehlte wenig, so mußten wir zurück in's Hauptzollamt und nur die Art und Weise unseres Benehmens mochte dem Zollofficianten Bürge für unsere Unschuld sein, und ihn bestimmen, uns zu entlassen. Ich bin später unzähligemale die Grenzen von verschiedenen Ländern passirt, aber es ist mir selten etwas Aehnliches widerfahren, oder doch so unerwartet gekommen.

Wir fuhren an einem Regentage aus Berlin, wobei es immerfort mild und ganz fruchtbar war. — Als wir aber noch zwei Tage hinter uns hatten, setzte der Wind nach Norden um und ward so kalt, daß wir, die wir auf so etwas nicht vorbereitet waren, halb erfroren. Die Kälte stieg in den folgenden Tagen bis auf 10 ° und quälte uns auf's empfindlichste. Allerdings hätte uns dies zu dieser Jahreszeit nicht sonderlich befremden sollen, wir waren aber durch das vorhergegangene, so sehr milde Wetter verwöhnt. In Beziehung auf dasselbe muß ich noch nachholen, daß wir eine Erscheinung, wie man sie selten sieht, und wie wir sie am 26. October früh auf der Hinreise beobachtet hatten, als ein Vorzeichen dieses so sehr günstigen Wetters ansehen konnten. Es war dies nämlich ein Sonnenkreis, oder vielmehr ein Sonnenbogen, den wir in dem dicht an der Erde liegenden und feuchtsprühenden Nebel wahrnahmen, und der neben dem glänzendsten Weiß die Regenbogenfarben ganz schwach zeigte. Er begleitete uns wohl länger als eine halbe Stunde und war ein prachtvolles Phä-

nomen. Weder auf meinen vielen Reisen, noch auch zu Hause habe ich jemals ein ähnliches, so schönes gesehen.

Ich muß noch einmal zurück in die Zeit gehen, wo die französische Armee aus Rußland kam. Die ganze Welt war gespannt gewesen auf den Ausgang dieses riesigen Feldzuges. Nun waren wir gerade in einem Kränzchen, welches die Umgegend zusammen hielt, als die Zeitungen das neunundzwanzigste Bülletin brachten, aus welchem man die Katastrophe entnehmen konnte. Ein alter Oberamtmann aus der Gegend hatte schon einige Wochen vorher, als die Nachrichten von dem Siege und den Fortschritten der Franzosen eingingen, den Kopf geschüttelt, und meinte, als die strenge Kälte einfiel: „das sei das rechte Kosaken-Wetter und wir würden sehr bald gar wunderbare Dinge vernehmen.“ Er hatte im prophetischen Geiste gesprochen. — Alles war nunmehr in der größten Aufregung und nicht lange, so ward es, als der König nach Breslau kam, in allen Winkeln meines Vaterlandes lebendig. So sehr man auch noch im Zweifel war, welche Parthie unser König ergreifen würde, so äußerte man sich doch ziemlich frei über die Franzosen und machte seinem Hasse gegen sie Luft. Insbesondere war es die kampflustige Jugend, die dies that. Dies war im Februar 1813, in dessen letzten Tagen ich eine Fußreise nach Liegnitz machte, auf welcher ich mich mit ganzen Schaaren junger rüstiger Burschen kreuzte, die alle nach Breslau gingen. Gern hätte ich mich ihnen angeschlossen, wenn mich nicht andere Verpflichtungen zurückgehalten hätten. Es war Alles so voll Hoffnung und Muth, daß man gar nicht darnach fragte, ob auch Napoleon mit verstärkter Macht aus Frankreich zurückkehren und den Kampf sehr ernst und schwer machen würde.

Aus meiner Gegend gingen eine Menge von Söhnen der Gutsbesitzer als Freiwillige ab, und wenn man ihnen auch ansah, wie sehr ihnen das Herz klopfte, so verbargen sie dies hinter Aeußerungen der Abneigung gegen unsere Dränger. Sonderbar war es, daß je jünger diese Leute waren, sie auch den meisten Muth zeigten. Sie kannten freilich das Loos noch nicht, dem sie entgegen gingen. —

Endlich waren die Russen da, mit Kaiser Alexander an der Spitze, und nun wurden die in wahrhafter Eile gebildeten Schaaren in Marsch gesetzt. Alles wartete voll Furcht und Hoffnung auf den Ausgang der

Sache. Da ward die Schlacht bei Groß-Görschen geschlagen, von der uns bald die Siegesnachrichten zugingen. Nur leider kam fast gleichzeitig die Hiobspost, daß unsere und die russische Armee auf dem Rückmarsche sei und bereits schon die Grenzen unseres Vaterlandes wieder überschritten habe. Kaum war uns diese Nachricht zugekommen, als wir auch schon hörten, daß die Armee die Richtung nach unserer Gegend und zwar gegen Glatz und Neisse nehme; auch bekamen wir bald den thatsächlichen Beweis, denn es stellte sich ein Corps bei Strehlen auf. Nun aber gingen die Lieferungen und Requisitionen an, von denen ich schon gesprochen. — Während des Waffenstillstandes kam die Ordre wegen Organisirung des Landsturmes. Welche possirliche Auftritte bei der Ausführung derselben vorgekommen, das würde, könnte man sie alle sammeln, ein sehr unterhaltendes Buch geben. Ich ward Capitain und bekam eine Compagnie, die aus Leuten meines Dorfes und einiger benachbarten Dörfer zusammengesetzt war. — Unser Commandant war ein alter Major — dann Gutsbesitzer — der die Sache sehr ernst nahm und der uns Alle zu enthusiasmiren wußte. Meiner Compagnie war eine halbe Schwadron Cavallerie beigegeben, die ein Oekonomiebeamter des Amtes Prieborn commandirte, der ungemein eifrig war und seine Leute gut zusammen hielt. Als wir den Militäreid leisteten, traten einige Mann vor und erklärten ohne Scheu, sie würden nicht schwören. Dem Major schien bange zu werden, es möchte das Beispiel anstecken, und er hielt es für gut, ein Exempel zu statuiren. Er ließ daher die Renitenten festnehmen und wollte sie in die Kreisstadt in's Gefängniß schicken, damit aber goß er Oel in's Feuer, denn es wurden nicht allein die Widersetzlichen erbittert, sondern die ganze Compagnie schien auf ihre Seite treten zu wollen. Ich legte mich in's Mittel und stellte, da ich viel Vertrauen bei den Leuten genoß, die Ruhe her, brachte sie auch endlich alle soweit, daß sie den Eid ablegten.

Nun ging es an's Exerciren. Die Mannschaft war mit langen Lanzen bewaffnet. Ich besaß einen Füsilier-Säbel, der blankgeputzt war und den ich mich auf's stattlichste zu führen bemühte. Ein baierischer Soldat, der als Ausreißer im Jahre 1807 zurückgeblieben war, wurde mein Feldwebel und ein invalider Garde-Unterofficier bekam die Charge meines Premier-Lieutenants. Ich studirte fleißig das Exercir-Reglement und so ging die

Sache so vortrefflich, daß, wenn Infanterie und Cavallerie zugleich manövrirte, wir Quarré schlossen und die herrlichsten Chargen ausführten. Nur hatte ich viele Schwache, die, wenn es im Geschwindschritt ging, zurückblieben, so daß zuletzt der Exercirplatz wie ein Schlachtfeld aussah, welches mit Zersprengten besät war. Es war dies Alles sehr tragikomisch und dem Himmel sei Dank, daß es zu keinem Ernste kam, denn da würden wir wohl schlechten Stand gehalten haben. — Doch wer weiß, ob wir nicht ebenso gut Lorbeeren gesammelt hätten, wie die Landwehr, der man ja im Anfange auch keine großen Heldenthaten zutraute.

Wie nachtheilig diese Kriegstrubel auf den Betrieb meiner Oekonomie einwirkten, das habe ich schon gesagt. Nun kam dazu noch das entsetzliche Regenwetter im August, welches viel von der sonst so gesegneten Ernte verdarb, was aber gleichzeitig mein Vaterland vom Feinde befreien half, indem die Franzosen zu Tausenden in der Katzbach ertranken. Es entging mir aber der überschwengliche Erntesegen des Jahres 1812 zum Theil und meine Oekonomie litt immerfort an großer Schwäche. —

Ich nehme nun den Gang meiner Erzählung wieder auf. Als unsere Bedrängniß immer größer wurde, und wir oftmals gar nicht mehr wußten, wo aus noch ein, da ward der Beschluß gefaßt, zu verkaufen. Die ersten Einleitungen hierzu wurden im Jahre 1818 gemacht. Hierbei aber trat uns der ungünstige Ruf in den Weg, in welchem Ober-Arnsdorf in der ganzen Gegend wegen seines schlechten und schwierig zu bewirthschaftenden Bodens stand. Wenn sich daher auch Kauflustige einfanden, so gingen sie immer, ohne Ernst zu machen, wieder ab. Da hatten wir ein wahres Fegefeuer auszustehen, was Derjenige am besten zu beurtheilen wissen wird, welcher sich jemals in einer ähnlichen Lage befunden. Einen Ort, den man lieb gewonnen, und an dem man neben unsäglichem Kummer und Bedrängniß dennoch so manche Freude genossen, und wo man doch selbstständig und unabhängig von den Launen Anderer (mit Ausnahme der Gläubiger) gelebt hat, nothgedrungen verlassen zu müssen, und ihn von Jedem, der ihn erwerben will, schlecht machen zu hören — das ist wahrlich keine beneidenswerthe Lage! Nur die Jugend und das Gefühl innerer physischer und moralischer Kraft konnte sie erträglich machen. Das war es auch, was mich aufrecht erhielt und was mich mit Ruhe die Zukunft erwarten ließ. —

Nachdem ich dieses, wahrhaft nicht beneidenswerthe Loos zwei Jahre lang ertragen hatte, kam endlich im October 1820 ein Verkauf zu Stande. Ein versprochener Bräutigam, dem es sehr Noth that, ein Gut zu haben, um seine Braut heimführen zu können, ward mein Käufer. Ich verschweige die Unannehmlichkeiten und Mißhelligkeiten, die noch vorkamen, ehe wir aus unserer traurigen Lage befreit wurden, die freilich durch den nun eintretenden Zwischenfall nur geändert, aber nicht verbessert wurde. Nachholen muß ich noch, daß ich mehreremale versuchte, einen Theil meiner Felder zu parcelliren, daß ich daran aber durch die Landschaft, wegen der auf dem Gute haftenden Pfandbriefe, und durch die andern Gläubiger gehindert wurde, weil ich kein Kapital als Sicherheit deponiren konnte. — Sollte ich aber Parcellen verkaufen, so hätte ich das Geld dafür ad depositum geben müssen und da war mir wieder nicht geholfen. Mein Nachfolger hat die Dismembration mit Gewinn vollzogen.

Ich ging nun, nachdem ich meine Familie untergebracht, nach Möglin, wobei ich eine doppelte Absicht erreichen wollte, nämlich einmal die, mich in der Oekonomie weiter auszubilden, und zweitens, um durch Thaer vielleicht später eine anständige Versorgung zu bekommen. — Das Erste ist mir, wie ich glaube, gelungen, das Zweite aber fehlgeschlagen, wobei jedoch die Vorsehung wohl sehr gütig gegen mich verfahren ist, denn es hat mir zur Erlangung und Verwaltung eines Postens — von welcher Art er auch immer sein möge — von jeher gar zu sehr an einem biegsamen Rücken gefehlt; auch habe ich stets jede Sache bei ihrem wahren Namen genannt, und mich dadurch gerade nicht bei allen Menschen beliebt gemacht. Außerdem gehöre ich nicht zu den Sonntagskindern und der Himmel hat es für gut gefunden, mir bei Allem, was ich unternommen, große Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Fünftes Kapitel.

Meine ersten Reisen.

Wiederholte Reise nach Möglin und Aufenthalt daselbst. Thaer und die landwirthschaftliche Akademie. Reisen in Schlesien. Zuerst nach Oberschlesien, alsdann nach Niederschlesien. Gebirgs-Wirthschaft. Amtsrath von Raumer. Block. Graf Magnis, Freiherr von Richthofen, Plathner. Noch einmal nach Möglin und dann durch Schlesien zurück. Amtsrath Hagemann. Weitere Reise bis nach Wien. Mancherlei Fata. Schafclassificationen und letzte Reise nach Oberschlesien und von da nach Wien. Anfang der Schafclassificationen und endlich noch eine Reise nach Oberschlesien und nach Sachsen.

Es war am 8. November 1820, als ich von Breslau abreiste und zwar in dem Fuhrwerke eines Juden, der die Tour von da bis nach Frankfurt (32 Meilen) in zwei und einem halben Tage, und zwar mit einerlei Pferden machte. Diese Thierquälerei ward damals von vielen Breslauer Lohnkutschern getrieben und es machten mehrere derselben die Reise von Breslau nach Berlin immer in drei Tagen. — Das rauhe Wetter, welches ich unterwegs hatte, mein durch die Trennung von den Meinen verwundetes Herz, und die bange Sorge für die Zukünft stimmten mich sehr düster, und so sehr sich auch mein Fuhrmann Mühe gab, mich aufzuheitern, so gelang es ihm doch nicht. — Um an der Fracht zu sparen, hatte ich eine Kiste mit meinen Habseligkeiten auf die Oder zu Schiffe gegeben, die ich bei meiner Ankunft in Wriezen zu finden hoffte, von der aber, als ich darnach fragte, kein Mensch etwas wußte. Sie kam auch während der zwei Monate, die ich in Möglin blieb, nicht an, und ich erhielt sie erst im nächsten Frühjahr nach langen Forschungen wieder zurück nach Breslau. Es war dies nur eine Probe von so vielem Mißgeschick, was gewöhnlich den Armen trifft, der überall das Loch am dünnsten Orte bohren will und muß — und der in der Regel mit der größten Sparsamkeit am Ende tiefer in Kosten kommt, als der Reiche, der es breit gehen lassen kann.

Am 12. November früh (an einem Sonntage) kam ich in Möglin an. Es war gerade das Erntefest, und ich kam noch zurecht, um in die Kirche mitgehen zu können. Mir war dies ein liebes, und günstige Aussicht gewährendes Ereigniß. — Bei der Mittagstafel brachte Vater Thaer den ersten Toast „auf den Pflug" aus. Da erschien er mir gleich als der Landwirth, wie er sein muß. Man war recht heiter und als am Nachmittage die Arbeiter den Erntekranz brachten, ward auch, wie das üblich ist, ein Tänzchen gemacht. So viel es da auch Zerstreuung gab, so gewann meine Wehmuth und meine Sehnsucht nach den Meinigen immer die Oberhand und ich war nur zur Hälfte bei der Gesellschaft.

Gleich bei der ersten Vorlesung, der ich am andern Tage beiwohnte, und welche der Professor Stöhrich hielt, machte ich eine Erfahrung, die sich mir in meinem Leben nur gar zu oft wiederholt hat. Der Vortrag betraf Thierheilkunde, und da gerade während derselben dem Professor die Anzeige gemacht wurde, daß soeben ein Schaf abgestanden sei, so lud derselbe die Akademisten zur Section desselben ein. Ein Jeder machte über die Ursache des Todes seine Bemerkung, ich aber erklärte, weil die Krankheit, der es erlegen, gar zu deutlich vorlag, es sei ja gar nicht zu verkennen, daß das Thier am Blutschlage, der schon in Milzbrand übergegangen, gestorben sei.

Die große Ueberzeugung, mit der ich meine Meinung abgab, reizte mehrere von den jungen Leuten und ich hörte aus den Bemerkungen, die sie unter einander machten, daß sie mich für anmaßend hielten. Das war ich aber nicht und bin es nie gewesen, so freimüthig ich auch überall meine Ueberzeugung ausspreche. Es kam einige Zeit darauf ein ähnlicher Fall vor, den ich bei der Gelegenheit gleich erzählen will.

Bei Vater Thaer war alle Wochen einmal des Abends sogenannte Conversation, wo beliebige Themata verhandelt wurden, die ein jeder der Theilnehmer vorschlagen konnte. Festgesetzt war aber, daß allemal zwei Akademisten den Vortrag hatten und die Woche vorher ward immer bestimmt, worüber man das nächste Mal debattiren wollte. Als an mich die Reihe kam, ward die Verbreitung und die Ausrottung der Quecken zur Sprache gebracht. Ein Herr von Schulz war mein Kampfgenosse. Unter Anderem brachte ich vor, daß die Quecken sich von Nichts in ihrem Wege

aufhalten ließen und durch mürbes Holz und dergleichen Gegenstände, ja auch durch die Wurzeln und Knollen anderer Gewächse — und namentlich durch Kartoffeln — ohne weiteres durchwüchsen. Das Letztere stellte Thaer in Abrede und als ich es fest behauptete, und mich auch auf eigene Anschauung und Erfahrung berief, zog er meine Behauptung lächelnd in Zweifel. Sämmtliche Akademisten, mit Ausnahme des v. Schulz, traten auf seine Seite, und ich las auf mehreren Gesichtern Spott, weil sie meine Behauptung für absurd hielten. Mich reizte dies und ich kämpfte heftig, obgleich ich die Rücksicht gegen den Meister nicht aus den Augen setzte. Endlich machte ich dem Streite damit ein Ende, daß ich erklärte, ich würde für meine Aussage den thatsächlichen Beweis liefern. Sofort schrieb ich an meine Frau nach Hause, denn ich wußte, daß sie noch Kartoffeln hatte, die auf einem etwas verqueckten Felde gewachsen, und wo sicher viele waren, in denen sich Queckenkeime finden würden. Ehe ich noch Antwort bekam, hatte ich mit Professor Körte eine Unterhaltung über den Gegenstand, und auch dieser belächelte meine Behauptung und meinte, sie widerstritte aller Pflanzen-Physiologie. — Zum Ueberflusse befragte er noch seinen Schwager, Herrn Albrecht Thaer, den spätern Besitzer von Möglin, der grade zum Besuch bei seinen Eltern anwesend war, und da auch dieser sich gegen mich erklärte, so mußte ich einstweilen schweigen. Indeß bot mir Professor Körte eine Wette auf eine Bowle Punsch an, die ich gern annahm, weil ich meiner Sache völlig gewiß war und mich selbst schon aus meiner frühesten Jugend erinnerte, die behauptete Erscheinung beobachtet zu haben.

Die Sache ruhte nun etwa zwölf Tage, siehe! da bekam ich ein Päckchen von zu Hause und in demselben waren mehrere Kartoffeln, an denen das Durchwachsen der Quecken in allen Variationen zu sehen war. Ja sogar zwei bis drei Knollen waren von durchgewachsenen Queckenwurzeln an einander gereihet und in mehreren waren zwei und mehr Queckenspitzen theils schon fast ganz durch, theils auch erst eingedrungen. — Es war grade die Zeit (früh von 10—11 Uhr), wo Vater Thaer sein Collegium las. Ich nahm die Schachtel mit den fraglichen Kartoffeln triumphirend mit in den Hörsaal, zeigte die letztern meinen Commilitonen und erlaubte mir die Bemerkung, daß das jurare in verba magistri selten, und gerade

für den Landwirth am allerwenigsten, gut wäre, selbst wenn der Lehrer auch ein Thaer sei. Alsdann stellte ich die Schachtel auf den Katheder, den bald darauf der würdige Mann bestieg. Jetzt trat ich vor und erklärte, ich hätte, nicht um auf eine anmaßende Weise gegen ihn recht zu behalten, sondern um der Ermittelung der Wahrheit willen die Beweise für meine Behauptung kommen lassen. Er entgegnete in seiner liebenswürdigen Bescheidenheit, daß er das nicht geglaubt habe, knüpfte auch daran die Lehre für seine Zuhörer: daß der Landwirth seinen eigenen Erfahrungen, vorausgesetzt, daß er sie mit offenem Sinne und wiederholt gemacht habe, öfter mehr trauen müsse, als diktatorisch hingestellten Lehrsätzen. —

Hier will ich noch einen Charakterzug des verehrungswerthen Mannes anführen, der dazu beigetragen hat, daß er von Vielen verkannt wurde, und daß er seinen Feinden einen Vortheil über sich gab. Es war der, daß er im Streit mit der Feder viel heftiger war, als im mündlichen. Wäre z. B. der, den ich hier erzählte, auf die erstere Weise angefangen worden, so war es höchst wahrscheinlich, daß Vater Thaer heftig geworden wäre, und mich vielleicht einer absurden Behauptung bezüchtigt hätte. — Das Ende des Streites wäre die Aufdeckung einer Blöße gewesen, denn ich hätte um meiner eigenen Reputation willen die Beweise beibringen und diese durch Zeugen bestätigen lassen müssen. —

Trotz meines Alters (ich zählte damals 36 Jahre) fand ich unter den Akademisten doch mehrere, an die ich mich anschließen konnte, ja einige davon standen mir an Jahren nur um weniges nach. So ward unter andern der Würtemberger Volz, der nachmals eine Zeitlang das Directorium von Hohenheim führte, mein Freund, mit dem ich viel umging, wozu sich in der Folge noch einige andere gesellten.

Doch ich muß, bevor ich über das äußere akademische Leben in Möglin, wie es zur damaligen Zeit war, etwas sage, noch ein paar Worte über die gedachten Conversationen beifügen.

In denselben war Thaer höchst liebenswürdig und wie ein Vater unter seinen geliebten Söhnen. Er verstand es im hohen Grade, ihnen Muth zur Mittheilung ihrer Ideen und Beobachtungen zu machen, und es kamen da eben so interessante als belehrende Sachen zur Sprache, so

daß ich versichern kann, daß ich in der Folge als Mitglied und Theilnehmer an so vielen landwirthschaftlichen Vereinen bei deren Verhandlungen und Debatten wenig Wichtigeres vernommen habe, trotzdem, daß in diesen gewöhnlich fast nur sehr erfahrene Landwirthe das Wort führen.

In der Regel dauerten diese Conversationen zwei Stunden und sie wurden vor dem Nachtmahle gehalten. Drei bis vier Themata kamen so ziemlich jedesmal zur Verhandlung. Da die Akademisten nicht allein in den verschiedensten Gegenden Deutschlands zu Hause, sondern einige auch aus dem Auslande waren, und ein jeder Beobachtungen aus seinem heimathlichen Kreise schilderte, so waren diese ebenso mannigfaltig als belehrend, zumal der würdige Altmeister überall Reflexionen und Berichtigungen einschob. Man konnte sie als eine Vorahnung der jetzt im Gange befindlichen Versammlungen der deutschen Land- und Forstwirthe ansehen.

Jetzt zu dem akademischen Leben. Trotzdem, daß die ganze Zahl der Akademisten nur aus zwanzig bestand, so waren doch — um mich so auszudrücken — alle politischen Farben durch sie vertreten. Servile und Liberale, Gemäßigte und Ultras, Renommisten und simple Burschen konnte man, ohne lange zu suchen, finden. Da wir alle in dem Institutsgebäude, von Thaer's Wohnhause etwas entfernt, wohnten, und nur ein Professor mit uns unter einem Dache war, so ließen sich viele mehr gehen, wie sie es sonst wohl gethan hätten. So kam es denn auch vor, daß zuweilen etwas commercirt wurde, wobei das dulce est desipere in loco auch uns Aeltere mit fortriß. Ein solcher Commers fand auch einst statt, als Volz, der Gründung des landwirthschaftlichen Instituts zu Hohenheim zu Ehren, am Jahrestage derselben seine Commilitonen zu einem Festabende einlud. Es dauerte nicht lange, so waren wir alle poetisch gestimmt, und die Freude und der Jubel übten ihre Herrschaft. Nun war da ein Herr von Arnim aus Mecklenburg, ein geistreicher und höchst jovialer junger Mann, welcher die ganze Gesellschaft mit seinem sprudelnden Witze unterhielt. Zuletzt schlug er vor, als Menagerie-Inhaber fungiren zu wollen.

Man nahm es an und Jeder bekam seine Thier-Rolle. Arnim beschrieb nun jedes seiner Thiere mit einer solchen Schärfe des Verstandes, daß die treffendste Charakteristik von uns Allen zum Vorschein kam. Da

war Löwe, Bär, Wolf, Tiger, Leopard, Hyäne, Fuchs, Affe, wildes Schaf u. s. w. dargestellt. Mich hatte er mit der Rolle des Fuchses beehrt. So beißend nun aber auch seine Darstellung war, so wenig konnte man sich dadurch verletzt fühlen, und ihm im Ernste zürnen. Die frohe Laune und die witzige Art der Darstellung konnten eine Lustbarkeit wie diese in einer Gesellschaft, wo so viele Männer des reiferen Alters waren, angemessen finden lassen. Ich theilte sie hier mit als charakteristisch für die damaligen Zustände von Möglin und als den Ton der zur Zeit dort lebenden Akademisten.

Einige Ausflüge in die Umgegend gewährten manche Belehrung. So machte ich unter andern mit einigen meiner ältern Commilitonen einen solchen nach Reichenau, wo damals der nachmalige Landes-Oekonomierath Koppe als Wirthschafts-Director fungirte. Derselbe zeigte uns auf die gefälligste Weise seine ganze Oekonomie und gab uns manche recht beachtenswerthe Belehrung. Nur eins wollte mir nach meinem graden starren Charakter nicht gefallen, und das waren einige sarkastische Aeußerungen über Möglin und namentlich über die dasige Schäferei. Es war freilich damals noch nicht lange her, wo er mit Thaer eine ziemlich erbitterte literarische Fehde wegen seiner Revision der Ackerbausysteme gehabt hatte, und es konnten jene Aeußerungen noch als Ausfluß derselben gelten. Indeß wäre es mir um des verehrten Mannes und um der sich über ihn in mir bildenden Meinung willen lieber gewesen, er hätte sie unterdrückt. Wie leicht — und oft doch sonst recht kluge — Männer sich zu dem Glauben hinreißen lassen, nur dadurch heller leuchten zu können, daß sie andere zu verdunkeln streben! Nur gar zu oft habe ich dies zu beobachten Gelegenheit gehabt. Herr K. möge es mir nicht für Indiscretion auslegen, daß ich diese Mittheilung hier machte. Wahrheit gegen Freund und Feind! ist und bleibt mein Wahlspruch; auch möge Herr K. nicht glauben, daß meine Verehrung für ihn nur erheuchelt sei.

Auch nach Frankenfelde wurden Excursionen gemacht, denn es lockte uns die dort aufgestellte königliche Stammschäferei, die wir, weil fast keiner von uns zur damaligen Zeit tief in diesen Zweig landwirthschaftlicher Industrie eingedrungen war, Alle als etwas Außerordentliches anstaunten und in Folge dessen auf die Worte des daselbst angestellten Ober-

amtmanns, wie auf ein Evangelium lauschten. Hat aber irgend eine vom Staate zur Emporbringung der Landwirthschaft getroffene kostspielige Veranstaltung den davon gehegten hohen Erwartungen wenig entsprochen, so waren es die Staats-Stammschäfereien. Zur Rechtfertigung, daß ich damit nicht zu viel sage, berufe ich mich auf die ganze preußische Monarchie und werfe die Frage auf: ob wohl in irgend einer Provinz **viele** Früchte dieses Instituts anzutreffen sind? Was aus der in Schlesien geworden, das wissen meine Landsleute. — Wenn nach solchen Erfolgen der Staat auch Anstand nähme, ferner unmittelbar zum Flore der Landwirthschaft zu wirken, so dürfte man sich wahrlich nicht wundern. Vielleicht komme ich hierauf noch einmal zurück und lasse mich darauf ein, die Ursachen nachzuweisen, warum es nicht besser gegangen.

Eine besondere Freude und Genugthung gewährte es mir, daß der würdige Thaer mir Vertrauen und Zuneigung schenkte und mir das bei vielen Gelegenheiten bewies. Oefters brachte ich den Abend in seiner Familie zu, wo conversirt, zuweilen aber auch Karten gespielt wurde. Hätte mich die Sehnsucht nach den Meinen nicht fast aufgezehrt und wäre nicht dazu noch die Sorge um meine Subsistenz gekommen, so würde ich hier recht froh und glücklich gelebt, auch meinen Aufenthalt um Vieles verlängert haben. Indeß kam mir der Besuch der Collegien doch zuweilen ähnlich vor, wie die Zeit, wo ich in Landshut als der älteste unter einer Menge jüngerer Schüler des Lyceums saß und eine Art wie Schaam fühlte. Denn wenn auch, wie ich schon anführte, mehrere Akademisten mir an Alter wenig nachstanden, ja fast gleich waren, so spielte mir die Erinnerung, daß ich schon vor funfzehn Jahren auf den akademischen Bänken in Halle gesessen, auch bereits soviele Jahre als Lehrer fungirt hatte, immer Streiche, und es schlich sich der Gedanke ein, daß ich nach so langer Zeit zu keiner Selbstständigkeit gelangt und fast immer wieder zurückgeworfen worden war. Die große Theilnahme, ja die sichtbare Auszeichnung, welche mir Thaer vor den übrigen Akademisten bewies, war jedoch geeignet, mich zu beruhigen, wozu denn auch der freundliche Umgang, dessen er mich würdigte, viel beitrug.

Die wenige Aussicht auf eine Versorgung und meine immer knapper

werdenden Existenzmittel nöthigten mich, an meinen Abgang von Möglin zu denken. Am 22. December 1820 trat ich meine Rückreise in's Vaterland an, hatte also im Ganzen nur 39 Tage in Möglin verlebt. Ich ging mit dem Vorsatze ab, im Sommer wieder zu kommen, was auch geschah, wie ich weiter hin mittheilen werde. Jetzt war ich ohne alle Beschäftigung und genöthigt mir einen neuen Lebensplan zu bilden. So von aller Hülfe entblößt und so wenig mit Subsistenzmitteln versehen, wie ich und meine Familie es damals waren, mußte ich wohl wegen der Zukunft ernstlich besorgt sein. Was die Vorsehung mit mir dabei vor hatte, das habe ich später erfahren. Sie stieß mich hinaus in die Welt, weil sie mir die physische und moralische Kraft gegeben hatte, darin meine Laufbahn zu machen und mich und die Meinigen zu erhalten. Ein Plan zu Reisen ward gemacht und dieser war die Einleitung zu den vielen und weiten Touren, die ich in der Folge zurückgelegt habe. Bevor ich aber meine erste Reise antrat, die ich, weil es im Winter war, um einige Monate verschieben mußte, beschäftigte ich mich mit der Abfassung meines ersten landwirthschaftlichen Werkes, welches unter dem Titel: „Was thut der Landwirthschaft Noth" bei W. G. Korn in Breslau erschien. Ich arbeitete an demselben mit Fleiß und Vorliebe und sandte das Manuscript Vater Thaer zur Beurtheilung ein. Diese fiel günstig aus und machte mir Muth; auch trug sie dazu bei, den Verleger zur Annahme zu bestimmen. Das geringe Honorar von 5 Thlr. für den Druckbogen sah ich mich genöthigt anzunehmen, weil ich bis jetzt weder schriftstellerischen Ruf, noch Bekanntschaften unter den deutschen Buchhändlern hatte.

Als ersten Antritt meiner landwirthschaftlichen Reisen konnte ich einen Gang auf die Domaine Rothschloß ansehen, die zwei Meilen von Strehlen, wo ich wohnte, liegt. Der Pächter derselben, Amtsrath Braune, hatte die Verhältnisse richtig aufgefaßt und eine edle Schäferei gegründet, grade zu jener Zeit, wo man allgemein anfing etwas für Schafzucht zu thun, weil die hohen Preise für feine Wolle dazu aufmunterten. Er hatte es in kurzer Zeit weit damit gebracht und ich ward als Mann vom Fache und enthusiastischer Verehrer dieses Zweiges mit großer Zuvorkommenheit von ihm aufgenommen, bereicherte auch meine Kenntnisse durch das, was ich hier zu sehen bekam.

Ein Paar Tage später nahm ich den Wanderstab in die Hand, dingte einen jungen Menschen, der mich begleitete und meine Reisetasche trug, und ging nun so zu sagen auf Entdeckungen aus. Eine doppelte Absicht ließ mich diese Reise antreten; zum ersten war es die entfernte Hoffnung, auf derselben vielleicht mit größeren Gutsbesitzern bekannt zu werden, und einen angemessenen Posten zu finden, und zum zweiten wollte ich die Landwirthschaft meines Vaterlandes Schlesien beschreiben und dazu die erforderlichen Notizen sammeln. Mit dieser Beschreibung hoffte ich ein anständiges Honorar zu verdienen. Das ging mir aber sehr fehl, denn da ich keinen Verleger fand, so entschloß ich mich zur Herausgabe auf eigene Kosten, die mir aber eher Nachtheil als Gewinn gebracht hat. Trotzdem, daß mehrere meiner Freunde sich dem unterzogen, Subscribenten für mich zu sammeln.

Meine ersten Nachtquartiere machte ich bei Bekannten und Freunden, der dritte Tag aber brachte mir ein sehr schlimmes Omen. Ich kam nach Falkenberg in Oberschlesien, und wollte die dasige Oekonomie nicht eher sehen, als bis ich mich bei dem Besitzer der Herrschaft, dem Grafen Praschma, gemeldet hatte. Das Schloß schien in seinen untern Räumen wie ausgestorben und ich fand Niemanden, durch den ich mich hätte können anmelden lassen. So stieg ich die Treppe hinauf, wandelte über den Korridor, klopfte an einige Thüren, aber immer ohne Spuren von lebenden Wesen zu entdecken. Endlich erscholl ein lautes Hundegebell, starke Tritte ließen sich vernehmen, die Thür, an der ich zuletzt geklopft, öffnete sich, und heraus stürzten ein Paar grimmige Rüden, deren freundlicher Empfang einen Flügel von meinem Rocke kostete. Mit meinem landwirthschaftlichen Stocke in der Hand sie abwehrend, trat ich dem Grafen entgegen, der mir barsch und ziemlich unfreundlich vorwarf, warum ich mich nicht habe anmelden lassen. Mein Anliegen fertigte der vornehme Mann, in der Thür stehen bleibend und die knurrenden Hunde an der Seite, mit dem Bemerken ab, auf seinen Gütern würde ich wenig sehen, was mich interessiren könnte. Diese liebenswürdige Bescheidenheit und ein Blick auf meinen zerrissenen Rock ließ mich denn auch alsbald auf den Rückzug denken. Ich habe gar nichts von den dasigen Oekonomien gesehen, denn ich wanderte alsbald weiter, und das aus dem Grunde, weil ich kein durch den erzählten Vorfall vielleicht zum Nachtheil gegen diese Oekonomie ausfallendes Urtheil abgeben wollte.

Dambrau würde mir mehr geboten haben, wenn dessen damaliger Besitzer, der Regierungsrath von Ziegler, nicht leider krank gewesen wäre. Später lernte ich ihn genauer kennen und durfte mich rühmen, einen Freund an ihm gewonnen zu haben. Trotzdem aber, daß er mich aus der angeführten Ursache nicht selbst empfangen konnte, fand ich doch eine gastfreundlichere Aufnahme, wie in Falkenberg, sah auch Vieles von seiner sehr gut und verständig geführten Oekonomie, in welcher die Schäferei eine Hauptrolle spielte.

Ich kam nach Proskau, von dem ich hier vielleicht schweigen würde, wenn es nicht gegenwärtig die Aufmerksamkeit des landwirthschaftlichen Publikums dadurch auf sich zöge, daß dort eine landwirthschaftliche Lehranstalt auf Kosten des Staates errichtet worden, die ihr Licht in weite Ferne leuchten läßt, was ihr wenigstens zu wünschen ist. Der damalige Pächter dieser Domaine erfreute sich, wie fast alle seine derartigen Collegen, einer günstigen Stellung. Er ahmte den vorhin genannten Herrn Grafen nach, und ließ mich vor seiner Thür vorüberziehen. Ihm konnte ich dies freilich eher verzeihen.

Wenn ich bei meinen Reisebegebnissen ein wenig ins Detail gehe, so thue ich es, theils um meine Fachgenossen aufmerksam zu machen, wie es damals um die Bildung mancher unserer Collegen stand; theils auch etwaigen reisenden Landwirthen Trost und Belehrung zu geben, was sie zu erwarten und wie sie sich zu benehmen haben. Es weiß allerdings nicht Jeder sogleich, wer sich anmeldet, auch ist man nicht immer sicher, sich nicht Leute entgegentreten zu sehen, die nur das Handwerk grüßen wollen. Dennoch aber gebietet die Menschenfreundlichkeit, Jemanden, der sich als Fremder anmeldet, nicht barsch und roh anzulassen. Wäre es zuletzt auch sogar Einer, der um eine Gabe anspricht, so steht es ja immer im Willen des Angesprochenen, sie zu reichen oder zu verweigern.

Einen gastfreundlichen Mann fand ich am Amtsrath Heller in Chrzelitz. Sein gutes Gewissen, wenn ich mich so ausdrücken darf, machte ihn gleich vorweg zu meinem Freunde, denn er wußte, daß er mir viel Interessantes zu zeigen hatte. Seine Schäferei hatte schon zu jener Zeit hohen Ruf und schon der verstorbene Director Hilveti

sagte damals, daß dieser sein gefährlichster Rival sei. Was nur vom Besten in den schon in jener Zeit hochberühmten fürstlich Lichnowsky'schen Schäfereien verkäuflich war, das fand der Amtsrath Heller nicht zu theuer, und so gründete er sich eine Heerde, die unstreitig jener am nächsten steht. Der um dieses Fach sehr verdiente Mann möge es mir verzeihen, wenn ich hier die Meinung, die außer mir auch noch Andere hegen, ausspreche, daß er sich durch eine andere Thierzucht, nämlich die Pferdezucht, gleichsam von der Fährte hat abbringen lassen und auf die Art die Lichnowsky'schen Heerden nicht überholt hat, was ihm sonst wohl unstreitig gelungen wäre.

Diese Tour dehnte ich bis nach Oestreichisch-Schlesien aus und ging in einem Cirkel herum bis hinauf an's äußerste Ende der Sudeten. So kam ich auch auf die Güter des Fürsten von Lichnowsky und hatte Gelegenheit, die weltberühmten dasigen Schäfereien zum erstenmale zu sehen. Damals aber waren meine Kenntnisse in diesem landwirthschaftlichen Industriezweige noch zu beschränkt und noch zu wenig tief begründet, um ein ganz richtiges Urtheil darüber abgeben zu können. Aber das lag klar genug vor, welch' ein umfassendes Talent der verstorbene Helveti für sein Fach hatte. Es war kaum ein Jahr her, wo der Kaiser von Rußland Alexander auf den Gütern bei Gelegenheit des Congresses von Troppau gewesen war, und bedeutende Schafeinkäufe, zu enormen Preisen für seine Kron-Domainen gemacht hatte. In Troppau schwelgte man noch im Genusse, den die Erinnerung an den Congreß gewährte.

Auf meinen vielen Reisen habe ich auch immer, wo es ging, Gelegenheit gesucht, mit Bauern zusammenzukommen und mich mit ihnen über ihr Fach zu unterhalten. Auf dieser ersten hatte ich dazu vielfache Veranlassung, und es gewährte mir kein geringes Vergnügen, wenn ich sah, wie sie ihre anfängliche Zurückhaltung und Verlegenheit sehr bald ablegten, wenn sie erst inne wurden, wie genau ich mit ihrem Fache und mit ihren Verhältnissen bekannt sei. Eine Art von Collegium fand sich unter andern in Rösnitz zusammen, wo ich übernachtete. Im Anfange sahen mich die Bauern von der Seite an, als ich mich aber in eine Unterhaltung mit ihnen einließ, da bekamen sie bald Zutrauen und

theilten mir eine Menge von ihren Erfahrungen mit. Es ist dies ein großes Dorf im Leobschützer Kreise, und da die Feldmark einen vorzüglichen Boden hat, und die Rusticalbesitzungen nicht klein sind, so kann man auch an den meisten Eigenthümern unverkennbare Wohlhabenheit wahrnehmen. Neben starkem Weizenbaue erzeugen sie auch viel Flachs, der aber in unserer Zeit freilich keinen hohen Reinertrag mehr bringt. Die hiesigen Bauern säeten zur damaligen Zeit den Lein meistentheils in die sogenannte Brache in frische Düngung und ließen ihm Weizen folgen. Wenn nun auch da — so meinten sie — der Ertrag gegen den, welchen man nach einer Brache baute, etwas zurückstehe, so sei seine Qualität doch vorzüglich und er werde immer am theuersten bezahlt. Das ist dieselbe Erfahrung, die man auch bei dem Weizen nach Raps macht.

Das Dorf Rösnitz ist eine gewisse Merkwürdigkeit dadurch, daß seine Bewohner fast alle evangelisch sind und daß es auch eine evangelische Kirche hat. Sonst ist in hiesiger Gegend fast die Gesammtbevölkerung katholisch. Die Rösnitzer hängen fest an ihrer Religion und damit ist auch eine besondere Anhänglichkeit an das preußische Haus vorhanden. Es sprach sich dieselbe recht beredt dadurch aus, daß die Bauern, von denen einige zur Zeit des Congresses in Troppau gewesen waren, mit ganz besonderer Freude und Genugthuung behaupteten, unser König sei doch unter allen damals dort anwesenden Monarchen der größte und stattlichste gewesen.

Nur vierzehn Tage hatte ich auf dieser meiner ersten Reise zugebracht, in dieser Zeit aber gegen fünfzig Meilen zu Fuß zurückgelegt und dabei meine Kenntnisse und Erfahrungen um Vieles bereichert. Auch hatte ich mir auf derselben manche Lehre für meine künftigen Reisen geholt. Ich war auf liebevolle und menschenfreundliche, aber auch auf mürrische und lieblose Menschen gestoßen.

Bisher hatte ich noch immer mit einer unmännlichen Blödigkeit und Schüchternheit zu kämpfen gehabt. In diesem Kampfe war ich auf dieser Reise um einen guten Schritt vorwärts gekommen. Vor Allem aber war mir die Erinnerung angenehm, die bei dem Ordnen des ge-

sammelten Stoffes recht lebhaft wurde und die mich zur weitern Fortsetzung derselben reizte.

Nachdem ich acht Tage zu Hause geblieben, trat ich die Reise von neuem an. Jetzt nahm ich meine Richtung nach Niederschlesien. Hier bot sich meinen Beobachtungen ein noch weiteres Feld dar, wie auf der vorigen Reise. Eine höhere Stufe der Agricultur war unverkennbar, obgleich ich die eben nicht erfreuliche Bemerkung machte, daß es in den Bauer-Wirthschaften meistentheils noch sehr roh und wüste aussah. Enge, schmutzige, ja fast sumpfige Gehöfte, eine unverantwortliche Behandlung des Mistes, der gewöhnlich in einem Wasserloche lag, und bei jedem Regen ausgelaugt wurde, wo dann die Lauge auf die Straße floß; wenig Eleganz und Bequemlichkeiten in den Wohnungen, wo man auch beides hätte ohne großen Aufwand haben können; und alsdann eine, fast in Roheit sich äußernde Arroganz der Reicheren: das waren alles Dinge, die mich unangenehm berührten und die ich in mancher Art in Oberschlesien nicht in solchem Grade angetroffen hatte. Meine diesmalige Tour ging über Liegnitz, Haynau, Hirschberg, Landshut, Neurode und Glatz. Auf derselben lernte ich die Landwirthschaft meines Vaterlandes in den Gegenden des flachen Landes, wo sie nach damaligen Begriffen klassisch betrieben wurde, sowie auch im Gebirge kennen, wo sie von anderer Art und Form ist, wie dort.

Meine erste interessante Bekanntschaft auf dieser Reise war die des Herrn Amtsrath von Raumer, dessen Genialität ich in seinem Wirkungskreise in Kaltwasser bei Liegnitz kennen lernte und dessen Umgang mir so lieb und angenehm war, daß ich seine Gastfreundschaft wiederholt in Anspruch nahm. Seine Lebendigkeit und sein Scharfsinn, verbunden mit seiner Praxis und Erfahrung, machten seine Unterhaltung in hohem Grade anziehend und angenehm und um dieselbe noch zu erhöhen, war seine liebenswürdige Gattin ebenfalls enthusiastisch für Landwirthschaft eingenommen und wußte in Allem so Bescheid, daß man erstaunen mußte.

Fast wunderbar stach gegen die Lebendigkeit und Beweglichkeit des Herrn von Raumer, die Ruhe des Herrn Amtsraths Thaer, ältester Sohn des Vater Thaer, ab, den ich unmittelbar nach jenem besuchte.

Interessant war mir die Stammschäferei, der er in Panthen vorstand, und mit großer Begierde rang ich nach einer genauen Auffassung der charakteristischen Kennzeichen der verschiedenen hier aufgestellten Stämme. So sehr ich nun auch das Meiste in eine Art von Nimbus oder vielmehr Dunkelheit gehüllt zu finden meinte, so sprach es mich doch an, zumal ich damals noch Lehrling im Fache war.

Alsdann kam ich zu Block, dessen Ruhm als Landwirth in jener Zeit schon groß war, und der durch die Mittheilungen seiner mühsam und gründlich gemachten Beobachtungen und Erfahrungen seitdem noch um Vieles gestiegen ist. Seine ganze Oekonomie war, wenn ich mich so ausdrücken darf, wie ein sehr gut eingerichteter und höchst sorgfältig geordneter Kramladen, wo ein jedes genau an seinem Platze ist und wo der Eigenthümer auch mit verschlossenen Augen Alles findet, was er sucht. Seine Ansichten und Grundsätze hat er öffentlich mitgetheilt, es wäre also überflüssig, wenn ich hier erzählen wollte, was ich über dieselben von ihm erfuhr. Vor Allem war es die Ausmittelung der Werthsverhältnisse der Futter- und Dünger-Stoffe, mit der er damals emsig beschäftigt war und wovon er mich, unter dem Versprechen, es für meine Person nicht zu veröffentlichen, Kenntniß nehmen ließ. Es bedarf wohl meines Ausspruches nicht erst, um die großen Verdienste dieses Mannes um die Landwirthschaft in klares Licht zu stellen. Wie es Vater Thaer gegangen, so ging es auch ihm, d. h. man rümpfte vielseitig die Nase über die Führung seiner Oekonomie und meinte, sie trage wenig ein. Es war dies ein Dämpfer für die allzugroße Apotheose, die ihm von Vielen, von Männern vom Fache und von Laien, erwiesen wurde.

Die herrlichen Gegenden, welche ich sodann durchwanderte und wo ich viele gut geführte Landwirthschaften sah, verbunden mit schönem Maiwetter, machten meine Reise in hohem Grade angenehm. Der Gröditzberg ward bestiegen und ich ergötzte mich von da hinab am Anblick der bereits durchreisten und der noch vor mir liegenden Gegenden. Der weit ausgedehnte Zug der Sudeten mit seiner Krone, der Schneekoppe, und das ganze Riesengebirge lag in seinem blauen Flor vor mir. Die angenehmsten Erinnerungen schwebten vor meiner Seele. Vor Allem aber zog es mein Auge nach der Gegend des Sattelwaldes, unweit

Landshut, wo ich einst in süßer Schwärmerei gelebt und wo mir des Lebens Mai geblüht hatte.

Ueber Löwenberg ging es nun hinauf nach Hirschberg. Stohnsdorf war ein Punkt, der mich wieder fesselte, denn hier zog mich neben den Naturschönheiten auch die recht gut, fast originell geführte Oekonomie an, und insbesondere waren es die Viehstämme aller Art, welche hier sehr sehenswerth waren.

Mit der Landwirthschaftsführung im Gebirge war ich seit meiner frühesten Jugend bekannt, ja vertraut, und deßhalb verweilte ich hier nur an wenigen Orten. Für meine Leser, denen dieselbe fremd sein dürfte, will ich sie mit wenigen Linien zeichnen.

Man treibt im Allgemeinen und ganz besonders in den kleinen Oekonomien viel Graswirthschaft, wozu die Natur die Hand bietet: denn es ist der Boden äußerst graswüchsig. So richtet man denn seine Felder-Eintheilung darnach ein, und bestimmt in den kleinen Wirthschaften fast die Hälfte derselben zum Grastragen, was, wie von selbst folgt, eine zahlreiche Viehhaltung gestattet und soviel Dünger gewinnen läßt, daß man die zum Fruchttragen bestimmten Aecker sehr stark begailen kann und folglich von ihnen viel reichere Ernten gewinnt, als wie man es der Natur des Bodens nach erwarten sollte. Man düngt sogar auch zuweilen die Brache, der man uneigentlich diesen Namen giebt, indem man sie Grasland nennen sollte. Zu solcher Düngung wendet man gewöhnlich Seifen- oder auch Bleichäscher an. Da sie nun noch in voller Kraft niedergelegt wird, indem man dem Acker nach immer sehr starker Düngung gewöhnlich nur drei Früchte abnimmt, so folgt von selbst, daß das Gras üppig wachsen muß. In der Regel besamt sich das Grasland von selbst, ohne daß man nöthig hat es erst auszusäen, auch wäre die Kunst kaum im Stande, eine so gute Mischung und Mannigfaltigkeit zu treffen, wie es hier die Natur thut. Dieser Menge und Güte des Futters ist es auch zuzuschreiben, daß man in diesem Gebirgsstriche so vortreffliches Vieh hat und daß man insbesondere das Rindvieh so hoch ausnutzt. Kommt es auch aus dem flachen Lande, wie dies so häufig geschieht, mager und unansehnlich dahin, so wird es da in kurzer Zeit feist und stattlich.

Dasselbe System, wie es im westlichen Zuge der Sudeten inne gehalten wird, wechselt jedoch, wenn man weiter südöstlich kommt, was schon in der Grafschaft Glatz der Fall ist. Denn hier wirthschaftet man sehr ähnlich, wie im flachen Lande.

Bekannt, ja mit dem größten Rechte berühmt, sind die Oekonomien der Grafen Magnis. Zu jener Zeit lebte der Vater, resp. Großvater des gegenwärtigen Besitzers noch, ein Mann, der in aller Art zu den vorzüglichsten seines Standes gehörte und dessen Wirthschaftsführung ebenso rationell als großartig war. In seinem Geiste fahren seine Nachkommen fort und man darf nur nach Eisersdorf und Ullersdorf kommen, um dies bestätigt zu finden. Zur damaligen Zeit war der Rapsbau in Schlesien und der Grafschaft Glatz noch völlig unbekannt, und nur erst einige von auswärts dahin gekommene Landwirthe, wie unter andern der Amtsrath Braune, fingen ihn an. Gegenwärtig erzeugt man auch in der Grafschaft Glatz viele Tausend Scheffel von dieser Frucht, und sie gewährt in manchen Oekonomien eine Haupteinnahme. Ich werde später noch einmal hierauf zurückkommen.

Die beiden genannten, dem Grafen von Magnis, gehörigen Herrschaften und außerdem noch Grafeneck waren die Hauptpunkte, wo ich verweilte und wo ich reichen Stoff zu sammeln fand. Der alte Graf Magnis war ein großer Verehrer von Fellenberg und schickte daher auch seine Söhne auf eine Zeit lang nach Hofwyl. Er hat seinem Lehrer, für den er den berühmten Schweizer erklärte, ein Denkmal durch die Inschrift an einer Scheuer gesetzt, welche besagt, daß die Fülle und Tragbarkeit der dasigen Feldmark eine Frucht der Befolgung der Lehre und des Beispiels des unsterblichen Fellenbergs sei. Noch erinnere ich mich sehr wohl, wie man sich zu jener Zeit privatim und öffentlich darüber aufhielt, und es Fellenberg für Anmaßung auslegte, daß er einen Ackerknecht, der als Vogt oder Schaffner nach Eckersdorf ging, ohngefähr mit den Worten entließ: „so gehe denn hin und verbreite die bessere Cultur in einer Gegend, wohin sie noch nicht gedrungen ist.“

Von den Reizen der Grafschaft Glatz enthalte ich mich aller Schilderung, da sie bekannt genug sind.

Oberhalb Reichenstein überstieg ich das Gebirge und blickte

von da herab noch einmal in das schöne Glatzer Ländchen. Im Norden aber that sich vor mir das gesegnete Schlesien wieder auf, in welches ich freudig hinabschritt. Camenz war der Punkt, der mich noch fest hielt, ehe ich die Heimath wieder betrat. Die ebenso zweckmäßigen als großartigen Wiesenanlagen, welche Plathner, ein Koryphäe unseres Faches, daselbst angelegt hatte, und die in hohem Grade belehrend waren, fesselten meine Aufmerksamkeit. Dazu kam die Liebenswürdigkeit und die große Anspruchslosigkeit dieses Mannes, der sich so gefällig über Alles mittheilte, und dem man so deutlich ansah, daß es ihm bei allem seinen Streben um Gemeinnützigkeit zu thun war. In jener Zeit lag die Wiesencultur bei uns in Deutschland noch mehr im Argen als gegenwärtig, und deßhalb war es ganz besonders verdienstlich, wenn Männer, wie Plathner, mit Lehre und Beispiel für die Sache auftraten.

An die beiden hier beschriebenen Reisen schloß sich kurz darauf eine dritte an, die ich in einen noch engern Cirkel, wie jene, einschloß. Auf derselben kam ich gleich in den ersten Tagen zu dem längst verstorbenen Freiherrn v. Richthofen auf Parzdorf bei Striegau. Derselbe ist dem ökonomischen Publikum durch mehrere seiner Werke bekannt, die zwar ein wenig originell, aber nichts destoweniger belehrend sind. Ein etwas schwerfälliger und barocker Styl erschwert deren Lectüre, wenn man indeß nur die harte Schale entfernt hat, so labt man sich am Kerne. Thaer sagt von den Schriften dieses Mannes, es habe ihm ein intelligenter Landwirth, als er im Jahre 1818 in Schlesien war, die Bemerkung mitgetheilt, man müsse die Werke Richthofens von hinten zu lesen anfangen, um sie weniger ermüdend und mehr belehrend zu finden, und er setzt hinzu, er habe es versucht und bewährt gefunden. Herr v. Richthofen hatte seine großen Eigenthümlichkeiten, meinte es aber überall mit der Sache ernstlich und gut, und es sind ihm seine Verdienste um die deutsche Landwirthschaft nicht abzustreiten. Dabei war er ein durchaus nobler Charakter, starr und fest, aber auch in hohem Grade zuverlässig. Er hat viel im Fache experimentirt, hat sich aber nie gescheut, die Erfolge aufrichtig bekannt zu machen, und darin zeichnete er sich vor Vielen unseres Faches aus, die sogern das Mißlungene verheimlichen und mit dem Gelungenen prahlen. Ich habe in ihm einen Biedermann im vollsten

Sinne des Wortes gefunden und habe in späteren Jahren viele genußreiche Tage in seinem Hause verlebt.

Eine alte Bekanntschaft frischte ich auf dieser Reise auf. Ein Dorfprediger war mit mir in den Jahren 1807—1810 gleichzeitig Hauslehrer in Waldenburg gewesen, und ihn besuchte ich, weil mich mein Weg in seine Nähe brachte. Wir hatten es stets zu einander sehr gut gemeint, und die Freude, uns wieder zu sehen, war groß. Aber fast lächerlich war mir seine Art und Weise und sein ganzes Hauswesen, denn es war Alles der Superlativ eines hypochondrischen Hagestolzen. Wahrhaft mußte ich ihn wegen seines Gesundheits- und Gemüthszustandes bedauern, denn seiner materiellen Lage nach hätte er froh und sorgenfrei leben und auch eine Familie erhalten können, aber seine Hypochondrie, die fast in Menschenscheu überging, ließ ihn zu keinem Genusse kommen. Sein ganzes Betragen trug eine gewisse Scheu und Zurückhaltung an sich, was mir fast wehe that, da wir früher so traulich zusammen gewesen waren. Mit dem innigsten Bedauern verließ ich ihn, obgleich ich ihn dies aus Schonung nicht merken ließ, weil er sonst ganz unglücklich gewesen wäre.

Mein Wunsch und Entschluß, noch einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, nach Möglin zu gehen, stand längst fest und kam endlich zur Ausführung. Wie meine früheren Reisen, so trat ich auch diese zu Fuß an. Es war in der zweiten Hälfte des Monats Juni 1820. Unterwegs besuchte ich noch einige Landwirthe, wie unter andern Herrn Lübbert in Zweybrodt, der sowohl als Landwirth, sowie als Schafzüchter sich eines sehr guten und wohl verdienten Rufes erfreut. Meine Tour ging in grader Richtung nach Niederschlesien. In Braunau bei Lüben fand ich eine so sonderbare Aufnahme, daß ich es der Mühe werth achte, ein Paar Worte davon zu sagen.

Der Besitzer, ein reicher, einsam lebender und kinderloser Mann*), lebte blos mit einer Haushälterin, und war, als ich mich anmeldete, auf dem Felde. Letzterer sah man es offenbar an, daß sie nicht wußte, was

*) Er hat das schöne und werthvolle Gut nach seinem Tode zu einer frommen Stiftung vermacht und damit auf seinen Reichthum einen Segen zu legen gesucht.

sie aus mir machen sollte, und daß sie froh war, daß ich den Besitzer im Felde aufzusuchen, abging. Ihn traf ich in ziemlicher Entfernung vom Hofe und er schien erstaunt, ja fast unwillig über die Dreistigkeit, daß ich ihn hier mitten im Felde aufsuchte, und querdurch über Raine und Gräben schritt. Meine Begrüßung mit der gleichzeitigen Bemerkung, daß ich auf einer landwirthschaftlichen Reise begriffen sei, nahm er kalt, ja unzart und mißtrauisch auf, und bei der Conversation, in welche ich mit ihm zu kommen suchte, blieb er störrisch und fertigte mich mit kurzen Antworten ab. Es war bereits der Abend nahe und die Sonne neigte sich zum Untergange, und mir wurde bange, wie es um mein Nachtquartier aussehen werde, denn nach Lüben zu kommen, hatte ich mehr als eine Meile, nach Liegnitz aber noch weiter. Indeß war mir auch ein Dorfwirthshaus, so elend dieselben auch in Schlesien, besonders außerhalb der großen Landstraße sind, grade nichts sehr Schreckliches und ich versetzte mich schon in Gedanken dahin. Siehe da äußerte ich, wie hingeworfen, daß mir sein schöner Garten im Vorbeigehen so angenehm in die Augen gefallen wäre, daß mir aber seine reichen und üppigen Felder noch mehr gefallen hätten. Da hatte ich die schwache Seite des Mannes getroffen. Er war auf einmal umgewandelt, ward sehr höflich, lud mich ein, in sein Haus zu kommen, und ihm die Freude zu machen, bei ihm zu übernachten und konnte gar nicht genug zuvorkommend sein. Jetzt kam die Unterhaltung in Zug, und da er nun noch sah, daß ich im Fache zu Hause sei, so ward es immer besser. Der ganze Abend wurde angenehm verplaudert, und er ließ es sich nicht nehmen, mich den andern Tag eine ganze Stunde mit seiner Equipage weiter zu bringen. Der mit dem Stocke in der Hand wandernde Oekonom hatte ihn stutzig gemacht, und hatte ihm einen schiefen Begriff von mir beigebracht, der unterrichtete und im Fache geübte aber hatte ihn auf's günstigste umgestimmt. In Siegersdorf bei Freistadt hielt ich mich sehr gern etwas länger auf. In sehr imponirender Gestalt trat mir der Graf Kalkreuth, der eben vom Mittagstisch aufstand, als ich mich hatte anmelden lassen, entgegen. Kaum vernahm er den Zweck meiner Reise, als er auch sofort Anstalten traf, mich Alles sehen zu lassen, was mich nur irgend interessiren könnte. Seine Gastfreundschaft aber drang zuvor darauf, daß ich erst ein

wenig aß und ein Glas Wein trank. Seine Beamten, zum Theil auch er selbst, führten mich allenthalben umher und ich lernte die dasige Oekonomie in allen ihren Einzelheiten kennen. Insbesondere sprachen mich seine Viehstämme an, die nicht allein in üppigem Nahrungszustande, sondern auch von ausgezeichneter Körperform und Größe waren. Namentlich galt dies von den Schafen. Wahre Riesengestalten in ihrer Art sah ich dort, und wäre es nicht grade damals die Periode gewesen, wo die deutschen Schafzüchter ohne alle übrige Berücksichtigung, nur auf die höchste Wollfeinheit sahen, so würde der Graf sicher sehr großen Zudrang nach Zuchtvieh gehabt haben. Aber mit dieser Eigenschaft stand er nicht auf der höchsten Stufe, und er bekam nur Wollpreise, die ziemlich weit unter den besten waren. Stände dieser Stamm noch heute dort, und hätte man neben der enormen Größe noch auf Bewachsenheit und hautdichten Stand der Wolle gesehen, so würde ohne Zweifel die Siegersdorfer Schäferei das Glück gemacht haben, dessen sich später die Würcherblatter erfreut. Für mich hatte aber auch die ganze innere und äußere Einrichtung der hiesigen Oekonomie ein großes Interesse; denn auch das eingeführte Ackerbausystem war auf Opulenz berechnet. Weide- und Grasschläge, in starkem Verhältniß zum Fruchtbau, mußten die Aecker kräftigen, auch bewiesen dies die daraufstehenden Früchte augenscheinlich.

Und nun fuhr ich mit der Post weiter hinab in die Mark und auf Möglin zu. Wie ich erwartet, so nahm man mich auf. Vater Thaer reichte mir die Freundeshand, Professor Körte zeigte seine unverhohlene Freude über meine Wiederkehr, und von den Akademisten traf ich noch mehrere, die schon bei meinem Abgange zu Weihnachten da waren. Als besonders wichtig für mich muß ich den 11. Juli bezeichnen, denn an diesem ließ mich Thaer zu sich rufen, zeigte und erklärte mir eine Menge Wollproben, und gab mir viele Winke und Belehrungen über Wolle, deren Ansehen und Ausbildung, die ich mit der größten Aufmerksamkeit anhörte, und fest in mich aufnahm. Sie wurden zur Grundlage, auf welcher ich in der Folge den Bau fortgeführt habe.

Eine Tour in den Oderbruch mit einigen Akademisten gab Unterhaltung und Belehrung. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß zu jener Zeit die benachbarten Gutsbesitzer und Domainenpächter die

Mögliner Akademisten, wenn sie sich ihre Oekonomieen anzusehen wünschten, mit Freundlichkeit und Zuvorkommenheit aufnahmen und sie in den innern Betrieb ihrer Oekonomieen Blicke thun ließen.

Nur zwanzig Tage dauerte mein diesmaliger Aufenthalt, den ich aber so gut und sorgfältig benutzte, daß ich mich wohl rühmen darf, davon vielleicht soviel gewonnen zu haben, wie viele Andere in einem halben Jahre. Stets werde ich mit dankbarem Gemüth an Möglin zurückdenken und immer wird mir das Andenken an den alten würdigen Thaer heilig bleiben.

Mit der Post ging es nun zurück bis nach Neusalz, von wo an ich den Wanderstab in die Hand nahm und links ab nach der Oder ging. Nur eine flüchtige Durchreise machte ich von Carolath über Beuthen, herauf nach Glogau. Auch hier hielt mich nichts, bis ich nach Borkau kam, wo ich den Amtsrath Lucas, einen zu seiner Zeit sehr beachteten Landwirth, kennen lernte, und Zutritt in seine Oekonomie ohne allen Anstand bekam. Er ließ sich insbesondere die Veredelung seiner Schäferei sehr angelegen sein, hatte es auch darin schon sehr weit gebracht. In seinem Hause herrschte große Gastfreundschaft und ich fand viel Gesellschaft da, die Veranlassung zu Bekanntschaften wurde, welche für mich von Werth waren. In seiner Agricultur huldigte er dem Fruchtwechselsystem, und da ich eben erst von Möglin kam, von wo aus dasselbe seine Strahlen über Deutschland verbreitete, so war es natürlich, daß mich diese Oekonomie ansprach. Die Unterhaltung kam, wie sich denken läßt, gar bald auf Möglin, wo es dann nicht fehlen konnte, daß man viel von mir über Thaer und die dasige Anstalt hören wollte. Ganz besonders lauschte man meiner Mittheilung über die dasige Schäferei, die eben damals ihren höchsten Glanzpunkt erreicht hatte und Wollpreise erhielt, die, auch wenn man die strengste Wahrheit berichtet, doch wie eine Uebertreibung klingen. Es war grade in jenem Jahre diese Wolle mit hundertundachtzig Thalern der Centner im Durchschnitt bezahlt worden, und es hatten sich, wörtlich genommen, mehrere Käufer darnach gerissen, weil sie versicherten, daß sie sich mit dieser Schur einige Sortimente gut machten und dieselben alsdann zu den höchsten Preisen anbrächten. Man hat

später sogar von zweihundert Thalern gesprochen, welche die Mögliner Wolle der Centner gegolten haben soll.

Als ich nunmehr die Oder überschritt, nahm ich meine Richtung über Guhrau nach Tschirna, wo Kade sich eben einen Namen mit dem Anbau der Topinambur und ihrer Verbreitung gemacht hatte. Er versprach sich davon freilich ungleich mehr, als wie sich hinterher bestätigt hat. Auf Boden, wie ihn die Guhrauer Gegend hat, sind sie allerdings ein sehr beachtenswerthes Gewächs, zumal auf Landstrecken, die man, ähnlich dem Dreesch, mehrere Jahre hinter einander durch dieselbe benutzen kann. Sowie aber das wahrhaft Praktische und allgemein Brauchbare sich selbst empfiehlt, sich Bahn bricht und überhand nimmt, ohne daß es großer Empfehlungen bedarf, so wird man etwas, von dem dies nicht gilt, mit allen Anpreisungen und Nutzungsberechnungen doch nicht in allgemeine Aufnahme bringen. Und das ist mit den Topinamburs der Fall gewesen, die gegenwärtig in die Dunkelheit zurückgefallen sind, aus welcher sie Kade hervorzuziehen bemüht war.

Viele tüchtige Landwirthe lernte ich in dasiger Gegend kennen, von denen ich den Amtsrath Hagemann besonders hervorheben muß. Er war aus der Mark Brandenburg nach Schlesien gekommen, hatte die Domaine Herrnstadt gepachtet, und da eine Menge wohlthätiger Reformen vorgenommen. Eine der erheblichsten, deren Folgen noch jetzt in der dasigen Gegend unverkennbar sind, war die Einführung des Oldenburger Rindviehsystems, vermittelst dessen er die dasige schlechte Landrace sichtbar verbesserte, und auf die ganze Umgegend wohlthätig einwirkte. Die Kreise, in denen der verbesserte Schlag Fuß faßte, erweiterten sich von Jahr zu Jahr und die Spuren davon sieht man bis herauf gegen Wohlau, ja selbst über die Oder drangen sie herüber und auch in's Großherzogthum Posen erstreckten sie sich. Einer seiner Nachbarn, Herr von Rieben, ging noch weiter. Er reiste nach Holstein, kaufte sich für theures Geld einen Stamm auserlesener Kühe nebst einem Bullen (Stier) zusammen und stellte ihn auf seinem Gute Tschilesen auf. Da nun außerdem noch ein dritter, sehr emsiger Landwirth, der Graf Redern auf Glumbowitz, diesem Zweige seine besondere Sorgfalt widmete, und eine höchst gelungene Kreuzung von Oldenburger Kühen mit Schweizer

Stieren aufbrachte, so wird man es sich erklären können, daß man in einer Gegend, mit wenig gesegnetem Boden, einen Rindviehschlag antrifft, wie ihn gewöhnlich nur die Marschländereien aufzuweisen haben. Freilich gehörte dazu noch die Vorsorge für Futter, welches man durch zweckmäßigen Fruchtwechsel und starken Anbau von Futterkräutern aufbrachte. Ich werde weiterhin noch Veranlassung haben, auch über die Fortschritte zu sprechen, welche zu jener Zeit die Schafzucht in jener Gegend machte. Dieselbe wirkt dort auch wohlthätig auf den Ackerbau, indem der dasige naßkalte Boden grade durch den Schafmist erwärmt und in größere Thätigkeit versetzt wird, zumal man ihn ziemlich stark aufbringen kann. So ist es also nicht zu verwundern, da Ernten zu gewinnen, wie sie der Boden sonst nicht bringen würde.

Durch Sand und Haide mich fortarbeitend, kam ich über Wohlau in die Gegend von Trebnitz, wo die Natur wieder freigebiger gewesen ist. In Massel verlebte ich einen überaus angenehmen Tag. Baron Kloch gehörte zu den Männern, welche sich nur denen aufthun, die ihnen zusagen. Mir war es erfreulich wahrzunehmen, daß ich zu solchen gehörte. Zunächst beeiferte er sich, mir seine ganze innere und äußere Oekonomie zu zeigen. Idee und Plan waren vortrefflich und wenn die Ausführung auch, wie dies ja so oft vorkommt, nicht überall diesen entsprechend war, so konnte und mußte man doch seine Wirthschaft zu den guten, ja fast musterhaft geführten zählen. Der sehr ehrenwerthe Mann ward von dem Dämon der Hypochondrie geplagt, und da war seine verständige und gemüthliche Gattin der vermittelnde Genius, wenn die üble Laune die Herrschaft gewann. Muntere gut erzogene Kinder gaben der innern Häuslichkeit Reiz und Gemüthlichkeit.

Herr von Boguslawsky, der seitdem die Landwirthschaft längst aufgegeben, und sich als Professor der Astronomie einen berühmten Namen gemacht hat, gehörte zu den genialen Menschen, für welche die gewöhnlichen Lebensbahnen viel zu beschränkt und einförmig sind, und die deßhalb neue einschlagen. Auch als Landwirth waren ihm die Grenzen, in denen er sich bewegen sollte, viel zu eng und er schweifte allenthalben über dieselben hinaus. Nun aber ist dieses Gewerbe so capriciös, daß solche Männer selten Glück in ihm machen, was den ruhi-

gen und besonnen einherschreitenden viel leichter gelingt. Deßhalb führte auch den Herrn v. B. sein Geschick auf eine Laufbahn, die besser für ihn geeignet war und wo er der Welt noch mehr nützt. Indeß war sein Eifer im Betriebe der Landwirthschaft groß, seine Ideen waren originell, auch unter gewissen Umständen — vornämlich mit großen Geldmitteln — ausführbar, und seine Praxis war in vielfacher Art belehrend. Auch konnte sein Beispiel in viel mehr Stücken zur Nachahmung als zur Warnung dienen. Letzteres eigentlich nur für den Fall des zu großen und unsicheren Experimentirens. Wie dem auch in Allem sein mag, so gebührt ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Landwirthen seines Vaterlandes, so wenig Ansprüche er auch darauf gemacht haben mag.

Immer nur, um mich auszuruhen und den gesammelten Stoff zu ordnen, kehrte ich nach Hause zurück, und hielt mich dort kurze Zeit auf. So verweilte ich auch diesmal wieder nur einige Wochen, ehe ich eine weitere Reise unternahm. Längst war es mein Wunsch gewesen, eine solche über die Grenze des preußischen Staates auszudehnen, vor Allem aber Wien zu sehen und von dort auch einen Abstecher nach Ungarn zu machen. Nahm ich die Landkarte vor, so erschien mir eine solche Reise gar nicht als etwas Außerordentliches, denn wenn ich oben in Pleß war, so lagen die Karpathen vor mir und hinter ihnen das Land meiner Wünsche *). Diese aber sollten erst ein Jahrzehnt später erfüllt werden, obgleich die Hälfte meines Wunsches und Planes sich schon jetzt realisirte, indem ich bis nach Wien kam. Wie sich dies fügte, erzähle ich jetzt.

Durch die mitunter traurigen Gegenden Oberschlesiens die Reise zu Fuß zu machen, war mir nicht ganz gemüthlich, und ich beschloß deßhalb eine Fuhre dorthin aufzunehmen. Da war denn in Strehlen, wo ich wohnte, ein humoristischer Horndrechsler, der einen langbeinigen russischen Schimmel als Einspänner hatte, und dem eine Reise nach Wien, die er als Kutscher mit mir machen wollte, als das Herrlichste erschien, was er sich wünschen konnte, weßhalb er mir denn auch sehr annehmbare Fahr-

*) Man muß von der Leichtigkeit, wie man jetzt reist, nicht auf damals schließen, wo eine Entfernung von 10 Meilen schwerer zurückzulegen war, wie jetzt von 100 Meilen.

bedingungen stellte. Kurz, wir wurden einig, und die Reise ward bis Wien, ja bis nach Ungarn projectirt und accordirt.

Ueber Oppeln ging es nach Gleiwitz. In jener Zeit (1821) war die Chaussee, welche von Breslau nach Krakau geht und über die genannten beiden Städte führt, noch nicht gebaut, und man hatte den trostlosesten Weg zu passiren, den man sich nur denken kann. In tiefem Sande quälte man das Zugvieh und zu sehen war nichts als Wald und elende, in weiten Distancen von einander liegende Dörfer. Die Landwirthschaft wird auch jetzt dort noch mitunter sehr mangelhaft betrieben, damals aber stand es damit noch weit schlimmer. Die viele Vecturanz, welche die Bauern durch die Zufuhr der Steinkohlen und Erze zu den Hüttenwerken haben, und wobei sie sich Jahr aus Jahr ein, ein mittelmäßiges Fuhrlohn verdienen, macht, daß sie ihre Wirthschaften vernachlässigen. Dazu kommt ein undankbarer Boden, der nur durch vielen Fleiß und verständige Behandlung zu einem lohnenden Ertrage gebracht wird. Da ist denn kein Wunder, daß man elende Feldfrüchte und verkümmertes Vieh hat. Die Wiesen werden vom Frühjahre an abgehütet, weil man gewöhnlich nur zur höchsten Nothdurft Futter bis nach Ausgang des Winters hat. So folgt denn immer eine Misere aus der andern. In der That ist für den leidenschaftlichen Landwirth der Anblick eines solchen Oekonomie-Betriebes in hohem Grade widerlich, und er wird von Unmuth ergriffen, wenn er sieht, wie Menschen und Vieh in Dürftigkeit leben, wo es doch bei angewandtem Fleiße und verständiger Einrichtung viel besser sein könnte. Zu leugnen ist allerdings nicht, daß der Boden hier, d. h. auf der ganzen östlichen Seite Oberschlesiens, zum größten Theile sehr undankbar ist. Aber dennoch ließe sich, wenn es nicht so wäre, wie es leider ist, viel mehr von ihm gewinnen. Die Ausbeutung der unterirdischen Schätze ist das Hauptaugenmerk, welches man hier hat. Nun nimmt die Bevölkerung reißend zu und es wird schon längst nicht mehr so viel erzeugt, als was diese bedarf. Deßhalb sind auch gewöhnlich hier die Fruchtpreise höher, als im übrigen Schlesien, was sich nur ändert, wenn viel Zufuhr aus Polen und Galizien stattfindet.

Es reizte mich wenig, genauere Kenntniß von mehreren hiesigen

Oekonomieen zu bekommen, da ich nur zu gut sah, wie wenig da zu sehen und zu lernen war. Deßhalb will ich auch nur eine flüchtige Skizze geben von dem, wie man es damals trieb.

Vor dem über alle Maßen schlecht construirten Pfluge sah ich vier, sechs, ja sogar acht Zugthiere, die aus Pferden und Rindern zusammen gelesen waren. Aber was waren dies für Thiere? Ehe ich sie zeichne, muß ich erst im Voraus versichern, daß ich auch nicht um eine Linie übertreibe, weil man dies durchaus annehmen wird. Die Ochsen und Kühe hatten meistentheils die Größe von Kälbern, wie sie in guten Rinderheerden mit sechs Monaten zu haben pflegen. Die Pferde waren nicht viel größer, und es hätte in der That nicht der Stärke eines Milo bedurft, um sie nach Hause zu tragen, was zuweilen wohl noth gethan hätte. Mit solchem Gespann und solchen Werkzeugen arbeitete man, und von welcher Art da die Cultur war, das kann man sich leicht vorstellen. Seit jener Zeit hat sich freilich viel verbessert, was so weit geht, daß man jetzt schon in diesen Gegenständen Thierschaufeste veranstalten kann, die leidlich genug ausfallen. —

Am meisten hat man noch von jeher für die Schafzucht gethan, und es lassen sich mehrere Heerden von altem Rufe nachweisen. Allerdings ist Boden von der Art als Schaftrift am leichtesten und einträglichsten auszunutzen; indeß hat es auch damit seine Schwierigkeit, weil der Untergrund meistentheils undurchlassend ist, und bei nassen, ja schon bei feuchten Jahren diese Triften sehr gefährlich werden. In der That hat man auch hier mehr, wie irgendwo, über große Sterblichkeit in den Schäfereien zu klagen.

In Gleiwitz fand meine Wißbegierde ein weites Feld. Die dasigen Hütten- und Schmelzwerke sind weltbekannt, denn es werden die Gußwaaren der hiesigen großen Eisengießerei von wenigen ihres Gleichen erreicht und von noch wenigeren übertroffen. Verbindungen, die ich hier hatte, verstatteten mir den Zugang zu Allem, was ich zu sehen wünschte und so ward denn meine Reise hinterher recht lohnend.

Ueber Kloster Rauden, was aber längst säkularisirt war, fuhr ich nach Ratibor, und zwar durch Gegenden, die in ihrer Bodengüte und Cultur nur weniges vor denen voraus hatten, die ich von Oppeln

her durchreist war. Das währte, bis ich auf den Höhen von Ratibor anlangte, wo ein milder Boden anfängt, der bei mittelmäßiger Cultur, die man ihm anthut, reichliche Früchte bringt.

Die Stadt Ratibor war zu jener Zeit erst vor Kurzem der Sitz des Ober-Landesgerichts von Oberschlesien geworden, und hatte noch zum größten Theile ihre alte polnische Physiognomie, d. h. man fuhr in tiefem Kothe zwischen elenden hölzernen Hütten hin. Dasselbe galt zur damaligen Zeit auch noch von Oppeln, wohin die Regierung von Oberschlesien auch erst unlängst verlegt worden war. Heut zu Tage haben sich diese beiden Städte sehr aufgenommen und sie germanisiren sich von Jahr zu Jahr mehr. Für den Landwirth hat der Getreidemarkt von Ratibor Interesse, weil er zu den sehr lebhaften und vielbesuchten des Landes gehört. Von hier aus geht viel Frucht in die Gegend von Gleiwitz.

Jetzt überschritt ich bei Troppau die Grenze. Ein überreicher Boden hat sich zwischen dieser Stadt und Ratibor angehäuft, was in der natürlichen Lage der Gegend seinen Grund hat. Denn bei der letzten Erdrevolution stürmten unstreitig die Fluthen von Norden nach Süden und fanden an den Sudeten einen Damm, an dem sie sich stauten und brachen. So ließen sie den Sand in ziemlicher Entfernung zurück, brachten aber den Schlamm bis in die Nähe des Gebirgskammes, wo er sich ablagerte. In seinem Niederschlage haben sich auch große und reiche Mergel-Lager angesammelt, die den Bodenreichthum vermehren helfen. Wird nun gleich der Landbau hier gerade nicht saumselig betrieben, so kann man ihn doch auch nicht auf dem Gipfel finden, und als in aller Art musterhaft gelten lassen. Bisher waren die Fruchtpreise hier immer niedriger, wie in Niederschlesien, und daher kam es, daß man nicht besonders zum fleißigeren und verständigeren Betriebe gespornt wurde. Zudem standen auch in gleichem Grade die Landgüter niedriger im Werthe, man war daher nicht gezwungen auf die Herausbringung einer höheren Rente bedacht zu sein.

Von Troppau sprach ich schon. Ich machte von hier aus einen Abstecher nach Gräz, dem Fürsten von Lichnowsky gehörig. Hier ergötzte ich mich zunächst an den Reizen der Natur, die in der That einzig sind und den Ort zu einem sehr anziehenden Punkte auf unserer Erde

machen. Alsdann gewährte mir die hier geführte Oekonomie einen hohen Genuß, denn sie war ebenso schön und verständig geordnet, als in ihrer äußeren Erscheinung opulent. Insbesondere waren hier aufgestellte Rinderstämme sehenswerth, weil edle Gestalt und musterhafte Haltung an ihnen hervortrat. Die hiesige Schäferei hat von jeher denen nachgestanden, welche der Fürst auf seinen Gütern in Preußisch-Schlesien hat.

Mir ging in dem Leben in Oesterreich eine neue Welt auf, wozu der wohlfeile Wein, den sich jeder Preuße, der das erste Mal dorthin kommt, schmecken läßt, das Seinige beitrug. Auch mein jovialer Kutscher vermehrte meine Heiterkeit, denn er hatte eine unverwüstliche Laune, und wußte sich auch, da er früher als Handwerksgesell in Oesterreich gewesen, trefflich in das dasige Leben zu finden. Und zu alle dem kam noch die Bekanntschaft eines Wieners, die ich in dem Städtchen Proßnitz machte, und der eine getreue Darstellung der Wiener Bonhommie war, die ich hier zum ersten Male kennen lernte. Er fuhr uns indessen, da er zwei muntere polnische Pferde hatte, mit denen es unser alter Schimmel nicht aufnehmen konnte, davon, wir trafen ihn jedoch in Brünn, in einem sehr zweideutigen Gasthofe, den er mir empfohlen hatte, wieder. Ehe wir jedoch dahin kamen, drohte uns ein großes Unglück. Es ist bekannt, daß die Chaussee (die sogenannte Kaiserstraße) von Troppau bis nach Wien über einen fortgesetzten Wellenschlag von Hügel und Thal geht, und daß man die Abschüsse bei der Anlegung dieser Straße nicht im Mindesten zu vermeiden gesucht hat. Viele derselben sind so steil, daß man nur mit gesperrten Rädern darauf hinabfahren kann. Mein Kutscher aber vertraute auf seinen Schimmel und fuhr stets ohne Hemmschuh die Hügel hinab. Nun stürzte der steife Gaul auf einem derselben und der Wagen, welcher in vollem Schusse war, ging über ihn weg und überstürzte sich so, daß er in den Graben rollte. Mein Kutscher, ein kleiner gewandter Bursche, kugelte sich heraus und purzelte auf die Straße; ich aber stürzte mit dem Wagen hinab. Fast einem Wunder glich es, daß ich nicht den Hals brach und nur mit einigen Contusionen davon kam. Am meisten hatte der arme Gaul gelitten, denn er hatte sich bei dem Sturze nicht allein die Kniee aufgeschlagen, sondern war auch noch am übrigen Körper vom Wagen beschädigt.

Als ich drei Stationen vor Wien war und von einer Anhöhe herab die schöne Stadt sah, war mir beinahe, wie dem Moses gewesen sein mag, als er das gelobte Land erblickte. Es war mir von Jugend an so viel von den Herrlichkeiten dieser Hauptstadt erzählt worden, daß ich auf's Höchste auf ihren Anblick gespannt war. Die Wirklichkeit blieb nicht hinter meiner Erwartung zurück.

Die Theater, der Prater, Schönbrunn, der Augarten und noch viele andere Merkwürdigkeiten standen auf meinem Tagesplane. Trotz aller Sparsamkeit ward ein Lohnbedienter angenommen und mein günstiges Geschick führte mir ein wahres Normal-Exemplar seiner Art zu. Bereits etwas bei Jahren, in allen Praktiken erfahren, mit echtem Wiener Humor begabt, und dabei unermüdlich und in aller Art gefällig, konnte ich mir ihn gar nicht besser wünschen. Plan und Beschreibung der Stadt ward sofort bei Arlaria angeschafft und nach demselben die Zeiteintheilung gemacht. Dieser Mann aber hatte noch dazu einen berühmten Namen, denn er hieß Caspar Hofer. Vom 4—10. October (incl.) verweilte ich in Wien und habe in diesen sieben Tagen wohl mehr gesehen, wie mancher Andere, der sich doppelt so lange dort aufhält. Ja, ich kann sagen, daß ich bei einem späteren oftmaligen Aufenthalte daselbst, der sich mehr als zwanzigmal wiederholt hat, kaum soviel, besonders im Detail gesehen, wie damals.

Zuvörderst wurde beschlossen, jeden Abend ein anderes Theater zu besuchen, was denn auch geschah. Mit dem am Kärnthner Thore ward der Anfang gemacht. Von früh an begannen die Gänge, die erst, wenn die Zeit des Schauspiels heranrückte, aufhörten. So habe ich denn den Prater einige Mal durchwandert, bin im Augarten, im Rasumowskyschen Palais, im kaiserlichen Schlosse, in der Bildergalerie, in Schönbrunn und Theresienfeld gewesen, und habe Alles mit Aufmerksamkeit betrachtet. Daß der Besuch des letzten Ortes vornämlich den Zweck hatte, den Wirthschaftsrath Bernhard Petri zu besuchen, das setzt man wohl voraus. Zu jener Zeit war er noch eine große Celebrität, denn es war noch nicht bekannt, daß nicht Alles, was er in seinem Werke, „das Ganze der Schafzucht" gesagt, Stich hielt. Ganz vorzüglich fand ich dies auch in seiner eigenen Schäferei bestätigt. Uebrigens verlebte ich bei ihm

einige recht genußvolle Stunden und durfte es nicht bereuen, den Ausflug zu ihm gemacht zu haben.

Nach Ungarn zu reisen verbot mir die Wiener Polizei. Die Sache war die: Mein Reisepaß lautete nur bis nach Wien. Nun war gerade damals der Aufstand in Griechenland ausgebrochen, der in Ungarn großen Anklang fand, und von wo aus mancher Philhellene zog, um jenes Volk mit seiner Kraft zu unterstützen. Bekanntlich aber hat Oestreich von jeher keine Vorliebe für dergleichen Staatsaktionen gehabt, und wenn man auch vielleicht die Freiwerdung Griechenlands nicht ungern sah, so war man doch dem Princip abhold, vermittelst dessen dies geschah. Genug, man ließ mich nicht passiren und verlangte Garantie für mich von irgend einem bekannten Hause in Wien, die ich aber nicht beibringen konnte. Petri sagte mir zwar, es habe mit dem Hinüberreisen gar keine Noth, und wenn ich wollte, so wäre er bereit, dies zu bewerkstelligen. Indeß war ich zu furchtsam. Später habe ich freilich die Reise dahin von Wien aus stets ohne Schwierigkeiten gemacht, obgleich ich auch dazu erst einen Paß von der ungarischen Hofkanzlei hätte haben sollen. Man rieth mir, meinen preußischen Paß nur bis nach Hainburg visiren zu lassen, und von dort ruhig die Grenze unter dem Vorgeben zu passiren, nothwendige Geschäfte in Preßburg zu haben. Es ging da Alles ohne weitere Hindernisse.

Voll Unmuth beschloß ich nun in mein Vaterland zurückzureisen und vorläufig dem geliebten Ungarn den Rücken zu kehren. Erst nach zehn Jahren sollte ich es sehen, aber gleichsam als Ersatz für die lange Entbehrung kam ich alsdann desto öfter hin und ward daselbst fast einheimisch.

Eine eigene Laune bestimmte mich, mein erstes Nachtquartier auf der Rückreise in einem einsam stehenden Wirthshause zwischen Wolkersdorf und Wilfersdorf zu nehmen. Es ist dies eine Gegend, wo es in früheren Zeiten nicht ganz geheuer war, weßhalb auch auf einer Höhe zwischen diesen beiden Stationen ein Militärposten stand, der Tag und Nacht seine Patrouillen ausschickte. Als ich mich in meinem Wirthshause ein wenig eingerichtet hatte, was bei der Unordnung, die ich darin fand, nicht leicht war, kam ein langer Zug von Militär-Fuhrwerk an,

welches von einem Officier begleitet war, der ebenfalls hier Nachtquartier machte. Wir wurden bald bekannt, und er sprach mir seine Verwunderung darüber aus, daß ich so dreist wäre, ganz allein in einem so einschichtigen Wirthshause und ohne alle Waffen zu übernachten. Ueberdies stehe auch dies Wirthshaus nicht im besten Rufe. Er warnte mich, dies nicht weiter zu thun. Ich habe mir diese Warnung bei meinen spätern Reisen zu Herzen genommen. Ich nahm meinen Weg über Austerlitz, denn wie hätte ich an einem geschichtlich so merkwürdigen Orte vorüberfahren können? Der Gastwirth wußte mir nur wenig genaue Nachrichten über die Localität und den Gang der Schlacht zu geben, bis ich endlich im Hausknechte einen Kundigeren traf, der zur Zeit jener Schlacht hier gewesen und überhaupt in der Umgegend genau bekannt war. Man konnte augenscheinlich abnehmen, daß die Oestreicher und Russen es Napoleon durch fehlerhafte Manoeuvres leicht gemacht hatten, sie zu schlagen; auch war es klar, daß die alliirten Armeen durch Eifersucht und Mißverständnisse sich in eine Lage gebracht hatten, wo sie so leicht zu besiegen waren.

Das weltbekannte Denkmal bei Raußnitz, welches die mährischen Stände dem Kaiser Joseph gesetzt, darf ich um so weniger unerwähnt lassen, als es den Landbau angeht. Es ist da errichtet, wo der Monarch bei einer in der Gegend abgehaltenen Heerschau abstieg, zu einem Bauern, der pflügte, herantrat, und sich ausbat, seinen Pflug einmal versuchsweise führen zu dürfen. Die Furche, die er gezogen, lag damals noch unberührt, gleichsam als ein Heiligthum. Bei der Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe, welche im Jahre 1841 in Brünn gehalten wurde, ward dieses Denkmal als Emblem auf einer Denkmünze gewählt.

Der Schluß meiner Reise war etwas tragisch. Ich hatte in Wien einige Kleinigkeiten zur Erfreuung der Meinigen gekauft und war so wenig mit den Grenzvorschriften bekannt, daß ich nicht ahnete, daß man so etwas auch bei dem Ausgange aus dem Lande anzeigen müsse. Unbesorgt reiste ich von Troppau ab und kam ohne Anstand nach Leobschütz, war also schon auf preußischem Gebiete. Nun fuhr ich die gewöhnliche Straße über Hotzeplotz — schon der Name klingt widerlich und ominös — und war ohne alle Sorgen. Plötzlich werde ich von östreichischen Grenzjägern angehalten und untersucht. Da das, was ich

mit mir führte, Wiener Fabrikate waren, so zeigte ich sie unbefangen. Sie wurden aber ohne Weiteres confiscirt und ich mußte in's Zollamt. Die Herren daselbst sahen mir an, daß ich nur aus Unwissenheit gefehlt hatte, und dennoch harrten die Grenzjäger auf ihre Beute. Endlich fingen jene an mit einander lateinisch zu reden, was mir lieb war, da ich sah, daß sie einen Beschluß zu meinen Gunsten fassen wollten. Die Grenzjäger wurden bei Seite genommen und mir endlich angedeutet, ich möchte mich mit ihnen abfinden. Jetzt ward meine Declaration angenommen und der ganze Betrag an Ausgangszoll war $1^1/_2$ Kr. — Die Grenzen, welche hier von gegenseitigem Gebiete in einander laufen, haben schon zu tausend Sécaturen Veranlassung gegeben, und sind den Grenzwächtern von jeher eine willkommene Gelegenheit zum Fange gewesen. Sie sind um so unangenehmer, als die Landstraße sie durchschneidet und man bald auf östreichisches, bald auf preußisches Gebiet kommt.

Den Winter hindurch wurden nun die Reisenotizen geordnet und zu dem Werke verarbeitet, welches ich im Jahre 1822 unter dem Titel: „Landwirthschaftliche Reise durch Schlesien, die Mark Brandenburg und Sachsen" herausgab. Daß ich dies auf eigene Kosten that, das hat mir in aller Art, vornämlich aber in pecuniärer Hinsicht geschadet. Denn so sehr sich auch meine Freunde für die Verbreitung und den Absatz desselben bemühten, so gering war der Erfolg. Vater Thaer hatte mich, durch eigene Erfahrung gewitzigt, davor gewarnt, ich aber unternahm dennoch das Wagestück.

Im März 1822 trat ich damit einen neuen Wirkungskreis an, daß ich Schäfereien zur Classification übernahm. Ein paar Jahre vorher hatte Herr Philipp Wagner dies Geschäft angefangen und in Zug gebracht. Da derselbe jedoch nur Wollsortirer, aber nicht Schafzüchter war, so konnte er es nicht in aller Art zur Zufriedenheit der Besitzer von Schäfereien vollziehen. Durch Anleitung, die ich in Möglin erhalten und durch scharfe Beobachtung in der eigenen Praxis hatte ich mir einen ziemlichen Grad von Sicherheit in der Beurtheilung der Wolle erworben, und da ich eben keine praktische Beschäftigung mit der Landwirthschaft hatte, so war mir dies ein willkommenes und lohnendes Geschäft. Baron Richthofen auf Barzdorf war der erste, der mir seine zahlreichen Schäfereien anvertraute.

Gleichzeitig aber traten auch mehrere Gutsbesitzer in der Gegend von Herrnstadt und Wohlau zusammen und luden mich ein, auch ihre Schäfereien zu classificiren. Sie gingen dabei mit aller Vorsicht zu Werke. Es war ihnen doch vor Allem darum zu thun, eine richtige Classification vorgenommen zu sehen, und um mich zu prüfen und sich zu überzeugen, ob ich eine solche zu vollziehen im Stande wäre, stellten sie mich auf die Probe. Es ward eine Rundfahrt auf den Gütern des Grafen von Redern auf Glumbowitz gemacht, und die daselbst befindlichen Schäfereien in's Auge gefaßt. Eine Menge von Thieren wurden mir vorgeführt und mein Gutachten darüber eingeholt. Während wir nun auf andere Meierhöfe fuhren, wurden viele der beurtheilten Schafe, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, weiter gebracht und mir auf andern Höfen wieder vorgeführt. Da waren denn Alle in gespannter Erwartung. Ich hatte aber, wie man mir nachher mittheilte, die Probe sehr gut bestanden, denn mein Urtheil war jedesmal ganz dasselbe, wie im Anfange gewesen. Und das setzte mich in unbedingtes Vertrauen und führte mir mehr Aufträge zu, als ich auszuführen im Stande war. Daher kam es denn auch, daß ich allenthalben mit ganz besonderer Zuvorkommenheit aufgenommen wurde, und während dieser Zeit ein sehr angenehmes Leben führte, weil fast überall bei den Classificationen große Gesellschaft war und froh und flott gelebt wurde. Viele Tausende von Schafen gingen alljährlich durch meine Hände, was mir denn eine Uebung und Sicherheit gab, die mich vor Fehlgriffen schützte, auch wenn ich das Geschäft noch so rasch vollzog, wobei mir mein scharfes Auge allerdings ganz besonders half.

Viele Jahre hintereinander gingen diese Classificationen fort und ich hatte die Genugthuung, daß die mir anvertrauten Heerden sichtbare Fortschritte machten, was deren immer höher gehende Wollpreise zur Genüge bewiesen. Diese Genugthuung ist um so glänzender, als die meisten derselben seit jener Zeit offenbar zurückgegangen, und auch jetzt wieder in einem fortwährenden Schwanken auf- und abwärts sind.

Im Frühjahre d. i. im April, ward eine Reise nach Sachsen unternommen, deren Nebenzweck der war, Bekanntschaft mit Leipziger und Dresdener Wollhandlungshäusern anzuknüpfen, und dieselben mit den Schäfereien bekannt zu machen, die ich so genau kannte und empfehlen

konnte. Da ich die Reise mit eigenem Gespann und in Begleitung meiner Gattin machte, so ging sie nicht allzurasch; auch verweilten wir bei mehreren Gutsbesitzern in Sachsen, an welche ich Empfehlungen hatte. So kamen wir unter andern nach Zeschau, unweit Oschatz. Hier sah ich eine recht fleißig geführte Oekonomie und eine Schäferei von altem edlen Blute; auch machte ich an dem Eigenthümer, dem Herrn Amtshauptmann von Boblick, eine interessante Bekanntschaft. Er führte mich in Thale bei Herrn Gadegast ein, der eben damals seine edle Schäferei gegründet hatte, die nachher in so glänzenden Ruf gekommen ist. — Die Schäfereien zu Dahlen und Börln wurden bei der Durchreise in Augenschein genommen. Sie waren zu jener Zeit von sehr beachtenswerther Qualität, nur war an ihrer Haltung vieles auszusetzen, was mir besonders auffiel, da man auf dieselbe von jeher bei uns in Schlesien mehr Werth gelegt hat, wie in Sachsen. Indeß hat man auch hier später einsehen gelernt, wieviel es zur guten Ausbildung und Darstellung der Wolle beiträgt, wenn die Schafe gut gehalten und soviel als möglich vor nachtheiligen äußern Einwirkungen auf die Wolle verwahrt werden.

In Leipzig war mir es interessant, den Wollboden eines der größten Handlungshäuser zu besuchen, und mich über die darauf vorgenommenen Operationen und Manipulationen zu unterrichten. Aber noch ein anderes Interesse kam hinzu. Es war dieser Boden auf der Funkenburg, von wo herab man einen großen Theil des Schlachtfeldes übersehen konnte. Herr T. gab uns noch dazu genügende Auskunft darüber, wie die Stellung der Armeen gewesen und wie die Schlacht vorgerückt war.

Wir reisten von hier aus über Lausigk nach Königsfeld, wo ich in dem Hause des Herrn Kreishauptmann von Nitzschwitz einen sehr genußreichen Tag durchlebte. Sein schöner Garten und seine rationell geführte Oekonomie waren mir beides höchst interessant.

Jetzt ging es nach Rochsburg, dem Kolchis der damaligen Zeit, von wo eine Menge meiner Landsleute sich das goldene Vließ geholt hatten. Es war in hohem Grade zu beklagen, daß der würdige und um die Landwirthschaft hochverdiente Veteran, Graf Schönburg, dermaßen hartbörig war, daß die Unterhaltung mit ihm nur schriftlich geführt werden konnte, sonst hätte sie im höchsten Grade lehrreich und interessant sein

müssen. Musterhaft konnte man Alles nennen, was hier in jedem Zweige der Oekonomie zu sehen war, vorzugsweise aber mußte man seine Aufmerksamkeit der hiesigen Schäferei zuwenden, deren innere Einrichtung und äußere Erscheinung als vorzüglich gerühmt werden konnte. Nicht allein war es das hochedle Blut, was sich so klar in den Thieren aussprach; sondern es war auch die vollkommene körperliche Ausbildung, welche sie zu großen Gestalten erhoben und für den Anblick höchst ansprechend herausgebildet hatte. Mochte dies immerhin viel Futter und Pflege gekostet haben, so bezahlte sich dies auch reichlich. Und dann ist es ja überhaupt besser, sich mit der edlen Schafzucht nicht erst einzulassen, wenn man sie vernachlässigen und verkümmern lassen will.

Außer der sehr instructiven Oekonomie und der berühmten und classischen Schäferei bot aber Rochsburg noch einen andern Genuß. Der Park in der Nähe des Schlosses mit seinen wildromantischen Partien, und den noch dazu der Gesang der Nachtigallen durchflötete, war für sich allein schon eine Reise dahin werth. Er gehört zu den schönen Plätzen auf Gottes Erde, an welche sich die Rückerinnerung mit einer innern Sehnsucht knüpft, und die einen Eindruck auf das Gemüth zurücklassen, den nichts verwischen kann.

Die Tour über das Erzgebirge, zum erstenmal vorgenommen, setzte den tiefen Eindruck, den Rochsburg auf uns gemacht, fort. Das Leben und Treiben und die vielen schönen Gegenden unterhalten da auf's angenehmste. Einen würdigen Schluß dieser auf einander folgenden reizenden Scenen bildet Tharand, was man eine Personification der sächsischen Urbanität nennen könnte. Leider vergällte mir ein böser Dämon den Genuß. Um einer Kleinigkeit willen entzweite ich mich mit meiner Gattin, und durchlief nur finster und mürrisch mit ihr alle die herrlichen Partien. So trübt sich der Mensch muthwillig und nur allzu oft seine Lebensfreuden, und grollt dann mit dem Schicksal, daß es ihm deren so wenig giebt.

In Dresden trafen wir das Osterfest, was mit Pomp gefeiert wurde und wo der greise und tiefgebeugte König Friedrich August den Himmel schon auf Erden suchte, indem er mit seiner ganzen Familie und dem Hofstaate der Procession betend beiwohnte.

Lohmen und Stolpen ward um der Schäfereien willen besucht, obgleich beide Orte auch schöne Lustpartieen bieten. Viel Sehenswerthes und Lehrreiches boten jene. Sie waren leider schon damals im sichtbaren Rückschreiten, so wenig es sich auch die Administration eingestehen mochte. Man konnte ihnen offenbar den Tadel machen, daß sie bei der Züchtung zu sorglos, ja man muß sagen, zu wenig rationell verfuhren, und also die Sache sich zu sehr selbst überließen. Die Sachsen wurden hierin schon damals von den Schlesiern und Mähren übertroffen, was in dem darauffolgenden Jahrzehnte noch weit mehr der Fall war. Hätten sie nicht zum Glück in ihren günstigen Triften einen Verbündeten gehabt, so wären sie in Gefahr gekommen, gänzlich überflügelt und von der auswärtigen Concurrenz erdrückt zu werden. Sie wurden dies später inne und lenkten ein, als es gerade die höchste Zeit war.

Wenn ich von meiner Reise durch Sachsen das Resümé zog, so war es die erlangte genauere Kenntniß von den damaligen Zuständen der Schafzucht und der Landwirthschaft überhaupt, die den Vergleich mit denen meines Vaterlandes Schlesien noch aushielten, sich aber nur in sehr wenigem über dieselben stellen ließen. Und wenn dies auch der Fall war, so konnten die sächsischen Landwirthe hierauf nicht gerade sonderlich stolz sein, weil sie früher schon durch äußere Veranlassungen weitere Fortschritte in der Landwirthschaft gemacht hatten, wie die schlesischen, und weil die gute Anwehr der Producte und die höhere Verwerthung derselben ein starker Anreiz zu vermehrter Erzeugung waren.

Was aber die Gastfreundschaft und die Aufnahme des Fremden betrifft, so stand es damit, trotz der mit Recht gerühmten Humanität der Sachsen, bei den dasigen Landwirthen kaum ebenso gut, wie bei meinen Landsleuten. Denn so sehr ich auch eine freundliche Aufnahme, wie sie der Gebildete wohl überall beim Gebildeten findet, zu rühmen habe, so fehlte es doch auch nicht an Ausnahmen. Unter anderen fand ich eine solche in Pillnitz, wo man hätte erwarten sollen, es sei da der Centralpunkt sächsischer Urbanität. Dort benahm sich der damalige Oberbeamte der Oekonomie auf eine so ungebildete Weise, daß er sich damit den bittersten Tadel vieler seiner Landsleute, denen ich dies mittheilte, zuzog.

In meinen spätern Lebensjahren, in denen ich soviele Reisen und

zwar in mehreren Ländern von Europa machte, fand ich Gelegenheit, noch mehrere derartige Vergleiche anzustellen, die ich denn auch in der Folge noch mittheilen werde.

Und nun habe ich in diesem Abschnitte noch über eine Reise zu berichten, die in den Winkel Oberschlesiens ging, der zwischen Galizien und Mähren eingezwängt ist, und fast bis an den Fuß der Karpathen streift.

In Casimir und Gröbnig (im Leobschützer Kreise) kehrte ich bei dem Geh. Ober-Finanzrathe von Prittwitz ein. An ihm hatte ich schon auf einer früheren Reise einen Beschützer und Freund gefunden, mit dem ich mich in weitern Rapport gesetzt und viel correspondirt hatte. Er war ein Mann von strengen Formen und hatte einen eisernen Charakter. Seine Rede war, wo er es darauf anlegte, ein zweischneidiges Schwert, aber dies Schwert hatte ihm schöne Eroberungen gemacht. Er besaß in früherer Zeit Güter in der Neumark, machte aber seine Stimme bei allen ständischen Versammlungen, wo er fast immer in Opposition mit der Regierung stand, so geltend, daß man ihn unbequem fand und Gelegenheit suchte, ihn zu entfernen. Diese fand sich bei der Aufhebung der Klöster. Der Staat wollte dem Staatskanzler v. Hardenberg Schenkungen an Ländereien machen, die nicht allzufern von der Residenz Berlin lägen, und suchte zu dem Ende durch Tausch solche zu bekommen. Dem Herrn v. Prittwitz ward ein Vorschlag der Art gemacht und man lud ihn ein, sich nach Schlesien zu begeben, um Güter von säcularisirten Klöstern anzusehen. Brechelshof bei Jauer war das erste, was er in Augenschein nahm, dessen, obgleich fruchtbarer, Boden ihm aber zu flach war. So kam er denn nach Ober-Schlesien, wo ihn die Güter Casimir und Gröbnig am meisten ansprachen. Da der Staat auf alle seine Forderungen einging, so trat er Quilitz, was ihm gehörte, ab, und bekam dafür diese Güter. Jenes hat seitdem den Namen Neu-Hardenberg bekommen, ist hübsch gebaut worden und macht eine recht gute Miene. Was für Boden es aber habe, mögen die Praktiker beurtheilen und entscheiden, wenn ich anführe, daß er reichlich mit Königskerzen und Wolfsmilch geschmückt ist. —

Auf diesen Gütern in Ober-Schlesien führte Herr v. Prittwitz eine sehr fleißige und in aller Art rationelle Wirthschaft, und wenn ihm dieselbe auch im Anfange nicht allzuviel eintrug, so durfte man sich nicht

wundern, da er an allen Ecken und Enden Verbesserungen machte. Er war vorzüglich leidenschaftlich für edle Schafzucht und diese war es, die mich ihm befreundete und mir seine besondere Gunst zuwandte. Er war in seinem Hause und in seiner Oekonomie absoluter Herrscher, so zwar, daß Alles in großer Furcht vor ihm war. Ernstlich war es ihm um den Fortschritt zu thun und deshalb stand auch Jeder hoch bei ihm angeschrieben, der diesem huldigte und ihn beförderte. Als Präses eines landwirthschaftlichen Vereins, der unter seinen Auspicien entstand, hat er viel für die Landwirthschaft seiner nahen und fernern Umgebungen gethan. — In seiner Schäferei war er im Anfange ein wenig befangen, denn er gab sich dem Streben nach allzugroßer Wollfeinheit hin und war damit etwas in's Zwirnen gerathen. Fest in dem einmal gefaßten Princip, wollte er keine Kreuzung und Vermischung vornehmen, wozu er sich später aber dennoch entschließen mußte, weil er sah, daß ihm Andere, die mit nervig- und dichtwolligen Widdern ihre schüttervließigen sächsischen Stämme kreuzten, zuvorkamen. In Oberschlesien bestand, wie in allen von Slaven bewohnten Ländern, das Feudalsystem in seiner ganzen Glorie, bis ihm die neue preußische Agrargesetzgebung den Garaus machte. Auf den Gütern des Herrn v. Prittwitz, insbesondere in Gröbnig, hatten die Bauern so viel Frohne, daß sie die sämmtliche Ackerbestellung sowohl als die Ernte unentgeltlich vollziehen mußten. Nun gehörten dazu eine große Menge robotpflichtiger Dörfer und wenn von allen diesen die Gespanne anrückten, so sah es aus, als marschire Cavallerie auf. Dazu mußte noch aus jedem Dorfe der Schulze oder ein Gerichtsgeschworner als polizeilicher Aufseher mitkommen und es commandirte da der herrschaftliche Beamte wie ein General. So habe ich gesehen, daß gegen sechzig Gespanne auf einem Felde waren, und daß ungeheure Ackerbreiten in einem Tage fertig wurden. — Seitdem ist die Robot gegen sehr beträchtliche Geldsummen abgelöst und es haben sich diese allein weit höher belaufen, als was Quilitz selbst für den Liebhaber werth sein mag.

Einen bekannten Namen meines Faches nenne ich, wenn ich vom Inspektor Hilveti spreche, der zur damaligen Zeit einer der Koryphäen unter den Schafzüchtern war. Fürst Lichnowsky hatte an ihm seinen

Mann erkannt, denn er hatte ihn aufgemuntert, vom Kaufmann, der er früher war, zum Landwirthe überzugehen. Herr v. Pittwitz sagte von Beiden, es habe Jeder eine besondere Facultät, nämlich der Fürst die: viel Geld auszugeben, und der Inspektor die: viel Geld herbeizuschaffen. In der That trugen auch zu jener Zeit die Schäfereien dem Fürsten Lichnowsky ungeheure Summen ein, ob diese aber höher oder niedriger waren, als später, das vermag ich nicht zu sagen. Sie haben noch vor mehreren Jahren allein durch den Zuchtviehverkauf jährlich 40,000 Thlr. eingetragen, und es stieg dieser auch später noch bis nahe an 30,000 Thlr. Rechnen wir da auch die Wolle noch nicht und nehmen eine Verzinsung zu 4 % an, so ist das auch eine Million-Schäferei, wie der verstorbene Freiherr Emanuel von Bartenstein die seinige zu Hennersdorf in Oestreichisch-Schlesien nannte. Nur findet der wesentliche Unterschied statt, daß bei ihm von einer Million Gulden W. W. und dort von preußischen Thalern die Rede ist.

Herr Hilveti, den ich in Troppau besuchte, um mir die Erlaubniß zu holen, die Schäfereien auf den fürstlichen Gütern sehen zu dürfen, bedauerte, mich nicht begleiten zu können, gab jedoch Ordre, daß mir Alles gezeigt würde. Dies Alles aber hatte, wie ich mich wohl bald überzeugte, eine relative Bedeutung, denn man hatte damals noch in vieler Beziehung so manches Geheimniß.

Jetzt kam ich nach Deutsch-Leuten, dem Grafen Larisch gehörig. Damals schon hatte die hiesige Schäferei hohen Ruf, denn es hatte sie der Großvater des jetzigen Besitzers schon im Anfange dieses Jahrhunderts, theils aus den kaiserlichen Stammschäfereien, theils aus Ankäufen, die er in Frankreich, in Rambouillet gemacht, gegründet. Indeß konnte ich zu jener Zeit (1822) ziemlich deutlich wahrnehmen, daß die Güter-Direktion nicht von der Art war, die ganze Oekonomie, folglich auch die Schäferei hoch empor zu bringen. Ganz besonders war die Wolle der Schafe gezwirnt und auch sehr wenig ausgeglichen. Das hat sich aber in neuerer Zeit völlig geändert und verbessert, und es rivalisiren die Schäfereien des Grafen Larisch gegenwärtig mit denen des Fürsten Lichnowsky. Daß ich zwanzig Jahre später auf den

Gütern des Ersteren sehr bekannt wurde, das weiß das ökonomische Publikum aus der Beschreibung, die ich von denselben veröffentlicht habe.

Bis nach Pleß drang ich vor, sah da aber wenig Klassisches vom Landbau, doch desto mehr Schönheiten der Natur. Zur Seite hatte ich die Karpathen, die wie eine lange Mauer im blauen Dufte sich nach Süden und Osten hinzogen. Die nächsten Umgebungen waren an vielen Orten wie ein großer Park. Mir waren diese Gegenden neu und sprachen auch deshalb mich um so mehr an. Eine wunderbare Sehnsucht zog meinen Blick immer nach den Bergen, denn hinter ihnen lag ja Ungarn, das Ziel meiner damaligen heißesten Wünsche. —

So hatte ich denn mein Vaterland Schlesien bis in seine äußersten Winkel kennen gelernt und war dadurch in den Stand gesetzt, von der Landwirthschaft desselben, wie sie damals war, genauen Bericht erstatten zu können, was ich in der schon weiter vorn angeführten Beschreibung that. Jetzt trat ein neuer Wendepunkt in meiner ökonomischen Laufbahn ein, denn ich widmete mich wieder speciell der Praxis, indem ich eine Pachtung übernahm.

Sechstes Kapitel.

Die zweite Periode meiner landwirthschaftlichen Praxis.

Pachtung der Stadtgüter von Münsterberg. Erste Einrichtung. Ein merkwürdiger Landwirth. Reibungen mit der Stadtverwaltung. Fortgang meiner Oekonomie, insbesondere der Schäferei. Besuch der Landwirthschaftsgesellschaft in Brünn. Der Wollmarkt von 1825. Literarische Beschäftigungen.

Die übernommenen Schafclassificationen füllten einen großen Theil meiner Zeit im Winter aus und wenn ich zu Hause war, so nahm ich die Feder in die Hand, um zu beschreiben, was ich auf meinen Reisen beobachtet hatte. So befand ich mich wohl und gemüthlich und hätte ruhig einige Jahre so verleben können. Aber es trieb und drängte mich, wieder in einer eigenen Oekonomie praktisch aufzutreten, wozu auch meine Gattin beitragen half. So haschte ich denn nach Gelegenheit, die sich — ich muß sagen, zu meinem Unglück — auch bald fand. Die Kämmereigüter der Stadt Münsterberg (Reindörfel und Viehhöfe) waren an einen Mann verpachtet, dem es sehr bedrängt ging und der nahe daran war, darauf zu Grunde zu gehen. Ich ward mit ihm bekannt, und er trug mir eine Cession an, auf welche ich denn auch sofort einging. Der gute Boden, den diese Güter hatten, lockte mich, und da ich mich überzeugte, daß hier auch die Schäferei gedeihen müßte, weil die Triften nicht ungesund waren, so ging ich auf Alles ein und hatte die größte Unruhe, die Pacht nur bald antreten zu können. Mein Cessionar, der, wie man sagt, auf dem letzten Loche pfiff, war, wie man sich denken kann, gewiß nicht minder dringend, wie ich, aber dennoch hatte ich, so lange die Sache noch nicht gerichtlich abgemacht war, die größte Unruhe, er möchte zurücktreten; auch war ich sehr besorgt, ob auch die Stadtverwaltung in die Cession willigen würde! — Als daher alles das beseitigt

und die Cession gerichtlich vollzogen war, fühlte ich mich ganz glücklich. Thor, der ich war! Ich hatte einen Andern aus dem Verderben gezogen, um mich selbst hinein zu stürzen. — Es begann gerade jene Periode, wo die Getreidepreise zu einer Tiefe herabsanken, auf welcher sie seit Jahrhunderten nicht gestanden, und es war, als ob mein Mißgeschick mich mit Gewalt fortgerissen hätte, damit ich nur ja so recht in die Mitte dieser ungünstigen Conjunctur käme. Es vereinigte sich dazu noch mehreres, um meine Lage zur schwierigsten zu machen. Zum ersten hatte ich wenig baare Geldmittel und mußte meinen Credit benutzen, um nur wenigstens einigermaßen zweckmäßig zu wirthschaften; zum zweiten hatte ich es mit einer Commune zu thun, deren damalige Stellvertreter wenig Einsicht machten, indem sie glaubten, ich habe, trotz der schlechten Zeiten, doch Gewinn bei der Pachtung. Ueberdies waren mehrere derselben grade nicht von der Art, daß man sagen konnte, es mache Freude, mit ihnen zu thun zu haben. Was ich meiner Ehre und meinem Rufe schuldig war, — die Pacht unter allen Umständen durchzuführen — das glaubten sie, thue ich bloß, weil es mir Gewinn bringe. Acht Jahr später hat mein Nachfolger dieselben freilich belehrt, daß ich ganz anders hätte verfahren sollen. — Indeß konnte mir dies weiter keinen Nutzen bringen.

Die Schäferei war das einzige, was mich aufrecht erhalten mußte. Was ich in der Art vorfand, war so elend, daß ich mich um jeden Preis davon los machte, so daß ich eine Menge Schafe zu 20—25 Sgr. das Stück verkaufte, um nur Platz für die neuangeschafften zu bekommen.

Im Frühjahr 1823, d. i. im zweiten Jahre nach dem Antritte meiner Pacht, kaufte ich einen Stamm von mehreren hundert Mutterschafen aus edlen sächsischen Heerden, und da ich zu dem Ende mit mehreren Gutsbesitzern meines Vaterlandes zusammentrat, so konnten wir große Partieen kaufen und bekamen diese zu billigerem Preise, wie wir wohl sonst hätten zahlen müssen.

Trotz meiner eigenen Oekonomie behielt ich die Schafclassificationen bei, und blieb dadurch in Verbindung mit einer Menge von Landwirthen, was mir auch zum Absatz von Zuchtvieh förderlich ward, sobald ich dessen nur zu verkaufen hatte.

Als ich, Behufs von Schafeinkäufen, Sachsen durchreiste, kam ich, weil ich mich durch meine Beobachtungen, die ich über die Schafheerden, welche ich auf den Feldern weiden sah, leiten ließ, in der Gegend von Leipzig und zwar bei dem Dorfe Pomsen an einer solchen vorüber, die einen sehr günstigen Anblick darbot. Ich stieg ab, ließ mich mit dem Schäfer in eine Unterhaltung ein und erfuhr, daß ich hier eine ganze Partie Widder und Schafe und zwar zu verhältnißmäßig billigem Preise bekommen würde. Es war im März und folglich die Thiere in der vollen Wolle. Die ich mir greifen ließ, entsprachen dem äußern Anblick und ich begab mich sofort auf den herrschaftlichen Hof, wo durch einen günstigen Zufall der Besitzer grade anwesend war. Gewöhnlich wohnte er in Barby, welche Staats-Domaine er in Pacht hatte. Seine äußere Erscheinung verrieth nicht den unermeßlich reichen Mann, als welchen ich ihn später kennen lernte. Ich muß, weil man ihn zu den merkwürdigen Menschen zählen konnte, mittheilen, wie ihn mein erster Blick auffaßte. Von mittlerer Größe, ein wenig untersetzt, und grade keine hohe Bildung, wohl aber viel Klugheit verrathend, trat er mir mit freundlich blinzelnden Augen entgegen, und ich hielt ihn im ersten Augenblicke für einen Juden, so viel Aehnlichkeit hatte sein Gesicht und Benehmen mit Einem von dieser Nation. —

Eine meiner Stieftöchter, die mich auf der Reise begleitete, war im Wirthshause geblieben, wurde aber, so wie es der Mann nur erfuhr, augenblicklich herbeigeholt. Mittlerweile hatte ich erfahren, daß er Dietze hieß und Kammer-Commissionsrath war. Wir wurden in Kurzem bekannt. Die Schafe wurden in den Stall getrieben und mir vorgeführt. Der Handel machte sich leicht und schnell, denn sie waren edel von Blut, reichwollig und von guter Gestalt, und dabei ihr Preis nicht übertrieben hoch.

Ich nahm seine Einladung an und blieb, da es zum Weiterreisen zu spät war, über Nacht. Guter Wein gab gute Laune und wir wurden so bekannt und vertraut, daß mir Herr Dietze einen Theil seiner Lebensgeschichte erzählte. Das Glück hatte ihm so wohl gewollt, daß er zum Millionär geworden war. Außer einigen sehr schönen Rittergütern, hatte er auf der Pacht in Barby so ungeheure Bestände von edlem Vieh und

Getreide, daß diese allein sich in die Hunderttausende von Thalern am Werthe beliefen. Er war der Sohn eines Schmiedes, und hatte sich nur mit vieler Mühe und durch Hülfe eines Verwandten dem Soldatenstande — zu welchem er eingezogen werden sollte — entzogen. Er hatte eine Frau mit einigen Hundert Thalern Vermögen geheirathet, mit welchem er eine kleine Oekonomie antrat, wo es ihm glückte, mehr zu erwerben. Jetzt trat er eine Gutspacht, nämlich die von Martinskirchen bei Mühlberg an, gründete aus Märzschafen, die er in den sächsischen kurfürstlichen Stammschäfereien kaufte, eine edle Heerde, baute viel Raps, der zu jener Zeit theuer bezahlt wurde, und hatte in allen seinen Unternehmungen Glück. — Höchst naiv erzählte er, wie er zu dieser Pacht gekommen war und wie er sie durch ein ansehnliches Cadeau erlangt hatte, das er dem, welcher zur Vergebung derselben bevollmächtigt war, ohne große Ceremonien gab. Das Gut ward ihm später ausgekauft, so sehr er sich auch bemüht hatte, es selbst zu bekommen. Da meinte er aber: „Hätte ich damit reussirt, so wäre ich immer klein geblieben." — Als er hierauf die Pacht von Barby antrat, gingen seine Geschäfte und mit diesen die Zunahme seines Wohlstandes ins Große. Zur Zeit der westphälischen Regierung wurden viele Domainen, und unter diesen auch Barby, zum Verkaufe ausgeboten. Dietze war damals schon so reich, daß er eine eiserne Kiste voll Doppel-Louisd'or ein Paar Monate bei sich stehen hatte, um damit, wenn erst der Kauf abgeschlossen war, die Domaine, die zu einer Million preußischer Thaler geschätzt wurde, baar zu bezahlen. An einer, im Vergleich zum Ganzen geringen, Kleinigkeit zerschlug sich der Handel. Der damalige westphälische Finanz-Minister Malchus besuchte ihn persönlich, weil man in Geldverlegenheit war, und das machte Dietzen hartnäckig, weil er glaubte, man werde ihm in seinen Willen kommen. Eine Waldparcelle auf dem rechten Ufer der Elbe, die für sich auf 20,000 Thlr. geschätzt war, sollte extra bezahlt werden. Dietze aber wollte sie in den Kauf haben, und darüber zerschlug sich der ganze Handel. — Man konnte ihn mit nichts mehr kränken, als wenn man ihn daran erinnerte. Als die westphälischen Provinzen wieder an Preußen zurückgefallen waren, dankte der preußische Finanz-Minister Dietzen auf eine ironische Art für seinen großen Patriotismus, daß er

dem Staate eine seiner schönsten Domainen erhalten habe. — Drei dumme Streiche, pflegte er zu sagen, habe ich in meinem Leben gemacht, und davon war dies der größte. — Es hatte dieser Mann seine eigenthümliche Manier in Geschäften: denn so wenig er auch seinen Vortheil bei denselben aus dem Auge verlor, so gut brachte man dennoch dieselben mit ihm zu Stande, denn er hatte den Grundsatz: „Leben und leben lassen.“ Ich habe in der Folge die Bekanntschaft eines fast noch industriösern Landwirths gemacht, von dem ich zu sprechen noch Gelegenheit haben werde, von dem ganz dasselbe gesagt werden konnte, und mit dem ich in die freundlichsten Beziehungen kam.

Zur damaligen Zeit fürchtete man den bösen Feind, die Traberkrankheit bei den Schafen noch nicht so sehr, wie heut zu Tage, und wir kannten sie insbesondere in Schlesien nur noch in einzelnen Heerden. Ich hatte mir das Uebel bei meinen Ankäufen in Sachsen, wo es zu Hause war, geholt, habe es aber sehr bald bewältigt und nur wenig durch dasselbe verloren. Von jeher habe ich es mir zum Grundsatze gemacht, einem Widder nicht zu viel Mutterschafe zum Belegen zuzutheilen und auch die Zuchtthiere nicht zu früh sich begatten zu lassen.

Auf der Rückreise gesellte sich uns ein neuer Bekannter zu, welcher Erzieher eines meiner Freunde, des Baron von L. gewesen war, und der diesen in seinem neuen Vaterlande Schlesien besuchen wollte. In seiner Gesellschaft gewann unsere Reise sehr an Annehmlichkeit. Als wir die schlesischen Fluren betraten und am Gebirge hinfuhren, konnte er nicht genug die ländliche Industrie bewundern, die er hier allenthalben sah. Hierin, meinte er, überträfe Schlesien bei weitem sein Vaterland Sachsen. Die Neuheit und der besondere Reiz der Gegenden, durch welche wir reisten, mochten das Ihrige zu dieser Ansicht beitragen.

In diesem Frühjahre ging mir die größte Zahl von Schafen, die ich noch bis jetzt classificirt, durch die Hände. Mehr denn zwanzig Heerden in Niederschlesien waren mir übergeben und ich konnte da so viele und so mannigfaltige Beobachtungen machen, wie etwas Aehnliches wohl wenig Schafzüchtern je möglich gewesen sein kann. Die Sache gewann, je länger und stärker ich sie betrieb, ein immer größeres Interesse für mich und ich machte sie zu einem förmlichen Studium. Es gab wenig

Erscheinungen in diesem Fache mehr, die mir nicht schon vorgekommen wären, wie ich mich auch in späterer Zeit überzeugt habe. Wenn ich daher in der Folge so viel über den Gegenstand geschrieben und veröffentlicht habe, so waren dies keine vagen Theorien, sondern wirkliche Beobachtungen und gemachte Erfahrungen.

In meiner Oekonomie ging es mir leidlich, und wo ich Zuschüsse zu machen hatte, da half mir mein Erwerb aus. Meine Schäferei machte erfreuliche Fortschritte, so zwar, daß sie schon im zweiten Jahre Aufsehen erregte: denn ich bekam da (auf dem Breslauer Frühjahrswollmarkte 1824) für die Wolle meiner Stammheerde 130 Thlr. für den Centner, und es trat die Wolle von Reindorf (so hatte ich Reindörfel umgetauft) als eine Erscheinung auf: denn mein Vorgänger hatte für dieselbe zwei Jahre früher nur 40 Thlr. bekommen. Dies machte mir Muth und ließ mich alles für die Schäferei thun. — Eine nicht leicht zu lösende Aufgabe war die Beschaffung der Sommerweide. Von perennirender war keine Rede und die ich auf meinen Feldern hatte; war so beschränkt, daß ich auf 2000 Stück Schafe nicht viel über hundert Morgen dazu bestimmen konnte; denn es war mein ganzes Feld noch nicht volle 1300 Morgen groß. — Nur dadurch, daß dasselbe durchgehends sehr kleewüchsig war, und daß ich die Schafe in hohem Klee weiden ließ, konnte ich mit einer so unglaublich kleinen Fläche auskommen. Ich erlebte da einstmals einen wahren Spaß. Es besuchten mich nämlich ein Paar Polen, die meine Schäferei ansahen und sich über die Zahl und gute Beschaffenheit des Viehes freuten. Ich führte sie auf meine Felder und da fragten sie fortwährend, wo ich denn meine Hutweiden habe? denn daß die kleinen Flächen von Klee, die sie abgeweidet sahen, dazu ausreichen sollten, das war ihnen geradezu unbegreiflich.

In welchen Düngungszustand ich meine Aecker versetzte, das mag mein Viehstand, wie ich ihn am Schlusse des Jahres 1826 hatte, beweisen. Meine Schäferei zählte (laut noch aufbewahrter Rechnung) 2207 Stück; Rindvieh hatte ich 46 Kühe, 2 Bullen (Stiere) und 18 Kalben; Pferde hatte ich 36 Stück; Schwarzvieh 12 Mutterschweine, 2 Eber und 30 kleine Schweine. Und dieses sämmtliche Vieh erhielt ich von 1250 Morgen Acker und 70 Morgen Wiesen und alles war gut ge-

nährt. Dabei aber vernachlässigte ich keineswegs den Getreidebau, wofür das sprechen mag, daß ich in demselben Jahre über 7000 Scheffel, von allen Sorten zusammengenommen, ausdrasch. — Weil ich aber die Weide und den Klee immer so lange als möglich benutzen mußte, und daher die Aecker zum Winteranbaue gewöhnlich erst im Juli und August umbrach, so suchten die starren und beschränkten Praktiker meine Wirthschaftsführung zu verdächtigen und meinten, ich triebe blos Viehzucht, aber keinen Ackerbau. Bedenkt man jedoch, daß zu jener Zeit, besonders in den Jahren 1824 und 25, das Getreide so niedrig im Preise stand, daß ich für weißen Weizen nur 20 Sgr., für Roggen 15 Sgr., für Gerste 12 Sgr. für den Scheffel bekam, so leuchtet doch wohl klar genug ein, daß ich nur vermittelst der Viehzucht als ehrlicher Mann durchkommen konnte.

Im ersten Jahre, wo ich die Pachtung übernommen hatte, meinte ich ganz besonders klug zu verfahren, wenn ich die Herbstsaat so früh als möglich bestellte. Zu dem Ende wurde denn mit allem Fleiße an die Bestellung der Aecker gegangen, was auch um so leichter war, als ich übervollen Besatz an Zugvieh hatte und als auch, da das Jahr 1822 bekanntlich sehr heiß und trocken war, die Ernte sehr früh vollendet wurde und folglich alle Arbeit auf die Saatbestellung verwandt werden konnte. So ward denn der erste Roggen im Anfange des Septembers, und der erste Weizen ein paar Tage später gesäet. Der Erfolg aber entsprach weder meiner Absicht, noch meinen Erwartungen. Zwar wurden die Saaten im Herbste stark und üppig, aber da sie sich allzusehr überwuchsen, so vergelbten sie zuletzt. Im Frühjahr kränkelten sie und ich machte eine dürftige Ernte. Das Jahr darauf folgte ich der erhaltenen theuern Lehre und fing mit der Einsaat erst gegen Ende September an, und da machte ich 1824 eine sehr gesegnete Ernte. — Wie widerlich meine Stellung zu meiner Verpächterin, der Stadt Münsterberg war, das kam gleich im ersten Jahre zur Erscheinung; denn es bekümmerten sich kluge Leute aus dem Magistrate und den Stadtverordneten um mein Thun und Treiben auf eine ekelhafte Weise und es waren Häkeleien unvermeidlich. Nun waren in den beiden Collegien einige sehr widerliche Personagen, die noch dazu voll Verstellung und Arglist steckten, mit denen ich — da

Geradheit und Offenheit mein Element ist — gar bald in unangenehme Berührung kommen mußte. Ich habe es zu den Züchtigungen gerechnet, die mir der Himmel aufzuerlegen für gut befunden hat, daß er mich in solche Umgebungen gebracht hatte. —

Da die überaus niedrigen Getreidepreise nur wenig Geld in die Kasse brachten, noch dazu, da ich im Jahre 1823 eben keine glänzende Ernte gemacht hatte, überdies meine Schäferei erst im Entstehen war, mithin noch wenig eintrug; so kam ich schon im zweiten Jahre in die Verlegenheit, meine Pachtgelder nicht pünktlich zahlen zu können. Da ich mich nun, wenn ich es offen gestehen soll, zu gut fühlte, um Menschen, die mir grade nicht sehr ehrenwerth erschienen, zu schmeicheln und um ihre Gunst zu buhlen, so kam ich in starre Opposition mit ihnen und es war Wasser auf ihre Mühle, als ich mit der Pacht in Rest kam. — Sofort ward eine Deputation ernannt, die sich in meine Wohnung verfügte, und die nichts Geringeres im Sinne hatte, als mich zu exmittiren. Zu meinem Unglück waren meine Pachtbedingungen so nachtheilig für mich gestellt, daß die Stadt-Commune sich dazu befugt glauben konnte. Ich wies jedoch diese Deputation gebührend ab und gab ihr nicht undeutlich zu verstehen, daß sie nicht werth sei, mit einem Manne von Ehre zu thun zu haben. — Zum Lachen brachte es mich, als ich später hörte, daß ein Mitglied dieser Commission geäußert hatte: er wollte lieber seinen Schafpelz, an dem er sehr hing, verloren, als meine Abfertigung mit hingenommen haben. — Man mag hieraus auf meine Stellung schließen, und damit man dies könne, deshalb erzähle ich so unbedeutende Dinge.

Meine Lage aber gewann eine günstigere Gestalt, sobald ich meine Schäferei zu Stande gebracht hatte; denn es gelang mir mit ihr so, daß sie für jeden Riß stand. Dennoch aber hörte der Zank mit der Stadtverwaltung nicht auf, weil diese aus gar zu wunderlichen (um nicht zu sagen widerlichen) Elementen zusammengesetzt war. Ja mein böses Geschick wollte, daß, als auch das leere oder vielmehr wirre Haupt derselben abging, ein anderes an die Stelle trat, mit dem ich mich eben auch nicht befreunden konnte, weil unsere Charaktere diametral auseinander gingen. Als ich die Pachtung abgegeben hatte, fügte es der

Himmel, daß bald eine viel humanere Verwaltung in Funktion kam, gleichsam um mir die Ironie des Schicksals recht klar zu zeigen.

Eben so unerquicklich, wie mir die Verhältnisse waren, in welche ich mit der Stadt Münsterberg während meiner Pacht gerieth, eben so unerquicklich ist mir die Erinnerung an dieselben, und ich würde gern schweigend über sie hinweggehen, wenn es die Vollständigkeit meiner Mittheilungen gestattete. Fortwährende gegenseitige Reibungen, Rücksichtslosigkeit auf die Zeitverhältnisse, Mangel an zarter Schonung u. dergl. mehr, waren es, worüber ich stets zu klagen hatte. Es ging das Alles zu jener Zeit so weit, daß fast jeder Handwerksmann, wenigstens jeder unverständige — und deren gab es damals sehr viele — sich herausnahm, über das Pachtverhältniß zu sprechen. Wieviel ich der Stadt dadurch nützte, daß ich in jener, für die Landwirthschaft so trostlosen Zeit, die Güter behielt und Alles aufbot, meiner Verpflichtung nachzukommen, das ward nicht eingesehen, wenigstens nicht anerkannt. Ja so weit ging es, daß es zuletzt zum Processe kam, wo man auf eine unredliche und empörende Weise gegen mich verfuhr, worüber ich noch Beweise genug in Händen habe. — Und dennoch habe ich später eine Stadt zu meiner Heimath gemacht, deren Verwaltung mir so wehe gethan und die es wahrlich nicht um mich verdiente, daß ich ihr so viel Nutzen gestiftet hatte! Das that ich aber meiner Gattin zu Liebe, welche nicht gern den Wohnort wechselte.

Im Ganzen ging mir das Jahr 1824 ohne sonderlich bemerkenswerthe Ereignisse vorüber. Mit wenig Worten will ich nur noch anführen, daß ich am 6. April dieses Jahres Rudolph André kennen lernte. Dies geschah bei einer Schaf-Auction, die ich im Auftrage des Baron v. Richthofen auf Brechelshof abhielt. Schriftlich hatten wir zwar schon in Verkehr mit einander gestanden, aber persönlich lernten wir uns erst hier kennen. Sein lebhafter Geist und seine Vorliebe für unser Fach, befreundete mir ihn alsbald. Leider habe ich ihn nachher nur noch zweimal gesehen, denn der Tod raffte ihn früh dahin! Er besaß Anlagen und Trieb genug, um Ausgezeichnetes zu leisten, was er in seiner kurzen Laufbahn sattsam bewiesen hat. Sein Tod beugte seinen Vater tief, denn auf ihn hatte er die Hoffnung der

Fortsetzung seines Wirkens gestellt. Im Herbste besuchte ich ihn noch in Tischnowitz in Mähren.

Ereignißreicher ward mir das Jahr 1825. Fleißig setzte ich in den ersten Monaten des Jahres das Geschäft der Schafclassificationen fort und blieb damit so im Zuge, daß ich genau den Standpunkt kannte, auf welchem sich die Schäfereien meines Vaterlandes hielten. Der meinigen widmete ich die größte Aufmerksamkeit. Das Jahr zuvor hatte ich die Ankäufe für sie in Sachsen fortgesetzt, und sie war nunmehr schon ziemlich zu einem sehr schönen Ganzen angewachsen.

In frühern Jahren war es mir nicht möglich gewesen, mit der Literatur meines Faches auf dem Niveau der Zeit zu bleiben. Auch jetzt noch konnte ich es nur mit vieler Mühe und immer nur mangelhaft, weil ich mir Bücher und Zeitschriften auf alleinige eigene Rechnung hätte anschaffen müssen. Denn meine guten Landsleute sind von jeher keine gar großen Freunde vom vielen Lesen und von gelehrten Theorien gewesen, sondern haben immer die Empirie vorgezogen. Einigermaßen hat sich dies jedoch in neuerer Zeit zum Bessern gewandt. — Die ökonomischen Neuigkeiten, sowie die Möglin'schen Annalen, waren mir jedoch unentbehrlich und ich hielt dieselben auf eigene Kosten, weil ein Lesezirkel, den ich mit vieler Mühe zu Stande gebracht, bald wieder einging. Im erstern Journale sprachen mich die Verhandlungen, welche von der Brünner und Wiener Landwirthschaftsgesellschaft bekannt gemacht wurden, ganz besonders an, und dies erregte in mir die Sehnsucht, persönlich in diesen Gesellschaften erscheinen zu können. Ein Besuch, den ich in Rothwasser machte, und der hauptsächlich den Zweck hatte, die dasige berühmte Schäferei kennen zu lernen, gab Veranlassung, von einer Reise zu sprechen, die ich zur nächsten Brünner Versammlung machen wollte. Die Gräfin Sternberg, welche eine große Liebe für die edle Schafzucht hatte, und welche sich durch meine Leidenschaft für diesen Gegenstand angesprochen fühlte, erbot sich, mir ein Empfehlungsschreiben an den Freiherrn Emanuel v. Bartenstein, einen der Vorsteher jener Gesellschaft, zu geben, was ich mit vielem Danke annahm. Er lächelte jedoch, als ich es ihm überreichte und meinte, ich sei ihm durch das, was er bereits von mir wisse, hinlänglich empfohlen. Ich darf

mittheilen, daß sich von dieser Stunde an ein sehr freundliches Verhältniß zwischen uns gestaltete, und daß ich darauf stolz sein kann, von ihm hochgeschätzt worden zu sein.

Der würdige alte C. Chr. André war leider damals schon von Brünn abgegangen und seine persönliche Bekanntschaft machte ich erst später in Stuttgart.

Bei dieser Versammlung erfuhr ich eine Aufnahme und Berücksichtigung, wie ich sie nicht erwarten zu dürfen geglaubt hatte. Durch den Freiherrn v. Bartenstein ward ich auch dem Grafen Colloredo-Mansfeld vorgestellt, dessen Gunst ich mich seitdem zu meinem größten Stolze zu erfreuen gehabt habe. Noch viele andere würdige und berühmte Männer unseres Faches lernte ich kennen, und in hohem Genusse brachte ich da drei Tage hin. — Unterwegs war ich jedoch auf ein Hinderniß gestoßen, welches mich fast um die ganze Reise gebracht hätte. Als ich in Troppau meinen Reisepaß zum Visiren gab, wies mich der Polizei-Commissar damit zurück und wollte mir den Eintritt in die k. k. Staaten nicht gestatten, weil der Paß nur von einem betreffenden Landrathamte und nicht von der Regierung ausgestellt war. Alle Remonstrationen, die ich machte, waren umsonst, und es ließ mich dieser Herr ziemlich unzweideutig merken, daß er mich für einen vacirenden Oekonomen hielt, der ein Unterkommen suchte. Trotz dem, daß ich mich auf den Landes-Gouverneur berief, mußte ich zurück bis nach Leobschütz, wo ich zum Glück einen Regierungspaß bekam, und sofort wieder vorwärts konnte. Jetzt durfte ich passiren. — Zur Entschuldigung der Unfreundlichkeit dieses Commissars muß ich anführen, daß ich von Münsterberg aus einen Rothgerber mit mir in meinen Wagen genommen hatte, welcher dieselbe Weisung wie ich erhielt. Diese Gesellschaft mochte den Herrn zu einer schiefen Meinung von mir gebracht haben, denn er hatte diesen zuerst zurückgewiesen. So gestaltete sich denn Alles, was ich von Münsterberg um mich und an mir hatte, zu meinem Nachtheile! —

In Brünn beschwerte ich mich hierüber und man versprach mir Genugthuung. Als ich kurze Zeit darauf wieder Troppau passirte, war der Herr Commissar nicht mehr dort. Ich fragte, mit Extrapost reisend, den Postillon, wie lange derselbe schon weg sei, und es fand sich, daß

seine Versetzung ungefähr einen Monat nach jenem Vorfalle stattgefunden hatte. Ich erzähle diesen geringfügigen Vorfall als Beweis, daß es schon damals in Oestreich um die Oeffentlichkeit nicht so schlimm stand, wie man im Auslande glaubte.

Ich lernte hier auch Herrn Speck, Baron v. Sternburg aus Leipzig kennen, der als Gast dort war. Mich interessirte seine Bekanntschaft in mehrfacher Rücksicht, auch schien ihm an der meinigen gelegen zu sein. Ich hatte einen Widder und einige Mutterschafe aus meiner Heerde dahin zur Ausstellung gebracht, die sehr günstig beurtheilt und sehr schön gefunden wurden. Bei der Gelegenheit bezahlte ich das erste theure Lehrgeld für die Ueberschätzung meiner Waare. Freiherr v. Schöll auf Tischnowitz wollte diese Thiere kaufen und bot einen sehr anständigen Preis dafür, den ich aber nicht annahm. Meinen Lohn bekam ich bald, denn es gingen auf der Rückreise ein Paar von den Schafen ein. So eindringlich die Lehre war, so beging ich doch kurze Zeit darauf denselben Fehler, indem ich meine Wolle auf dem Breslauer Markte auch für ein hohes, darauf gethanes, Gebot nicht hingab, was mir hintennach großen Verlust brachte.

Nach der Thierschau versammelte sich die Gesellschaft, wie gewöhnlich, um die Verhandlungen aufzunehmen. Der Secretär derselben hatte mir freundlich mitgetheilt, daß ein Mitglied der Gesellschaft, der Herr Wirthschaftsrath Köller, ein durchaus tüchtiger, durchgebildeter und erfahrener Landwirth und Schafzüchter, eine Abhandlung vortragen würde, worin er ein wenig gegen die norddeutschen, namentlich die preußischen, Landwirthe, als die er für sehr anmaßend hielt, loszuziehen beabsichtigte. Schon im Anfange der Besprechungen und Debatten hatte derselbe einige ironische Aeußerungen in dieser Beziehung fallen lassen. Ich trat ganz unbefangen auf, ließ den aufgestellt gewesenen Thieren volle Gerechtigkeit widerfahren, lobte sie, wie sie es verdienten, und ging davon auf die östreichischen Landwirthe und Schafzüchter über, denen ich mit vielem Enthusiasmus meine hohe Achtung aussprach. Das hatte auch bei Herrn Köller gewirkt. Er steckte sein Manuscript stillschweigend in die Tasche, kam zu mir, drückte mir die Hand und sagte: „ich hatte Sie verkannt.“ Mir war das ein hoher Triumph und gewährte mir

die innigste Freude, zumal Herr Köller einer der Wortführer in der Gesellschaft war. Wir wurden in der Folge die besten Freunde.

Jetzt war mir der Weg nach Oestreich gebahnt, in das Land, wo ich viele Freunde gefunden und wohin ich immer so gern gekommen bin. Mit großer Genugthuung reiste ich von Brünn ab, denn ich nahm eine sehr günstige Meinung von den dasigen Landwirthen mit fort, und durfte auch hoffen, daß man von mir nicht ungünstig urtheilte.

Schon deutete ich darauf hin, daß ich durch überspannte Vorstellung und darnach gestellte Forderung, mir großen Schaden beim Wollverkaufe machte. Es wird nicht uninteressant sein, wenn ich den ganzen Hergang der Sache erzähle, besonders da der Frühjahrswollmarkt von 1825 zu den geschichtlich merkwürdigsten gehört. Wie ich schon weiter vorn mitgetheilt habe, so bekam ich im Jahre 1824 für die Wolle meiner Stammheerde für den Centner 130 Thlr.; derselbe Käufer, ein Engländer, fand sich 1825 wieder ein, bot mir den vorjährigen Preis und setzte nach einigem Zaudern noch 5 Thlr. zu. Ich hatte mir aber fest vorgenommen, nicht unter 140 Thlr. zu verkaufen. Hierzu veranlaßten mich vorzüglich die Erzählungen vieler Producenten, welche einen noch höheren Preis bekommen haben wollten, obgleich ich wußte, daß ihre Wolle der meinigen in Qualität nicht völlig gleich war. Ich glaubte damals noch solche Erzählungen, deren Uebertreibungen ich erst später kundig geworden bin. Alsdann kam noch ein besonderer Umstand hinzu. Ich hatte in demselben Jahre die Schäfereien des Präsidenten (nachmaligen Minister) Rother gemustert und mich auch dem Verkauf der Wolle unterzogen, der mir übrigens sehr glückte, so daß ich einen Preis von 135 Thlr. für den Centner bekam, und zwar für dieselbe Wolle, welche das Jahr zuvor für 105 Thlr. verkauft worden war. Der Herr Präsident ging auf eine Idee ein, die ich ihm mittheilte, und die ich, leider damals mit den Handelsconjuncturen noch nicht genau genug bekannt, für leicht ausführbar hielt. Sie ging darauf, eine Handelscommandite in England anzulegen, bei welcher sich eine Menge von Wollerzeugern, nach Art von Aktionären, durch ihre dahin gegebene Wolle, betheiligen sollte. Voll von dieser Idee, war ich gar nicht ängstlich, wenn ich auch auf dem

Markte nicht verkaufen sollte; denn da verließ ich mich auf meinen Plan und wollte zur Realisation desselben die ersten Schritte thun.

Wie zu erwarten war, blieb ich mit meiner Wolle sitzen, und ich gab sie einem Breslauer Handlungshause in Commission, um sie direkt nach England zu schicken. Ein Anbot von 130 Thlr., was noch nach dem Markte gethan ward, wies ich zurück, und so ward denn die Waare nach London gesandt. Einige Wochen darauf geschahen von dort Offerten, nach denen sich der Preis, nach Abzug aller Spesen und Kosten, auf 110 Thlr. berechnete. Dafür dachte ich, kann ich sie doch nicht geben und ich wollte es abwarten. Daß ich es kurz mache: jede Nachricht brachte niedrigere Preise und die Wolle ward endlich so verkauft, daß mir auf den Centner $68^1/_2$ Thlr., d. i. halb so viel blieben, als was ich in Breslau dafür hätte haben können. Die, auf welche ich meine Hoffnung gestellt, zogen sich in guter Ordnung zurück und ich erlitt einen Verlust von 1200—1500 Thlr. —

Trotz aller dieser praktischen Warnungen, habe ich mich später doch noch einmal auf eine ähnliche Spekulation, und zwar nach Frankreich, eingelassen, was ich seiner Zeit erzählen werde.

Mein erster Besuch der Brünner Landwirthschaftsgesellschaft ward die Einleitung zu literarischen Arbeiten, die ich in die Mährischen Mittheilungen gab. Aber auch mit der Redaction der ökonomischen Neuigkeiten war ich in Correspondenz getreten und lieferte für dieselben verschiedene Aufsätze. Für die Möglin'schen Annalen hatte ich es schon seit dem Jahr 1821 gethan. Nebst diesen übernahm ich es auch, Manches für das von Plathner und Weber herausgegebene „Jahrbuch der Landwirthschaft" zu liefern. Es hat sich dasselbe jedoch nicht halten können, woran verschiedene Ursachen Schuld waren, von denen wohl die entscheidendste die war, daß sich in Schlesien, außer ein paar politischen Zeitungen, bis jetzt noch kein Journal gehalten hat. Mit meiner „Bauern-Monatschrift", die ich vor ein paar Jahren gründete, habe ich dieselbe trübe Erfahrung gemacht, denn ich konnte sie trotz aller Mühe und allen Fleißes, nicht viel über ein Jahr halten, und habe ihr viele Zeit ohne alle Vergeltung geopfert. Die Ursachen, warum es so ist, will ich hier in wenig Worten angeben.

Wie ich schon weiter vorn bemerkte, so haben die schlesischen Landwirthe in der Mehrzahl keine sonderliche Passion für Lektüre von Schriften ihres Faches. Alsdann findet auch der Autor, welcher eine Zeitschrift herausgeben will, wenig thätige Theilnahme, und man liefert ihm nur selten Beiträge, woran neben der Bequemlichkeitsliebe und der Furcht vor der Kritik auch das Schuld ist, daß die Verlagshandlungen nur ein sehr geringes Honorar zahlen können und zahlen mögen; und endlich sind auch die meisten dieser Handlungen in Schlesien nicht so strebsam, und zu Opfern bereit, um solche Journale zu halten und in Schwung zu bringen. Es ist auffallend und doch bestätigt es mir meine eigene Erfahrung, daß man bei einer schlesischen Buchhandlung selten ein ökonomisches Werk (ob es mit denen der andern Fächer auch so ist, weiß ich nicht) so in Aufnahme bringt, wie bei den meisten andern deutschen; daß man mithin bei jenen auch in der Regel mit einem geringeren Honorare zufrieden sein muß, als bei diesen. Und dabei ist noch das zu erwägen, daß auf die Art der Schriftsteller an der Ausbreitung und Geltung seines Rufes verliert.

Siebentes Kapitel.

Reise in's westliche Deutschland.

Böhmen und Prag. Baiern und Nürnberg. Würtemberg und Stuttgart. C. Chr. André. Baron von Cotta. Wolfgang Menzel. Baden. Wunsiedel. Jean Paul und Sand.

Längst schon hatte es in meinen Wünschen gelegen, eine Reise nach dem Westen Deutschlands zu machen. Bei derselben beabsichtigte ich neben meinem Vergnügen auch mehrere, mir in der Folge nützliche Bekanntschaften zu erlangen. Ich habe die doppelte Absicht erreicht und die Erinnerung an diese Reise macht mir noch heute Freude. Ich machte sie in Begleitung meiner Gattin und wir traten sie am 18. September 1825 an.

Bald hätten wir es für ein übles Vorzeichen gehalten, daß uns gleich am ersten Tage ein heftiges Gewitter gegen Abend überfiel und uns nöthigte, früher Nachtquartier zu nehmen, als wie wir willens gewesen waren. Unsere Richtung ging durch Böhmen, Baiern, Würtemberg bis an den Rhein. Bis nach Jaromirsch (Josephstadt) wollten wir den ersten Tag kommen, das erwähnte Gewitter aber nöthigte uns, in Skalitz zu bleiben, wo wir in einem schlechten Wirthshause einkehren mußten. Jedoch gaben sich die Wirthsleute alle Mühe, uns zufrieden zu stellen und so brachten wir die Nacht leidlich zu. Eine gewisse Unterhaltung gab uns das Gewitter, welches ziemlich lange anhielt und mit seinen starken Blitzen die Gegend immer wie mit einem Flammen-Meere übergoß. Da war denn allemal die Bildsäule der Mutter Gottes, die auf dem Marktplatze gegenüber unserem Wirthshause stand, hell erleuchtet, was sich, da sie erst restaurirt und neu vergoldet war, herrlich ausnahm. Wir vergaßen darüber die Gefahr, der wir bei dem heftigen Gewitter ausgesetzt waren: denn es war das Wirthshaus ganz von Holz und wir waren über einen Saalflur in unser Zimmer gelangt, der voll Gerümpel und Getreidesäcke stand und

über welchen wir, hätte der Blitz gezündet, uns nur mit großer Mühe hätten retten können.

Ein herrlicher Morgen erfreute uns am andern Tage und wir setzten die Reise heiter fort. Das Städtchen Podiebrad nahm uns am Abende auf. Hier trafen wir die Kirchweih und es scholl uns aus allen Gasthöfen Musik entgegen. Unsere Anfrage wegen Aufnahme ward überall verneinend beantwortet und wir kamen, da es bereits Nacht wurde, in nicht geringe Verlegenheit. Endlich nahm sich noch eine mitleidige Gastwirthin unserer an. Indeß mußten wir uns mit einem engen Stübchen begnügen, in welchem noch überdies eine Menge von Kleidungsstücken aufgehäuft waren, welche Ballgäste, die eben zum Tanze gingen, hier abgelegt hatten. Gegen Morgen wurden wir von denselben gestört, indem sie, um ihr Eigenthum wieder zu erlangen, eindrangen. — Hier lernte ich zum erstenmal böhmische Wirthschaftsbeamte kennen und war erstaunt über ihre Lebenslust sowohl, wie über den Aufwand, den sie machten.

In Prag angelangt, wanden wir uns nur mit Mühe durch die engen Gassen der Altstadt, und fanden endlich Unterkommen im Gasthof zum rothen Hause. Wir fühlten uns hier aber sehr bald gemüthlich, da es uns an keiner Bequemlichkeit fehlte.

Ehe ich jedoch noch mehr von dem Eindrucke sage, den die Hauptstadt Böhmens auf uns machte, muß ich erst noch nachholen, wie mir das Land erschien. Ich fand die Dörfer nach slavischer Art eben nicht besonders gebaut, aber durch die weiße Uebertünchung der Häuser doch einen recht freundlichen Anblick gewährend. In allen deutschen Provinzen, wo Slaven wohnen, findet man die Eigenthümlichkeit, daß man viel auf die weiße Farbe hält, und deshalb auch die Häuser, wenigstens einmal im Jahre, mit Kalk weiß anstreicht. In der Regel wird dies Geschäft durch Frauen vollzogen. Diese lieben auch ganz besonders weißes Linnen und es sieht sehr ansprechend aus, wenn sie an Sonn- und Festtagen über Feld zur Kirche wallen und man da diese weißen Gestalten zwischen den dunklen der Männer dahin ziehen sieht. — Den Ackerbau fand ich eben auf keiner hohen Stufe, und obgleich man den Slaven im Allgemeinen eine sorgfältige Zubereitung der Aecker zugestehen muß, so betreiben sie die Landwirthschaft gerade nicht mit besonderer Intelligenz, sondern verharren meist

noch beim alten Schlendrian. Das Unheil führende Feudalsystem trägt dabei die Hauptschuld. Denn durch die Robot (Frohne), mit welcher die Bauern belastet sind, werden die herrschaftlichen Aecker, auf denen sie geleistet wird, schlecht bestellt, die Felder der Bauern aber werden hintenangesetzt und vernachlässigt, weil sie mit ihrem Gespann so viel abwesend sein müssen. So sehr dies auch erkannt wird, und so viel man auch schon von Seiten des Staats darnach getrachtet hat, um diese lästigen Fesseln aller höheren Cultur zu brechen, so ist man damit doch immer noch nicht weit gekommen, und zwar deshalb, weil man jede Zwangsmaßregel scheut, die man zur früheren Erreichung des Zweckes anwenden könnte; und weil auch Herrschaften und Unterthanen es ihrerseits zu wenig ernstlich damit meinen. Die leidige Gewohnheit läßt die Letztern die Last nicht in ihrer ganzen Schwere fühlen und das Vorurtheil der Erstern, daß sie meinen, sie würden durch Aufhebung der Frohne in eine schwierige Lage versetzt werden, macht, daß die Sache noch immer beim Alten geblieben ist.*) —

Der Boden ist in den Gegenden Böhmens, welche man auf dem Wege von Schlesien nach Prag durchschneidet, meistentheils ein reicher und fruchtbarer, und er bringt selbst bei seiner jetzigen mangelhaften Cultur lohnende Ernten, die er bei mehr Fleiß und Intelligenz natürlich in noch weit reicherem Maße tragen würde.

Die Hauptstadt Prag macht auf Jeden, der sie das erstemal sieht, einen eben so überraschenden als angenehmen Eindruck. Ihre Alterthümlichkeit, vereint mit einer ganz besondern Großartigkeit, und dazu ihre eigenthümliche, aber herrliche Lage, macht sie zu einer der interessantesten großen Städte, die man sehen kann. Ich habe in der Folge viel Gelegenheit gehabt, Vergleiche anzustellen, habe aber immer gefunden, daß ihr im großartigen Anblicke nur sehr wenige nahe kommen, ihr ganz ähnlich aber eigentlich keine ist, wenn man es nicht von Pesth und Ofen, aber freilich auch nur in einzelnen Beziehungen, sagen kann. Von der Seite von Schlesien her präsentirt sich die Stadt am wenigsten günstig, denn sie wird da durch die vorliegenden Hügel gedeckt, von denen der Ziskaberg der

*) Seitdem, daß ich das niedergeschrieben, ist bekanntlich die Robot gänzlich reluirt und abolirt.

höchste ist. Der Name desselben erinnert an große geschichtliche Ereignisse, von denen Prag Zeuge war und wodurch die Stadt an Interesse gewinnt. Mir, als patriotischem Preußen, war auch der weiße Berg sehr merkwürdig, so wie das alte Gebäude auf demselben, der Stern genannt, von wo aus Friedrich der Große seine Operationen in der Belagerung von Prag leitete. In und an der Kathedrale auf dem Hradschin machte man uns auf die noch sichtbaren Spuren aufmerksam, welche die preußischen Kugeln bei der Belagerung zurückgelassen hatten. Trotz der vielen Kriegs-Drangsale, welche Prag im Laufe der Zeit erlitten, ist der Stadt doch ihre Pracht geblieben.

Dieser erste Besuch war nur die Einleitung zu vielen andern, die ich in der Folge dieser schönen Stadt machte, wo ich so viele liebe Freunde fand und sehr glückliche Tage verlebte. Auch diesmal schon machte ich Bekanntschaften, die mich beglückten und die dauernde Verbindungen herbeiführten.

Wir wandten die zwei Tage, welche wir hier verweilten, gut an: denn wir sahen viel Merkwürdiges und genossen auch die Reize, welche die Stadt mit ihren Umgebungen bietet. In hohem Grade überraschend war uns der Anblick derselben vom Hradschin herab, da erscheint sie wie eine Königin in höchster Pracht. Lange muß man diesen Anblick genießen, weil der Schönheiten so viele sind, daß im Anfange das Auge geblendet wird. Der Anblick von da herab ist allein einer weiten Reise werth und noch hat ihn wohl ein Jeder vorzüglicher gefunden, als ihn seine kühnste Vorstellung ihm vorgespiegelt hatte.

Auf der Straße nach Karlsbad ging es nun weiter. Ueber den weißen Berg hinaus malte ich mir das Bild der Belagerung aus und betrachtete ganz besonders das alte Gebäude, den Stern, mit einer gewissen Ehrerbietung. Ich ward auf eine unangenehme Weise in diesen Betrachtungen gestört, denn es fehlte wenig, daß wir nicht über den Berg hinab eine Katastrophe erlebten. Eine Menge von Kohlen- und Frachtwagen kamen den Berg herauf, als meine Pferde den Wagen kaum mehr erhielten und wir beinah in diese Wagen hineingejagt wären. Wir hatten die Unvorsichtigkeit begangen, keinen Hemmschuh einzulegen.

Unsere heutige Tour ging bis nach Horusedl, einer Poststation zwischen Prag und Karlsbad. Die vielen Badegäste, welche den Sommer

hier durchpassiren, haben veranlaßt, daß die meisten Wirthshäuser in einer erträglichen Verfassung sind, was auch mit dem hiesigen der Fall war. Insbesondere mundete uns die böhmische Küche, an welcher hier durchaus nichts auszusetzen war. —

Was die Landwirthschaft betrifft, so stand sie hier ziemlich auf derselben Stufe, wie ich sie schon vor Prag gefunden hatte. Nur zeigte sich auf den herrschaftlichen Gütern schon mehr Industrie, und insbesondere sprach mich der ausgedehnte Obstbau an, den man hier trifft. Man sieht da lange Züge von Anhöhen mit Obstbäumen bepflanzt und es bilden dieselben förmliche Wälder.

So einförmig, ja fade, die Gegend von Prag aus bis ein paar Meilen über Schlan hinaus ist, so schöne Partieen trifft man auf der Weiterreise. Nur fehlt es an reizenden Fernsichten, und außer auf die Gebirgskegel bei Töplitz, hat man keine. Diese aber geben einen eigenthümlichen Anblick.

So wie man über die slavischen Distrikte hinaus in das sogenannte Deutsch-Böhmen kommt, nimmt die Agricultur eine ganz neue Gestalt an. Wo man zuvor lauter breite Beete sah, da findet man hier schmale von drei bis vier Furchen und man meint anfangs, es werde hier nur Kartoffelbau getrieben, weil diese Beete alle fast wie Kartoffelfurchen aussehen. Es ist diese Bestellungsart eine Eigenthümlichkeit, die sich aus den urältesten Zeiten herschreibt, und die sich auf jenem Landstriche von wenigstens 40 Meilen gegen Westen fort behauptet. Im Norden geht sie bis nach Thüringen, und im Süden bis nach Steyermark und Tyrol. Sie soll sich von den Alemannen herschreiben. Man nennt diese schmalen Beete Bifangs. Die Landwirthe, welche sie beibehalten, — und in dem bezeichneten Landstriche thun es alle mit wenigen Ausnahmen — wissen viel zu ihrem Lobe und zu ihrer Empfehlung zu sagen. Mir will dies alles aber nicht einleuchten. Würde man dem Ursprunge dieser Methode nachforschen, so würde man finden, daß sie in der uralten Zeit eine Nothwendigkeit war, die nunmehr aber in den meisten Fällen aufgehört hat. Nur naßkalte Gründe dürften diese Nothwendigkeit herbeigeführt haben. Solche aber fanden damals statt, als das Land noch zum größten Theil mit Wald bedeckt war, und nur erst einzelne Rodungen und Lichtungen

zwischendurch gemacht waren. Da war denn die Temperatur noch niedrig und die Verdunstung schwach, und man kam beiden dadurch zu Hülfe, daß man in den schmalen und hohen Beeten (Kämmen) die Ackererde möglichst stark der Atmosphäre aussetzte. Daß dies jetzt auf den meisten Oertlichkeiten des bezeichneten Landstriches nicht mehr nöthig und daß eine andere Methode viel besser sei, das ist thatsächlich durch praktische Beispiele bewiesen, denn alle die Landwirthe, welche eine solche eingeführt, haben reichlichere Erträge. Man behält sie aber bei, weil man einmal daran gewöhnt ist, und weil zum andern sie die Ackerarbeit fördert. In den Sandstrichen Niederschlesiens trifft man etwas Aehnliches, da thut man es aber mit gutem Vorbedacht, weil man nur durch solche schmale Beete ein wenig tragbaren Ackerboden zusammenstreicht; denn wollte man da breite machen, so würde man einen geringern Ertrag haben. Der Beweis dafür liegt thatsächlich in derselben Provinz, nämlich in Oberschlesien vor; denn dort macht man auf eben solchem Sandboden breite Beete, erntet aber, besonders bei trocknen Jahren, oftmals nicht die doppelte Einsaat. —

Karlsbad ist in seiner Art, besonders wenn man es zum erstenmal sieht, fast eben so eigenthümlich, wie Prag. Die tiefe Schlucht, aus welcher es mit seinen freundlichen Häusern heraufsieht und die schroffen, aber malerisch gruppirten und dekorirten Berge, die es einschließen, geben ein Bild, wie man es in dieser Art nur selten trifft. Als wir ankamen, war der Ort still und öde, denn es waren bereits fast sämmtliche Badegäste abgereist. Für uns entsprang hieraus der Vortheil, daß wir gut unterkamen und daß wir ungehindert allenthalben umhergehen und die Naturschönheiten genießen konnten.

Von hier fuhren wir noch auf der alten böhmischen Straße, denn die jetzige großartige Kunststraße über Elbogen war noch im Projekt. Zerstoßen und zerschlagen kamen wir in Eger an, erholten uns aber in einem gut eingerichteten Gasthofe bald. — Eigenthümlich ist der Menschenschlag, sowie seine Kleidertracht in dieser Gegend. Kräftige Männer und hübsche Frauen sieht man hier in Menge. Uns war es von Interesse, das Schloß zu besuchen und die Zimmer zu sehen, wo Wallenstein seine letzten Stunden verlebte. Der Kastellan des Schlosses wußte uns viel zu erzählen und unterhielt uns mit Wahrheit und Dichtung. Auf der Stelle,

wo der große Mann ermordet wurde, glaubt man die Blutspuren noch an der Mauer zu sehen. Auch das Rathhaus, wo noch sein Schwert gezeigt wird, besuchten wir. Auf dem wüsten und einsamen Platze vor dem Schlosse wurden wir von einem Schwarm bettelnder Kinder angefallen, deren wir uns nicht erwehren konnten und die uns gleich Hornissen verfolgten. Franzensbrunn, damals sehr einsam, wurde auch besucht. Hier aber kann man sich nur, wenn viel Gesellschaft da ist, wohl befinden, weil es gar zu einförmig und von der Welt geschieden da steht.

Bei Ueberschreitung der Grenze von Baiern bekamen wir alsbald eine Vorstellung von bairischer Biderbheit. Die Art der dasigen Zollbeamten war nicht geeignet, sie annehmlich zu finden und von der Bevölkerung des Landes einen sehr günstigen Begriff zu bekommen. Ohne grade unhöflich zu sein, zeigten sie doch so wenig Politur, daß man sich wohl fühlte, als man das Zollhaus im Rücken hatte. Der nicht angenehme Eindruck aber ward verwischt, als wir am nächsten Orte ein Frühstück nahmen; denn da fanden wir so biedere und herzige Menschen, daß wir uns in hohem Grade wohl unter ihnen fühlten. Sie konnten zur damaligen Zeit immer noch nicht die preußische Hoheit vergessen, unter welcher sie früher, zu Bayreuth gehörig, gestanden hatten und zeigten für uns als Preußen eine Art von Sympathie.

Auf's angenehmste wurden wir überrascht, als wir nach der langweiligen Fahrt über Gefrees endlich unverhofft das liebliche Thal von Berneck betraten. Ganz mißmuthig fuhren wir durch den Wald vor demselben, denn es zeigte sich uns noch keine Spur von dem Städtchen und wir fürchteten noch einen weiten Weg dahin zu haben; siehe, da leuchtete uns plötzlich der auf der Schloßruine stehende Thurm entgegen und im Nu rollten wir auf den Gassen des romantisch gelegenen Ortes. Daß hier im letzten Kriege eine Colonne Franzosen abgeschnitten und zum Theil gefangen wurde, erzählten uns die Leute mit patriotischer Freude. Wir ließen uns im Gasthof zur Post wohl sein und verweilten so lange, als es uns nur die Zeit gestattete. Die Ruine ward bestiegen und eine sehr durchsichtige Atmosphäre gewährte uns die herrlichste Fernsicht; doch wir mußten eilen, denn unser heutiges Ziel war Bayreuth.

Als wir in dieser Stadt ankamen, fanden wir ein großes Leben in

den Straßen, was uns befremdete. Denn daß Bayreuth so stark bevölkert und so lebhaft sein sollte, daß es immer so wäre, das konnten wir uns nicht vorstellen. Im Gasthofe angekommen, vernahmen wir, daß man einen General erwarte. Er kam kurz nach uns an und hatte sein Quartier neben uns. Daß wir an Jean Paul dachten, als wir in diese seine Vaterstadt kamen, das versteht sich von selbst. Sein Denkmal stand zu jener Zeit noch nicht.

Unwohlsein ist immer und überall unangenehm, am meisten aber auf Reisen. Mich traf dies Uebel und es nahm während der Reise zu, was mich um den Genuß derselben brachte. Am schlimmsten ging es mir an dem Tage, wo wir von Bayreuth abreisten. — Die pittoresken Ansichten, welche häufig auf dem Wege von hier nach Nürnberg vorkommen, ergötzten mich nicht, und auch meiner Gattin ward der Genuß verleidet. In Gräfenberg ward noch einmal übernachtet, weil die Tour bis nach Nürnberg zu weit war.

Mit vieler Mühe wanden wir uns durch den tiefen Sand des Reichswaldes — wo damals noch keine Kunststraße war — fort und erfreuten uns endlich des freundlichen Anblicks der berühmten alten Reichsstadt. Mit einer Art von Ehrfurcht passirten wir ein, nur ward unserem poetischen Gefühle einige Gewalt angethan, als wir von der Thorwache angehalten und um Namen und Paß gefragt wurden. Schon der Umstand an sich, bairisches Militär hier zu sehen, störte die Illusion, die aber bei der Alterthümlichkeit der Gebäude und Straßen wiederkehrte. Der Gedanke und das Gefühl: in Nürnberg zu sein, was ich in meinen jugendlichen Träumen mir als die Erfüllung meiner heißesten Wünsche gedacht, waren höchst angenehm. Und nun kamen wir in einen Gasthof (den bairischen Hof), der an Eleganz und Comfort die in meinem Vaterlande weit hinter sich ließ. Kein Wunder, daß wir uns da sehr wohl befanden. Auch meine Krankheit war gewichen, als hätte sie wenigstens so discret sein wollen, mir diesen Genuß nicht zu verleiden.

Ein Tag ward dieser merkwürdigen Stadt gewidmet. Wir stiegen auf das Schloß, und sahen unterwegs dahin Albrecht Dürers Haus. Für mich haben solche Gegenstände etwas Sonderbares und ich gestehe, daß ich ihnen viel weniger nach- als aus dem Wege gehe. Es

stört die Vorstellung, welche ich von großen Männern habe, wenn ich sie mir in so engen Umgebungen denke. So war es mir auch in Eisleben mit dem Hause gegangen, wo Doktor Luther geboren worden. Anders aber war es mir auf dem Schlosse zu Eger, denn da schwebte mir die schreckliche Schlußscene aus Wallensteins großem Drama vor. — Auf dem Schlosse zu Nürnberg überschaut man die fruchtbare und mit besonderer Sorgfalt angebaute Umgebung der Stadt, was einen freundlichen und gemüthlichen Anblick gewährt. — Nächstdem sahen wir die Sebalduskirche mit ihren alterthümlichen und wunderlichen Kunstwerken. Die weite Vergangenheit trat vor meine Einbildungskraft, als ich die Wappen der alten Patricier sah und darunter ihre vielen, sehr wunderlichen Namen las. Die meisten der damaligen Geschlechter sind ausgestorben und andere an ihre Stelle getreten. —

Auch um Nürnberg hat man noch die Bifangs beibehalten, was meine Behauptung: daß man solches nur aus alter Gewohnheit thue und daß dabei der Boden nicht zu dem hohen Ertrage gebracht werden könne, wie bei breiten Beeten, zu widerlegen scheint. Indeß gleicht die hohe Cultur, die hier, wie bei allen großen Städten, fast überall mit dem Spaten betrieben wird, das aus und es kann eine solche Ausnahme nicht für die Regel gelten.

Von Nürnberg ging es über Anspach weiter. Der fruchtbare Boden, ein fortgehender Hügelschlag mit überaus üppigen Wiesen durchsetzt, gewährt einen sehr befriedigenden Anblick, auch spricht sich die Wohlhabenheit der hiesigen Landbewohner sehr sichtlich in den nett und fast luxuriös gebauten Dörfern aus. Alles ist hier in hohem Grade opulent, und insbesondere hat man seine Freude an dem schönen Rindvieh und an den kräftigen und gut gebauten Pferden. Hier fangen schon wieder die breiten Beete an, und je weiter man kommt, desto mehr nimmt das zu.

In Anspach hielt uns nichts und wir eilten nach gehaltenem Mittage weiter und das um so mehr, als wir noch eine lange Tour hatten. Die Wege waren nicht zum besten und erschwerten unser rasches Fortkommen. So kam es denn, daß uns die Nacht überfiel, ehe wir Feuchtwang erreichten. Es giebt nichts Langweiligeres und Traurigeres, als in einer unbekannten Gegend in der Nacht zu reisen; auch kennt wohl

jeder Reisende den leidigen Trost, den einem theilnehmende Menschen damit geben wollen, daß sie die Entfernung des Ortes, wohin man will, immer möglichst kurz angeben. Verdrießliche Aeußerungen, die sie freilich nicht mehr hören, werden ihnen später zum Danke, wenn man immer meint, gleich anzukommen und das Ziel immer ferner zu rücken scheint. — So ging es auch uns, bis wir endlich, nach vielem Unmuthe, die Lichter des ersehnten Ortes schimmern sahen.

Wir fanden in Feuchtwang Kirchweih (Kirmeß), die zweite auf unserer Reise. In dem Gasthofe, wo wir einkehrten, sollte eben der Ball beginnen. Der Wirth, ein sehr freundlicher Mann, lud uns ein, wenigstens auf einige Stunden daran Theil zu nehmen. Ich befand mich mit meiner Gesundheit viel zu unbehaglich, um die Einladung anzunehmen, so viel Lust auch meine Frau dazu hatte. Ich habe es später bereut, weil ich Gelegenheit zu mancherlei Beobachtungen bei diesen altreichsstädtischen Bürgern gehabt haben würde. Man bringt sich überhaupt so oft im Leben um Freuden, die nie wieder kommen und verscherzt sich Genüsse, die man später um keinen Preis mehr haben kann. —

Da wir den Tag vorher eine sehr starke Tour gemacht hatten, so konnte die folgende nur klein sein. Sie ging bis nach Aalen. Das Land fängt hier an, unfruchtbarer zu werden, auch schien mir, wenigstens zur damaligen Zeit, die Agricultur auf keiner allzu hohen Stufe zu stehen. Dünkelsbühl und Ellwangen waren mir beide interessant, denn beide haben viel Originelles. In Aalen trafen wir Jahrmarkt und ein Menschengewühl, wie einen Ameisenhaufen. Da wir bei guter Zeit ankamen, so konnten wir aus den Fenstern des Gasthofes, wo wir einkehrten, das bunte Treiben noch viele Stunden sehen. Die Nacht hindurch war aber ein arges Toben, denn es war Tanz bis an den hellen Morgen und zwar unter uns im Hause und auch gegenüber, wo es arg berging. —

Wir waren nun in Würtemberg. Mit großer Mühe nur verstanden wir, schon von Anspach her, den Volksdialekt, was immer schwieriger wurde. Meine Gattin besonders war immer der Meinung, es redete das Volk eine andere, als die deutsche Sprache.

Von Schorndorf, wo wir zu Mittage waren, nur noch ein paar Worte. Wir befanden uns im Gasthofe zur Post ungemein wohl und nahmen ein Mittagsmahl ein, wie man es bei uns zu Hause nicht könnte, vornämlich auch deßhalb nicht, weil die schönen Obstsorten fehlen, die wir zum Dessert hatten. Eine der vorzüglichsten Delikatessen aber war Käse, wie wir ihn so gut noch nicht gegessen und wovon wir uns auf der Rückreise, trotz des Geruchs, ein Laib mitnahmen.

Es war im Jahr 1825 am 1. October, als wir nach Stuttgart kamen. Vor Allem lag mir daran, meinen langjährigen, aber mir persönlich noch nicht bekannten Freund, C. Chr. André kennen zu lernen, und es galt ihm auch mein erster Besuch. Ein Empfehlungsschreiben von seiner Tochter, der Eigenthümerin der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag, empfing er lächelnd, indem er es sonderbar fand, daß uns Beide erst ein Dritter mit einander bekannt machen sollte. Mein würdiger Freund machte mich mit dem damals als Hofkameral-Verwalter fungirenden, jetzigen Geheimenrath von Weckherlin bekannt, mit dem ich in der Folge in die freundlichsten Beziehungen kam und für den ich stets die innigste Hochachtung hegen werde. — Was mir aber auch ganz besonders werth war, das war die Einführung bei dem Freiherrn von Cotta, diesem eben so genialen, als bis an sein Ende rastlos thätigen Mann. Es mußte mir im höchsten Grade erfreulich sein, daß derselbe mich alsbald in Affection nahm und literarische Verbindungen mit mir anknüpfte: denn es war bekannt, daß er meistentheils nur die schriftstellernden Notabilitäten unter seiner Fahne sammelte. Meine Correspondenz für die allgemeine Zeitung, sowie meine Arbeiten für das Morgenblatt und für das Ausland, die ich bis heute ununterbrochen fortgesetzt habe, datiren von diesem Tage. In der Folge trat ich mit diesem berühmten Manne auch in landwirthschaftliche Verbindung, indem wir zusammen auf seinem Gute Hohenkammer in Baiern eine Merinoschäferei einrichteten, die aber, besonderer lokaler Verhältnisse wegen, nicht prosperirte. Ein Mann von der Wichtigkeit, wie solche der Baron von Cotta hatte, verdient wohl, daß ich hier ein paar Worte zu seiner Charakteristik niederschreibe.

Cotta besaß, obgleich damals nahe an 70 Jahre alt, eine Beweg-

lichkeit und Lebendigkeit des Geistes, wie sie nur selten jungen Männern eigen ist. Während der Unterhaltung lange zu sitzen, das hielt er nicht aus, und wenn man stehend mit ihm sprach, so waren seine Füße fast in steter Bewegung. Sein Urtheil war rasch und scharf, und er erkannte in der Regel den ihm gegenüberstehenden Mann im Augenblick. Voll kühner Entwürfe, befähigte ihn seine Körper- und Geisteskraft zur Ausführung der meisten. Aus den drückendsten Verhältnissen hatte er sich durch sein Talent und seine Unermüdlichkeit in Geschäften emporgearbeitet und seine Firma zu einer der berühmtesten und geachtetsten erhoben. So zurückhaltend er von Natur war, so habe ich ihn doch mehreremale auf die liebenswürdigste Weise sich mittheilend gefunden. Für alles Gemeinnützige und Große hatte er Sinn und wo er zur Beförderung desselben beitragen zu können hoffte, da war er unermüdet und scheute kein Opfer. Außer seinen nächsten Verwandten mögen wohl nur Wenige wissen, daß von ihm aus die erste Idee eines deutschen Zollvereins ging. Ich kam zur Zeit nach Stuttgart, als er einen Handelsvertrag zwischen Preußen, Würtemberg und Baiern zu vermitteln, sich lange Zeit in Berlin aufhielt, und erinnere mich noch recht lebhaft der Unruhe seines Sohnes, des jetzigen Chefs der Handlung, die er darüber hegte, daß durch die Abwesenheit des Vaters die Geschäfte sehr litten. Wo es aber das Allgemeine galt, da achtete er sein Privatinteresse nicht. Sein Sinn für alles Gemeinnützige sprach sich überall aus. Für Landwirthschaft hegte er eine große Vorliebe und deßhalb erwarb er auch sowohl in Würtemberg, wie in Baiern, ländliches Grundeigenthum, verlor auch den Muth nicht sobald, wenn ihm dieses nicht gleich hohe Zinsen trug. — Da ich mit diesem würdigen und merkwürdigen Manne bis an seinen Tod in Verbindung blieb, so wird in diesem Buche noch mehreremal die Rede von ihm sein. —

Ein Symposion, zu welchem mich der würdige André in Cannstadt einlud, und wo mit ich mehreren Koryphäen der würtembergischen Landwirthe bekannt wurde, bleibt mir stets erinnerlich. Hier wurden eine Menge Ideen gegenseitig ausgetauscht und einer der angenehmsten Tage verlebt.

Am folgenden Tage ward ich durch Herrn von Weckherlin auf die

königlichen Privatgüter Weil, Scharnhausen und Klein-Hohenheim geführt, auf denen ich einen Genuß hatte, wie er dem Landwirth nur selten zu Theil wird. Die daselbst aufgestellten, in aller Art edlen und ausgezeichneten Viehstämme boten einen überraschenden Anblick, und diesem entsprechend waren die künstlich angelegten Aenger und Wiesen. Es waren zu jener Zeit die Fruchtpreise so über die Maßen niedrig, daß es der König angemessen fand, gar kein Getreide anbauen zu lassen, theils, um die Masse nicht vermehren zu helfen, theils auch, weil nur Verlust damit verbunden und es also viel besser war, daß die Aecker zu Grase benutzt und für die Folge gekräftigt wurden. Damals glaubte selbst in dem stark bevölkerten Würtemberg niemand, daß in zwei Jahrzehnten Mangel und Hungersnoth kommen würden.

Auch Groß-Hohenheim ward besucht, an welchem damals Schwerz noch als Direktor stand. Ohne Ceremonie, aber mit ganz besonderer Herzlichkeit und Zuvorkommenheit, nahm mich der würdige Mann auf und man konnte uns in den ersten fünf Minuten für alte Bekannte halten. Der Dämon der Hypochondrie, der ihn so oft und so gewaltig plagte, floh aus unserer heiteren und unterhaltenden Gesellschaft und der liebe Alte versicherte mir beim Abschiede wiederholt, welch frohe Stunde ich ihm gebracht und wie sehr er wünsche, daß wir uns noch einmal wiedersehen möchten; was aber leider nicht statt gefunden.

Es war schon Abend, als wir nach Stuttgart zurückkehrten, zu der lieben, freundlichen Stadt, die ich seitdem noch oft besucht, und wo ich mich jedesmal so sehr wohl befunden habe. — Ueber den Bopser — den rebenbekränzten — herab ging es damals noch sehr steil, denn es war die neue vortreffliche Straße noch nicht gebaut. Wie tausende von Sternen glänzten die Lichter von unten herauf und gewährten den herrlichsten Anblick, über welchem man das Bedenkliche der Herabfahrt vergaß, die — es fehlte wenig — uns bald in Unfall gebracht hätte. —

Noch ein Diner bei Herrn von Cotta, wo meine Freunde André, Weckherlin und Wolfgang Menzel geladen waren, gab meinem Aufenthalte in Stuttgart weiteres Interesse. Letzterer wohnte damals erst seit etwa einem Jahre in dieser Stadt, und war von Aarau, wo er schon im Alter von 21 Jahren Professor der griechischen und lateinischen

Sprache geworden, dahin gekommen. Die unabhängige Lage eines Privatgelehrten, die er damals wählte, hat er seitdem fest gehalten, und es ist wohl die Frage, ob er ohne dieselbe überall so energisch aufgetreten sein und ob er sein großes Talent so geltend gemacht haben würde.

Mit Herrn von Cotta hatte ich nun eine dauernde Verbindung geschlossen, und von da an gab ich den größten Theil meiner literarischen Arbeiten in seinen Verlag, wobei ich seine ungemeine Liberalität, seine Zuvorkommenheit und sein in aller Art ehrenhaftes Benehmen nicht genug rühmen kann. Dabei darf ich aber auch die freundliche und liebevolle Aufnahme, die ich in der Folge so oft in Stuttgart und München in seinem Hause fand, nicht auslassen, zumal ich da viele, sehr interessante, Bekanntschaften machte, von denen mir gerade nur die des Generals von Halen einfällt, eines Mannes, der damals großes Aufsehen machte. Das Andenken an den alten würdigen Cotta wird mir stets theuer bleiben. —

Von Stuttgart nahm ich meine Tour nach Heidelberg und Mannheim. Auf dieser Reise ward mir klar, bis zu welcher Stufe der Landbau in Würtemberg gestiegen.

Die künstlich gebauten Terrassen in mehreren Ortschaften am Neckar hinab, worauf man die Erde meistentheils von unten hinauf getragen und sie mit Weinstöcken bepflanzt hatte, erregten meine Bewunderung. Mit welcher unsäglichen Mühe ringt man hier der Erde ihre Schätze ab! Und nicht beim Weinbau allein, sondern auch beim Anbaue von Cerealien, wendet man den höchsten Grad von Fleiß an, gewinnt aber auch Erträge, die überraschen und setzt dadurch das Land in eine Rente, wie man sie in den östlichen Ländern Europas bis jetzt noch für unmöglich hält. — So sehr mich indeß dies Alles auch ansprach, so fühlte ich dennoch eine Art von Beklemmung, wenn ich sah, in welche kleine Theile hier das Land zerstückelt war und wie sehr die Menschen sich drängen mußten in ihren Besitzungen. Ein Haus und einige Morgen Land ist dort schon ein beachtenswerthes Besitzthum, und es werden die meisten derselben bei Erbtheilungen immer kleiner und reduciren sich zuletzt auf Bruchtheile eines Morgens, und selbst die Häuser kommen alsdann in Theilung. Dennoch aber konnte man damals jene Gegenden noch wohlhabend nennen,

auch spricht das Aeußere der Dörfer dafür: denn es sind die Häuser darin hübsch und reinlich, mit fleißig angebauten Gärtchen umgeben, auch in ihrem Innern besser und comfortabler, als im Norden und Osten.

Etwas muß ich noch erwähnen, und das ist der Contrast, den man zwischen den hiesigen Gasthöfen, besonders auf dem Lande, und denen in manchen andern deutschen Provinzen — wie namentlich auch in meinem Vaterlande Schlesien — findet. Wir kamen in Bietingheim eine Stunde nach Mittag an und forderten ein Mittagessen. Der Wirth entschuldigte sich aufs höflichste, daß seine Frau nicht zu Hause sei, er uns also wenig werde bieten können. Ich dachte an mein Vaterland und wir machten uns auf eine sehr schmale Mahlzeit gefaßt. Aber siehe da, wir bekamen 5—6 Schüsseln und alle gut zugerichtet. Außerdem krönte der Nachtisch noch das Ganze, denn er bestand nicht allein aus den edelsten Obstsorten und den köstlichsten Trauben, sondern er bot auch Gelées und Confitüren. — In Schlesien sieht man sich nach einem solchen Diner vergebens auch in den Gasthöfen der großen Provinzialstädte um, und kommt man um dieselbe Tageszeit in ein Dorfwirthshaus, so muß man es ein gut Geschick nennen, wenn man außer Schweinbraten und Sauerkraut noch sonst etwas bekommt. Das ist indeß weniger eine Folge von Aermlichkeit und Frugalität, als vielmehr von niedrigerer Culturstufe, auf der hier die Bevölkerung steht.

Wenn man vom größten Theil von Würtemberg sagt, es sei keine Handbreit Landes unbenutzt, so ist das fast wörtlich zu nehmen. Denn es dürfte schwer sein, z. B. dort am Neckar hinab auch nur ganz unbedeutende Fleckchen Landes unangebaut und nicht zur Hervorbringung irgend eines Produktes angewandt zu sehen.

Wir kamen nach Heilbronn am dunklen Abende und kehrten in einem Gasthofe gegenüber der großen Hauptkirche ein. Dieselbe machte mit ihrer riesigen Gestalt einen tiefen Eindruck und ihre Umrisse traten erst recht prägnant hervor, als der höher steigende Vollmond sie beleuchtete. Die alten freien Reichsstädte, die ich bis dahin immer nur aus der Geographie gekannt, regten überall mein Gefühl und meine Phantasie mächtig an. —

Wenn man in den hiesigen Gegenden sich nach großen Viehheerden

auf weiten Triften umsieht, so thut man dies meistentheils vergebens: denn es gestatten hier die Landbau-Verhältnisse so etwas nicht. Unter andern würde eine zahlreiche Schafhaltung hier wenig eintragen, weil das Land zur Weide zu theuer ist. Dennoch aber fehlt es an solchen nicht ganz, nur muß man anderen Tendenzen folgen, als in den Ländern, wo weite Triften sind, die man nur mit Schafen am besten ausnützt. Man muß auf große Körper sehen, weil hier das Fleisch hohen Werth hat, und weil schweres Schlachtvieh gut bezahlt wird, zumal es auch lebhaften Absatz nach Frankreich hat. Ueberhaupt muß man den ganzen hiesigen landwirthschaftlichen Betrieb mit einem andern Maßstab messen, wie in den nördlichen und östlichen Ländern. Ganz besonders behaglich wird dem Nordländer, wenn er die herrliche Gegend bei Heidelberg betritt und sich in den Weingeländen und in den reizenden Gärten ergeht. Bei Neckargemünd ist die Pforte zum Paradiese, denn so wie man durch sie eingegangen, glaubt man in den Gärten der Hesperiden zu sein. Dieses Plätzchen auf Gottes Erde hält den Vergleich mit den schönsten aus. Ich habe einigemale auf demselben geweilt, und jedesmal hat es mir besser gefallen. Am meisten sprach es mich an, als ich bei einer Rückkehr aus Frankreich hier durchkam. Nicht die Natur allein, sondern auch die Menschen, erheben es in den höchsten Rang, denn freundlicher, zuvorkommender und liebevoller trifft man sie wohl an wenig Orten. — Wohl möchte ich Mehadia an Naturschönheit vorzüglicher, wenigstens noch großartiger finden, als Heidelberg, aber dort fehlt die ansprechende Bevölkerung, obgleich die dasigen Einwohner durch ihre Originalität ein großes Interesse gewähren. Doch ich darf meinen Mittheilungen nicht vorgreifen und ich werde erst später von dem in seiner Art, und besonders auch durch seine Umgebungen einzigen, Mehadia weiter sprechen.

Wenn man vom Schlosse zu Heidelberg und vom Kaiserstuhle herab in das Land schaut, so wird man von dem Anblick so hingerissen, daß man Alles, ja sich selbst vergißt, und in einem Genusse schwelgt, aus dem man sich ungern reißen läßt. Da liegt ein Theil der herrlichen Pfalz vor dem trunkenen Blicke, es wogen die Saaten, es schlingt sich die Rebe und zwischen durch geht sinnend der fleißige Landmann, den

man, wenn irgendwo, um seinen Stand beneiden kann. Was menschlicher Fleiß, in hoher Cultur sich versuchend, leisten kann, das ist hier dargelegt, und wenn auch da der Grund und Boden sehr kostbar ist, so verzinset sich doch das darauf angelegte Kapital reichlich, weil alle Erzeugnisse hohen Werth haben und weil er sie in so reicher Menge hervorbringt. Lernen kann der Landwirth hier viel, aber nachahmen wird und kann er nicht alles. Schon das günstige Klima kann er sich nicht in seine heimathlichen Fluren mitnehmen; er bekommt ferner auch nicht überall seine Produkte so gut bezahlt wie hier; und endlich findet er auch die Menschen, die er zu seinen Arbeiten und Beschäftigungen bedarf, nicht überall so rührig und so gut abgerichtet. Das mögen insbesondere auch Landwirthe aus jener Gegend bedenken, wenn sie in andere Länder kommen, und sie mögen darnach ihr Urtheil bestimmen und mäßigen. —

Wollte ich viel von der Bergstraße sagen, so würde ich nur allgemein Bekanntes vortragen. Aber als Landwirth muß ich meine Freude über die hohe Agricultur aussprechen, die man auch hier bewundern muß und insbesondere die Vereinigung des Feld- und Gartenbaues hervorheben, die man hier, so wie in vielen Gegenden Würtembergs und Badens, trifft. Man hat dieses System auch im Norden und Osten von Deutschland auf einzelnen Lokalitäten einzuführen versucht, man scheiterte aber an der Ungunst des Klima's. Nur in Oestreich und Mähren hat man sich mit Erfolge darauf eingelassen, und gewinnt dort gute Getreideernten und hintennach auch noch einträgliche Obsterträge. Dort in Würtemberg und Baden fordert nicht allein das Klima dazu auf, sondern es thut es auch der hohe Preis und Werth der Grundstücke; denn dies zwingt zur möglich höchsten Benutzung und diese eben erzielt man durch solche Vereinigung. Aber es giebt diese nicht allein einen verdoppelten Ertrag, sondern es wird derselbe verdreifacht dadurch, daß man nach der Getreideernte auch noch Viehfutter oder wohl auch Gemüse und Handelsgewächse anbaut. Rüben, Kohl, Tabak und andere Pflanzen kommen noch zum Ertrage, nachdem das Getreide abgeerntet worden, und geben in vielen Fällen eine Nutzung, die nicht viel geringer ist, als wie die alleinige, die man in rauherem Klima dem Boden in einem Jahre abringt. —

Mit schwerem Herzen traten wir die Rückreise über Heidelberg

an. Zuvor aber mußten noch Mannheim und Schwetzingen gesehen werden. Man hat Mannheim mit Potsdam verglichen und wenigstens in den beiden Punkten Recht gehabt, daß beide sehr einförmig in ihren weiß übertünchten Häuserreihen sind, und daß man in beiden eben von keinem Menschengewühl belästigt wird. Aber die Havel und das schöne Sans-Souci können Potsdam nicht den Rhein und Neckar, so wie die herrlichen Bordirungen dieser Ströme, deren sich Mannheim erfreut, ersetzen. —

Unsere Rückreise ging über Buchen, Bischofsheim und Würzburg. Rauh waren die Gegenden, welche wir hier zu passiren hatten, im Vergleich zur Rheinpfalz. In Buchen hörte ich einem politischen Gespräche zu, welches mir damals wunderbar genug klang, denn es hatte nichts weniger als eine innige Vereinigung Deutschlands in aller Art zum Gegenstande und man sprach sich offen und unverhohlen darüber aus, daß alle Staaten unseres Vaterlandes eine freie Verfassung erhalten müßten, wenn dasselbe seine alte Kraft wieder erlangen sollte. — Ich erkundigte mich nach den Namen der Sprechenden, die mir im Gedächtniß geblieben sind und deren Träger in der Folge sich in der badischen Kammer geltend machten. Sie waren, gleich uns, hier nicht zu Hause und hatten mit hiesigen Einwohnern sich in die erwähnte Conversation eingelassen.

Würzburg und Bamberg mit ihren Kathedralen und ihrer altbischöflichen Imposanz — die freilich nur noch ein Schatten von ehemals war — machten keinen geringen Eindruck auf uns. Aber sehr wohl befanden wir uns bei dem Nektar und den Trauben, die uns erstere Stadt bot. Wir fanden letztere so vortrefflich, daß wir ein Kistchen voll mit bis in die Heimath nehmen wollten, was sich aber schlecht ausführen ließ, indem der Saft schon auf den ersten paar Meilen heraus troff.

Den Ackerbau in diesen Gegenden fand ich weniger rationell, als ich erwartet hatte, und man sah offenbar, daß dem Boden nicht so viel abgewonnen wurde, wie er nach seiner natürlichen Güte wohl hätte tragen können.

In Schäßlitz, wo wir übernachteten, genossen wir des Abends eine sehr interessante Unterhaltung. Einem Deputirten aus dieser Stadt, der eben vom Landtage aus München zurückgekehrt war, brachte man

ein Ständchen mit einem lauten Vivat. Er wohnte dicht neben dem Gasthofe, in welchem wir eingekehrt waren, und wir hatten also die Festlichkeit ganz in der Nähe. Naiv war die Antwort, welche uns die Kellnerin auf die Frage: ob sich dieser Deputirte besonders ausgezeichnet habe? gab; sie meinte, es habe derselbe immer zur rechten Zeit Ja! oder Nein! gesagt. — Uns war der ganze Akt ein neuer, weil wir als Preußen zur damaligen Zeit noch keinen rechten Begriff von einem Landtags-Abgeordneten hatten. — Wir kamen am 14. October 1825 nach Wunsiedel. Dieser Tag hat eine meteorologische Merkwürdigkeit, denn es stand an ihm das Barometer tiefer, wie es seit Menschengedenken gestanden, ohne daß grade ein besonders auffallendes Ereigniß in der Witterung vorgekommen wäre. Die ganze Atmosphäre war zwei Tage lang in dichten Dunst gehüllt, was uns hinderte, die Gegend genauer zu sehen. Jean Paul und Sand schwebten uns vor. Wie der Dunst in der Atmosphäre die Gegenstände nur unbestimmt und wie in poetischem Zauber zeigte, so thun es die Werke des Erstern; und wie die Sonne blutroth durch den Dunst leuchtete, so steht Sand's That in der Geschichte. —

Unsere Weiterreise bot bis nach Prag keine Merkwürdigkeiten dar, als daß wir durch das Gebirge bei Kulmbach einige Fährlichkeit, welche zerrissene Straßen veranlaßten, zu bestehen hatten. Glücklich kamen wir durch Böhmen, genossen noch zwei Tage die Reize der Hauptstadt und eilten dann dem Vaterlande zu. Aber noch hatten wir eine Prüfung im letzten Nachtquartier zu bestehen. Es war in Rückerz in der Grafschaft Glatz, wo die Laune des Geschicks uns mit der Hochzeit eines Faßbinders zusammentreffen ließ, die uns die ganze Nacht beunruhigte und uns verdrießlich war, obgleich sie des Originellen und Possierlichen genug enthielt. Festliche Gebräuche der Art charakterisiren gewöhnlich die Bevölkerung ziemlich genau. In der Grafschaft Glatz findet man bei ihnen viel religiöse Ceremonie, denn es ist der Mehrtheil derselben streng katholisch; aber auch viel Aufwand, weil zum ersten man es dort zur Sitte hat, bei Hochzeiten viel aufgehen zu lassen, um sich zu zeigen — wenn man es sich auch hinterher wieder abdarben muß — und weil zum zweiten alle solche Gelegenheiten, wozu unter andern auch die Kirmeß zu zählen ist, zu den Lichtblicken im Leben des Volks gehören. —

So waren wir denn wieder in der Heimath; aber die Erinnerung an diese meine erste weite Reise ist mir so lebhaft geblieben, daß ich sie jetzt nach fünfundzwanzig Jahren treu aus dem Gedächtnisse niederschreiben konnte. —

Meine gemachte persönliche Bekanntschaft mit dem Baron von Cotta, so wie die mit der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag, gab meiner Schriftstellerei den ersten Aufschwung, denn ich hatte nun sichere Verleger und war durch gute Anerbietungen aufgemuntert. Damit trat ich gewissermaßen in eine neue Lebens-Phase.

Achtes Kapitel.

Landwirthschaftliche Erfahrungen.

Beispiellos niedrige Getreidepreise. Ehrenhafte Anerkenntnisse. Schafzucht. Mannigfache Beobachtungen und Erfahrungen. Antheilschäfereien. Rechtfertigung.

Meine Landwirthschaft ward nun wieder mit Fleiß betrieben und es war insbesondere die Schäferei, welche mich den Winter hindurch auf eine angenehme Weise beschäftigte. Sie machte gute Fortschritte, auch hatte sie sich bereits Ruf erworben, denn es gingen schon in diesem Winter von 1825/26 die Zuchtviehverkäufe an. Sie war der einzige Anker, an welchem ich mich hielt und ohne den ich wohl Schiffbruch gelitten hätte; denn es war in diesem Jahre, wo die Getreidepreise, im Verhältnisse zu allem Uebrigen, tiefer standen, als es nur irgend eine Chronik nachzuweisen vermöchte. Die nachfolgenden Angaben werden dies beweisen und können als geschichtliche Merkwürdigkeit dastehen.

Man hat es als eine besondere Zeiterscheinung in den Chroniken aufbewahrt, daß im sechszehnten Jahrhundert das Getreide einmal so wohlfeil war, daß ein Maurer als Tagelohn lieber einen Silbergroschen, als ein Viertel-Scheffel Roggen nahm. Es stand folglich damals der Tagelohn eines Maurers gleich einem Viertel (Breslauer Maaß) Roggen. — Im December 1825 verkaufte ich 50 (preußische) Scheffel Korn für 25 Thlr., folglich den Scheffel zu 15 Sgr. Ein Maurer bekam zur damaligen Zeit 10 Sgr. Tagelohn, d. i. $^2/_3$ Scheffel, oder das Doppelte von dem, was er im sechszehnten Jahrhundert bekam: denn es ist $^1/_3$ preußischer Scheffel gleich $^1/_4$ Breslauer. Es war folglich das Getreide im Winter 1825/26 noch einmal so wohlfeil, als wie es die ältesten Chroniken nachwiesen. In demselben Monate, December, bekam ich in Breslau für 80 Scheffel Gerste

31 Thlr., folglich für den Scheffel 11 Sgr. 7 Pf. und für 50 Scheffel weißen Weizen 28 Thlr. 10 Sgr., also für den Scheffel weißen Weizen 17 Sgr.! Alles laut meinen Rechnungsbüchern. —

Da ich nun monatlich 70 Thlr. Grund- und Classensteuer aufzubringen hatte, so bedurfte ich dazu entweder $123\frac{1}{2}$ Scheffel Weizen oder 140 Scheffel Korn, oder 182 Scheffel Gerste. Gesetzt nun, ich hätte von jeder Sorte vier Monate diese Steuer bestritten, so mußte ich dazu haben 494 Scheffel Weizen, 560 Scheffel Roggen und 728 Scheffel Gerste, in Summa 1782 Scheffel. Meine ganze Pachtung aber enthielt nur 1250 Morgen, und wenn ich davon ein Drittheil auf Brache abziehe, so blieben mir $866\frac{2}{3}$ Morgen zur Körner-Erzeugung, und ich hatte folglich über 2 Korn Ertrag allein auf königliche Steuer nöthig. Hierzu kam aber noch eine Decimirung. In demselben Jahre fanden in dem Kreise, wo ich lebte, sehr viele Brände statt, und es bestand damals noch die Kreishülfe mit Fuhren und Stroh. Ich hatte da an ein abgebranntes Dominium 45 Fuhren zu leisten und 8 Schock Stroh zu geben. Eine Fuhre ward mit 1 Thlr. pro Tag vergütet und ich gab dem Abgebrannten für die 45 Fuhren 110 Scheffel Saatgerste. An zwei andere, ebenfalls abgebrannte Dominia hatte ich zusammen 72 Fuhren zu geben und ich würde da, wenn ich es mit Getreide hätte abmachen wollen, noch über anderthalb hundert Scheffel haben hingeben müssen. Da ich nun vom Morgen über 4 Thlr. Pacht zahlte, so hätte ich schon darauf über 8 Scheffel Getreide bedurft, und ich hätte folglich Ernten machen müssen, die weit über 12 Scheffel vom Morgen im Durchschnitt gegeben hätten. Und dabei ist noch gar nicht an alle übrigen Ausgaben gedacht, die ziemlich eben so viel betrugen, wie die Pachtsumme.

Unter solchen Umständen konnte mich die Schäferei nur allein retten. Ich hielt auf 1250 Morgen Aecker und etwa 70 Morgen Wiesen über 2000 Stück Schafe, bekam für die Wolle im Durchschnitt 110 Thlr. und nahm für Zuchtvieh etwa 2000—3000 Thlr. ein. Wenn ich daher für diesen Zweig ländlicher Industrie eine besondere Vorliebe gefaßt und immer behalten habe, so wird man sich nicht wundern; auch

wäre es der größte Undank, wenn ich der edlen Schafzucht nicht sehr zugethan sein sollte. —

Während dieser unerhörten Wohlfeilheit des Getreides machte ich allerdings sehr reichliche Ernten, so daß ich fast immer eben so viel in Feimen setzen mußte, als wie ich in den Scheuern hatte, zumal diese sehr klein und auch für mittelmäßige Ernten lange nicht zureichend waren. Da kam es denn einstmals vor, daß einige Bürger meinen Verwalter in allem Ernste gefragt hatten, ob ich denn die Scheuern leer gelassen hätte, um mit der Ernte zu prahlen?! Solche Weisheit sprach sich bei meinen Verpächtern aus, daß sie nicht einmal einsahen, daß es mehr in meinem Interesse gelegen hätte, die Ernte zu verbergen, als sie mit dem größten Nachtheile zur Schau zu legen. —

Im Winter von 1825/26 schrieb ich das bei J. G. Calve in Prag verlegte Werkchen: „Beschreibung meiner Wirthschaft zu Reindorf in Preußisch-Schlesien", worin ich allerdings Manches mit zu glänzenden Farben dargestellt, weil ich damals noch sehr sanguinische Hoffnungen hegte. Was ich aber als Thatsache darin niedergelegt, das ist der strengsten Wahrheit gemäß.

Für die allgemeine Zeitung in Augsburg fing ich in diesem Jahre an, die ersten Berichte zu geben, was ich seitdem ununterbrochen fortgesetzt habe und so lange zu thun gedenke, als mir der Himmel meine Geisteskraft erhalten wird. Es haben mir diese Berichte manche frohe Momente bereitet. Sehr oft, vornämlich aber in den östreichischen Staaten, hat man mir die schmeichelhaftesten Anerkenntnisse gemacht, indem man mir versicherte, daß insbesondere die Berichte, welche ich über landwirthschaftliche Conjunctur stellte, gewöhnlich so zugetroffen, daß man sich ziemlich allgemein darnach richtete und davon große Vortheile hätte. Etwas hierauf Bezügliches muß ich erzählen, ohne zu fürchten, man werde mich kindischer Eitelkeit zeihen.

Ich kam einstmals aus Ungarn und hatte etwas auf der Haupt-Mauth in Wien zu declariren. Nachdem die Herrn mich mit der größten Zuvorkommenheit expedirt hatten, trat einer an mich heran und äußerte: es sei ihm besonders angenehm, mich bei der Gelegenheit persönlich kennen gelernt zu haben. Befremdet erwiederte ich ihm, daß ich nicht

wüßte, wie ich dazu käme, daß er hierauf einen Werth lege. Da antwortete er mir: „Wir Alle hier kennen Sie längst aus dem, was Sie in der allgemeinen Zeitung mittheilen.“ Mittlerweile waren Mehrere herangetreten, bewiesen mir ihre besondere Achtung und meinten, daß sie auf meine Chiffer in der gedachten Zeitung stets sehr aufmerksam wären. — Aehnliche erfreuende Anerkenntnisse habe ich in Ungarn erfahren und es haben mir dasige Magnaten versichert, daß sie nichts, was von mir in der allgemeinen Zeitung stände, ausließen.

So mußte mir denn dieses Blatt sehr werth werden und das vorzugsweise, so lange es Stegmann noch redigirte, mit dem ich in inniger Freundschaft lebte. Auch in des verstorbenen Freiherrn v. Cotta Briefen sagte fast jedesmal der Schluß, nur ja die allgemeine Zeitung recht oft mit Berichten zu versorgen.

So sehr auch meine Zeit anderweitig in Anspruch genommen war, so gab ich doch die Classificationen der Schäfereien, die ich einmal übernommen hatte, noch nicht auf, auch dienten mir dieselben zur Zerstreuung, wenn ich wieder längere Zeit am Schreibtische gesessen hatte. — In dem gedachten Winter war es, wo ich mit Spannung und Ungeduld auf das Resultat harrte, welches meine Wollsendung nach London haben sollte. Es kam endlich an und war, wie ich schon anderwärts gesagt, ein sehr trauriges. Es gab mir die Lehre, die man jedem Landwirthe nicht genug einschärfen kann: nicht Kaufmann sein zu wollen. Wohl kann er spekuliren, d. h. seine Produkte bis zu einer Zeit aufheben, wo er glaubt, daß sie am meisten gelten werden. Aber Sendungen in die Ferne auf eigene Rechnung, bringen ihm fast allemal mehr Schaden, als Gewinn.

Rede ich einmal von Spekulation, so muß ich auch eine Reise nach Wien anführen, die ich als solche machte. Ich hoffte Kunden zu edlen Schafen zu finden, verrieth mich aber so wenig, daß meine Freunde im Dunkeln blieben, weßwegen ich eigentlich die Reise unternommen hatte. Sie war vergeblich und ich hatte von ihr weiter nichts, als die Genugthuung und Bestätigung, daß meine Freunde und Gönner in Mähren und Oestreich mich sehr liebevoll aufnahmen und mich mit Gastfreundschaft überhäuften. Doch darf ich nicht sagen, daß die Reise absolut ohne

allen weitern Gewinn gewesen wäre; denn ich lernte auf derselben den Baron v. Podzdazky kennen, der einer der ersten Züchter des Edelschafs in Deutschland war und der mir mit seinen scharfsinnigen Bemerkungen, die sich auf sorgfältige Beobachtungen stützten, viele Winke gab, die bei mir auf guten Boden fielen und Früchte getragen haben. Er war es, der mir unter Anderm die Idee von einem Wollmesser angab, wie ich ihn in meinen Schriften über Schafzucht beschrieben. Es ist der, wo man Haare aus mehreren Wollmustern auf eine schwarze Leiste spannt, diese dann vom Auge entfernt und nach Maßgabe ihres Verschwindens ihre Feinheit bestimmen kann. — Wir sprachen auch viel über die damalige Tendenz der Züchtung des Edelschafs, die einzig und allein auf eine höhere Feinheit und Sanftheit der Wolle ging, folglich einseitig wurde. Der Baron erzählte, wie man früher gerade die entgegengesetzte Richtung verfolgt habe, und wie die Wollkäufer dies veranlaßt hätten. Einer derselben hatte seine Wolle gekauft, ohne sie genau gekannt zu haben, und gab ihm — so unglaublich es auch klingen mag — noch über den bedungenen Preis, als er sah, daß seine Schafe sammt und sonders mit Kodern und Falten am Halse versehen waren. Es lag ihm daran, für mehrere Jahre abzuschließen und das bestimmte ihn zur Erhöhung des Preises. — Zur Zeit, als ich den Baron kennen lernte (im März 1826), verfolgte man das entgegengesetzte Extrem — und vermied die Koder und Falten als einen großen Fehler. Im prophetischen Geiste sagte er mir, daß er gar nicht zweifle, es werde eine Zeit kommen, wo man wieder den jetzt vermeintlichen Fehler als eine Tugend ansehen würde. Die Zeit ist gegenwärtig da und die sogenannten Panzerthiere bestätigen jene Vorhersagung: denn es sind dieselben so sehr mit Koder und Kragen versehen, wie dies zu jener Zeit nur die ausgesprochensten Negrettis waren.

Bei der Gelegenheit kann ich nicht umhin, auf eine Abschweifung einzugehen. Man hat in der edlen Schafzucht grade so, wie in jedem andern Gewerbszweige, sich mehreremal vom Ziel entfernt, wo man schon ganz nahe daran war; man hat Vollkommenheiten, die man allmälig erreichte, auf einmal verrufen und sie als Bemängelungen bezeichnet, auf welche man später wieder zurück kam und sie dann hoch erhob. In Mähren

war man auf dem Wege, die höchste Stufe der Merinozucht zu erreichen; aber man wurde irre gemacht, und kam dadurch vom rechten Wege ab. — Wir glauben gegenwärtig unser Ziel richtig aufgefaßt zu haben, und hoffen das Höchste zu erreichen. Wohl ist zu rathen, sich nicht zu viel einzubilden. Das Streben nach großer Menge des Produktes kann uns auf einen eben so weit abführenden Irrweg bringen, wie damals das nach Superfeinheit. Unsere Wächter sind allerdings die Käufer und wir haben auf ihre Winke zu achten. Ich selbst darf mich von der Anklage nicht freisprechen, daß ich durch meine Schriften über edle Schafzucht zuweilen auf Abwege geleitet habe, ob ich gleich auch stolz darauf sein darf, im praktischen Betriebe viel genützt und in den empfohlenen Grundsätzen die Schwachen gestärkt und die Anfänger zu größerer Vollkommenheit gebracht zu haben. Die Irrwege, auf die ich verleitet haben kann, waren Früchte der Zeit und der Verhältnisse, es waren Huldigungen der allgemeinen Ansicht und der Mode.

Wenn ich weiter vorn davon sprach, daß ich zu dieser Zeit schon einträglichen Zuchtviehverkauf in meiner Schäferei hatte, so muß ich auch mit Bedauern hinzufügen, daß mich meine bedrängten Umstände zwangen, vieles hinzugeben, was ich, um meine Schäferei ganz zu dem zu erheben, was sie sein sollte, lieber hätte behalten sollen. Dies und der Unfall, daß ich aus einer sächsischen Heerde Thiere gekauft hatte, die von Traberkrankheit nicht frei waren, schadete dem Rufe meiner Schäferei und ließ mich von derselben nicht den Gewinn ziehen, den sie mir sonst wohl gebracht haben würde.

Ich darf es in meinem Lebenslaufe nicht auslassen, daß ich an mehreren Orten, wo ich Schafclassificationen vollzog, bei vielen Damen eine gewisse Vorliebe und ein Interesse wahrnahm, wie man es kaum voraussetzen sollte. So unter andern war die verwittwete Frau Generalin von Frankenberg auf Nieder-Schüttlau bei Glogau eine so passionirte Schafzüchterin, daß sie es sehr bedauerte, wegen Kränklichkeit mich nicht in den Schafstall begleiten zu können. Auf's höchste überrascht war ich, als ich nachher, wo ich ihr über das Vorgefundene Bericht erstattete, fand, daß sie eine Menge Thiere so genau kannte, daß ich sie nur bezeichnen durfte, um sie ganz au fait zu setzen. Von der Frau Gräfin

Sternberg auf Rothwasser sprach ich schon. Aber auch viele andere Damen ließen sich mit mir in Unterhaltung über den Gegenstand ein und äußerten: ich wüßte ihn vermöge meiner Vorliebe von so interessanten Seiten darzustellen, daß sie das Gespräch darüber angenehm unterhielte. Der aus dem Hintergrunde hervorleuchtende Gewinn trug wohl hierzu das seinige bei. —

Eine sehr traurige Begebenheit für die deutschen Schafzüchter waren die Wollmärkte im Frühjahr 1826. Wie ich schon angeführt, so waren die Wollpreise im Jahre 1825 sehr hoch gestiegen, im Verlaufe desselben aber wiederum bedeutend herabgegangen. Im Anfange von 1826 schien es, als würden sie sich wieder bessern; aber die Hoffnung war trüglich und sie gingen noch mehr herab. Es verdient in den Annalen der Schafzucht niedergelegt zu werden, wie groß die Differenz sehr vieler, wo nicht der meisten Schuren in diesen beiden Jahren war. Ich will hier nur davon sprechen, wie sie sich auf dem Breslauer Markte herausstellte. 1825 kam es dort sehr häufig vor, daß im Anfange des Marktes die Käufer viele Partieen kaum ansahen und sogleich ein Anbot darauf legten, was die Eigner angenehm überraschte und zur sofortigen Annahme bestimmte. Da kamen Fälle vor, daß ganz ordinäre Partieen so theuer bezahlt wurden, wie hochedle. Ich könnte mehrere anführen, die zuvor, auch bei den besten Conjuncturen, nie über 70 Thlr. für den Centner erhalten hatten, und für die man jetzt ohne weiteres 110—120 Thlr. bot; die meisten derselben erhielten im Jahre darauf (1826) 60—65 Thlr., ja manche mußten noch unter diesem Preise verkaufen. Noch jetzt hört man alte Landwirthe von jener Zeit sprechen, und noch jetzt berufen sich manche auf die damals erhaltenen Preise ihrer Wolle. — Der Bankerott vieler Wollhandlungshäuser war die natürliche Folge davon und eine schmerzhafte Reaction konnte nicht ausbleiben.

Wie ein eingeimpfter Krankheitsstoff quälten mich meine Pachtverhältnisse. Die Pachtsumme war ganz auf gute Zeiten berechnet, und um 1000 Thlr. höher, als wie sie mein zweiter Nachfolger zahlte, wo die Conjunctur um 100% besser stand. Die Stadtverwaltung bestand aus Mitgliedern, welche die Zeitverhältnisse nicht zu beurtheilen verstanden, auch wenig Begriff davon hatten, wie man mit einem Ehren-

manne verfahren müsse; sie schien der Ansicht zu sein, daß, so lange ich nur noch einen guten Rock auf dem Leibe hätte, ich auch ohne Widerrede meine Pachtverbindlichkeit erfüllen müßte. So kam es denn zu steten Reibungen und der Zank hörte nicht auf, bis er endlich zum gerichtlichen Processe wurde. Es wurden Kabalen geschmiedet, wie man sie sich kaum denken mag, und man scheute sich nicht, unredliche Wege einzuschlagen. Das verleidete mir meine ganze Wirthschaftsführung und dies um so mehr, als sich die Stadtverwaltung wegen meiner Pachtrückstände befugt glaubte, sich in dieselbe zu mischen. — Die böse Laune meines Geschicks erschöpfte sich nicht, als auch ein anderer Dirigens eintrat, denn dieser, um sich in seinem Posten fest zu setzen, nahm entschieden Partei gegen mich. Er hatte sich übrigens in seinem Kalkül verrechnet, denn er wurde nicht wieder gewählt. Nach ihm wurde es besser, nur war ich da leider bereits schon über ein Jahr aus der Pacht getreten. So widerwärtig mir auch die ganze Sache war, und so unangenehm die Rückerinnerung an dieselbe ist, so darf ich sie nicht auslassen, weil sie zur Vollständigkeit dieses Buches gehört.

Es ist aber jetzt auch nöthig, daß ich darlege, nach welchen Principien ich meine Landwirthschaft betrieb. Da muß ich mit wenigen Worten noch meine Praxis, wie ich sie in Ober-Arnsdorf geübt, mittheilen.

Gleichsam als Schild gegen Angriffe auf manches fehlerhaft scheinende Gebahren führe ich an, daß ich in meiner ganzen landwirthschaftlichen Praxis vieles gegen meine bessere Ueberzeugung thun und ebenso auch manches unterlassen mußte, weil es mir an den dazu nöthigen Geldmitteln fehlte. Nun weiß man ja, daß fast Alles, was der Reiche thut, klug ist, so wie das unklug und unzweckmäßig heißt, was der Arme treibt. — Ein leidiger Trost ist es für mich, daß ich da viele Leidensgefährten habe.

Bei der Uebernahme der Oekonomie von Ober-Arnsdorf fehlte es mir, wie ich schon weiter vorn zugestanden, neben den ausreichenden Geldkräften auch an Uebung und Erfahrung, und ich mußte mir Beides erst durch theures Lehrgeld erkaufen. Nun aber hatte mir das Geschick einen Boden zur Bestellung zugewiesen, an dem die Natur ihre übelsten

Launen ausgelassen hatte, wo folglich nur ein Meister im Fache etwas leisten konnte, ein Lehrling aber Mißgriffe über Mißgriffe machen mußte. Kiesberge und Ackerquellen umarmten sich dort, und während auf dem einen Regen und Nässe gut thaten, erforderte wenig Schritte davon der Acker Sonnenschein und Trockenheit. Ich trieb es, so gut ich es gelernt hatte, fuhr, wo ich konnte, Erde auf und leitete die Ackerquellen durch Unterdrains (Abzüge) ab. Nur darin fehlte ich, daß ich nicht mehr auf Futterbau sah, zumal rother und weißer Klee gerieth und auch untergemischte Gräser sehr gut gethan haben würden. — So konnte ich — da ich auch nicht viel Wiesen hatte — nicht so viel Vieh halten, als nöthig war, um die Aecker gut zu düngen, und ich machte also keine reichlichen Ernten. Wie ich sie vorgefunden, so behielt ich die Dreifelderwirthschaft bei, beging aber noch den Hauptfehler, nur sehr wenig behackte Früchte anzubauen, denn die ich hatte, betrugen kaum den dreißigsten Theil der ganzen Area. — Hätte ich deren mehr angebaut, und hätte dabei die Sand- und Kiesberge als Dreesch benutzt und mehr Schafe gehalten, so würde meine Oekonomie mehr prosperirt haben; besonders wenn ich für die Veredlung der Schäferei etwas gethan hätte. Dazu fehlte es mir aber nicht allein an Geld, sondern auch an Kenntnissen. Von Principien war da wenig und von einem festen und sichern Systeme fast gar nicht die Rede, und es war nicht zu verwundern, daß es mir sehr bedrängt ging und ich mich nur wie ein Kranker fortschleppte.

Anders war es freilich in vieler Art, als ich die Pacht der Stadtgüter von Münsterberg übernahm. Da hatte ich bereits meine Schule durchgemacht und besonders auch auf Reisen manches Nützliche gelernt. Vornämlich war es die Schafzucht, auf die ich mich stützen durfte. Nur zweierlei trug zu meinem Verderben bei, nämlich der Umstand, daß ich zu hastig mit der Uebernahme war und nicht berechnete, daß die Pachtsumme den Zeitverhältnissen nach viel zu hoch stand, und dann daß ich die zu einem solchen Unternehmen erforderliche Geldkraft nicht ausreichend besaß. Ich schlug meine Intelligenz mit an, rechnete aber den Ertrag derselben meinen Verpächtern zu gute. Es ging mir da, wie es vielen meiner Gewerbsgenossen, sonst klugen und tüchtigen Leuten, geht.

Das Princip meines landwirthschaftlichen Betrie-

bes war dahin gerichtet, die Schäferei an die Spitze zu stellen, dem Ackerbau aber daneben auch sein volles Recht widerfahren zu lassen. Dem Futterbau ward viel Aufmerksamkeit gewidmet, und daß der Erfolg dem entsprach, das beweist die übermäßig starke Viehhaltung, die ich hatte, und wobei jede Viehart doch ihr reichliches Futter erhielt.

Sodann führte ich auch alsbald den Rapsbau ein, welcher zur damaligen Zeit in Schlesien noch in den Windeln lag: denn man staunte es als etwas Wunderbares an, wenn man ein großes Rapsfeld sah.

Aber weder setzte die Schäferei die Rindviehzucht zurück, die ich quantitativ und qualitativ erhöhte, noch litt durch den Rapsbau der Anbau des Getreides. Wie wenig dies der Fall war, das bewies der Ueberschuß an Stroh, den ich hatte, und mit welchem zu Gunsten des Düngerhaufens stets eine große Verwüstung getrieben wurde.

Den Hackfruchtbau trieb ich schon ziemlich stark und besonders auf einem Vorwerke (Meierhofe), wo ich eine Fruchtwechsel-Wirthschaft in 7 Schlägen eingeführt hatte, die in folgende Ordnung gelegt war: 1) Weizen, 2) Erbsen, 3) Roggen, 4) Hafer, 5) Kartoffeln, 6) Gerste, 7) Klee. In dieser Rotation ward zweimal, nämlich zu Weizen und zu Kartoffeln, gedüngt. Raps ward dort wenig gebaut und er kam mit in den Weizenschlag. Auf dem Hauptgute aber, wo ich die Dreifelderwirthschaft im Ganzen, zwar mit manchen Abänderungen, beibehielt, ward mehr Raps gewonnen; auch legte ich mir in der Nähe des Wirthschaftshofes sogenannte Grünzeugschläge an, in denen ich, da ihrer vier waren, den Norfolker Fruchtwechsel einführte. Es folgte nach Rüben und Kraut Gerste, alsdann Klee und hierauf Weizen, nach welchem wieder Rüben kamen. Bei der Güte des Bodens und bei der starken Düngung, wurden diese Schläge geil und ich erntete im Jahr 1826 vom Morgen 18 Scheffel Gerste.

Jetzt nur noch einige besondere Beobachtungen, die ich gemacht. Nach der Trockenheit von 1822 hatte ich 1823 sehr wenig Klee und ich half mir theils mit Gemenge (Mischling), theils mit Knörig und Spörgel (Spergula arvensis) aus. Letzterer gedieh trotzdem, daß der Lehmboden

nicht ganz naturgemäß für ihn war, vortrefflich und er gab einen Ertrag, wie ihn nur gut bestandener rother Klee geben kann. Als Futter für die Kühe übertraf er in der Milchergiebigkeit den letztern bei weitem. Ein Vergleich, der unter den Augen meiner Frau mit mehreren Futterarten in Beziehung auf Milchergiebigkeit gemacht wurde, ergab folgende Scala: Spörgel gab 100%; Weizenschnitt (dessen alle Jahre viel vorkam) 96%; rother Klee 90%; Futtergemenge, noch völlig frisch gefüttert, 85%; gutes Gras von den Wiesen 80%; Gras aus den Gärten 75%. Im Geschmack war die Milch vom Weizenschnitt und vom Klee am besten, vom Spörgel am schlechtesten; dagegen setzte sie von diesem die meiste, vom Futtergemenge aber die wenigste Sahne (Rahm) ab.

Der Weizen mußte fast alle Jahre geschröpft (beschnitten) werden, und er gab auch da noch viel Lager. Ihn mit den Schafen im Frühjahr abweiden zu lassen, habe ich nie wagen mögen, auch beobachtete ich bei meinen Nachbarn, die das thaten, daß sie sich damit empfindlich schadeten, besonders wenn sie dies sehr stark und sehr lange trieben. Wurde der Sommer trocken, so hatten sie schüttere Frucht; wurde er naß oder auch sehr fruchtbar, so ward dieselbe sehr schwachhalmig und brachte kleine Aehren. Es war dem Ertrage des Weizens zwar auch das Beschneiden, was in manchen Jahren sogar zweimal vorgenommen werden mußte, nicht ganz zuträglich, aber es war unvermeidlich, wenn man die Frucht nicht dem Verfaulen preis geben wollte. Ueberhaupt hat der Boden der fraglichen Güter, so wie des ganzen Striches von Münsterberg die Untugend, daß auf demselben das Getreide sehr bald lagert und zwar deßhalb, weil es sehr geil ins Stroh wächst, was dann hohl und ohne festen Halt wird, sich folglich bei Regen leicht niederbeugt. Man kann wegen dieser Schwäche des Lagerns daher auch diesen Boden nicht zu dem hohen Ertrage anschlagen, wie er ihn nach seiner sonstigen Beschaffenheit wohl gewähren könnte und gewähren würde. — Auf den königlich niederländischen Gütern, die in diesem Striche liegen, hat diese Schwäche ihren Höhepunkt, zumal sie einen überaus reichen Boden haben und in starker Düngung sind. Auf denselben ist es schon oft vorgekommen, daß man insbesondere vom Weizen, bei ungeheuer üppigem Stande, kaum 4 Korn Ertrag und zwar sehr

schlechte Waare, gewonnen hat. Man fuhr da, fast wörtlich genommen, den Dünger immer herein und hinaus, weil das Stroh durch das Lagern halb verfault war. Nur durch vorhergehenden Raps kann man diesem Uebelstande dort abhelfen, womit man unbegreiflicherweise erst in den letzten Jahren recht vorgeht.

Auf meinen Pachtgütern bestand noch das Verhältniß der Dreschgärtner, welche Mandel und Hebe bekamen. Da ging denn der zehnte Theil meiner ganzen Ernte in die Scheuern derselben und außerdem gab ich den sechszehnten Theil des Erdrusches als Hebe (Dreschерlohn) ab. Bei den damaligen so überaus niedrigen Getreidepreisen war dies allerdings erleichternd, denn wenn ich dies alles hätte in baarem Lohne entrichten sollen, so würde es mir noch schwerer geworden sein, das benöthigte baare Geld aufzubringen. Weß Geisteskinder meine Zehnt- und Dreschgärtner waren, mag aus dem, was ich hier mittheilen will, einleuchten. Sie hatten die Berechtigung, daß ich ihnen ihre Ernte-Mandeln mußte nach Hause fahren lassen, und auf dieser bestanden sie so streng, daß sie dabei um keinen Preis Hand anlegten. Observanzmäßig aber wurde ihnen ihr Theil immer erst abgefahren, wenn das meinige fort war. Nun traf es sich einst, daß, als die Gärtner Feierabend machten, noch viel gebundenes Getreide draußen stand und keine Aussicht war, daß die Gärtner-Mandeln denselben Abend würden eingefahren werden können. Da standen denn gerade ein paar leere Wagen im Felde, während durch meine Knechte eben ein paar andere beladen wurden, so daß diese warten mußten. Aus Theilnahme trug ich den Gärtnern an, sich auf einen der beiden Wagen ihre Mandeln zu laden und nach Hause zu fahren. Es war Weizen und die Witterung drohte für die Nacht mit Regen; man wird glauben, daß sie dies mit Dank annahmen. — Mit nichten! Sie berathschlagten einige Minuten unter einander, gingen aber dann ruhig nach Hause und ließen ihren Weizen stehen; denn sie meinten: es liege nicht in ihrer Schuldigkeit, sich denselben selbst aufzuladen. — Ein andermal ward ein Feld dicht am Dorfe abgeerntet, ebenfalls Weizen. Es ward wieder spät mit dem Einfahren. Einige von den Gärtnern hatten ihre Stellen so nahe an dem Felde, daß sie nur etwa hundert Schritte bis in ihre Scheuern hatten

und sich mit Leichtigkeit ihre Mandeln dahin tragen konnten; sie thaten es eben so wenig, wie damals. — Nun muß man noch hören, daß der Wagen, der sie ihnen nach Hause fuhr, sie alle zugleich auflud und sodann im Dorfe in der Reihe vorfuhr, um die Garben vor den Gehöften abzuladen, weil er in die kleinen Scheuern nicht hinein fahren konnte: da mußten sie denn auch dahin getragen werden, was mitunter wenigstens halb so weit war, als wie vom Felde her.

Ruft man sich zurück, was ich von der Stadtverwaltung gesagt, so wird man sich über solche Unterthanen weniger wundern. Sie waren übrigens so verwahrloset, daß mein Vorgänger, der sie noch weniger wie ich zu behandeln und zu zähmen verstand, fast täglich einige zur Bestrafung in die Stadt geschickt hatte, so daß man sich sehr wunderte, als dies bei mir nicht auch vorkam.

Ein Kardinal-Laster in ihnen war Diebstahl, den sie bis ins Freche trieben. Alle Augenblicke wurden sie ertappt und als ich ihnen einst in pleno sagte, daß man jeden von ihnen ungescheut einen Spitzbuben nennen könnte, auch wenn man ihn noch nicht betroffen hätte, da nahmen sie es nicht etwa übel, sondern zeigten allgemeine Heiterkeit.

Solches Volk los zu werden, bot ich Alles auf. Die gesetzliche Ablösung war mit Weitläufigkeiten verbunden, weßwegen ich ein Privatabkommen mit ihnen auf die Dauer meiner Pacht traf. Wir begaben uns in demselben aller gegenseitigen Berechtigungen und Verpflichtungen, und sie zahlten blos eine kleine Geldabgabe. — Nachdem dies in Ordnung war, wählte ich mir die Bessern heraus und zog noch einige andere Arbeiter hinzu, mit denen ich einen Vertrag über die Feld- und Scheuerarbeiten schloß. Dabei kam ich viel besser weg, als bei dem alten Verhältnisse und hatte unendlich weniger Verdruß und Aergerniß.

Große Schwierigkeiten legte die Halsstarrigkeit der hiesigen Bevölkerung, verbunden mit einem hohen Grade von Faulheit, mir in den Weg. Die Nähe der Stadt, vor Allem aber auch die vielen wohlhabenden Bauerndörfer, welche der Münsterberger Kreis hat, verwöhnten das Gesinde und steigerten seine Ansprüche. Da man nun auf Rittergütern diese nicht alle befriedigen kann, so bekommt man unter solchen Verhältnissen auf diesen gewöhnlich nur den Ausschuß.

Das System, welches ich in meiner Schäferei befolgte, war schon damals ziemlich dasselbe, welchem die rationellen Züchter heutzutage huldigen, d. h. ich strebte nach Vereinigung möglich großer Menge mit möglich hoher Feinheit der Wolle. Es war mir dies ziemlich gelungen, was daraus zu entnehmen ist, daß ich, bei nicht übertriebener Fütterung, im Durchschnitt zwei Centner auf hundert Stück schor. Obgleich dies keine sonderlich reiche Schur zu nennen ist, so muß man den Umstand nicht außer Acht lassen, daß ich ungewöhnlich viel Mutterschafe und junges Vieh hatte, was beides, da ich durch erstere möglichst viel Lämmer ziehen mußte, zur Verminderung der Schur beitrug. — Zur Bekanntwerdung meiner Schäferei half auch mein Ruf als Schriftsteller, denn ihm hatte ich es unter Anderm zu danken, daß ich in Verbindungen in der Ferne kam, die einträglich für mich waren und mir sehr interessante Bekanntschaften brachten.

Eine solche war die mit dem Grafen Lazanski in Böhmen, dessen Wirthschaftsrath, Herr Kreil, mich besuchte und mit mir im März 1827 einen Vertrag auf eine Antheilschäferei in folgender Art schloß. Ich gab eine Anzahl von Mutterschafen (200 Stück) sammt den erforderlichen Widdern auf die, dem genannten Herrn Grafen gehörige Herrschaft Chisch in Böhmen unter nachstehenden Bedingungen:

Der Empfänger bezahlte den festgesetzten halben Preis an mich und es gehörte uns dann die neu gegründete Schäferei gemeinschaftlich. Die Verpflegung übernahm der Herr Empfänger unentgeldlich und nur die baaren Auslagen wurden gemeinschaftlich getragen und von den Einnahmen, die zu gleichen Theilen fielen, abgezogen. Nach Ausgang des Vertrages (er war auf drei Jahr geschlossen), ward der unterdeß herangewachsene Bestand zu gleichen Hälften getheilt, wovon Jeder von uns Beiden die eine erhielt. Ich habe in der Folge mehrere dergleichen Antheilschäfereien gehabt, aber fast überall ward der Gewinn, den sie augenscheinlich hätten bringen müssen, durch die schlechte Haltung und Pflege sehr verkürzt; denn ob ich gleich die Beaufsichtigung übernahm und dabei das Möglichste that, so war die Entfernung viel zu groß und meine Anwesenheit viel zu selten, als daß ich hätte durchgreifen können. In

meiner langen Abwesenheit ward das wenige Gute, was ich allemal in den paar Tagen meines Aufenthaltes stiften konnte, vernichtet. Zwar gab ich Schäferknechte, die bei mir abgerichtet waren, hin; aber sie konnten nur wenig ausrichten, weil ihnen in der Regel die Beamten entgegen waren und weil sie selbst sich leicht auf die schlechte Seite legten. —

So ward meine Schäferei die Mutterkolonie, welche viele Töchter in die Welt sandte und auf die veredelte Schafzucht in ziemlich weiten Kreisen ihre Wirkungen nicht verfehlte. Da jedoch diese Colonisation ein wichtiger Gegenstand ist, und da sich an dieselbe mehrere Sendungen von Schafen in weite Entfernungen anschlossen, so verweise ich sie in das folgende Kapitel und schließe das gegenwärtige mit noch einigen Bemerkungen über die zweite Periode meiner landwirthschaftlichen Praxis.

Obgleich ich meine Laufbahn als ausübender Landwirth von unten herauf begonnen, und die Praxis in allen ihren Theilen erlernt hatte, so schien es doch, als ob mein Geschick nicht wollte, daß ich mich dieser vorzugsweise und ausschließlich widmen sollte, denn es glückte mir mit derselben nicht nach Wunsche. Die Ursachen davon kann ich angeben und muß es zu meiner Rechtfertigung thun, weil ich oft falsch beurtheilt worden bin und man den Verdacht laut werden ließ, als stehe es um meine Praxis nicht sonderlich.

Arm geboren und arm geblieben, konnte ich, wie schon zur Genüge gesagt, nirgends mit Energie verfahren; dazu kam noch, daß ich mitunter einerseits meine Güte gegen mein unterhabendes Personal zu weit trieb; andrerseits auch wieder zu viel von ihm verlangte, weil ich seine Kräfte, seine Einsicht und seinen Eifer nach mir maß und damit in der Regel zu weit ging. So machte ich dasselbe entweder mißmuthig oder irre, und es ging nicht genug auf meine Ideen und Pläne ein. Endlich aber habe ich es immer und überall mit der Ehrenhaftigkeit sehr streng und gewissenhaft genommen und habe mir damit manchen Gewinn, den ich wohl hätte machen können, aus der Hand gehen lassen.

Weil mich nun mein Schicksal gleichsam darauf hingestoßen, der direkten eigenen praktischen Ausübung der Landwirthschaft nicht mit Ge-

walt nachzugehen, und vielmehr einen Wirkungskreis anzutreten, in welchem ich die mir erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen gemeinnützig machen kann; so habe ich eine Laufbahn eingeschlagen, die bis jetzt befriedigend war und die mich die Welt von vielen Seiten kennen lehrte und mich in sehr mannigfaltige Berührungen und Beziehungen gebracht hat. Und den Anfang dieser Laufbahn werde ich im nachfolgenden Abschnitte beschreiben.

Neuntes Kapitel.

Mein Auftreten in weitern Kreisen.

Agrarverhältnisse in Böhmen. Der Erzbischof von Prag. Horzowitz. Graf Wrbna. Oekonomische Merkwürdigkeiten. Freiherr von Falkenhausen. Ein Paar Freunde. Reise nach Paris. Hofrath Doctor Medicus in München. Staatsrath von Hazzi. Schleißheim. Augsburg. Stegmann, Redacteur der allgemeinen Zeitung. Freiherr von Lozbeck. Bekanntschaft im Postwagen. Stuttgart. Karlsruhe. Landwirthschaftliches. Straßburg. Nancy. Weiterreise. Paris. Lafitte. Terneaux der Aeltere. Gräfin Cayla. Unterhaltung an der Mittagstafel. Napoleons-Säule. Das Invalidenhaus. Manufaktur der Gobelins. Théâtre Français. Demoiselle Mars. Cirque Olympique. Rückreise. Die Frau Gräfin. Die böhmischen Schäfereien. Rückkehr in die Heimath.

Was ich auch in den vorigen Abschnitten schon von weiten Reisen erzählt, das stand doch meistentheils nur in Verbindung mit der Ausübung der praktischen Landwirthschaft, wie ich sie dargestellt. Aber nunmehr ward ich, so zu sagen, erst in die große Welt eingeführt, machte Reisen in weite Fernen und bildete mir da meinen Wirkungskreis.

Meine in Böhmen angetretenen Verbindungen führten mich in jenen Jahren oft in dieses Land, was in landwirthschaftlicher Hinsicht noch viel leisten, und dem noch eine schöne Zukunft vorbehalten sein kann, wenn erst der Zeitgeist noch so manche bindende Fessel gelöst haben wird. — Die schwerste derselben ist die Frohne und überhaupt das ganze Feudal-Verhältniß, dessen sich Böhmen, gleich allen übrigen slavischen Ländern, so schwer entschlagen zu können scheint. Was muß aus diesem Lande werden, wenn es einmal nur die Stufe erreicht haben wird, auf welche schon in unserer Zeit viele der preußischen Provinzen gestiegen sind! Eine eingreifende und wohlthätige Agrar-Gesetzgebung kann und wird in der ganzen östreichischen Monarchie und ganz besonders in den slavischen Provinzen die wohlthätigsten Umwandlungen, ja wahre Wunder hervorbringen. Die Um-

stände, — wenn wir nicht sagen wollen, der Geist der Zeit — drängen dazu und die hin und wieder auftauchende Aufsätzigkeit der Unterthanen in mehreren dieser Provinzen, sind sehr ernste Winke, die man nimmermehr unbeachtet lassen kann*).

Es konnte nicht fehlen, daß ich nicht ein Land liebgewinnen mußte, wo ich, wie in Böhmen, einen doppelten Gewinn machte, nämlich einen pekuniären und daneben einen noch höhern, einen gemüthlichen. Denn ich fand dort viele herrliche Menschen, die mich mit Liebe aufnahmen und mir viele Lebensfreuden bereiteten. Und wenn ich gleich in demselben Lande in der Folge auch sehr trübe Erfahrungen machte, so gingen sie nur von Fremden, dort Angesiedelten, und von unwürdigen Kindern dieses guten Landes aus. Ich werde davon in der Folge vieles mitzutheilen haben, was den Ohren jener unwürdigen Kinder nicht angenehm klingen wird. —

Durch den Grafen Lazanski war ich bei dem damaligen Fürsten Erzbischof von Prag eingeführt worden, der mich trotzdem, daß er meine andere Confession kannte, mit besonderer Freundlichkeit und sichtbarem Wohlwollen aufnahm, mir auch den Platz bei Tische dicht neben sich anwies, wobei er mir versicherte, daß es ihm sehr angenehm sein werde, wenn ich ihn bei meiner jedesmaligen Anwesenheit in Prag besuchen wollte. Sein Bild ziert eine Sammlung von Porträts, die ich von Männern angelegt habe, welche mich mit ihrem besonderen Wohlwollen beglückten. Hätten doch von jeher alle hohen und niedern Priester diesen Geist gehabt, da wäre nie eine Reformation nöthig geworden und die Kirche wäre in ihrer Glorie ohne Beunruhigung geblieben. — Vielleicht war es der Blick des Protestanten, der falsch sah, als ich meinte, daß von der zahlreichen Geistlichkeit hohen und niedern Ranges, die hier mit zu Tische saß, manches Gesicht mißgünstig, ich will nicht sagen feindselig, auf mich gerichtet war, wenigstens nicht die Toleranz zeigte, die der Oberhirte so musterhaft übte. —

Im Gespräch frug mich derselbe um meine Heimath und Vaterstadt und als er von Münsterberg hörte, von dem er wußte, daß es nicht

*) Dies schrieb ich schon im Jahre 1847 nieder. Seitdem ist in Erfüllung gegangen, was ich damals als eine Art von Ahnung aussprach.

allzu entfernt von Glatz sei, welche Grafschaft zum Prager erzbischöflichen Sprengel gehört, sagte er lächelnd, da sind wir ja Nachbarn und es ist Schade, daß wir nicht Landsleute sind. Dreist genug antwortete ich: Ja, Euer Fürstliche Gnaden! wäre Böhmen preußisch, so hätte ich das hohe Glück! — Sie sprechen da, entgegnete er, als sehr patriotischer Preuße.

Die Ankunft der Schafe aus meiner Heerde war damals in Böhmen ein Ereigniß. Sehr viele Landwirthe sahen sie an, manche in der Absicht, um zu sehen, um wieviel sie besser seien, als die bereits im Lande befindlichen, andere aber, um sie zu kritisiren. Jedoch ernteten sie im Allgemeinen Beifall und Lob.

Mein Freund, Emil André, Sohn des alten würdigen C. Chr. André, begleitete mich auf der Rückreise von Prag. Er hatte die Vermittelung bei diesem Unternehmen geführt. Wir kamen nach Kosmanos im Jung-Bunzlauer Kreise und sahen dort die großartige Baumwollenfabrik, die meine Bewunderung um so mehr erregte, als ich nicht geglaubt hatte, daß so etwas in Böhmen anzutreffen sei. Ich gewann in der Folge die Ueberzeugung, daß in dergleichen Industriezweigen dieses Land weiter sei, als mein Vaterland Schlesien.

Der Wollmarkt von 1827 war nicht viel besser, wie der das Jahr vorher. Auf demselben hatte ich dadurch, daß mein Ruf mir viele Besuche brachte, mittelbaren Nachtheil, denn ich war in meinem Wollzelte selten frei von solchen, und wenn dann Käufer eintreten wollten, so meinten sie, ich stünde schon mit andern im Handel und gingen ab. Die Indiscretion vieler dieser Besucher ging so weit, daß sie sich nicht entfernten, auch wenn sie offenbar sahen, daß sie mir schadeten, und wenn ich ihnen auch meinen Mißmuth zeigte. Es traf da wieder der alte Satz ein: Der Himmel möge mich nur vor meinen Freunden schützen ꝛc. Ich führe dies an, um zu zeigen, wie selbst das, was günstig für mich zu sein schien, mir zum Nachtheil gereichte.

Den bittren Kelch des Wollmarktes hatte ich diesmal doppelt zu kosten. Denn ich besuchte auch den von Prag, wohin die Wolle unserer Antheilschäferei gebracht wurde. Wir begingen denselben Fehler, dessen ich mich im Jahre 1825 schuldig gemacht hatte, d. h. wir nahmen ein an-

ständiges und angemessenes Anbot nicht an, und mußten später unter demselben verkaufen.

Unter den Abstechern, die ich von Prag aus machte, war mir einer nach Horzowitz, wohin mich der Herr Graf Eugen von Wrbna einlud und begleitete, der interessanteste. Die Gesellschaft dieses hohen und hochgebildeten Cavaliers machte die Reise zur angenehmsten, zumal derselbe ein so großes Interesse an der Landwirthschaft überhaupt und an der Schäferei insbesondere nahm, und in dem Fache gründliche Kenntnisse hatte. Seine musterhaft eingerichtete und geführte Oekonomie ward durchgangen und der Schäferei, die eine der vorzüglichsten, wo nicht die erste in Böhmen war, ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Mich sprach Alles in hohem Grade an, am meisten aber die Einrichtung der Schwemme und Schur der Schafe. Für letztere war ein förmlicher Saal gebaut, in welchem die Sitze der Scheererinnen einzeln abgetheilt waren. Dieselben konnten bei ihrem Geschäft nach Belieben stehen oder sitzen. Das Schaf hatten sie vor sich auf einem Tische liegen, wo es ihnen von einer besonderen Person gehalten wurde. Auf die Art wurden die Thiere nicht im mindesten gemißhandelt, und wenn auch mehr Personen erforderlich waren und die Schur dadurch etwas vertheuert wurde, so entstand daraus kein Verlust, weil besser geschoren und die Wolle günstiger dargestellt wurde.

Zur besondern Aufmunterung der Scheererinnen hatte die Gräfin mit ihren Töchtern auch ihre Plätze in dem Saale, auf welchen sie bei jeder Schur ein Schaf schoren. Man ward da an den Kaiser von China erinnert, der alle Jahre eine Ackerfurche im Beisein seines Hofstaates zieht, um den Ackerbau zu ehren und aufzumuntern.

Eine Anekdote, die mir der Graf erzählte, muß ich mittheilen. Ein paar Jahr vorher hatte ihn Kaiser Franz auf seinen Gütern besucht und sich da sehr behaglich befunden. Der Graf, welcher Alles aufbot, um den Kaiser zu unterhalten, bereitete demselben eine Ueberraschung von ganz eigner Art. Auf einem Meierhofe, der auf einer Anhöhe lag, war eine Heerde von vielen hundert Mutterschafen mit ihren Lämmern aufgestellt. Als man in die Nähe des Stalls kam, fingen die Schafe ein lautes Geschrei an, was den Kaiser befremdete. Er fragte den Grafen, was das zu bedeuten habe. „Ew. Majestät! sie rufen Vivat.“ Er lächelte und fragte,

wie man es gemacht, daß sie grade jetzt so allgemein schrieen. Der Graf theilte ihm mit, daß man die Lämmer von ihnen abgesperrt, und sie im Augenblicke der Ankunft zu den Müttern gelassen habe. Die armen Dinger, bemerkte er, haben da müssen hungern; thun Sie ihnen das doch nicht mehr an.

Mein Unternehmen mit der Antheilschäferei hatte den Neid und die Mißgunst kleinlicher Seelen erregt. Ein gemeiner Schmäh-Artikel erschien in den ökonomischen Neuigkeiten, worin die Schafe schlecht gemacht wurden und worüber sich eine Debatte entspann, die für mich ehrenhaft endigte. Ein Beamter zu Chisch, der die Schäferei beaufsichtigte und der ein sehr schwacher Held in seinem Fache war, hatte sich Vorwürfe seines Vorgesetzten zugezogen und mochte wohl, da die Sache seine Entlassung herbeiführte, seine Rache dadurch gekühlt haben, daß er der Verleumdung und Schmähsucht seine Hand bot.

Die Bekanntschaften, deren ich jetzt in Böhmen immer mehr machte, wurden Veranlassung, daß ich das Land immer besser kennen lernte und immer wieder in neue Gegenden kam. Das diente nur dazu, meine gleich anfangs gefaßte günstige Meinung von demselben zu erhöhen und zu befestigen.

Es wird den Landwirthen als Merkwürdigkeit erscheinen und in ähnlichen Fällen zur Beruhigung dienen, daß ich in diesem Jahre (1827) erst am 20. November meine Kartoffelernte beendigte. Der Herbst war naß und rauh, was die Arbeiten verzögerte. Wohl war ich ein wenig unruhig, daß die Kartoffeln erfrieren könnten. Es hatte mir aber die Erfahrung die Regel gegeben, daß, wenn es zu Ende September und Anfang October naß und rauh ist, man auf einen langen Herbst und noch spät auf schönes Wetter rechnen darf. Im Gegentheile aber soll man sich ja mit seinen Arbeiten beeilen, wenn um jene Zeit das Wetter ungewöhnlich warm und mild ist. — Als ähnlichen Fall, wie die hier angeführte späte Kartoffelernte, will ich hier noch bemerken, daß ich zwei Jahre zuvor (1825), erst am 13. November den letzten rothen Samenklee in die Scheuer bekam, daß aber derselbe sehr trocken und ganz besonders schön von Qualität war. Man wolle aber daraus nicht etwa entnehmen, als sei meine Oekonomie sehr saumselig betrieben worden. Nur besondere Umstände veranlaßten

solche Ausnahmen von der Regel. Denn gewöhnlich war ich mit Saat und Ernte bei den Ersten, so daß ich mir öfter durch das zu frühe, als das zu späte schadete. — Einzig mit dem Umbruch der Schafweide und des Klee's blieb ich gegen meine Nachbarn zurück und das aus dem einfachen Grunde, weil ich mich weder mit meiner Schäferei noch mit dem Rindviehe in Futternoth versetzen mochte.

Jetzt nahm meine Schriftstellerei einen immer höhern Aufschwung. In Prag ward der Plan zu dem Werke „Uebersicht der europäischen Schafzucht" bei Gelegenheit der Feier meines Geburtstages (14. Januar 1828) besprochen, und es ward dasselbe der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Verlag gegeben. Noch aber hatte ich die Schrift „Meine Erfahrungen in der höhern Schafzucht", welche die J. G. Cotta'sche Handlung in Stuttgart verlegte, nicht ganz vollendet. Daneben arbeitete ich fleißig für die ökonomischen Neuigkeiten, auch gab ich mehreres in die Möglin'schen Annalen, und dennoch blieb mir Zeit übrig zu den vielen Schafclassificationen und zu mehreren Reisen. — Meine literarische Thätigkeit nahm in der Folge noch zu, so daß meine Freunde kaum begriffen, wie ich das Alles leisten könnte. So unter andern sagte mir einst der Staatsrath von Hazzi in München, er könne es sich kaum denken, wie ich es möglich mache, so viel zu schreiben, da ich doch so oft auf Reisen sei, und er kaum mehr wisse, wohin er seine Briefe an mich richten solle. — Ich schreibe dies nicht aus Eitelkeit, sondern nur in der Absicht nieder, um zu beweisen, wieviel man leisten kann, wenn man sich seine Zeit gut eintheilt und sie sorgfältig verwendet.

Eine für mich höchst wichtige Bekanntschaft machte ich im Anfange dieses Jahres an dem Obristlieutenant Freiherrn von Falkenhausen, einem unsrer intelligentesten, spekulantesten und dabei glücklichsten Landwirthe. Auf seinem Gesicht und in seinem ganzen Wesen herrschte eine Lebendigkeit, wie man sie nur bei wenig Menschen findet, dieselbe wurde durch seine große imponirende Gestalt noch besonders hervorgehoben. In seinen Spekulationen zeigte er einen seltenen Scharfblick und eine große Umsicht, und daher kam es auch, daß sie ihm fast alle gelangen und daß seine Freunde und Bekannten von ihm sagten, man solle, wenn man seine Oekonomie mit Gewinn betreiben wolle, ihm nur Alles nachmachen. Das

war nun aber freilich so leicht nicht und nur wenigen möglich, denn es gingen seine Unternehmungen meistentheils in's Große. Daß er auch an die höhere Veredlung seiner Schäferei gedacht und die nöthigen Schritte dazu gethan haben werde, das setzt man voraus. Er machte sehr bedeutende Ankäufe in Sachsen und schuf damit eine ganz neue Heerde. So genau und sparsam er nun auch in allen Ausgaben verfuhr, so war ihm doch keine zu groß, wenn er sich überzeugte, daß sie zur schnellern Erreichung seines Zieles nöthig wäre. Er erhob in wenigen Jahren seine Schäferei zu einer der ersten im Lande, und noch heute ist sie — zu Pischkowitz in der Grafschaft Glatz — ein leuchtender Stern unter den schlesischen Heerden; obgleich ihr Stifter längst vom Schauplatze abgetreten ist. Er gehörte zu den Männern, die für mich viel zu früh starben und ich setze ihn in dieser Hinsicht dem Freiherrn von Cotta und dem Redacteur der allgemeinen Zeitung, Herrn Stegmann an die Seite. Der Verlust dieser Männer hat mich schmerzlich betroffen und ihr Andenken bleibt mir ewig werth.

Man möge mir gestatten, hier auch einer Festlichkeit zu erwähnen, die mir seit 1822 bis heute noch alle Jahre wiedergekehrt ist, und die Beziehung auf einen alten sehr würdigen Mann hat, den ich zu meiner größten Genugthuung schon seit vielen Jahren meinen Freund nenne. Es ist der Landrath von Wenzky und die erwähnte Festlichkeit ist sein Geburtstag, der 14. April. Er feierte im Jahre 1847 seinen achtzigsten, und ist bis jetzt, ein Jahr später, noch so munter, wie viele mit sechzig Jahren nicht sind. Es ist der reine Typus des alten Regime's, pflichtgetreu in seinem Amte, den Neuerungen abhold, streng in der Etikette und beharrlich und consequent in dem, was er für das Rechte erkannt. Dabei ein treuer, wie Felsen verlaßbarer Freund seiner Freunde, auf den man in allen Fällen rechnen darf, und der keine Mühe scheut, wo er gefällig sein kann. Er lebt in hohem Grade einfach und frugal, erträgt Strapazen wie ein junger Mann und thut sich auf Reisen fast nichts an. Dieselbe Einfachheit herrscht in seinem Hauswesen, so daß von Gastereien und dergleichen nichts vorkommt. Nur an seinem Geburtstage war immer ein Hauptfest, und obgleich niemand geladen wurde, so war doch jedesmal große Tafel, die zahlreich besetzt war: denn es kamen

alle seine Freunde und Verwandten, ihn zu beglückwünschen, und diese alle waren da eingeladen. Da sah ich mich denn allemal mit meinen Bekannten aus der Nähe, mit denen ich sonst wegen meiner häufigen Abwesenheit, nur höchst selten zusammenkam. Auf die Art ward mir dieser Tag jedesmal in doppelter Weise angenehm, weil ich mich nicht allein mit meinem alten würdigen Freunde seines Wohlseins freuen, sondern auch mit den andern Fröhlichen fröhlich sein konnte*).

Wie man sich zuweilen irre leiten und um manche frohe Stunde bringen läßt, das erfuhr ich unter andern im Jahre 1827, wo ich eine Einladung zu einem schlesischen wohlhabenden Gutsbesitzer bekam, die ich deshalb ablehnte, weil mir einer seiner Nachbarn davon abrieth. Jener war ein gutmüthiger, wenn auch grade nicht auf der höchsten Stufe geistiger Ausbildung stehender Mann; dieser war medisant, zwar scharfsinnig, aber satirisch und verletzend, und ich hätte daraus schon entnehmen können, daß ich nicht recht that, ihm zu Gefallen die Einladung abzulehnen. Davon aber ward ich in der Folge noch mehr überzeugt, als jener Cavalier (Baron v. H.) seine Einladung wiederholte und zu dem Ende seinen Oberbeamten an mich schickte, wo ich sie endlich annahm. Noch selten habe ich mich in einem Hause wohler befunden, wie in diesem und da ich die Classification der dasigen Schäferei übernahm, so verweilte ich stets mehrere Tage dort. Man nöthigte mich länger zu bleiben, als es mein Geschäft erforderte und bot Alles auf, mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen. Selten hat mir Jemand mehr Vertrauen bewiesen, wie dieser Mann, der leider auch längst hinüber ist. Dieses Ereigniß hat mich in der Folge klug gemacht, nicht auf üble Nachreden zu achten, und lieber selbst zu prüfen. — Wie würde mir es übrigens nun auf meinen Reisen gegangen sein, wenn ich nicht diese Regel der Klugheit befolgt hätte! Denn wie viel Verdächtigungen und üble Nachreden erlaubten sich oftmals Männer, die selbst die Klugheit vor so etwas hätte warnen sollen, wenn es auch die Moral nicht that. So wenig dies aber solche Männer mir empfahl, so schmeichelhaft, möchte

*) Der gedachte Landrath v. Wenzky starb ein paar Jahre darauf im Alter von 84 Jahren.

ich sagen, konnte es mir doch sein, weil ich annehmen mußte, daß sie mich für so ehrenhaft hielten, daß ich von derartigen Aeußerungen und Mittheilungen keinen nachtheiligen Gebrauch machen würde. Ich darf mich dessen rühmen, und würde auch selbst hier nicht davon gesprochen haben, wenn hierdurch irgend Jemand in Schatten gestellt werden könnte. Viele der Betheiligten sind bereits todt, und auf die, welche auch noch leben, würde man umsonst muthmaßen und rathen.

Im April dieses Jahres (1828) gründete ich eine neue Antheilschäferei, die ich mit der Fürstin Auersperg zu Wlaschim in Böhmen errichtete. Sie stieß auf dieselben Klippen, über welche ich schon geklagt habe, und würde sonst, da dort sehr günstige Triften waren, ich auch die Oberaufsicht rühmen konnte, sich gut gehalten und ansehnlichen Gewinn gebracht haben. Nach Ablauf von drei Jahren, wo der Vertrag zu Ende war, löste sie die hohe Eigenthümerin ein, d. h. sie fand sich mit mir auf meinen Antheil ab. — Einen Nebengewinn darf ich bei diesem Unternehmen das nennen, daß ich von der hohen Frau aufs leutseligste empfangen ward, auch in dem, mit vielen Reizen der Natur ausgeschmückten Wlaschim jedesmal mich ganz besonders wohl fühlte. Es mag als Rechtfertigung für mich dienen, darüber, daß ich die Schuld des mißlichen Gedeihens auf dasige Verhältnisse schiebe, wenn ich Nachfolgendes mittheile.

Ich hatte einen Knaben von etwa 15 Jahren von der Herrschaft Wlaschim zu mir nach Reindörfel in die Schäferei genommen, damit er hier abgerichtet würde, und das Schäfereiwesen gründlich lerne. Er ließ sich sehr gut an, richtete sich bald ein, obgleich er im Anfange vom Heimweh geplagt war, wozu das, daß er kein Wort deutsch verstand, viel beitrug, und war in hohem Grade aufmerksam und ergeben. Ein Jahr behielt ich ihn bei mir und dann ging er in seine Heimath zurück, wo er bei der Antheilschäferei angestellt würde. Als ich später dahin kam, und ihn fragte, wie es gehe, antwortete er etwas schüchtern: „nicht zum besten.“ Auf meine weitere Frage: warum? entgegnete er: „wenig Futter.“ Ich fragte ihn, ob es hier nicht so gut wäre, wie bei mir. „O lange nicht so gut,“ war die Antwort. Es sei, meinte er, hier noch nicht so viel Ordnung. Sein natürlicher Sinn

sagte ihm, daß es an Manchem fehle, was zum Gedeihen der Schäferei unerläßlich sei. Zum Glück war der Wirthschaftsrath O. als Dirigent zugegen und er hat in der Folge dem Burschen viel Einfluß gestattet, was zum Heile der Heerde ersprießlich war.

Nachzutragen habe ich noch, daß ich im Frühjahre 1826 in Folge Special-Befehls Sr. Majestät des Königs von Würtemberg, Bestellung auf einen Widder und zehn Mutterschafe aus meiner Schäferei erhielt. Die Auswahl der Thiere ward mir selbst überlassen, nur ein Widder, der in meiner Schäferei Nr. 9 hatte, ward extra begehrt, weil die Woll-Probe davon ungemein angesprochen hatte. Es war dies auch ein Thier von eminenten Eigenschaften, wofür unter andern auch das als Bestätigung dienen kann, daß einige sächsische Schafzüchter, unter denen auch Herr Gadegast, die mich besuchten, grade als dieser Widder für die Achalm designirt wurde, äußerten: es sei derselbe ein Rittergut werth. Mag man darin etwas Schmeichelei und Uebertreibung finden, so beweist es doch, wie sehr der Widder den Herren gefiel. Er war zwei Jahre alt, hat in der dortigen königlichen Schäferei auf der Achalm wenigstens sechs Jahre gedient, und sich für den Preis, den er galt, reichlich bezahlt gemacht. Mir diente das zur besondern Satisfaction, daß man ihm meinen Namen gegeben hatte, und daß bei der Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe, die im Jahre 1842 in Stuttgart stattfand, bei der Wollvließ-Ausstellung einige von der Achalm vorkamen, die mit „Elsner und Lohmen" bezeichnet waren. Mit Mutterschafen aus Lohmen hatte dieser Widder vorzügliche Nachkömmlinge erzeugt, und es gehörten die gedachten Vließe zu den ausgezeichneten der Ausstellung.

Mit der Sendung des einen Widders gingen, wie schon gesagt, zehn Mutterschafe mit. Da sie so viel Beifall fanden, so ward zwei Jahre darauf noch eine Bestellung gemacht, bei welcher ich mir erlaubte einen Widder beizufügen, ohne ihn zu verrechnen. Es stand derselbe der Nr. 9 sehr nahe, wo nicht gleich, und ich ward von Sr. Majestät dafür durch ein Andenken von großem pekuniären Werthe überrascht, der aber durch den, welchen ich in Beziehung auf den hohen Geber darauf lege,

bei weitem überboten wird. Doch ich kann der Zeit nicht vorgreifen und habe erst vom Jahre 1828 noch Vieles mitzutheilen.

Am 12. August desselben Jahres trat ich eine Reise nach Paris an, wohin mein Sinn schon gestanden, als ich die Universität Halle besucht. Schon damals hatte ich mich mit einigen Commilitonen beredet, die Reise zu Fuße zu machen, was auch wohl geschehen sein würde, wenn nicht Napoleon die Universität aufgelöst und uns allen das Consilium abeundi gegeben hätte.

Meine Reise ging durch Böhmen, Baiern, Würtemberg und Baden. Das erste merkwürdige Erlebniß auf derselben traf zwischen Regensburg und München. Ich reiste von Prag aus mit der Post und hatte da wenig und gar keine ansprechende Gesellschaft, weshalb ich mich schweigsam zurückzog. Das ging fort bis nach Landshut, wo ich nicht allein im Gasthause, in welchem zu Nacht gespeist wurde, viel muntere Gesellschaft fand, sondern wo auch einige Reisende nach München zutraten. Die Unterhaltung sprang von Einem aufs Andere, stockte aber, da der Mehrtheil der Gesellschaft einschlief, bald gänzlich. Da ließ ein Mann, der mir gegenüber saß, und der bisher sich ganz still verhalten hatte, einige Aeußerungen fallen, die mich aufmerksam machten und mich in eine Unterhaltung mit ihm zogen. Sehen konnten wir uns nicht, denn die Nacht war finster, und wir erriethen also gegenseitig unsre Persönlichkeit nur aus unserm Gespräch, was aber je länger, je interessanter wurde, und was uns endlich beiderseits trieb, uns nach unsern Namen zu fragen. Da lernte ich denn den Professor der Staatswissenschaften den Herrn Hofrath Dr. Medicus aus München kennen. Es war kurze Zeit vorher die Universität von Landshut nach München verlegt worden, und er, der dabei angestellt war, hatte noch Einiges in ersterer Stadt, die er erst vor einem Monat verlassen, zu ordnen gehabt. Da er mich als Schriftsteller seines Fachs kannte, so schien ihn meine Bekanntschaft eben so zu freuen, wie mich die seinige, und sie ward auch gleich so genau und innig geknüpft, daß sie im vollsten Sinne des Worts zur Freundschaft wurde. Dieser wahrhafte Ehrenmann erschöpfte sich in Gefälligkeiten gegen mich und ihm verdanke ich viele frohe und glückliche Stunden meines Lebens, die ich

später mit ihm und in seiner Familie verlebt habe. Sein grader und offener Charakter und seine große Gemüthlichkeit machte seinen Umgang zum angenehmsten, den man sich nur wünschen kann. Mit Allem, was nur das Münchner Leben Unterhaltendes und Erfreuendes bot, suchte er mich bekannt zu machen. Bei meinem spätern oftmaligen Aufenthalte daselbst war immer einer meiner ersten Gänge zu ihm. Und so gemüthlich, bieder und freundlich wie er, waren auch seine Kinder, die mich stets so herzlich, wie einen nahen Verwandten empfingen. Solche vortreffliche Menschen lassen einen die vielen Schlechten, mit denen man leider gar so oft zusammenstößt, vergessen.

Noch einen Ehrenmann lernte ich gleich bei meinem ersten Aufenthalte in München daselbst kennen. Es war der Staatsrath v. Hazzi. Fast nicht minder, wie der brave Medicus, ward mir dieser Freund und ich hätte es mir nicht verzeihen können, wenn ich ihn nicht bei meiner jedesmaligen Anwesenheit in dieser Stadt, die in der Folge öfter vorkam, hätte besuchen sollen. Er war zwar von Geburt kein Deutscher, oder wenigstens waren es seine Vorfahren nicht, aber sein Charakter war der eines solchen, und zwar, wie man ihn zu den besten zählen kann. Er war für das Wohl des Landes stets bedacht, und opferte, als Vorstand des landwirthschaftlichen Vereines, viel Zeit und Mühe, um der Landwirthschaft seines jetzigen Vaterlandes zu nützen, was jedoch nicht immer und überall im vollen Werthe anerkannt worden.

Schon durch diese beiden vortrefflichen Männer allein ward mir München gleich anfangs sehr werth, es ward mir dies aber in der Folge noch weit mehr durch die Verbindungen, in welche ich hier und überhaupt in Baiern kam, wovon ich im weitern Verfolge meiner Mittheilungen noch mehreres zu erzählen haben werde.

München macht auf den, der es zum erstenmale sieht, ähnlich wie jede andere große Stadt, einen mehr oder weniger günstigen Eindruck, je nachdem man bei guter oder schlechter Witterung hin kommt. Abgesehen davon, daß dieselbe auch auf die Gemüthsstimmung einwirkt, so erscheint auch Alles in einem andern Lichte, wenn man es in freundlichem Sonnenscheine, als wenn man es im Nebel und Regen sieht. Und Letzteres kann dem neu eintretenden Fremden gar leicht geschehen, weil

die Gegend von München, ja der größte Theil von ganz Baiern, einen vorzugsweise starken Regenfall hat. Daher mag es sich auch schreiben, daß hier die Regenschirme (Regendach genannt) so sehr im Gebrauch sind, daß selbst auf dem Lande wenig Menschen ohne einen solchen ausgehen, so daß man Baiern das Paradies der Paraplue-Macher nennen könnte. — Mir schien die Sonne, als ich in die Stadt kam, und ich konnte dies für ein gutes Vorzeichen nehmen, und daher machte auch diese Haupt- und Residenzstadt einen sehr günstigen Eindruck auf mich. Wen sollten übrigens nicht die neuen und schönen Straßen mit ihren großartigen und prachtvollen Gebäuden ansprechen, wer sollte sich nicht von den vielen in dieser Stadt vorhandenen und jedermann zugänglichen Kunstschätzen angezogen fühlen, und wer sollte nicht hingerissen werden, wenn er außerhalb der Stadt an den Ufern der Isar wandelt und in der Ferne das herrliche Diorama der Tiroler und Salzburger Alpen hat! — Wem nun noch, wie mir, das besondere Glück zu Theil wird, einen Bekannten und Freund noch vor dem Eintritte in die Stadt zu finden, der ihn alsbald in derselben orientirt, und ihn mit ihren besondern Schönheiten und Reizen bekannt macht, dem ist doch wohl das Geschick besonders hold. — In den englischen Garten, sowie auf die Bierfestung des Herrn Pschorr, und auf mehrere Vergnügungsplätze, ebenso auch nach Nymphenburg führte mich mein Freund Medicus. — Daß ich aber in der Folge durch ihn auch den Feldmarschall, Fürsten von Wrede kennen lernte, und von diesem aufs zuvorkommendste aufgenommen wurde, das war eine der schönsten Früchte meiner Bekanntschaft mit ihm. Hievon aber habe ich weiterhin noch mehreres mitzutheilen.

Schleißheim mit seiner landwirthschaftlichen Lehranstalt mußte ich sehen. Gleich am andern Tage fuhr ich hin. Es war früh gegen 9 Uhr, als ich ankam und mich alsbald bei dem damaligen Director der Anstalt, Herrn Schönleutner melden ließ. Er war, wie es schien, sehr beschäftigt, und ich wurde nicht sogleich angenommen. Endlich erschien er und kam mir anscheinend wohlwollend, obgleich mit einer gewissen Derbheit entgegen. Ich hoffte mich zu täuschen, als ich ein gewisses Mißtrauen in seinem Gesicht zu lesen glaubte, was sich zwar nur in einzelnen Momenten der Unterhaltung bemerkbar machte. In der

Folge ist mir hierüber ein Licht aufgegangen. — Meine Bitte, mich die Anstalt in ihrem Innern ein wenig sehen zu lassen, erfüllte er alsbald, führte mich auch selbst herum. Die Art und Weise, wie er in die Wohnungen der Zöglinge eindrang, berührte mich nicht angenehm, ließ mich auch die Lage derselben bedauern. Auch die Felder zeigte er mir und theilte mir das ganze Wirthschaftssystem mit. Je länger ich mich mit ihm unterhielt, desto offener und traulicher wurden wir gegenseitig und es schien mit ihm eben so zu gehen, wie ich es weiter vorn, bei der Brünner Versammlung vom Wirthschaftsrathe Köller erzählt habe. Er schien mich anders beurtheilt zu haben, wie er mich fand. Der Umstand, daß er weder ein großer Verehrer der Merinozucht, noch ein ausgezeichneter Held im Fache war, mochte jenen Zug des Mißtrauens, den ich auf seinem Gesichte wahrgenommen, veranlaßt haben, weil er wußte, daß ich viel auf diesen Zweig hielt und bereits mehreres darüber geschrieben hatte. — In späterer Zeit rückten wir hart an einander, als der Freiherr Speck von Sternburg sich in Baiern niederließ, eine Electoralheerde aufstellte und mit Schönleutner stark in Conflict kam. Ich trat auf des Ersteren Seite und machte mir damit den Letzteren zum erbitterten Feinde. Er vergaß sich jedoch so weit, daß er alle feinere Bildung — auf die er im Ganzen nicht viel zu halten schien — verläugnete und sich die gemeinsten Ausfälle erlaubte. Unter andern führte er mich in einem seiner Libelle, in Beziehung auf meine vielen Reisen, als „einen Mann auf, der sich in verschiedener Herren Ländern umher getrieben." In der Debatte vertheidigte er sich fast überall plump und unbeholfen und ward natürlich gut abgefertigt. Die ökonomischen Neuigkeiten weisen in den Jahrgängen 1829 und 1830 darüber mehreres nach.

Unter der Leitung eines solchen Mannes ließ sich von den Erfolgen des Instituts von Schleißheim freilich nicht das Glänzendste erwarten. Das Schicksal ist ihm jedoch in der spätern Zeit günstiger gewesen und auch gegenwärtig darf es, sowohl was seine Direction als seine ganze Verfassung anlangt, sich den bessern unsres deutschen Vaterlandes an die Seite stellen.

Nach Augsburg ging es von München aus. Bereits mehrjähriger Correspondent der allgemeinen Zeitung lag mir sehr viel daran,

den Redacteur Dr. Stegmann persönlich kennen zu lernen. Mit ihm ging es mir wie mit André. Wir kannten uns bereits geistig und so war die persönliche Bekanntschaft im Augenblicke gemacht. Eine Einladung zum Thee war mir höchst willkommen, weil das grade die Gelegenheit ist, wo man sich recht frei und gemüthlich ausspricht. Auch der Mitredacteur, Herr Professor Lebret war eingeladen und auch mit ihm war ich bald befreundet. Daß Stegmann mein schlesischer Landsmann war, das hob er zu meiner Freude und Genugthuung besonders hervor. Die Stunden vergingen wie Minuten, denn es war das, was wir zu besprechen hatten, so reichhaltig und wichtig! — Fast alle Jahre habe ich den würdigen Mann nachher besucht, bis ihn der Tod viel zu früh dahin raffte. Daß wir uns persönlich kennen gelernt und gegenseitig lieb gewonnen hatten, darüber äußerte der Freiherr von Cotta, als ich ihn ein paar Tage darauf in Stuttgart besuchte, große Freude.

Schon war meine Weiterreise beschlossen und sie sollte Nachmittags mit der Post stattfinden. Sie ward aber durch eine sehr angenehme Ueberraschung unterbrochen. Es war Sonntag früh und ich schickte mich eben an, in eine Kirche zu gehen, als sich der Freiherr von Lozbeck bei mir melden ließ. Er hatte das Werk „Meine Erfahrungen in der höhern Schafzucht" gelesen und das hatte ihn, da er Güter besaß, und sich für Landwirthschaft, speciell aber für Merinozucht interessirte, sehr angesprochen, was den Wunsch meiner persönlichen Bekanntschaft in ihm erzeugt hatte. Durch Dr. Stegmann hatte er meine Anwesenheit in Augsburg erfahren. Er lud mich zur Mittagstafel zu sich ein, was ich mit Freuden annahm. Mit mir zugleich war Dr. Stegmann, Professor Lebret und der Regierungsrath Baron von Perglas geladen. Welchen Genuß mir das hier vorgefundene physische und geistige Mahl, die beide von der höchsten Vortrefflichkeit waren, gewährte, das bleibt mir in steter Erinnerung. Dazu kam noch, daß die Gemahlin und die Töchter des Freiherrn hoch gebildet und außerordentlich liebenswürdig waren, und daß das Mahl in einem mit höchst geschmackvoll geordnetem Luxus ausgestatteten Gartenhause gehalten wurde. Und damit sich Alles vereinige, was den Tag zu einem der genußreichsten meines Lebens machte, so leuchtete ihm auch eine klare Sonne und eine milde und weiche Luft spielte

in den Blumen und Gesträuchen, die den Platz umgaben, auf welchem der Kaffee gereicht wurde. So konnte ich wohl diesen Tag (24. Aug. 1828) als einen der besonders glücklichen meines Lebens bezeichnen.

Da mir jedoch mein Reiseplan Eile gebot, so fuhr ich noch mit der Abendpost von Augsburg ab. Sie war sehr stark besetzt und die Passagiere drängten sich im Hofe des Posthauses. Ob eine Reise angenehm oder verdrüßlich werden soll, das hängt auch mit von der Gesellschaft ab, mit der man auf ihr zusammenkommt. Unter den vielen, die hier standen, um mitzufahren, fing ich an, Musterung zu halten und suchte mir einstweilen in Gedanken meinen Nachbar aus. Da waren drei, die ich nicht, und zwei, die ich vorzugsweise wünschte. Von den dreien war einer ein katholischer Geistlicher, dessen hierarchischer Blick mir nicht gefiel; der Andere war der aus Breslau gebürtige Dr. H., der viel Rumor in der literarischen Welt gemacht hat, und auf dessen Gesicht ich viel zu lesen glaubte, was ich an mir nicht erfahren möchte; und endlich ein Benarbter, der so entstellt war, daß sein Anblick abschreckte. Die Beiden, deren Nachbarschaft ich wünschte, waren Männer von mittleren Jahren mit feinem Anstriche und geistreichen Gesichtern. Den Einen von ihnen bekam ich erst von Ulm aus zum Nachbar, es war ein Freiherr von Wessenberg.

Als wir nun in den Postwagen stiegen, siehe, da kam der Benarbte an meine Seite. Mein Verdruß hierüber verminderte sich jedoch bald, wie wir kaum aus der Stadt hinaus waren. Mein Nachbar war Kaufmann in Augsburg, hieß Zoller und war Der, welcher durch die Brutalität einiger Officiere so zerfetzt worden war, wovon seiner Zeit viel in öffentlichen Blättern gestanden hat. Die Sache war diese. Zoller hatte mit mehren Bekannten und Mitbürgern das Andenken der Siege der Alliirten vom Jahre 1813—15 in einem Gasthofe gefeiert (irre ich nicht, so war es im Jahre 1820), und man hatte neben der baierschen Armee auch insbesondere auf die Gesundheit des Feldmarschall Fürsten Blücher getrunken und dessen Thaten hoch gerühmt. Das hörten einige Officiere und nahmen Aergerniß daran. Ohne Zweifel waren sie berauscht. Es kam zum Streite und da die Officiere bei weitem in der Minderzahl waren, mußten sie das Feld räumen. Hierüber erbittert, lauerten sie den

Bürgern auf der Straße auf. Als nun diese, sich nichts Arges versehend, nach Hause gehen wollten, fielen jene einzeln über sie her und richteten einige so zu, wie es mein Zoller noch bewies. Es ward diesen von den Behörden glänzende Genugthuung und die Officiere wurden hart bestraft. — Jetzt war mir mein Nachbar erst interessant und seine Narben waren Empfehlungen für ihn. Er war übrigens ein so kluger, welterfahrner und gemüthlicher Mann, daß ich mich jede Minute wohler in seiner Nähe fühlte. Jetzt konnte ich mir erklären, was mir im Hofe des Posthauses zu Augsburg unbegreiflich war und mir nur als Grimasse erschien, daß nämlich eine junge, sehr hübsche Frau, Zollers Gattin, denselben dahin begleitet hatte, und ihn beim Abschiede mit den größten Zärtlichkeiten überhäufte.

Wir musterten mit einander die Physiognomieen der Mitreisenden, und Zoller war mit mir einverstanden, daß er die Erfahrungen, welche auf des Doctors H. Gesicht zu Tage lagen, nicht gemacht zu haben wünsche. In Stuttgart erfuhr ich, daß dieser geniale Mann eben von einem Genie-Streich gekommen sei. Er war nämlich mit einem Mädchen aus einer angesehenen und reichen Familie in Augsburg bekannt worden, und hatte, da ihm deren Eltern ihre Einwilligung zur Verbindung versagten, einen sehr originellen Weg eingeschlagen, diese zu erlangen. Folgendes war der Modus, den er wählte. Er hatte das Mädchen, dessen Eltern grade nicht zu Hause waren, beredet, sich in Staat zu werfen, in seiner Gesellschaft Besuch bei allen ihren Verwandten und Bekannten zu machen, und sich als Verlobte vorzustellen. Der Vater ging jedoch, als er zurückkehrte, nicht auf den Spaß ein, wies vielmehr den Herrn Schwiegersohn in spe aus dem Hause. Und von dieser Lustfahrt kam er eben.

In Ulm ging Zoller ab und ich bekam nunmehr den Freiherrn von Wessenberg zum Nachbar. Dieser kam aus der Schweiz, und seine Unterhaltung, als die eines überaus geistreichen Mannes, gewährte mir den höchsten Genuß. Schade nur, daß es Nacht war, und daß Müdigkeit und Schlaf, die uns beide überwältigten, dieselbe abbrachen.

In Geislingen ward gefrühstückt und mir war, da ich zum erstenmale durch diese Stadt kam, der stürmische Zudrang von Frauen mit Horndrechslerwaaren ziemlich unterhaltend. Sie mußten durch die

Bedienung des Gasthofes fast mit Gewalt entfernt werden, denn ihrer, in's Kecke gehenden Zudringlichkeit erwehrten sich die Gäste nicht. Später habe ich einmal hier übernachtet und da ich grade gut gelaunt war, so ließ ich diese Händlerinnen gewähren, bis dann aber der Trödel zu arg wurde, und es fast so weit kam, daß sie mir mein Zimmer gestürmt hätten. Da mußte denn wieder die physische Gewalt der Kellner einschreiten.

Mein erster Gang, als ich zu Mittage in Stuttgart angekommen, war zu meinem Freunde, dem alten André. Ich traf ihn nicht in seiner Wohnung und hörte, er sei auf dem Bopser*). Sofort ging ich ihm nach und traf ihn baarhäuptig, mit dem Hute in der Hand. Trotz der Entblößung von Haaren war es ihm dennoch, wenn er spazieren ging, fast unmöglich, den Kopf bedeckt zu haben. Mit herzlicher Freude, fast wie Brüder, umarmten wir uns. Der Spaziergang ward fortgesetzt, denn wir hatten uns ja so vieles mitzutheilen, was sich hier grade recht gut thun ließ. Die Mitredaction der ökonomischen Neuigkeiten, die er mir antrug, kam hier zur Sprache. Ich übernahm sie um so lieber, als ich es schon aus Rücksicht für meinen damals schon oft kränkelnden Freund that, als ich aber auch eine besondere Vorliebe für dieses Blatt hatte. Einige Jahre später besorgte ich sie, da seine Kränklichkeit zunahm und er unter seinen andern Arbeiten fast erlag, meistentheils allein, wofür er mir zusagte, mir dieselben dereinst als ein Vermächtniß zu hinterlassen. Daß man diesen seinen letzten Willen nicht geehrt hat, davon werde ich in der Folge noch etwas mitzutheilen haben.

Mit dem Herrn Baron J. G. von Cotta war ich zwar im Jahre 1825 nur insofern bekannt geworden, daß ich mit ihm in literarischen Verkehr trat; diese Verbindung aber nahm mit der Zeit die Gestalt von Freundschaft an, die in den folgenden Jahren immer inniger wurde. Daß ich ihn gleich nach André besuchte, das war in der Ordnung. Es wurden neue Entwürfe und Pläne besprochen, wovon einer der war, daß ich das Werk „Die deutsche Landwirthschaft nach ihrem jetzigen Standpunkte" schreiben und es Sr. Majestät, dem Könige von Würtemberg zueignen wollte. Als ich später um die höchste Genehmigung dieser Zu-

*) Ein mit Weinreben bepflanzter Berg bei Stuttgart.

eignung einkam, ward sie huldreich gewährt, was denn machte, daß ich desto freudiger an's Werk ging. Soll ich aber eine gewissenhafte Selbstkritik über dies Werk geben, so darf ich nicht verschweigen, daß ich ihm damals noch nicht gewachsen genug war, und es lieber für eine spätere Zeit hätte aufschieben und alsdann gründlicher und umfassender abhandeln sollen.

Am andern Tage hielt ich mit meinem alten lieben André, und noch mehreren guten Freunden und Fachgenossen, unter denen auch der damalige Hofrath Weckherlin war, ein gemeinschaftliches Diner in Cannstadt, wo neben der innigsten Harmonie Heiterkeit und Frohsinn den Vorsitz führten, und wo in ernster und scherzender Unterhaltung die Zeit eben so angenehm als nützlich verfloß.

Eine Ausfahrt auf die königlichen Domänen mit Weckherlin machte die Anwendung des ganzen darauf folgenden Tages. Man muß es selbst gesehen haben, was diese Domänen insbesondere an schönem Viehe aller Art aufzuweisen hatten, und eben so auch noch haben, um mich des Rühmens derselben zu überheben. Und neben diesem hat insbesondere Weil eine so über alle Beschreibung reizende Lage, und man hat von dem Pavillon herab eine so wundervolle Aussicht, die sich gar nicht beschreiben läßt. Kurze Zeit vorher war der alte herrliche König Max von Baiern dagewesen und hatte im Uebermaaß des Genusses ausgerufen: „Das ist gar zu schön, das muß meine Frau auch sehen.“ Die Genugthuung ist ihm nicht geworden, denn er starb, ehe dieser Wunsch und Entschluß zur Ausführung kam.

Von Cotta bekam ich durch Vermittelung des Hauses Federer einen Creditbrief nach Paris an J. Lafitte. Ein solches Papier übt, wenn man es in der Busentasche trägt, eine magische Gewalt aus, und giebt einem ein gewisses Selbstgefühl, welches alle Besorgnisse, wie es auf der Reise gehen werde, beseitigt. Und nun ging es wohlgemuth auf dem Eilwagen aus Stuttgart hinaus nach Baden zu. Da derselbe Abends abging, so konnte ich von der Gegend nichts sehen, was ich bei einer spätern Reise nachholte, wobei ich aber fand, daß ich damals nicht gerade viel verloren hatte. Ueber Berg und Thal, die weder sehr schön

noch romantisch sind, geht es dahin. Selbst Pforzheim hat außer seiner Erinnerung an seine dreihundert Heroen, nichts Anziehendes.

Ich kam nach Carlsruhe, dieser nach dem Lineale gebauten eigenthümlichen Stadt. Hier hatte ich eine Empfehlung an den Intendanten der Staatsdomänen, den Dr. Herrmann. Bieder und liebevoll kam er mir entgegen, als er kaum meinen Namen vernommen, und fast eben so hingebend und unermüdlich, wie Medicus in München, suchte er mich mit allem Schönen, Merkwürdigen und Unterhaltenden der Stadt bekannt zu machen. Dessen war nun freilich nicht so viel, wie dort, und wir wurden so ziemlich in einem Nachmittage mit Allem fertig. Am meisten sprach mich die Aussicht vom Schloßthurme an, die ein überraschend schönes Panorama bot. Des Abends ward das Theater besucht, und als hätte ich gleichsam eine Vorahnung gehabt, welch furchtbares Unglück sich dereinst hier ereignen könnte, so war mir in demselben gewissermaßen unheimlich, denn ich dachte bei dem Spektakelstück, was eben gegeben wurde, an Feuersgefahr. Ich hatte mit Herrn Herrmann wegen zwei nach Schlesien gesandten Partieen von Merino's zu verhandeln. Diese Schafe waren auf die, damals dem Könige von Baiern gehörigen, in der Nähe von Liegnitz in Schlesien liegenden Güter Malitsch und Zubehör gekommen. Der erste Transport war schön, befriedigte die Erwartung und entsprach dem darauf angelegten Preise. Nicht Gleiches konnte man vom zweiten sagen, und das war es, worüber ich gern Auskunft hätte haben mögen, weil ich die Schafe alle hatte durch meine Hände gehen lassen und genau wußte, was daran war. Herr Herrmann stellte es in Abrede, daß der zweite Transport geringer gewesen sei, wie der erste. Und doch war es nicht anders. Diese Merino's zeichneten sich durch stattliche Körpergestalt und Wollreichthum aus, und da man damals schon anfing, darauf aufmerksam zu werden, daß man mit dem alleinigen Streben nach höchster Wollfeinheit auf einen Abweg gerathe, so erregten die Thiere Aufsehen, auch war der erste Transport von einer Wollqualität, die über Prima, ja zum Theil in Electa rangirte. Der zweite stand ihm hierin allerdings nach. Die aus diesem Stamme gegründete Schäferei fand, als sie Zuchtvieh ausbot, viel Kunden, konnte auch, da sie gleich aus 500 Stück Mutterschafen gebildet war, in wenig

Jahren viel abgeben. Sie hätte können viel Segen über mein Vaterland Schlesien bringen, hat aber statt dessen großes Unheil verbreitet, denn es riß die Traberkrankheit furchtbar in ihr ein, so zwar, daß dieselbe fast die ganze Zuzucht dahin raffte. Auch verbreitete sie sich durch die dort gekauften Böcke in einem weiten Umkreise und richtete unsäglichen Schaden an. Wie es damit gekommen, das ist ein Räthsel geblieben, denn von Seiten der badenschen Administration ward steif und fest behauptet, daß man in den dortigen Schäfereien diese Krankheit noch nicht kenne.

Die Fahrt von Carlsruhe nach Straßburg machte ich mit einem Landkutscher (Hauderer). Dergleichen Fuhrwerke habe ich in der Folge von allen Sorten kennen gelernt. Die schlechtesten von ihnen sind wohl ohne Frage die Privat-Stellwagen in Oestreich, von denen ich noch zu sprechen Gelegenheit finden werde. Die hier getroffene Landkutsche gehörte zu den bessern ihrer Art, so daß ich nicht gehindert war, die Reise zu genießen, indem ich die Gegend übersehen konnte, was durch schönes Wetter noch begünstigt ward. Als Landwirth interessirte mich vorzüglich der hiesige Hanf- und Rübenbau. Letzterer ist musterhaft und es könnten meine Landsleute sich dort darüber belehren. Indeß darf ich nicht verschweigen, daß man den letztern in der Nähe von Breslau fast ebenso betreibt. Es werden nämlich die in die Stoppeläcker gesäten Rüben, sobald sie ein Bischen herauswachsen, mit der Handhacke bearbeitet, der Boden aufgelockert und alle überflüssigen Pflanzen vernichtet, damit die stehengelassenen Platz haben, sich auszubreiten und groß zu werden. An vielen Orten anderwärts glaubt man mehr Gewinn zu machen, wenn man alle aufgegangenen Pflanzen stehen läßt, wo dann immer eine die andere unterdrückt und aus keiner etwas Rechtes wird, zumal man in der Regel noch den Samen viel zu dicht ausstreut.

Der Hanf erreicht in den Niederungen Badens in der Nähe des Rheins eine Höhe, die mich, da ich so etwas noch nicht gesehen, in Erstaunen setzte. Man war gerade damit beschäftigt, ihn zu raufen, und es standen die Arbeiter — fast lauter Männer — in demselben, wie in einem jungen Walde. Der Hanf ging, da er 10—12 Fuß hoch war, in Manneslänge über ihre Köpfe hinaus. Das Raufen ist für solches Gewächs eine schwere Arbeit, weshalb sie wohl auch nur von Männern verrichtet wird. Wenn

es sehr trocken ist, so begreife ich nicht, wie man sie ausführt, denn ich sollte meinen, es müßten alsdann die Stengel förmlich gerodet werden.

Ein wunderbares Gefühl ergriff mich, als ich den Brückenkopf bei Kehl passirt war, und nun über den Rhein hinüber nach Frankreich fuhr. Am jenseitigen Ufer angekommen, ward der Reisepaß abgenommen und mit einem andern — französischen — vertauscht, dessen Randseite den Abschnitt zeigte, welcher mit dem deutschen Passe nach Paris geschickt wurde. Vexationen waren jedoch mit dieser Auswechselung nicht verbunden und das Benehmen der Beamten war human und gefällig.

Von Straßburg hatte ich in den Jahren meiner Kindheit viel erzählen gehört, es lag also für mich über dieser Stadt ein poetischer Nimbus, der dadurch, daß es die erste war, die ich in Frankreich betrat, noch vermehrt wurde. Im Gasthofe, wo ich einkehrte, fand ich eine höfliche Aufnahme und prompte Bedienung. Alles sprach hier deutsch und französisch, so daß man wählen konnte, in welcher von beiden Sprachen man sich verständigen wollte. Trotz der schon so langen französischen Herrschaft hatte sich der alte deutsch-reichsbürgerliche Anstrich noch nicht verloren und es kam mir hier sehr Vieles wie in Augsburg vor. Es war ein Sonnabend (30. August 1828), wo ich hier ankam. Sonntag zu Mittage besuchte ich die Domkirche und wohnte einer Militärmesse bei. Das französische Militär mit seiner damals neuen Uniform, bei der die rothen Hosen besonders hervorstachen, schien mir zu einer solchen religiösen Handlung gar nicht recht zu passen, denn ich hatte es in den Jahren 1805—7 und 1812/13 in meinem Vaterlande nie in solcher Function gesehen, mir es auch in dieser Beziehung stets sehr frivol gedacht. Dies aber machte mir die Scene noch interessanter, die mir wie eines der großartigsten Schauspiele vorkam.

Nachmittags bestieg ich den Münster. Heiterer Himmel und eine reine durchsichtige Atmosphäre waren mir günstig. Auf der Platform angekommen, mußte ich mich erst fassen, um das Alles, was von hier aus zu schauen war, mit Muße vorzunehmen. Die Einrichtung, daß oben auf einer horizontalen Scheibe alle Richtungen, die nach bekannten und merkwürdigen Orten zeigen, in Linien angegeben sind, ist für den Fremden sehr dankenswerth, weil er sich ohne einen Führer über Alles selbst unterrich-

ten kann. Mit großer Vorliebe für die Heimath suchte ich da die Linien nach Augsburg und Dresden, weil sie die Richtung nach meiner Vaterstadt zeigten. Während ich oben war, stiegen einige kühne Handwerksburschen bis hinauf in die sogenannte Laterne und sie konnten die Aussicht von da herab nicht genug rühmen. Mir genügte die von der Platform aus. Daß hier oben bei dem Thurmwächter eine Art von Restauration angebracht ist, das mag den durstigen Seelen nicht übel behagen. Ich fühlte mich von allen körperlichen Bedürfnissen frei. Wie weit und wie herrlich die Aussicht von hier herab sei, das läßt sich nicht schön genug beschreiben. Ich gab zur damaligen Zeit in das Stuttgarter Morgenblatt eine Abhandlung unter dem Titel „Höhenpunkte", wo ich auch diesen aufgenommen.

Wenig Ruhe gönnte ich mir den ganzen Tag, denn es lag mir daran, sowohl die Stadt in ihrem Innern, als auch in ihren nächsten Umgebungen kennen zu lernen. Meistentheils fand ich an ihr und an der Bevölkerung deutschen Körper mit französischer Bekleidung. Nur im Theater war Alles französisch bis zu der Unart, in Bogensätzen über die Bänke zu springen und dabei wenig auf die darauf Sitzenden Rücksicht zu nehmen, deren sich eine Menge junger Leute schuldig machten, ja worein sie gewissermaßen etwas zu legen schienen. Das Publikum schien an diese Unsitte so gewöhnt zu sein, daß es ruhig dabei blieb, den Störenfrieden auswich und sich sodann gemüthlich wieder zurechtsetzte. — Der Dialog ward im Theater so rasch gesprochen, daß ich wenig oder nichts davon verstand, und daß ich schon bange wurde, es würde mir in Frankreich überall so gehen. Indeß fand ich dies in Paris viel besser.

Mit der Messagerie der Herrn Lafitte und Caillard fuhr ich weiter, und zwar vorläufig nur bis nach Nancy. Es gingen damals regelmäßig früh und Abend zwei solche, nämlich nebst der genannten noch die Messagerie royale. Man rieth mir zu jener, als der, wo man bequemer und rascher fahre. Ich bekam zu meinem Nachbar einen sehr gebildeten Excapitain aus Napoleons Armee, der ihm bis an die Loire gefolgt, und bei seiner Abdankung den Militärdienst verlassen hatte. Er war durchaus kein Royalist, machte auch wenig Hehl daraus. Von seinen Feldzügen sprach er mit großer Vorliebe und mit Enthusiasmus. In Deutschland war er

an vielen Orten gewesen, wo ich genau bekannt war. Auch mein Vaterland Schlesien hatte er durchzogen und rühmte es sehr als ein gutes Land. Die Unterhaltung mit ihm war anziehend und wurde es für mich besonders auch dadurch, daß er überaus correct französisch sprach, mir folglich seine Mittheilungen so verständlich waren, als geschähen sie in meiner Muttersprache. Er war durch und durch Franzose, und überstürzte sich als solcher (so zu sagen) in Artigkeiten und Verletzungen. Denn in einem Athem machte er mir oft schmeichelhafte Complimente und sagte mir freilich wohl ohne es zu wollen bald darauf wieder Sottisen. Er rühmte die Deutschen und namentlich die Preußen als treu, ehrlich, verlaßbar und industriös, sprang aber im Augenblicke in Lobrednerei der Franzosen, vornämlich als Soldaten über, und setzte, als Folie dazu, die Deutschen fast verächtlich herab. Dessenungeachtet, ja gerade deshalb war mir seine Unterhaltung sehr interessant, und wir wurden ganz kordial, so zwar, daß er mir seine Adresse nach Paris gab, wovon ich aber keinen Gebrauch gemacht habe, weil ich dort anderweitig sehr in Anspruch genommen war.

In Nancy (Nanzig auf deutsch, wie es auch viel in dasiger Gegend genannt wird) blieb ich, weil ich mir vorgenommen hatte, nach Roville zu fahren, um die dasige berühmte Oekonomie und ihren Eigenthümer Herrn von Dombasle zu besuchen. Es ward bald Anstalt zu einem Fuhrwerk gemacht, und endlich rückte eine zweirädrige Karrete an, die mit einem miserablen Gaul bespannt war und von einem zerlumpten Kutscher geführt wurde. Sie hatte nur einen Sitz und ich mußte observanzmäßig neben dem eleganten Jungen Platz nehmen. Wehe mir aber, hätte ich es ihn merken lassen, daß mir dies ein wenig despektirlich vorkam. Sein Ehrgefühl wäre schwer verletzt worden, und ich glaube, er hätte augenblicklich angehalten, mich zum Absteigen genöthigt, und wäre seine Wege gefahren. So ging es denn fort, anfangs langsam, weil dem Gaule die Füße noch zu steif waren, bis er allmälig in kurzen Trab kam. Ehe wir jedoch zur Stadt hinaus waren, wollte er in eine Seitengasse einbiegen, wo er seinen Stall wußte. Nur mit Mühe konnte ihn der Kutscher von diesem Vorhaben abbringen.

Es war früh gegen neun Uhr, als wir abfuhren. Schon den ganzen Morgen hatte der Himmel mit Regen gedroht, und wir waren kaum eine

halbe Stunde von der Stadt, als die Drohung in Erfüllung ging. Der Kutscher meinte, es werde nicht viel machen. Ihm, als in der Gegend bekannt, traute ich. Aber er hatte sich getäuscht. Der Regen nahm zu. Dennoch würde ich mich an der Ausführung meines Vorhabens nicht haben hindern lassen, wenn nicht ein neuer unangenehmer Zufall hinzugetreten wäre. Mein Fuhrmann hatte einen unrichtigen Weg eingeschlagen, der bald so schlecht wurde, daß wir kaum weiter konnten. Nun war meine Geduld zu Ende und ich gab Befehl zum Rückzuge. Nur mit Widerstreben entschloß sich mein Kutscher dazu, auch mußte, ehe er es that, der Punkt wegen der Ablohnung in Richtigkeit gebracht werden. Er verlangte das Volle der akkordirten Summe, nämlich acht Franken, ich wollte ihm, da er mich irre gefahren, nur zwei geben. Nach langen Debatten wurden wir um die Hälfte einig und ich war, als wir zurück kamen, für 4 Franken $1^1/_2$ Stunde gefahren und hatte den Verdruß und völlige Durchnässung als Zugabe.

Nun konnte ich nichts Besseres thun, als mich im Gasthofe in's Bett legen, was mir ganz lieb war, da ich die Nacht im Postwagen nicht geschlafen hatte. Als ich nach ein paar Stunden erwachte, schien die Sonne in's Zimmer und es war, als hätte ich nur nicht sollen nach Noville kommen. Mir war das schöne Wetter recht, denn nun konnte ich Nancy genauer kennen lernen. Der große öffentliche Platz und die schönen Spaziergänge geben dieser Stadt ein hübsches Ansehen und gewähren Unterhaltung, die sonst, bei dem Mangel an Lebendigkeit, fehlen würde. Als ich des Abends beim Zapfenstreiche den Platz besuchte, begegnete ich noch einmal meinem Kapitain, der es sehr bedauerte, daß ich schon den andern Tag abreisen wollte, und daß wir auf die Art nicht wieder Reisekameraden wurden, da er noch einen Tag länger hier verweilen mußte.

Nun ging es am 3. September früh um 9 Uhr weiter. Alle Plätze waren auf der Messagerie besetzt. Ein solcher Wagen bestand aus vier Haupttheilen, nämlich zuerst war das Coupé, wo die Plätze am theuersten waren; sodann das Interieur, mit etwas niedrigerer Taxe, die bei den folgenden zwei Abtheilungen noch geringer war; nächstdem die Rotonde, der hinterste, vom Interieur geschiedene Theil des Wagens, und endlich die Gallerie, oder das Paradies, d. i. das Obere des Wagens, welches eine Etage über den

genannten untern drei Gemächern war, das aber keine weitere Bedeckung hatte und nur mit einem Geländer eingefaßt war, welches zugleich die Lehne der rundherumgehenden Sitze bildete. Im Coupé waren drei, im Interieur sechs, und in der Rotonde wieder drei Plätze. Oben konnten leicht 12 Personen untergebracht werden, und wir bekamen deren unterwegs wenigstens so viel, lauter Militär-Einsteher, welche in die betreffenden Garnisonen reisten. Dies war ein munteres Völkchen, was sich von dem erhaltenen Geld bene that und ziemlichen Trödel machte. — Das Coupé, wohin ich gern wollte, war bereits von drei Damen in Beschlag genommen, und ich müßte in's Interieur. Hier fand ich, wie es sich in der Unterhaltung ergab, einen Fabrikanten aus Mühlhausen, einen Offizier außer Diensten, ein paar junge Damen und einen Herrn Karl. Letzterer ward nie anders als so genannt, so daß es unentschieden blieb, ob dies sein Tauf- oder sein Familien-Name war. Mir ist derselbe bei den Verhören in dem Polenprocesse in Berlin eingefallen, wo auch einer vorkommt, den man mit dem Namen Karl bezeichnete. Der meinige war ohne Zweifel ein polnischer Emigrant, wenigstens deutete Alles darauf hin. Er sprach, wie alle gebildeten Polen, das Französische sehr korrect. Mit dem Ex-Offiziere schien er genauer bekannt zu sein. In der Unterhaltung war er vorsichtig und gemessen. Einmal traf es sich, daß er deutsch sprach, woran man, so richtig er es sonst auch betonte, dennoch den Polen erkannte. Es war dies bei einer Gelegenheit, wo die Franzosen, wie gewöhnlich, ihre Ignoranz in der Geographie und Statistik bethätigten. Man sprach von der Pferdezucht und rühmte insbesondere die von Mecklenburg. Ja! meinte der Offizier und der Fabrikant, das geht nur da oben in Deutschland, wo das Land wenig Werth hat, und wo weite Strecken wüst liegen, die zu nichts als zur Viehweide dienen. Cheznous (in Frankreich), meinten sie, habe der Grund und Boden viel zu hohen Werth, um Pferde darauf zu erziehen. Daß bei uns in Deutschland im Allgemeinen und verhältnißmäßig die Agricultur auf einer höhern Stufe, wie in Frankreich stehe, das einzuwenden, hätte ich nicht wagen mögen. Ich lächelte daher blos bei diesen Aeußerungen, und deshalb sagte Herr Karl, der dies bemerkte, zu mir: Sie sind gewiß ein Deutscher, worauf wir noch einige Worte mit einander wechselten und wornach ich inne ward, daß er auch in Breslau genau bekannt war.

In Bar le Duc ward des Abends um 6 Uhr dinirt. Für die Passagiere hatte das Diner überall seine bestimmte Taxe, die bedeutend niedriger war, als die, wonach man sonst als Reisender speiste, wie ich Gelegenheit hatte, mich später zu überzeugen. Wir bezahlten die Person 3 Franken, und das war fast auf der ganzen Tour gleich, wofür wir 5—6 Schüsseln und eine kleine Flasche Rothwein hatten. Das Essen war überall gut und reichlich, so daß man die angegebene Taxe billig finden mußte. Uebrigens lassen die Franzosen ihren Gastwirthen nicht so viel hingehen, wie wir Deutschen, denn sie rügen jeden Uebelstand ohne Rückhalt und nehmen den Wirth, der sie in irgend einer Art übersetzen will, hart her. Reis't man dagegen als Fremder und zwar allein, wie ich es später that, so wird man bis in's Unverschämte geprellt. Denn so genau es sonst der Franzose mit der Ehre nimmt, so sieht er es im Handel und Wandel für einen unschuldigen Pfiff, ja fast für eine lobenswerthe Klugheit an, wenn er seine Forderung über die Gebühr spannen und einziehen kann. — Es war mit dem Postgasthause in Bar le Duc auch eine Conditorei verbunden, die, wie mir meine Reisegefährten versicherten, auf der ganzen Route nicht ihres gleichen hatte. Die Damen bewiesen dies thatsächlich, denn sie kauften Confituren, so viel sie davon nur fortbringen konnten. Einige Herren thaten es ihnen nach.

Wir kamen um Mitternacht durch Vitry, wo etwa eine Viertelstunde verweilt wurde. Der Mond stand voll mitten am Himmel und die Nacht war krystallklar. Da bot sich uns ein herrlicher Anblick. Die Kathedrale, frei auf einem Platze und etwas hoch stehend, ragte mit ihrem Thurme hinauf in die helle Nacht und stand wie verklärt vor uns. Ich erinnere mich nicht, je in meinem Leben ein so prachtvolles, anziehendes und so imponirendes Gebäude gesehen zu haben. Die Zeit und die Art ihrer Beleuchtung mochten das ihrige dazu beitragen. Meine Reisegefährten bewunderten mit mir diesen herrlichen Bau. Mir ist das Andenken an diesen Anblick treu im Gedächtniß geblieben und es steht in der Erinnerung noch lebhaft vor meiner Seele.

So wenig ich auch in der Nacht vom Lande sehen konnte, so war mir der fortwährende weiße Schimmer des Kreidebodens doch genug, um mich über den verlorenen Anblick zu trösten. Die in ihrer äußern Er-

scheinung trostlose Champagne kannte ich schon aus Beschreibungen und es war mir beinah willkommen, daß wir sie in der Nacht passirten. Nur die Namen der Städte, welche im letzten Feldzuge oft genannt worden, waren mir nicht gleichgültig, weil ich mich in ihrer Nähe lebhaft jener Zeit erinnerte.

In Chalons sur Marne ward Frühstück gehalten und ob es gleich noch ziemlich früh war, so mußte doch der hiesige berühmte Champagner-Wein gekostet werden. Er stimmte uns Alle poetisch und machte die nächsten Stunden sehr unterhaltend. Nur gar zu schnell kam der Conducteur mit seinem halb befehlenden, halb einladenden: „Messieurs, en route!“ was uns zwang, die letzten Gläser in Hast hinabzustürzen.

Montmirail war die letzte Stadt, wo uns einige Rast gegönnt wurde, denn hier ward das letzte Diner und zwar Nachmittag um 4 Uhr gehalten. Um jedoch die Gegend um die Stadt zu sehen, was mir wegen ihrer strategischen Lage und wegen der hier stattgefundenen Gefechte lieb gewesen wäre, dazu war nicht Zeit genug. Die uns gestattet war, reichte nur gerade zum Einnehmen des Mittagsmahles zu.

Endlich kamen wir am 5. September früh um 7 Uhr in Paris an, hatten folglich von Nancy an 46 Stunden gebraucht. Im Hof bei Notre Dame des Victoires ward angehalten, und alsbald umstand den Wagen ein Heer von dienstbaren Geistern, wovon ein jeder einen andern Gasthof oder ein Hôtel garni als Absteigequartier empfahl. Das brachte die Angekommenen in große Verlegenheit. Nachdem ich die Menge der Zudringlichen gemustert, wählte ich einen, dessen Gesicht mir am ehrlichsten zu sein schien. Er brachte mich in das Hôtel des Colonies in der Straße Richelieu. Hier war ich ziemlich gut aufgehoben. Ein deutscher Lohnbedienter, den ich wünschte, erschien bald. Es war ein ernster, gesetzter Mann, der aber meinem Kaspar Hofer, den ich einstmals in Wien gehabt, an Gewandtheit nicht gleich kam. Ja dieser war eher ein Mentor, und er hätte für einen jungen unerfahrenen Mann recht gut sein können.

Ein spaßhaftes Qui pro Quo kam mir gleich in den ersten Stunden vor, was durch meine Unbeholfenheit im Französischen entstand. Ich fragte den Kellner nach einem Appartement, in dem Sinne, wie wir das Wort im Deutschen gebrauchen. Er konnte mir nicht gleich Bescheid geben und lief

eilig hinab, um die Wirthin zu rufen. Was er unter den obwaltenden Umständen mit dieser wollte, das war mir ein Räthsel. Sie kam und entschuldigte sich höflichst, daß sie außer dem Zimmer, was ich inne hatte, kein anderes mehr, am allerwenigsten aber noch ein ganzes Appartement frei habe. Jetzt entsann ich mich, was ein solches eigentlich bedeute, mußte lachen und nahm den Kellner bei Seite, um ihm mein Anliegen deutlicher zu sagen. Die Wirthin, bei der ich mich möglichst entschuldigte, ging lächelnd ab. Da ich hier von einer Dame spreche, so muß ich anführen, daß das Hôtel einer Wittwe gehörte, die es mit einem Sohne und zwei Töchtern inne hatte. Der Sohn war Officier gewesen und hatte die Feldzüge in Deutschland mitgemacht. Ich ward mit ihm bald genauer bekannt.

Mir lag daran, Paris möglichst genau kennen zu lernen und deshalb drang ich auch in meinen Lohnbedienten, mir einen Plan zu entwerfen, nach welchem ich meine Zeit in dieser Beziehung am besten anwenden könnte. Vor allen Dingen ward die Beschreibung nebst dem Plan von Paris gekauft, um mich zuvörderst mit Allem bekannt zu machen, was merkwürdig und sehenswerth war. Ob ich nun gleich die ganze Nacht gefahren war und nicht geschlafen hatte, so machte ich doch gleich am ersten Tage meiner Ankunft noch ein recht beachtenswerthes Tagewerk, denn ich ging in's Palais royal, in die Bildergallerie und in den Garten der Tuilerien. Des Abends besuchte ich das Theater des Variétés, in welchem ich eine große Aehnlichkeit mit dem Leopoldstädter in Wien fand. Nur Schade, daß ich sehr wenig verstand, weil sehr rasch und auch viel im Volksdialekt gesprochen wurde. Ermüdet, wie ich war, wurde mir die Sache doch zu lang, und ich ging nach dem ersten Stück nach Hause. So schwer, wie die Schaulust des Franzosen zu befriedigen ist, der es im Theater nicht leicht unter 4—5 Stunden thut, so leicht ermüden wir Deutschen, und es dürfte wohl wenigen meiner Landsleute gegeben sein, vom Anfang bis zum Ende in einem französischen Schauspielhause auszuhalten. Die Contremarke, die ich bekam, hatte ich im Zimmer hingeworfen; mein Lohnbedienter aber bedauerte, daß er sie gestern Abend nicht gehabt hatte, weil er da einen Franken hätte dafür bekommen können. Da ward ich inne, was die an der Thüre des Schauspielhauses stehenden Colporteurs gewollt hatten, als sie mich beim Herausgehen mit den kurzen Worten anredeten: Monsieur, votre carte.

Der Eindruck, den das Palais royal auf mich machte, war ganz der erwartete. Alles, was ich davon gehört, das fand ich hier bestätigt. In Wien auf dem Graben und auf dem Kohlmarkte hatte ich Aehnliches gesehen, nur daß dort der Zusammenhang fehlte, der hier diesen Palast zu einer in sich abgeschlossenen Welt macht.

Sehr lobenswerth mußte man die Einrichtung in der Bildergallerie finden, daß sie für den Fremden alle Tage, für den Einheimischen aber nur an gewissen Tagen zugänglich war. (Ob sie es jetzt noch ist, weiß ich nicht.) Es versteht sich von selbst, daß man sich da durch seine Aufenthaltskarte als Fremder ausweisen mußte. Die ungeheure Menge der hier zu sehenden Kunstschätze ermüdet aber, und wenn man einige Stunden zwischen denselben umhergewandelt ist, so wird man so abgespannt, daß aller Genuß verloren geht. Die vielen Künstler und Dilettanten — worunter auch mehrere Damen — welche in den Sälen ihre Studien machten und Gemälde copirten, gewährten mir eine angenehme Zwischen-Unterhaltung, und ich machte an ihnen meine Studien. Besonders war unter den Damen eine große Schönheit, die so zu sagen, alle, auch die vorzüglichsten Gemälde ausstach und zu der man immer, wie durch magnetische Kraft gezogen, wieder zurück kam. Wie mir, so ging es auch den andern Beschauern, so daß deren immer eine Menge um die Künstlerin standen und auf ihre Person mehr als auf ihre Arbeit sahen, die eigentlich nur zum Vorwande diente.

Mein erstes war am zweiten Tage das Besteigen der Platform der Notre-Dame-Kirche. Die Aussicht von da herab ist vortrefflich und man kann sich da stundenlang unterhalten. Den größten Theil von Paris überschaut man, und einem Ameisenhaufen gleicht das Leben und Treiben der Menschen nah und fern; denn man sieht da nicht allein den Platz vor der Kirche, sowie die Quai's an beiden Seiten der Seine; sondern der Blick dringt auch in eine Menge von Straßen und Gassen, die nach allen Richtungen laufen. — Die Kirche mit ihrer Pracht sah ich erst an, als ich herabkam. Der Andächtigen darin waren nicht viele. Sonderbar genug habe ich mir den Franzosen niemals so recht im Ernste religiös denken können, daher war mir es auch hier, als ob man blos dem äußern Gebrauch huldige. — Von da aus

ging ich in die Fischhallen und mischte mich unter die Poissarden, welche mir ihrer Rolle wegen, die sie in der Revolution gespielt, wichtig waren. Sie schienen sich seit jener Zeit sehr civilisirt zu haben, wenigstens sah ich nur wenige unter ihnen, denen ich die Courage und die Brutalität zugetraut hätte, wovon die Geschichte erzählt. Alsdann wanderte ich auf den Gemüse-, Obst- und Blumenmarkt. Letzterer gewährte fast so viel Unterhaltung, wie die Bildergallerie. Nur grade viel besonders schöne Blumenmädchen waren da nicht zu schauen. Der Obstmarkt war reichlich und mit vorzüglichen Früchten versehen, und ich konnte nicht umhin, von den vortrefflichen Weintrauben, die in Massen hier waren, zu kaufen. Ich fand sie so gut, daß ich beschloß, während meines hiesigen Aufenthalts die Traubenkur zu brauchen, was ich auch that, und zu dem Ende alle Morgen mir meine Portion selbst holte. Wir waren an der Morgue vorbeigekommen, in welche mich der Lohnbediente führte und wo grade mehrere Leichen ausgelegt waren. Der Anblick ist erschütternd, zumal wenn man bedenkt, daß vielleicht die nächsten Anverwandten noch keine Ahnung davon hatten, daß Eins ihrer Lieben hier läge.

Zu meinem heutigen Tagewerke gehörte noch das Pantheon und der botanische Garten. Bevor ich aber meinen Weg dahin nahm, ging ich zu Lafitte, um meinen Creditbrief vorzuzeigen und einstweilen Geld zu entnehmen. Er war selbst im Comptoir, empfing mich sehr höflich und wunderte sich, daß ich keine größere Summe ansprach. Mein Lohndiener, der es mit anhörte, meinte, als wir in's Freie kamen, so etwas würde sich ein Anderer nicht zweimal sagen lassen, und selbst von meinen Landsleuten wären schon viele genug da gewesen, die aus Mangel an Credit in große Bedrängniß gekommen wären. Lafitte hatte mich mit der Erklärung entlassen, mich nur ohne allen Rückhalt an ihn zu wenden, und er wäre gern bereit, mir zu willfahren, wenn ich auch über die Summe hinausginge, mit der ich bei ihm akkreditirt war.

Im botanischen Garten (jardin des plantes) verweilte ich viele Stunden, denn hier war des Merkwürdigen und Unterhaltenden so viel. Was die meiste Aufmerksamkeit auf sich zog, das war die

Giraffe, die erst vor kurzem nach Paris gekommen war. Für mich gab es freilich eine Menge Gegenstände, die mir noch merkwürdiger waren. Im Ganzen war der Garten nur wenig besucht, so daß man sich ohne allen Zwang und ohne Störung darin ergehen konnte. — Den Tag beschloß eine Promenade auf dem italienischen Boulevard und im Palais royal. In letzterem ward der, welchen man als Fremden erkannte, von Nymphen umschwärmt, vor deren Gesellschaft mich mein Führer wohlmeinend warnte.

Nach Versailles ging es am dritten Tage. Es war ein Sonntag und der Menschenstrom dahin wogte von früh an; denn der Tag war herrlich. Es war schwer unterzukommen. Das war aber auch gar nicht nöthig, da das Wetter so schön und der Unterhaltung im Freien so viel war. Mich sprach vorzugsweise die Orangerie, sowie Groß- und Klein-Trianon an. Im Schlosse dachte ich an Potsdam und Sans-Souci, nur mit dem Unterschiede, daß mir dieses unheimliche, jenes wohlthuende Gefühle erweckte.

Gleich bei meiner Ankunft in Paris hatte ich mich bei Herrn Hennet, dem Secretär des Pariser Schafzüchtervereins anmelden lassen. Wir hatten bereits in Briefwechsel gestanden; ich hatte ihm Wollmuster aus meiner Schäferei zugeschickt, die er dem Verein vorgelegt und die dort Beifall gefunden hatten. Um nun weitere Verbindungen anzuknüpfen, das war ein Theil der Absicht meiner Reise. Er kam alsbald zu mir, war über die Maßen verbindlich und erbot sich zu allen möglichen Gefälligkeiten. Sofort hatte er meine Ankunft dem Baron Terneaux dem Aeltern gemeldet, den er den Chef der französischen Industrie nannte. Am andern Morgen brachte mir Hennet eine Einladung zu ihm nach St. Ouen, die mir in aller Art höchst angenehm war. Sie lautete auf den dritten Tag nach meiner Ankunft. Am Morgen desselben holte mich der freundliche Hennet ab und wir fuhren in einem Fiaker hinaus. Wir fanden in St. Ouen einen Fabrikbesitzer aus Verviers. Die Unterhaltung ward bald sehr lebhaft. Nur schade, daß es sehr schwer war Terneaux zu verstehen, der vorn eine Zahnlücke hatte, also etwas undeutlich und dabei noch sehr rasch sprach.

Für mich, der ich der Sprache gar noch nicht völlig mächtig war, hatte dies seine besondern Schwierigkeiten. Indeß ging es Hennet, den ich einigemale fragte, was Terneaux gesagt habe, nicht besser; ja hin und wieder hatte ich ihn selbst öfter als er verstanden.

Er war so artig und gefällig, uns seine hier befindlichen Etablissements selbst zu zeigen. Man konnte Alles, was hier zu sehen und im Gange war, als Modelle von dem betrachten, was er in seinen Manufacturen im Großen ausführte. Einige Stunden vergingen höchst angenehm und sie waren für mich in hohem Grade belehrend, denn ich sah hier überall Neues und Alles war so wohl geordnet und griff so zweckmäßig in einander, daß es zugleich belehrte und unterhielt. Im Garten traf ich mit einem Schäfer zusammen, den Terneaux hier hatte zur Verpflegung einiger Angora-Ziegen und einer kleinen Partie Merino's. Ich kam bald mit ihm in ein lebhaftes Gespräch, zeigte ihm Wollmuster, die ich von meinen Schafen genommen und versicherte ihm, daß meine ganze Heerde von 2000 Stücken diesen entspräche. Er bewunderte sie, gab ihnen ohne weiteres den Vorzug vor den Merino's, welche hier standen, meinte aber auch, daß die Verhältnisse in Frankreich — womit er vorzüglich die Triften meinte — nicht geeignet wären, die Merino's bis zu dieser Vollkommenheit zu bringen. Ich ließ ihn bei diesem Glauben, war aber erfreut, daß er uns Deutschen einen so entschiedenen Vorzug einräumte. Terneaux selbst erbot sich, für sortirte dergleichen Wolle 15 Franken für das Kilogramm zu zahlen, was 220 Thlr. für den preußischen Centner macht. Freilich unterlag diese Wolle einem bedeutenden Eingangszolle, wodurch sie vertheuert ward. Denn es richtete sich derselbe nach dem declarirten Werthe. Damit nun aber hierin nicht Unterschleif gemacht werden könnte, und man die Waare weit unter ihrem wirklichen Werthe angäbe, so war es der Douane vorbehalten, die Wolle für den Preis, zu dem sie declarirt wurde, an sich zu kaufen, was denn auch, wo gegründeter Verdacht obwaltete, zuweilen geschah. Es war diese Art von Tarif ein um so unklügerer, als Frankreich von den hochfeinen Sorten, den Super-Electoralen, wenig oder nichts selbst erzeugte, mithin die Einfuhr derselben die innere Production nicht beeinträchtigte. Bis zu 16 Frcs. das Kilogramm hatte Terneaux Electoral-

wolle aus Deutschland bezogen, die er bei der Fabrikation seiner weltbekannten Shawls verbrauchte.

Sehr verpflichtet war ich diesem gewichtigen und merkwürdigen Mann für den frohen und lehrreichen Tag, und damit derselbe noch wichtiger und gehaltreicher würde, so schlug Hennet auf dem Rückwege, den wir zu Fuß machten, vor, die Gräfin Cayla, welche ebenfalls einen Antheil von St. Ouen besaß, auf ihrem Landhause zu besuchen. Dem Namen nach kannte ich diese Dame schon in mehrfacher Beziehung, wovon für mich jene die wichtigste war, daß sie zur Zahl der Mitglieder des Pariser Schafzüchtervereins (der sich eigentlich Wollverbesserungsgesellschaft nannte) gehörte und nicht unthätig war: denn sie hatte mehrere Versuche mit Kreuzungen von Merino's und Landschafen, ja sogar auch welche mit numidischen Widdern gemacht. „Daß mir eine persönliche Bekanntschaft mit derselben wünschenswerth war, das setzte Hennet voraus. Wir traten in den Hof, sahen auf den Stufen vor der Thür des Schlosses einen Kammerdiener, der uns zurief, uns vor dem Widder in Acht zu nehmen. Wir hatten nur auf ihn und nicht unten hin an die Stufen gesehen. Da erblickten wir jetzt ein Paar sehr originelle Schildhalter. Zu einer Seite stand an der Kette ein großer Neufundländer Hund, zur andern ein langzottiger numidischer Widder mit mächtigen, fast grade aufstehenden gewundenen Hörnern. Der Umstand, daß uns der Diener grade vor diesem warnte, bewies, daß der Patron böse war. Il est fort méchant, versicherte jener. Die Warnung war nicht unnütz, denn wir hätten uns leicht können verleiten lassen, ihm nahe zu kommen, um ihn genauer zu betrachten. So war der Eingang sehr originell.

Die Gräfin war unwohl, ließ sich entschuldigen, uns im Bett empfangen zu müssen, vermochte es aber doch, wie sie äußerte, nicht über sich, uns nicht zu sprechen. Sie war trotz ihres Alters und ihrer Kränklichkeit überaus lebhaft und kam so in Zug, daß wir aus Discretion unsern Besuch abkürzten, weil sie sich sonst zu sehr angegriffen haben würde. Um vieles hätte ich diesen Besuch nicht aufgeben mögen.

Den Schluß dieses Tagewerks machte ein Besuch der französischen Oper, wo ich den Grafen von Ony sah, ein damals noch neues Stück.

Die Besteigung der Napoleons-Säule auf dem Vendome-Platze war den nächsten Tag das erste, was ich vornahm, worauf der Dom der Invaliden und alsdann der Kirchhof des Pater La Chaise besucht wurde. Alles Gegenstände, die eine ernste Stimmung hervorriefen. Wohl hätte ich damals nicht gedacht, daß eine neue Staatsumwälzung so nahe wäre, als ich, anstatt Napoleons Statue, die weiße Fahne da oben wehen sah. — Die Myriaden von Gräbern auf dem genannten Kirchhofe vernichten so zu sagen den, der durch und über sie hinwandelt. Neben merkwürdigen Personen aus der neuesten Zeit schlummern hier welche aus längst vergangenen Jahrhunderten. Welch' ein Gewühl müßte es geben, wenn sie alle zugleich aus ihren Gräbern hervorkämen. Da wäre nicht blos der Kirchhof, sondern Paris viel zu klein, um sie alle aufzunehmen. — Eine Welt voll großer Eigenthümlichkeit ist das Invalidenhaus. In ihm sah ich auch die in Preußen in den Jahren 1806/7 errungenen Trophäen, über die mich jedoch die Jahre 1813—1815 wieder beruhigten.

An diesem Tage aß ich und war zum erstenmale in meinem Hôtel zu Mittage. In den frühern hatte ich jedesmal die Restaurationen besucht, wo ich mit dem Gabelfrühstück, was ich um 12 Uhr nahm, meiner häuslichen Gewohnheit treu blieb. Die Tafel war nicht allzuzahlreich. Neben mir saß ein junger Mann von einnehmendem Aeußern, den die Töchter des Hauses nicht ungern zu sehen schienen. Wenigstens merkte ich, daß man sich neckte, worauf ich dann ein bekanntes Sprüchwort anwandte. Die Unterhaltung ward lebhaft, ich vertiefte mich mit dem Sohne des Hauses (ein Excapitain von Napoleon's Heeren), und wir kamen auf seine Feldzüge in Deutschland zu sprechen, wo es sich denn fand, daß er unter andern acht Tage in einem mir sehr bekannten Hause in Halle als Verwundeter gelegen hatte. Kaum kam dies zur Sprache, als sich rasch der junge Mann zu mir wandte und sagte: „Sie sind also ein Deutscher?" Und Sie auch, entgegnete ich ihm. Er war ein Kurländer, wohnte schon seit vier Wochen hier im Hause und hatte von dem Witze der Töchter zu leiden, wenn er irgend Fehler im Französischen machte. Jetzt wandte er sich zu denselben und sagte: Wohlan, meine Damen, jetzt sprechen Sie mit uns! und fing alsbald wieder an,

mit mir deutsch zu sprechen. Der Excapitain konnte einige Worte radebrechen, wobei er über sich selbst lachte; die Mädchen aber wurden still. Im Augenblicke entstand nun eine förmliche babylonische Sprachverwirrung, denn, gleichsam als wäre es verabredet, so fing ein Jeder an, mit seiner Zunge zu sprechen, und man hörte neben deutsch und französisch auch englisch, ungarisch, schwedisch, russisch und polnisch.

Mein Deutscher war, wie ich schon sagte, ein Kurländer, etwa 22 Jahr alt, sehr gebildet und dabei anspruchslos und bescheiden. Wir kamen auf unsern Aufenthalt in Paris zu sprechen und er war erstaunt, als ich ihm mittheilte, wo ich schon überall gewesen und was ich schon Alles gesehen hatte. Er meinte, ich müsse wohl schon einige Monate hier sein und konnte nicht begreifen, wollte es auch nicht glauben, daß ich erst fünf Tage hier sei. Wie ich dies Alles in so kurzer Zeit durchgesetzt habe, das wünschte er zu wissen, weshalb ich ihm denn genau angab, wie ich meine Zeit eingetheilt hatte. Er für seine Person war bereits seit drei Wochen hier und hatte noch nicht den dritten Theil so viel gesehen, wie ich. Früh war er selten vor 11—12 Uhr ausgegangen, war ohne Plan und Zweck herumgeschlendert und nur auf gut Glück gesegelt. Ich gab ihm an, wie er seine Zeit ferner hier benutzen könne. Zwei Tage später sagte er mir, er habe von diesen zwei Tagen mehr Nutzen gehabt, wie von den frühern drei Wochen.

Großes Interesse nahm ich an der Gobelins-Manufactur. Viele Stunden verweilte ich daselbst und musterte genau nicht allein die herrlichen bereits fertigen und an den Wänden aushängenden prachtvollen Stücke, sondern ergötzte mich auch insbesondere an der Arbeit selbst, welche mich die beschäftigten Künstler ohne allen Anstand in der Nähe sehen ließen. Sie arbeiteten nach Gemälden der größten Meister und man war in der That verlegen, welchem man den Vorzug, ob dem Originale oder der Nachahmung geben sollte. Tagelang hätte ich hier verweilen und die Kunstfertigkeit bewundern können. Für die, so dergleichen nie gesehen, folglich auch keinen klaren Begriff von dieser Kunst haben, gebe ich hier eine kurze Beschreibung.

Der Künstler steht oder sitzt hinter einem senkrecht stehenden Rahmen, auf den wie bei der Kunstweberei der Aufzug gezogen ist, in welchen er

mit den Händen das Gemälde hineinwebt oder vielmehr stickt. Dasselbe ist hinter ihm an der Wand aufgehangen und sein Scharfblick giebt ihm genau die Farben an, die er zu wählen hat und wobei er so streng wählen muß, wie es nur der Maler selbst thut. Was aber am meisten zur Bewunderung hinreißt, ist das, daß er das Gemälde an der Vorderseite darstellt, während er hinter dem Rahmen arbeitet. Steht man vor demselben, so sieht man eine unsichtbare Hand schaffen und die Sache wie durch Zauberei entstehen.

An demselben Tage, d. i. den 10. September besuchte ich am Abende das Théâtre françois, wo Tartüffe gegeben wurde, in welchem damals die Mars noch glänzte. Ich war mit meinem Freunde Hennet da, und bat ihn, mich auf diese Künstlerin aufmerksam zu machen. Er aber meinte, ich würde sie schon selbst herausfinden. Das war auch der Fall; denn so wie sie nur aus den Coulissen trat, rief ich: Das ist sie. Grade so ging es meiner Gattin ein paar Jahre später in Wien im Theater an der Leopoldstadt mit der Krones. Auch sie wünschte, ich möchte ihr sagen, welche es sei, und ich machte es wie Hennet. Und so wie ich damals, rief sie, als die Krones aus den Coulissen trat: Das ist sie! Die Mimik der Mars war bewundernswürdig, und auch ein Tauber würde aus ihr genau entnommen haben, was sie sagte. Derselben ganz entsprach ihr Dialog. Man konnte sich nicht sattsehen und hören.

Vom darauf folgenden Tage habe ich nur zu berichten, daß ich mir meinen Reise-Paß von der Polizei holte, wo es Schwierigkeiten in Menge gab, und viel kostete, ehe ich ihn bekam. Des Abends besuchte ich den seit jener Zeit abgebrannten Cirque olympique, der mich insofern ansprach, als ich in ihm das Pariser Volk so recht in seiner Eigenthümlichkeit sehen konnte. Aber auch die darin gegebenen Vorstellungen gewährten mir gute Unterhaltung, und zwar sowohl das aufgeführte Spektakelstück, als die Kunstreiterei, die mitunter Alles weit übertraf, was ich bis jetzt von der Art gesehen.

Noch zwei Tage verweilte ich in Paris, schlenderte allenthalben herum und machte wohl alle Tage nahe an ein paar Meilen, denn ich gab mir, außer daß ich zuweilen in eine Restauration trat, wenig Ruhe.

So lernte ich die Stadt auch in ihren entfernten Theilen kennen und ich orientirte mich so gut, daß ich mich ohne Führer fast allenthalben zu Recht fand.

Am Abende des 13. September reiste ich auf der Messagerie royale ab, in welcher ich recht gute und unterhaltende Gesellschaft fand. Eine Hauptperson war wieder ein Ex-Officier aus Napoleon's Zeit, der noch weit unzufriedener mit dem dermaligen Regime war, wie jener, mit dem ich die Reise von Straßburg nach Nancy gemacht. Einige sehr gebildete und sehr hübsche junge Damen fuhren mit, und ich hatte Gelegenheit, die große und zarte Galanterie, welche die Franzosen gegen sie zeigten, zu bewundern.

In Metz kamen wir zu Mittage an, und ich blieb da bis auf den nächsten Tag. Großartig ging es hier im Hôtel von Europa her. Die Gesellschaft an Table d'hôte bestand aus mehr denn 50 Personen. Ich hatte das Unglück zwischen zwei murrköpfigen Engländern zu sitzen, ward aber durch mein Gegenüber entschädigt. Es war ein sehr freundlicher Herr und eine liebenswürdige Dame, die, wie es sich bald ergab, aus Hannover und auf der Rückreise in die Heimath waren. Wir fuhren am andern Tage zusammen in der Messagerie, setzten die gemachte Bekanntschaft fort, und trennten uns erst in Mainz. Der Ex-Officier war ebenfalls hier geblieben und ging auch nach Mainz. Er war ein unterrichteter Mann, freilich in der Politik und in der Industrie seines Vaterlandes mehr, wie in der Länderkunde, worin seine Unwissenheit wahrhaft naiv war.

Von Mainz reiste ich über Frankfurt, Aschaffenburg, Würzburg und Nürnberg weiter. Auf dieser Tour war damals die Postverbindung so schlecht und unregelmäßig, daß man oft Tagelang still liegen mußte. Ich zog es daher vor, nunmehr mit Landkutschern zu fahren. Meine Reisegesellschaft von Nürnberg aus lernte ich erst kennen, als es weiter ging. Der Kutscher holte mich aus meinem Quartiere (im baierischen Hof) ab und fuhr vor den Gasthof zum Hahne, wo eine Dame aufstieg, welche der Hauderer mit „Frau Gräfin" anredete. Es war noch nicht hell genug, um sie zu sehen, auch schien sie sich absichtlich zu verhüllen. Ein Herr half ihr nach zärtlichem Abschiede

in den Wagen. Daß eine Frau Gräfin und noch dazu ganz allein mit einem Landkutscher reiste, war etwas sehr Wunderbares, was meine Neugierde erregte, die noch stieg, als der Hauderer einige Häuser weiter noch zwei andere Passagiere aufnahm, wovon der eine ein Kaufmann aus Bayreuth und der andere ein Heidelberger Student war. Am Thore hielt uns die Wache an und fragte nach den Passir-Scheinen. Wir drei waren damit versehen, nur unsre Gräfin zeigte peinliche Verlegenheit. „Die Dame gehört zu uns," rief ich zur Wache, und zum Kutscher „fahr zu" und so ging es ohne weitere Anfechtung vorwärts. Sie schien darüber sehr erfreut und fing nun eine Unterhaltung an. Mittlerweile war es Tag geworden, und ich sah, daß die Frau Gräfin jung und hübsch war. Ihr Blick und ihr ganzes Wesen aber zeigte ein Vögelein, welches die Freiheit mehr liebte, wie den Käfig. Meine männlichen Reisegefährten und ich stiegen, als es über eine lange Anhöhe ging, aus, und theilten uns nun unsere Vermuthungen über unsere Gesellschafterin mit. Ob sie nun gleich keineswegs blöde war, so wußte sie uns doch, durch einen gewissen Anstand, in allen Gränzen guter und zarter Sitte zu halten, was uns natürlich nur noch neugieriger machte.

In Hilpoltstein ward Mittag gemacht. Die Dame hatte schon erklärt, mit uns essen zu wollen. Aber es trat bald darauf ein Herr ein, begrüßte sie höflich als Frau Gräfin, bot ihr seinen Arm, versicherte, es warte schon seit gestern ein Wagen hier auf sie, und so ward sie uns entführt. Der Wirth konnte uns genaue Auskunft geben, und erzählte mit vieler Redseligkeit, daß sie die Gemahlin eines alten Grafen nicht allzuweit von hier, und früher ein armes Fräulein gewesen sei, die ihm die Wirthschaft geführt und ihn sodann, der Versorgung wegen, geheirathet hatte. Wie es schien, hatte sie sich dabei das liberum arbitrium vorbehalten, denn es meinte der Wirth, sie habe schon ein paar solche Ausflüge gemacht. —

Ohne weitere besondere Merkwürdigkeiten zu erleben setzte ich meine Reise nach Böhmen fort, und kam nach Chisch, wo, wie ich schon früher erzählt, ich eine Antheilschäferei mit dem Grafen Lazansky hatte. Ich fand dieselbe zu meiner Zufriedenheit, denn allemal befand sie sich im Sommer, wo sie gute Weide hatte, besser, wie im Winter, wo eben

kein Ueberfluß an Futter war, und wo auch die Ordnung und Genauigkeit bei der Eintheilung und die gute Verpflegung der Thiere fehlte.

Von Prag aus besuchte ich meine zweite Antheilschäferei in Wlaschim, wo ich es ziemlich eben so fand. Ein Hauptgebrechen, an welchem die böhmischen Schäfereien fast sammt und sonders zur damaligen Zeit litten, war die sorglose Haltung, welche den dasigen Schäfern zur andern Natur geworden war, und wodurch die gute Qualität der Wolle besonders in ihren Spitzen so sehr beeinträchtiget wurde. Daher kam es auch, daß sie nicht ihre ganze Güte und somit auch nicht ihren vollen Werth hatte, und daß im Handel die unter der Firma „Böhmische Wolle" bekannte allemal eine solche war, die man vornämlich um ihrer Haltung willen tadelte. Dazu kam auch noch zu jener Zeit, daß zuvor die Veredlung ohne Sachkenntniß und folglich auch mit schlechtem Erfolge betrieben worden war. Seit der Zeit ist es in jenem Lande viel besser geworden, und ich könnte mich fast rühmen, hiezu durch meine Antheilschäfereien mittelbar vieles beigetragen zu haben. Denn es entstand damit ein Wetteifer unter den dasigen Schafzüchtern; auch gaben die gedachten Schäfereien Veranlassung zu Besprechungen und in der Folge zu einem Schafzüchtervereine. Besonders verdient machte sich dabei der längst verstorbene — auch als Schriftsteller bekannte — Doctor und Gutsbesitzer Löhner, mit dem ich in sehr freundliche Beziehungen kam, und der mir sehr oft versicherte, von mir viel gelernt, und auch bei seinen Schriften meine literarischen Produkte sehr benutzt zu haben.

Froh und wohlbehalten, und mit manchen Kenntnissen und durch gemachte Beobachtungen gesammelten Erfahrungen bereichert kam ich in meine Heimath zurück, und es boten mir die vielfachen Erinnerungen an diese Reise eine süße Frucht.

Das Jahr brachte ich nun vollends bis zu Ende zu Hause zu, wo ich sehr fleißig war, den zweiten Band der Uebersicht der europäischen Schafzucht vollendete und für die Zeitschriften, bei denen ich mich zu Beiträgen verpflichtet, viel arbeitete. Sonst gingen diese letzten drei Monate ohne besondere Ereignisse vorüber. Daß mir die Zeit nicht lang werden konnte, dafür war gesorgt.

Zehntes Kapitel.

Rückblick in den Betrieb der Oekonomie in der Vergangenheit.

Streben nach rationellerem Verfahren. Verschiedene Ackerbausysteme. Das Mergeln. Gebirgswirthschaft. Ueberhandnahme des Fruchtwechselsystems. Verbesserung der Viehstämme, insbesondere der Schäfereien. Hemmung des Fortschrittes durch Krieg und große Wohlfeilheit. Die Achtung, in welcher der Landwirth sonst stand und jetzt steht. Eigene Beobachtungen. Die landwirthschaftliche Literatur. Debatten. Wunderbare Erscheinungen im Gebiete der Pflanzenwelt.

Ich habe schon in den vorigen Kapiteln gesagt, daß ich, trotz aller der vielen andern Geschäfte, die übernommenen Schafclassificationen nicht aufgab, und daß sie das Mittel waren, mich in steter Verbindung mit den Landwirthen meines Vaterlandes sowohl, als in Kenntniß mit dem, was überhaupt in der Landwirthschaft, insbesondere aber in der Schafzucht vorging, zu erhalten. Es war jene Zeit aber die, wo ein reges Streben nach dem Bessern und Vollkommneren allenthalben in meinem Vaterlande sich zeigte, und wo große Fortschritte unverkennbar waren. Das System der Dreifelderwirthschaft ward entweder ganz abgeschafft und durch den Fruchtwechsel ersetzt; oder man suchte es mehr den Forderungen der Zeit anzupassen und es zu verbessern, zu welchem Ende man die Grundsätze des Fruchtwechsels in dasselbe übertrug. Viele Landwirthe, sowohl in meinem Vaterlande Schlesien als in ganz Deutschland, wurden in Beziehung auf das Fruchtwechselsystem wie von einem Schwindel ergriffen, hielten es für das Zaubermittel, ihre Felder alsbald zu einem viel reichlicheren als dem zeitherigen Ertrage zu bringen, und gingen deßhalb über Hals über Kopf und ohne alle Vorbereitung zu demselben über. Daß so etwas nicht gut thun konnte, das sahen sie nicht ein und wurden es erst inne, als sie sehr theures Lehrgeld gezahlt hatten. Dies ward zwar eine Warnung für Andere, hatte aber den großen Nachtheil, daß

man gegen das System mißtrauisch ward, und daß den Gegnern desselben die Waffen in die Hand gegeben wurden. Mit der Zeit aber hat es sich doch Bahn gebrochen, so zwar, daß es seine Wurzeln auch tief in die Dreifelderwirthschaft geschlagen und dieselbe in sehr vielen Stücken verbessert hat.

Es wird nicht uninteressant sein, wenn ich bei der Gelegenheit den Fortgang der deutschen Landwirthschaft, von den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts angefangen, und bis auf die gegenwärtige Zeit fortgeführt, vor den Augen meiner Leser vorüberführe.

Zu jener Zeit war die Dreifelderwirthschaft das herrschende System, von welchem man nur in sehr sterilen Gegenden, sowie in den Gebirgszügen abwich. In letztern ist sich die Landwirthschaft am treuesten geblieben, was einen Beweis sowohl für die Consequenz der dasigen Landwirthe, als für die Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit ihrer Methode liefert. Wintergetreide, Sommergetreide, Brache erfordert, wenn Alles gut thun und zum Gedeihen der Wirthschaft beitragen soll, einen Boden, der allen drei Stücken nicht ungünstig ist, und dabei auch ein Klima, was keinem Hindernisse in den Weg legt. Sehen wir daher auf den sterilen, z. B. den Sandboden, so trägt er wohl allenfalls Wintergetreide, aber Sommerfrüchte gerathen nur ausnahmsweise auf ihm. Wollte man da streng an der Dreifelderwirthschaft halten, so würde man zur Noth nur lohnende Winterfrucht, aber fast immer schlechtes Sommergetreide haben, was nothwendigerweise die ganze Wirthschaft zu Grunde richten müßte. Denn es ist neben der Mißlichkeit des Letzteren auch noch ein anderes Bedenken aufzustellen und das ist das: daß die strikte Dreifelderwirthschaft ein Kraft und Reichthum des Bodens sehr in Anspruch nehmendes System ist. Da nun grade ein steriler Boden mit beidem wenig begabt ist, so müßte er zuletzt gänzlich unfruchtbar werden. Da hat denn der Verstand und die Erfahrung den Landwirthen ein anderes System, nämlich das der Dreschwirthschaft, an die Hand gegeben. Dasselbe lehrt den Acker nur so weit für Früchte in Anspruch nehmen, als es seine Kraft und sein Reichthum verträgt, zugleich aber auch, da beide schwach und also schnell erschöpft sind, darauf bedacht zu sein, sie zu stärken. Und solches geschieht durch mehrjährige Weide, und

das ist es, was wir Dresch nennen. Je nachdem nun die Armuth und Schwäche solches Bodens größer ist, je nachdem bedarf er auch längerer Ruhe, um, während das Vieh auf ihm weidet, und seine Excremente auf ihn fallen läßt, beides zu vermehren. So kommt es denn vor, daß man in sechs Jahren nur zweimal Frucht nimmt und die übrigen vier Jahre das Land zu Weide benutzt. Da man bei dieser Methode gar keinen, oder doch nur sehr wenig Dünger bedarf, so kann man denselben den bessern Aeckern geben, und diese zu höherm Ertrage bringen. Auf die Art zieht man von dergleichen Ländereien lohnende Ernten und bringt sie zu einem Reinertrage, den man bei keinem andern Systeme aufbringen könnte.

Dies System der Dreschwirthschaft ist besonders in Norddeutschland zu Hause aus dem einfachen Grunde, weil es dort viel solch schwaches und armes Land giebt. Es hat jedoch die vorsorgende Natur auch da Gaben niedergelegt, welche dem Mangel abhelfen können, vorausgesetzt, daß sie der Mensch aufzufinden und anzuwenden versteht. Ich meine den Mergel. Durch sein Aufsuchen und seine Anwendung ist dieses Norddeutschland aus Armuth in Reichthum versetzt und aus unfruchtbarem Lande zu gesegnetem geworden. Es ist hier nicht meine Aufgabe, zu lehren, wie man den Mergel aufsuche und benutze. Dazu giebt es Anweisungen genug. Aber aufnehmen muß ich das, daß die Anwendung des Mergels auf die deutsche Landwirthschaft einen entschiedenen Einfluß gehabt und zur vermehrten Production derselben unendlich viel beigetragen hat. Durch das Mergeln hat man Ländereien, die zuvor nur mit Dresch zu bewirthschaften waren, dahin gebracht, daß man Koppelwirthschaft auf ihnen treiben kann, in welcher zwar auch mehrjährige Weide vorkommt, wo aber die Aecker schon so viel Kraft haben, daß man sie in Schläge oder Koppeln legen und zum Fruchtbaue mehr als zur Weide benutzen kann, was zuvor umgekehrt war. Der Anfang der Mergelung schreibt sich zwar in Deutschland schon aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, aber überhand genommen hat sie erst im gegenwärtigen. Man muß ihr einen großen Theil des Verdienstes beimessen, daß in der jetzigen Zeit, wo die Bevölkerung sich fast verdoppelt hat, noch immer genug erzeugt wird, um Alle zu ernähren. Die Literatur hat zur weitern Verbreitung des Mergelns auch das Ihrige beigetragen und es ist daher

billig, daß sie immer mehr zu der ihr gebührenden Geltung komme. Wie wenig dies noch vor einem halben Jahrhundert der Fall war, das wissen alle Landwirthe, deren ökonomische Laufbahn bis in jene Zeit zurück geht.

Was die Landwirthschaft im Gebirge betrifft, deren Beharrlichkeit und Consequenz ich rühmte, so wird sie durch die dasigen Verhältnisse gerechtfertigt. Sie hat einige Aehnlichkeit mit der Weidekoppelwirthschaft, denn man ist in ihr auf Erzeugung von Viehfutter auch ganz besonders bedacht. Die Graswüchsigkeit des Bodens, die sich quantitativ und qualitativ auszeichnet, einerseits; sowie andrerseits der Umstand, daß die Winterfrucht in diesen Oertlichkeiten dem Auswintern so sehr ausgesetzt ist, was sie nicht selten ganz zu Grunde richtet, steht schon der Dreifelderwirthschaft daselbst im Wege. Zudem bedarf auch der dasige Boden viel Dünger, und diesen eben sowohl zur Erwärmung als zur Begailung, weßhalb es nicht rathsam wäre, zwei Drittheile des ganzen Feldes mit Getreide zu bebauen. Dazu käme noch, daß man mit der zweckmäßigen und ausreichenden Zurichtung der Aecker kaum aufkommen würde, einmal deßhalb, weil die Bearbeitung, wegen der schnellen und starken Vergrasung, sehr schwierig ist, und zum zweiten weil es ein sehr falscher Kalkül wäre, das schöne Gras- und Heu-Futter einer zweifelhaften Getreide-Ernte aufzuopfern. Weil man dies richtig auffaßt, so wechselt man mit Gras- und Getreide-Baue und treibt eine Koppelwirthschaft, die sich von der eigentlichen sogenannten nur dadurch unterscheidet, daß man bei dieser das aufwachsende Gras abweidet, bei jener aber mäht, weil es üppiger und in größerer Menge wächst. Sehr bequem hat man in diese Gebirgswirthschaft den Anbau von behackten Früchten, Kartoffeln, Rüben, Kraut u. dgl. aufgenommen.

Als ich meine landwirthschaftlichen Lehrjahre machte, da hatte der Kartoffelbau noch kaum ein Zehntheil seiner gegenwärtigen Ausdehnung, dennoch aber hatte er Eingang in der Gebirgs-Wirthschaft gefunden, so zwar, daß man diese Knollen in derselben verhältnißmäßig mehr anbaute, wie in den Oekonomieen des flachen Landes. Die viele Bearbeitung, welche sie erfordern, sagte grade dem Gebirgsboden zu, und deßhalb geriethen sie hier auch gut. Wie sie allmälig so zugenommen

haben, daß sie die Hauptnahrung der Bewohner des Gebirges sind, das ist bekannt genug. Kraut und Rüben gerathen im Gebirge eben so gut, wie im flachen Lande, und sie haben für den Boden denselben Vortheil wie die Kartoffeln, eben deßhalb, daß auch sie viele und fast ununterbrochene Bearbeitung bedürfen. Und auch wegen des rauhern Klima's ist eine solche Bearbeitung heilsam, weil sie den Acker für die leichtere Aufnahme der Wärme befähigt. Da man sich aber von dem Allen durch die Erfahrung überzeugt hat, so bleibt man auch bei dem bis jetzt befolgten Systeme. Es hat zwar auch nicht an Landwirthen gefehlt, die vom Fruchtwechsel bis zur Manie eingenommen, denselben auch in's Gebirge übertragen wollten, die aber erst durch Schaden klug geworden. Uebrigens könnte man behaupten, daß die Gebirgswirthschaft wohl eigentlich auf den Grundsätzen des Fruchtwechsels ruhe, und sich nur nicht an die gewöhnliche strikte Form desselben binden lasse.

Bekannt ist, daß die englische Landwirthschaft dem System des Fruchtwechsels huldigt und daß derselbe durch ihre Bekanntwerdung in Deutschland, die wir unserm Vater Thaer verdanken, auf unsern ganzen frühern Betrieb einen wesentlichen Einfluß gehabt und große Veränderungen hervorgebracht habe; denn gegenwärtig huldigt man überall, wenn auch in einer Menge von Oekonomieen nur stillschweigend, diesem Systeme und hat es in jedes andere, wenn auch weniger der Form als dem Princip nach, übergetragen. Denn so sehr sich die starren Dreifelderwirthe gegen dasselbe sträuben, in seinem Wesen sind sie ihm zugethan und das einfach deßhalb, weil es naturgemäß ist, und weil sie nach seinen Grundsätzen zu verfahren, selbst durch die Erfahrung gezwungen werden. — Es ist nicht uninteressant, den Gang, welchen die ganze Agricultur in Deutschland im letzten halben Jahrhundert eingeschlagen und verfolgt hat, sich zu vergegenwärtigen.

In der Vorzeit war auf den Aeckern der Getreidebau das einzige Ziel, nach dem man strebte. Die Preise aller Getreidearten waren im Laufe der Zeit immer höher gestiegen und es brachten die Landgüter die höchste Rente, welche davon am meisten erbauten. Vieh-Futter auf den Aeckern zu erzeugen, daran dachte kein Landwirth, auch hätte man es für eine Thorheit gehalten. Daher kam es auch, daß der Kleebau im An-

fange so viele Anfechter fand und daß man meinte, er verkürze die Getreide-Ernten. Man hatte die Ansicht, daß das Vieh nur auf die Weide im Sommer, und im Winter auf das Erträgniß der Wiesen und auf Stroh angewiesen sei. Als nun noch die Getreide-Ausfuhr zunahm und als Mißwachsjahre die Fruchtpreise auf eine enorme Höhe trieben, da ging das ganze und alleinige Streben auf den Getreidebau, in welchem man vornämlich den Weizen begünstigte, weil er ein Ausfuhr-Artikel nach England wurde, und unverhältnißmäßig hoch im Preise stand. Eine Zeitlang konnte man das wohl ungestraft thun, weil der geringe Anspruch, in den man die Felder zuvor genommen, ihnen ihre Kraft und ihren Reichthum nicht entzogen hatte, folglich zur Ausbeutung zurecht kam. Schlimm würde es aber ausgesehen haben, wenn diese Art lange hätte fortgetrieben werden sollen. Zum Glück traten die Zeitverhältnisse dazwischen. Die Producte der Viehzucht kamen zur Geltung, so daß den aufmerksamen Landwirthen die Augen aufgingen und sie nunmehr diesem Zweige der Landwirthschaft ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Außerdem brach das Licht der Lehre sich Bahn und es fing an das zeitherige Dunkel zu erhellen und die mitunter geblendete Empirie zu erleuchten. Da fing man an zu vergleichen, zu denken und darnach zu trachten, Aecker und Wiesen auf einen höhern, wie den zeitherigen Ertrag zu bringen, daneben aber ihre Kraft und ihren Reichthum nicht zu schwächen — was eine endliche Erschöpfung hätte herbeibringen müssen; — sondern sie zu stärken und zu vermehren.

Es trat nunmehr ein Wendepunkt, und zwar bemerkbar im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts ein. Jetzt fing man an einzusehen, daß die Viehzucht die Grundlage und der Hebel der ganzen Oekonomie sei und man wandte ihr seine Aufmerksamkeit zu. Wie immer, und wie es auch wohl nicht anders sein kann, gaben die Besitzer der größern Güter, der sogenannten Dominien, den Ton an und gingen mit ihrem Beispiele voran. Ihre mehreren pekuniären Mittel, ihr größerer Landbesitz und ihre — wenigstens vorausgesetzte — höhere wissenschaftliche Bildung befähigten und verpflichteten sie dazu. Soweit meine Erinnerung reicht, weiß ich, daß man schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf den Dominien

meines Vaterlandes Schlesien Rindviehstämme aus fernen Gegenden (aus der Schweiz, aus Tirol, Oldenburg u. s. w.) anschaffte, um die inländischen damit zu heben und zu veredeln. Es mißlang dies freilich oft, hat aber dennoch seine Frucht für das Allgemeine getragen. — In den Gebirgsgegenden hatte man von jeher der Rinderzucht mehr Aufmerksamkeit zugewandt, denn es hatten dort die Landbau-Verhältnisse die Oekonomen so zu sagen, darauf gestoßen. — Auch der Pferdezucht wandte man Aufmerksamkeit zu, so zwar, daß sehr häufig an die Stelle elender und verkrüppelter Thiere sehr stattliche Gäule traten. Die Bauern beobachteten und ahmten nach und so ist es gekommen, daß, wenn man die Viehstapel, wie sie am Ende des vorigen Jahrhunderts waren, mit denen vergleicht, wie sie gegenwärtig sind, man nur Freude und Beifall aussprechen kann.

Großen Einfluß auf die ganze deutsche Landwirthschaft hat sich die veredelte Schafzucht errungen. Ein Vierteljahrhundert war nach Einführung der Merino's in Deutschland verflossen, ohne daß sie sonderliches Aufsehen erregt hätten. Aber als sie nun anfingen, sich weiter auszubreiten — und das datirt vom Anfange unsers Jahrhunderts — da lernte man den Gewinn kennen, den sie bringen, und nun griffen Alle, deren Geldmittel es erlaubten, nach ihnen. Wie sie gegenwärtig überhand genommen, das liegt vor Augen. Aber zu verkennen ist nicht, welch großen und wohlthätigen Einfluß sie auf die ganze Landwirthschaft haben. Es wird nicht uninteressant sein, den Gang, den sie von Anfang an bis jetzt genommen, ein wenig zu verfolgen.

Man hatte zwar von jeher in Deutschland der Schafzucht einige Aufmerksamkeit gewidmet, weil die Wolle ein Artikel war, der stets gesucht bleibt und dem Landwirthe auf einmal ein Kapital in die Kasse bringt. Aber davon war man weit entfernt, daß die Grundbesitzer persönlich so viel Antheil an der Sache genommen hätten. Das war erst den Merino's vorbehalten. So sehr es auch Viele derselben im Anfange fast erniedrigend fanden, Schafzüchter im eigentlichen Sinne des Wortes zu werden, so sind wir doch endlich so weit gekommen, daß man sich etwas darauf einbildet, in dem Fache Tüchtiges zu leisten. Die Nachfrage und der hohe Werth, den die Merinowolle hat, geben ihr nicht allein für die Landwirth-

schaft, sondern auch für die Staatswirthschaft eine große Wichtigkeit und das ist es, was die Züchtung der Thiere, die sie tragen, ehrenvoll macht. Am meisten hat das Beispiel der Großen und Reichen gewirkt, welche die Merino's auf ihren Gütern einführten. Großes Verdienst um die Fortschritte in diesem Zweige haben die Schafzüchtervereine, die sich bildeten, als die veredelten Schafe allgemeiner wurden. Die ersten stammen aus dem zweiten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts. Bei denselben wird Alles, was auf den Gegenstand Bezug hat, und was ihn fördern helfen kann, verhandelt, und da man ihn zur Wissenschaftlichkeit erhoben, so achten es auch Männer von Verstand für eine Ehre, ihm ihr Forschen zuzuwenden.

Die Fortschritte der Landwirthschaft in allen ihren Zweigen wurden jedoch durch die immerwährenden Kriege in den ersten beiden Dezennien unsers Jahrhunderts sehr aufgehalten. Am meisten machte sich dies im östreichischen Staate bemerkbar, und man mußte unter Anderm es jenen zuschreiben, daß in demselben die Getreidepreise ungewöhnlich hoch stiegen und daß mehrere Provinzen dieses Staates, wie namentlich Böhmen, anstatt der zeither gehabten Ausfuhr, nunmehr Einfuhr nöthig hatten. Die Entziehung der Arbeitskräfte, welche durch die starken Rekrutirungen veranlaßt wurde, war ein Hauptgrund der verminderten ländlichen Erzeugung. Bedürfte es hiezu noch eines besondern Beweises, so liegt er darin, daß nach dem hergestellten Frieden die frühern Verhältnisse wieder eintraten. Aber nicht in Oestreich allein, sondern auch in den andern deutschen Staaten waren die Hemmungen, welche der Krieg dem landwirthschaftlichen Fortschritte in den Weg legte, unverkennbar, und nur erst nach dem allgemeinen Frieden traten sie minder hervor. Aber auch die große Wohlfeilheit in den zwanziger Jahren war der weitern Entwicklung der Landwirthschaft sehr ungünstig, indem sie eine Menge von Landwirthen an den Rand des Verderbens brachte, und ihnen alle Mittel zu Verbesserungen entzog.

Aber auch auf einen andern Gegenstand muß ich in meinen Erinnerungen zurückgehen, und das ist die Achtung, in welcher der Landwirth bei den übrigen Ständen steht. Sie war be-

kanntlich in frühern Zeiten sehr gering, so daß man ziemlich allgemein die Ansicht hatte, zur Landwirthschaft tauge auch ein stumpfsinniger Mensch und ein Flachkopf. Man meinte, es sei dabei weiter nichts zu beobachten und zu lernen, als den Acker zu pflügen; die Saat auszustreuen; das Vieh zu füttern; die Ernte einzubringen und dies Alles zu seiner und zwar zur rechten Zeit zu thun. Von Wissenschaften, die man in der Landwirthschaft anwenden könne und müsse, hatte man keine Vorstellung. Ich erinnere mich noch sehr wohl aus meiner Jugend, welchen Begriff man mit dem Worte „Bauer" verband, und wie es für den Städter ein Schimpfname war, wenn man ihn so nannte. Und giebt es denn am Ende nicht auch noch in der jetzigen Zeit so beschränkte Köpfe, welche diesen Begriff noch fest halten? Das sind freilich nur solche, die keine Vorstellung davon haben, was Alles erfordert wird, wenn man die Landwirthschaft in allen ihren Zweigen so ausüben will, daß man überall auf die günstigsten Erfolge rechnen kann; es sind solche, denen die Wichtigkeit des Landwirths im socialen Verbande nicht klar ist. Auf ihr Urtheil ist jedoch nichts zu geben, auch stellen sie sich damit nur selbst an den Pranger.

Da ich meine Memoiren schreibe, so muß es mir auch zustehen, mich als handelnde Person, in den Erinnerungen an den Betrieb der Oekonomie in der Vergangenheit, einzuführen. Da, wie ich im ersten Abschnitte gesagt, meine Beschäftigung, so lange ich im elterlichen Hause lebte, den Sommer hindurch meistentheils auf dem Felde war, und da ich für dieselbe eine entschiedene Vorliebe hatte, so daß ich mich, wenn das Frühjahr heran kam, auch schon um deßwillen freute, weil ich nun wieder in's Feld kam, so kann man voraussetzen, daß ich das, was ich dort zu thun hatte, nicht gedankenlos vollzog. So forschte ich denn überall nach der Ursache und nach dem Grunde, warum dies und jenes so und nicht anders sei. Mein Vater betrieb, wie ich schon erzählt habe, seine Landwirthschaft mit Fleiß und Verstande und that Vieles, was z. B. unsre Nachbarn nicht thaten. Etwas Derartiges war das Düngen der Wiesen mit Aescher aus den benachbarten Bleichen. Da zerbrach ich mir denn im Anfange den Kopf darüber, woher es komme, daß die Wirkung davon sich zwar schon im ersten Jahre zeigte, aber doch eigent-

lich erst im folgenden Jahre recht sichtbar hervortrat. Ferner konnte ich kaum begreifen, woher es komme, daß nach solcher Düngung die Wiesen ihre ganze Natur zu verändern schienen, indem sie nunmehr eine Menge Gräser und Pflanzen hervorbrachten, die zuvor gar nicht zu sehen gewesen waren. Wollte ich auch meinen Vater über die Ursache dieser Erscheinung fragen, so hatte ich theils den Muth nicht, theils mochte er es sich wohl selbst nicht bestimmt genug erklären können. Etwas über den Gegenstand zu lesen, hatte ich keine Gelegenheit. So blieb mir denn nichts übrig, als das eigene Nachdenken, und es gewährt mir noch heute die größte Genugthuung, daß ich damit der Sache so ziemlich auf den Grund kam. Ich hatte einmal gehört, daß Kalk und Asche die Säure im Boden tilge und das war der Faden, an dem ich weiter fort tappte. Bekannt war mir, daß man die auf nassen und sumpfigen Wiesen wachsenden Gräser „saure" nannte. Nun schloß ich: wenn Asche und Kalk, woraus der Bleichäscher besteht, die Säure tilgt, so können die sauren Gräser da nicht mehr so gut wachsen und sie machen andern Platz, die man süße nennt. Solche sind der Klee und die mancherlei Wicken und blättrigen Pflanzen. Damit allein aber begnügte ich mich noch nicht, denn ich schloß weiter und zwar folgendermaßen: Wenn Aescher auf die Wiesen gestreut wird, so muß derselbe allerdings die Säure alsbald vermindern. Da jedoch die sauren Gräser noch alte Kraft haben, so vergehen sie nicht sobald, eben so wenig, wie die süßen augenblicklich aufkommen können, da sie ja erst zur Kraft kommen müssen. Und so konnte ich mir die erst später eintretende volle Wirkung dieser Düngung erklären, und ich begriff nun auch, woher es komme, daß sie so lange, gewöhnlich 8—10 Jahre, vorhielt.

Ferner hatte ich in unserm kleinen Blumengärtchen beobachtet, daß nicht alle darin gepflanzten Blumenstöcke gleich freudiges Wachsthum zeigten. Und doch war der Boden darin vorzüglich, denn wir brachten in dasselbe viel gailen Schlamm, den das zusammenfließende Regenwasser herbeiführte. Nach langem Nachdenken brachte ich da heraus, daß nicht jedes Gewächs eine und dieselbe Nahrung aus dem Boden ziehe, und daß diese auch nicht für alle in gleichem Maße und in gleicher ihnen zusagender Zubereitung im Boden vorhanden wäre. Zur Bestätigung

dieses Satzes diente mir dann noch, als mich ein erfahrener Gärtner lehrte, wie man den Boden zubereiten und welche besondern Bestandtheile man ihm geben müsse, wenn man die oder jene Blumen oder das oder jenes Gewächs gut darauf fortbringen wolle. Auch den Standort, welchen man wählen müsse, weil ein Gewächs viel, das andere wenig Sonne liebe, gab er mir an. So bildete ich mir denn vermittelst dieser belehrenden Mittheilungen ein System, und diese Art und Weise hat mich vorbereitet, in der Folge tiefer in die Werkstätte der Natur zu blicken und mich nach ihren Launen zu fügen.

In Schlesien hat der Kartoffelbau so früh, wie in irgend einer andern deutschen Provinz Eingang gefunden, und er hat sich bei uns auch schnell verbreitet*). Man nahm sehr bald die Methode an, die Pflanzung und Bearbeitung vermittelst des Pfluges und Ruhrhakens zu vollziehen. Das geschah auch bei meinen Eltern, trotzdem, daß sie fremdes Gespann halten mußten. Nur alsdann, wenn die Frucht emporkam und es sich um ihr freudiges Wachsthum handelte, da trat bei uns die Handarbeit ein, wobei ich und meine Geschwister den Vater redlich unterstützten. Da wollte es mir nun auch immer nicht recht einleuchten, daß die Samenkartoffeln sehr tief gelegt werden sollten. Meine Geschwister theilten meine Ansicht und wir erlaubten uns zuweilen hinter dem Rücken des Vaters die Kartoffeln nicht ganz in die tiefste Furche, sondern etwas an den Rand derselben zu legen, wodurch sie weniger tief in die Erde kamen. Der Erfolg war ein günstiger, denn da, wo wir uns Zeichen gemacht hatten, kamen die Keime nicht allein früher aus der Erde, sondern sie wuchsen auch freudiger auf. Wir steckten uns hernach hinter den Ackersmann und beredeten ihn, die Furchen weniger tief zu machen, was der Vater zwar tadelte, aber dennoch gehen ließ, als er sah, daß der Pflüger bei seiner Art blieb. — Die Kartoffeln, welche wir bauten, waren eine sehr gute Art, und mein Vater hielt streng darauf, daß sie nicht

*) Ich habe während der Zeit, daß ich praktische Landwirthschaft betrieben, mit Aufmerksamkeit und Interesse die Vermehrung des Kartoffelanbaues beobachtet, die schon von den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts datirt, aber erst im zweiten Jahrzehnt des gegenwärtigen reißend überhand nahm, und zwar von da an, wo das Branntweinbrennen aus Kartoffeln anfing, allgemein zu werden.

vermischt wurden. Das machte denn auch, daß wir stets guten Absatz hatten, zumal meine Eltern nie den Preis zu hoch stellten, und meine Mutter, die gewöhnlich den Verkauf machte, sehr gutes Maß gab. Ich erinnere mich, daß die Leute, wenn der Verkauf aufhörte, gewöhnlich flehentlich baten, man möge ihnen nur noch einige Metzen lassen.

In jener Zeit, d. i. im letzten Jahrzehnt des vorigen und im ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts, wußte und ahnte man noch nichts von der Kartoffelkrankheit, und dennoch erinnere ich mich, daß schon damals zuweilen Knollen mit schwarzen schwammigen Flecken vorkamen, auf die man aber weiter nicht achtete, da sie nur sehr selten waren. Daß sie aber in einem Jahre — irre ich nicht, so war es 1796 — sehr zur Fäulniß neigten, so daß wir sie mehreremale sorgfältig auslesen mußten, das ist mir ebenfalls noch erinnerlich. Die Sache hatte sich aber wieder verloren, bis dieses Uebel im Jahre 1845 in solcher Ausdehnung und mit solcher Verderblichkeit auftrat, nachdem es seit 1841 gedroht hatte. Indeß bin ich der Ueberzeugung, es werde wieder gehen, wie es gekommen ist.

Nun muß ich aber auch mittheilen, welchen Eindruck die landwirthschaftliche Literatur auf mich machte, als ich endlich so weit kam, mich ernstlich mit ihr zu beschäftigen. Da muß ich vorausschicken, daß ein altes Buch, „der böhmische Hausvater", welches mir in die Hände kam, als ich das Gut in Salzbrunn zur Beaufsichtigung übernahm, wovon ich im zweiten Abschnitte gesprochen, fast meine erste Lectüre über Landwirthschaft war. In demselben fand ich, freilich unter einer Menge Spreu, recht viele werthvolle Körner. Manches war geeignet, es auch in unsrer Zeit anzuwenden. Das Veraltete und unbrauchbar Gewordene aber diente mir zum Vergleich zwischen dem Betriebe der Landwirthschaft in der Vorzeit und dem in der Gegenwart. — Von landwirthschaftlichen Journalen bekam ich erst später einige in die Hände. Wie ich schon weiter vorn angeführt, so ergriff ich einige Zeit darauf selbst die Feder und versuchte mich in der Mittheilung selbstgemachter Beobachtungen. Unter der Journal-Literatur hatten die ökonomischen Neuigkeiten, die noch lange ihren Ruf und Cours erhielten und in Prag herauskamen, das meiste Interesse für mich und dies theils wegen dem, was sie aus dem mir zuvor unbekannten Süden von Deutschland brachten, theils auch wegen der Mannigfaltigkeit,

die sie enthielten. Alsdann sprachen mich auch die darin geführten Debatten an. Daß ich in der Folge in engere Verbindung mit denselben kam, das habe ich schon erzählt.

Als eine Gunst des Geschicks habe ich es zu betrachten, daß ich sehr bald mit Männern vom Fache bekannt wurde, welche es gut inne und auch Geltung hatten. Es mußte mir eben so beruhigend als angenehm sein, daß ich ihnen zuzusagen schien, was sie mir durch ihre Mittheilungen und ihr Vertrauen bewiesen. Nur mit Laien, die sich unberufen in unser Fach gemischt, bin ich stets in Conflikt gekommen, dessen ich mich auch heute noch nicht entschlagen kann. Denn ich werde oft in Zeitungen, wo ich zuweilen über landwirthschaftliche Conjunctur schreibe, von Kläffern angefallen, auf deren Stimme ich aber so wenig gebe, daß ich mir keine Notiz davon nehme. Wie recht ich daran thue, beweist sich damit, daß sie mein Stillschweigen nicht zu deuten verstehen, und ihr Gekläff wiederholen. Daß es mir so gehen würde, davon konnte ich das als Vorzeichen nehmen, daß ich einst (es war im Jahr 1818) von einem Hauptschreier, dem Dr. Grattenauer in Breslau, sehr schnöde zurecht gewiesen wurde. Ich war für die königliche Stammschäferei in Panthen in Schlesien in die Schranken getreten, welche der genannte Doctor arg mitgenommen und dabei die Absicht ziemlich klar verrathen hatte, auf Kosten derselben andere zu erheben. — Man meinte damals, er thue das nicht umsonst. — Aus Pietät für Vater Thaer und aus Patriotismus vertheidigte ich jene Schäferei. Da zog der Herr Doctor arg gegen mich los, und meinte zuletzt, ich möge vor Allem dem Genius des deutschen Styles opfern. Es hat mir diese Zurechtweisung nicht geschadet, denn ich gab um so mehr auf mich Acht, glaube auch davon keine üble Frucht geerntet zu haben. Alsdann habe ich mich auch später überzeugt, daß die, für welche ich zu Felde zog, es nicht anerkannten und daß ich oftmals eine Sache verfocht, die an sich selbst sehr viel Blößen trug.

Andere Anfechtungen zog ich mir zu, als ich später zuweilen Muthmaßungen über die zukünftige Witterung in den Zeitungen veröffentlichte. Sie trafen zwar mehr zu, wie irgend andere, die jemals ausgesprochen waren, so zwar, daß meine Vorhersagungen gewöhnlich dreimal zutrafen und nur einmal fehlten. Mochte ich mich nun auch noch so sehr davor

verwahren, daß ich kein Wetterprophet sein wollte, so nannte man mich doch so, und goß seinen Spott über mich aus, wenn meine Vermuthungen einmal nicht zutrafen. Wie konnte es auch anders sein, da die, denen das Wetter, wie es kam, nicht gefiel, ihren Zorn an mir ausschütteten, und so doch eine Satisfaction hatten. So bin ich denn zu der Ueberzeugung gekommen, daß es besser sei, so etwas für sich zu behalten. Es ist mit dem, was man über Conjunctur muthmaßet, nicht besser, denn man macht es da auch nicht Jedem recht, und ist Zänkereien ausgesetzt. Das Schlimmste aber ist dies, daß solcher Streit nicht immer mit gleichen Waffen und mit ehrenvoller Gesinnung geführt wird. So z. B. bin ich stets unter meinem Namen aufgetreten und die meisten meiner Gegner sind ungenannt geblieben, konnten also in Gemeinheiten übergehen, ohne daß sie glaubten, sich damit zu beschimpfen.

Spreche ich einmal von literarischem Streite, so will ich auch dabei noch verweilen, wie die Landwirthe in Kampf geriethen über neue Methoden und Systeme. Ich sprach zwar schon weiter vorn von der Einführung des Fruchtwechsels, ließ mich aber noch nicht darüber aus, daß er eben so viel Widersacher als blinde Anhänger fand. Letztere haben ihm in der That mehr geschadet und seine allgemeine Einführung mehr aufgehalten, wie die Ersteren. Denn diese reizten die Neugier und forderten zur Untersuchung und Prüfung auf. Die blinden Anhänger aber ergriffen das System ohne Prüfung und ohne Sachkenntniß, hatten traurige Erfolge und schreckten somit Andere ab. Das ist in den ersten beiden Decennien unsers Jahrhunderts nur zu oft vorgekommen und es ließen sich davon gar viele Beispiele anführen. Dieselben dienten den Anfechtern des Fruchtwechselsystems zur Waffe, deren sie sich denn auch möglichst bedienten. Trotz alle dem hat das Gute dennoch obgesiegt. Eben so wie mit der Agricultur, war es auch mit der Viehzucht. Es ist gar nicht zu widerlegen, wie große Vortheile die Einführung besserer Stämme aus der Fremde gebracht; aber dennoch kann man auch nicht in Abrede stellen, daß dabei viele Mißgriffe gemacht worden sind, welche dann von den Gegnern stark hervorgehoben und zur Verwerfung des ganzen Verfahrens benutzt wurden. Das fand in Beziehung auf alle neu angeschafften Viehstämme statt. Und wie sehr und wie lange hat man sich nicht über die Einführung der Merino's ge-

stritten, und welche Kämpfe hat man über Ansicht und System bei ihrer Züchtung geführt! Aber eben aus dem Kampfe ist auch hier die Wahrheit hervorgegangen, und er hat dazu beigetragen, dem Guten die Bahn zu ebnen und es allgemein zu machen.

Noch ein paar Gegenstände des Streites, die in meiner Erinnerung grade auftauchen, sind die Verwandlung von Kornarten und die Topinamburs (helianthus tuberosus). Was das erste anlangt, so hat man nicht allein behauptet und bestritten, daß aus Roggen Trespe und umgekehrt werden könne; sondern daß sich auch aus Hafer Roggen ziehen lasse, wenn man denselben den Sommer hindurch mehreremale abschneide und dann für's nächste Jahr stehen lasse. Ich für mein Theil habe nie einen solchen Versuch gemacht, halte auch die ganze Sache für ein Märchen. Was aber die Verwandlung des Roggens in Trespe betrifft, so stellen sich dem aufmerksamen Beobachter so sonderbare Erscheinungen dar, die ihn wohl irre machen können. Ich selbst habe einst einen Versuch gemacht, der mir in seinem Resultate eine solche Verwandlung fast als eine entschiedene Thatsache aufstellte. Ich ließ nämlich Trespe so sorgfältig auslesen, daß auch nicht ein Korn Roggen darunter blieb. Dieselbe säete ich auf einen Berg in kiesigem Sandboden, zwar mitten inne zwischen Roggen, aber so, daß zwischen den beiden Beeten, wo die Trespe war, einige Acker-Furchen unbesät blieben. Mit Spannung erwartete ich den Erfolg. Die Trespe wuchs weniger freudig auf, wie der Roggen, weil ihr solcher Boden nicht zusagte, kam aber später doch zur Kraft, und als sie zu schossen anfing, bemerkte ich zu meinem Erstaunen gegen drei Viertheile Roggenähren und nur ein Viertheil Trespe. Man wird mir einwenden, es sei Roggen an beiden Seiten auf die Trespe-Beete beim Säen geflogen, auch sei welcher durch die Eggen hingeschleppt worden. Gesetzt, das wäre auch geschehen, so hätte dessen nur sehr wenig sein können, und zwar deshalb, weil ein Streifen Acker als Scheidewand auf beiden Seiten unbesät blieb, und weil ich nicht über die beiden mit Trespe besäten Beete hatte querüber eggen lassen. Für die Wahrheit des hier Mitgetheilten kann ich einstehen, da das ganze Verfahren unter meinen Augen vollzogen wurde. — Ob so etwas physiologisch möglich sei, das muß der Naturkunde zu untersuchen überlassen bleiben. — Stellen wir aber diesem

Beispiel das entgegengesetzte gegenüber, nämlich das: daß aus Roggen Trespe werden könne, so lassen sich dafür eben solche — ich will einmal sagen scheinbare — Beweise anführen. Ich selbst kann einen aus eigens gemachten Versuchen aufstellen. Einigemale habe ich lassen auf nasse quellige Aecker völlig reinen Roggen säen, und habe jedesmal sehr viel, mitunter wohl den vierten Theil, ja bei nassen Jahren noch mehr, Trespe geerntet. Man weiß freilich, daß dieses Gewächs sich als Samen lange im Boden keimfähig erhält, und dann grade, wenn Roggen auf solchen Acker kommt, durch eine Art von Wahlverwandtschaft freudig aufwächst. Aber in solcher Menge ist es doch auffallend, und das um so mehr, wenn von einer vollen Roggensaat nur etwa der vierte Theil wieder als Roggen zur Erscheinung kommt. Annehmen kann man freilich, daß ihm der nasse, quellige Boden nicht zusagt, und er also ausgeht. Jedenfalls ist die Sache wohl noch mehrerer Versuche werth, die man, wie sie auch ausfallen mögen, veröffentlichen müßte.

Die Topinamburs habe ich selbst verfochten und empfehlen geholfen. So viel sie jedoch auch Vorzüge haben mögen, so werden diese durch ihre Bemängelungen wieder aufgehoben und das ist es, warum ihr Anbau keine Allgemeinheit hat erlangen können.

Der Rückblick in die Vergangenheit ist aber insofern ein sehr beruhigender, als er uns übersehen läßt, was in der Vorzeit geschah und Vergleiche mit dem machen, was jetzt geschieht. Es ist keine Anmaßung, wenn man behauptet, daß die Fortschritte in der Gegenwart, wie sie die letzten Jahrzehnte aufweisen, größer sind, wie früher in einem halben Jahrhundert. Darauf aber dürfen wir uns nicht gar viel einbilden, denn wir werden gegenwärtig durch die Zeitverhältnisse und den allgemeinen Fortschritt in allen Fächern fortgerissen; wir haben ferner eine sicherere Grundlage, auf der wir fortbauen und die uns durch die Wissenschaft, sowie durch die Erfahrung der frühern Zeit gegeben ist; es haben die Produkte der Landwirthschaft ohne Ausnahme angemessenen Werth; und es hat dieselbe durch ihre jetzt gewonnene ehrenvolle Stellung viel Männer des Wissens angezogen, die ihr förderlich sind in ihrem Aufschwunge und in ihrer Einträglichkeit.

Elftes Kapitel.

Das Jahr 1829. Begebenheiten und Reisen in demselben.

Aufenthalt in Prag. Reise nach Stuttgart. Ausflug auf die Achalm und nach Dotternhausen. Audienz beim Könige von Würtemberg. Die Rückreise mit ihren Begebenheiten. Fahrt nach Wien. Das dasige Maifest im Prater und die Viehausstellung im Augarten. Kaiser Franz. Die Wiener Landwirthschafts-Versammlung. Erfahrene Auszeichnungen. Die landwirthschaftliche Versammlung in Brünn. Debatten mit Freiherrn v. Ehrenfels. Schafausstellung. Rückkehr und Pachtverhältnisse. — Reise mit meiner Familie. Begebenheiten unterwegs. Augsburg. München. Das Octoberfest. Der Chiem-See und die Alpen. Salzburg, Hallein und Golling. Ischl. Der Traunsee und Traunfall. Reise die Donau herab nach Wien und von da in die Heimath. Früher Winter.

Nachdem ich den Winter hindurch der Schriftstellerei fleißig obgelegen, den zweiten Theil der Uebersicht „der europäischen Schafzucht" vollendet, und den ersten Theil „der deutschen Landwirthschaft" aufgenommen und schon weit fortgesetzt und daneben noch eine Menge von Schafclassificationen vollzogen hatte, trat ich am 1. April 1829 eine neue Reise in's westliche Deutschland an. In Prag war ich nunmehr fast einheimisch und da mein alter Freund C. Chr. André es sehr wünschte, so nahm ich von jetzt an für die ökonomischen Neuigkeiten ganz besonders Partei und arbeitete sehr fleißig für dieselben. Das that ich denn auch während meines diesmaligen viertägigen Aufenthaltes in Prag. Dabei lernte ich das dasige Leben immer mehr kennen, ward in Familien-Zirkel eingeführt, folgte der vom Fürsten Erzbischof ein für allemal an mich ergangenen Einladung und kam zu seinem Mittagstische, wo mir eine ebenso freundliche Aufnahme wurde, wie die erste war, und fühlte mich unter vielen gewonnenen Freunden so wohl, daß mir das Andenken an jene Zeit noch jetzt einen Genuß gewährt.

Auf der Weiterreise verweilte ich in Chisch einen Tag, den ich auf die Musterung der dasigen Schäferei verwandte. Ein günstiges Geschick gab mir einen guten und interessanten Reisegefährten. Es war der Fagot-

Virtuose Neukirchner, welchen ein Engagement zur Hofkapelle nach Stuttgart rief. Ob ich nun gleich in meinem Leben kein Musikus gewesen bin, so sprach mich doch der junge Mann sehr an. Wenn ich von Musik spreche, so muß ich auf eine Eigenthümlichkeit kommen, die ich in Beziehung auf dieselbe an mir habe. Der Himmel hat mich mit einem so scharfen und richtigen Gehör begabt, daß ich augenblicklich inne werde, wenn in der Musik nur ein falscher Ton vorkommt, dennoch habe ich auch nicht ein Instrument spielen gelernt. Klavier habe ich ein paarmal angefangen, es wurde mir jedoch so schwer, daß ich es bald wieder aufgab, ja daß ich eher vollkommen Arabisch gelernt haben würde, als nur ein kleines Stück fertig spielen. Noch mehr, es ward mir in meiner Jugend unendlich schwer, richtig singen zu lernen, obgleich ich es jedesmal augenblicklich selbst gewahr wurde, wenn ich einen Ton falsch sang. Selbst die Kopfnüsse, die ich und meine Geschwister von unserm Vater erhielten, wenn wir unrichtig sangen, halfen nichts, und hätte ich mir sie auch selbst gegeben, es würde auch nicht besser geworden sein. Aehnliche Widersprüche wie dieser kommen auch in meinem Charakter vor. So z. B. bin ich von Natur zum Mitleiden und zur Wohlthätigkeit geneigt, und dennoch sind mir die Bettler so zuwider, daß ich jedesmal auf die Ortspolizei schimpfe, wo ich einen sehe.

Vergnügt und ohne alle etwa bemerkenswerthen Begebenheiten machte ich die Reise mit meinem Virtuosen. Er konnte mir vieles von Oestreich erzählen, da er von dort gebürtig war, und in Wien seine ersten Studien gemacht hatte. Ihn schienen meine Mittheilungen anzusprechen, die ich ihm nicht allein über Landwirthschaft, sondern auch über mein Vaterland und viele andere Provinzen Deutschlands machte. So vergingen die vier Tage sehr angenehm, welche wir von Chisch bis nach Stuttgart brauchten. Da wir mit Extrapost reisten, so konnten wir leicht in diesen vier Tagen gegen 50 Meilen zurücklegen.

In Stuttgart angekommen, war mein erster Besuch wieder bei meinem Freunde, dem Hofrath André, der sich, wie immer, meiner Ankunft sehr freute, und mit dem ich einige Stunden kosete, wobei wir dies und jenes wegen der ökonomischen Neuigkeiten und anderer literarischen Gegenstände verhandelten. Zu dieser Zeit war es, wo der Baron von Cotta

sich in Berlin aufhielt, um einen Handelsverein — und zwar er vorläufig allein, und als Privatmann — zur Sprache zu bringen und resp. einzuleiten. Ein Tag verging mir im Umgange mit meinen Freunden schnell, den darauf folgenden fuhr ich mit dem jungen Baron von Cotta und mit Herrn von Weckherlin nach Hohenheim und Dotternhausen, und wir besuchten unterwegs auch die Achalm. Ueberall waren die Schäfereien das Hauptziel unsrer Reise. In Hohenheim züchtete Volz einen Stamm, wie er ihn durch Ankäufe in Sachsen zusammengestellt, neben einem andern, den er hier vorgefunden. Jener war hochfein und dabei nicht wollarm, dieser zeichnete sich durch Reichwolligkeit aus, war aber nicht hochfein. Sie beide allmälig zu verschmelzen war ohne Zweifel das Streben des Züchters. Volz war zu jener Zeit Director der landwirthschaftlichen Lehranstalt. In den Ansichten stimmte als Schafzüchter mit ihm Weckherlin nicht ganz überein, denn dessen Streben ging vor Allem auf die höchste Wollfeinheit, wobei er aber Fehlerlosigkeit unbedingt voraussetzte, mithin auch gezwirnte und allzuschüttere Vließe verwarf. Auf der Achalm standen Edelschafe, die ihrem Namen Ehre machten. Zwar war der Stamm noch nicht konsolidirt, aber er enthielt eine Grundlage, die wenig zu wünschen übrig ließ. Er bestand aus Ankäufen von Naz bei Genf von den Herren von Girod und Perault de Jotams, alsdann von Lohmen aus der königlich sächsischen Stammschäferei und von mir. Den Widder Nr. 9, welchen ich geliefert, erreichte kein anderer, auch war er in seiner treuen Vererbung eminent und hat dieser Schäferei viel genützt. Die Schafe von Lohmen waren meistentheils untadelig, und standen im Durchschnitt den meinigen vor. Offenbar zurück aber gegen beide waren die Nazer, und ich fand hier bestätigt, was ich in St. Ouen bei Terneaux gesehen und gehört hatte, wovon ich im neunten Kapitel gesprochen. — Ich darf hier noch beifügen, daß Se. Majestät der König von Würtemberg, zu dessen Privat-Domänen die Achalm gehört, persönlich großes Interesse an der hier stehenden edlen Schäferei nahm, und zwar so, daß er nicht geringe Sachkenntniß und ein sehr richtiges Urtheil hatte.

Nachdem wir hier neben dieser Schaf-Revue auch die Schönheit der Natur nicht übersehen und vor Allem die über jede Beschreibung herrliche Aussicht, welche man auf der Achalm hat, genossen hatten, stiegen

wir herab nach Reutlingen, bis wohin unser Wagen vorausgeschickt worden war. Hier trafen wir eine frohe Gesellschaft von ächten gemüthlichen und klugen Schwaben, mit denen mich meine beiden Gastfreunde bald genauer bekannt machten. Nur in Oestreich und namentlich in Wien fühlt sich der Fremde eben so bald heimisch, wie ich mich hier fand. Die gute schwäbische Küche gewährte uns noch ein köstliches Gabelfrühstück, zu dem wir einen herrlichen Neckarwein tranken.

Als wir uns zur Weiterreise gestärkt, trennte sich Weckherlin von uns, weil er nach Stuttgart zurück mußte, und ich fuhr nun mit Cotta allein gegen Süden nach Dotternhausen, was seinem Vater gehörte.

Mir, als sehr patriotischem Preußen, war ein eben so überraschender als schöner Anblick vorbehalten, von dem Cotta absichtlich geschwiegen hatte. Es war die alte Burg Hohenzollern, die, als wir uns Hechingen nahten, in unsern Gesichtskreis trat. Ich begrüßte sie mit Jubel und die ganze Reise gewann dadurch, daß wir so nahe an ihr vorüber kamen, für mich sehr viel an Interesse.

Dotternhausen, ein großes Dorf und schönes Rittergut, liegt noch über Balingen hinaus in der Richtung des Bodensees. Diesem und der Schweiz so nahe, wer möchte glauben, daß ich, trotz meiner großen Reiselust, wieder umkehrte und die Reise dahin auf eine Zeit hinaus schob, wo ich sie mit meiner Gattin würde machen können. Die Umstände sind ungünstig dazwischen getreten, und da ich seitdem um mehr als zwanzig Jahre älter geworden bin, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß ich nunmehr die Schweiz noch sehen werde, dahin. Darum soll man nichts aufschieben und das Gewisse nicht dem Ungewissen opfern. Wie leicht, mit wie geringen Kosten und in wie wenig Tagen hätte ich die schöne Reise machen können und wie lohnend wäre sie gewesen, selbst wenn ich sie nur nach Schaffhausen und Zürich ausgedehnt hätte! — Das Opfer ist gebracht und der Lohn ist ausgeblieben! —

In Dotternhausen hatte ich viel zu sehen. Die Agricultur, sowie die Viehzucht des Guts waren musterhaft. Das Rittergut gehört schon zu den größten in Würtemberg, denn es enthält, wenn ich nicht irre, über 600 würtembergische Morgen, was bei der großen Zerstückelung des Landbesitzes in jenem Staate als eine sehr ansehnliche Fläche gelten muß.

Die wenigen Stunden, die noch vom Tage übrig waren, wurden zu einem Gange durch die Fluren benutzt. Der Ackerboden in dasiger Gegend ist nicht der beste, denn man ist hier schon in den Vorbergen der schwäbischen Alp, auf welche im Sommer viel Vieh aus der ganzen Umgegend auf die Weide getrieben wird. Dennoch zeigten sich die Früchte auf den Dominial-Feldern sehr schön und thaten sich vor denen der Dorf-Insassen hervor.

Am andern Morgen ward die Schafheerde gemustert. Sie war veredelt, wenn auch nicht bis zur höchsten Stufe. Man sah vornämlich auf große Körper, was man hier, sowie in Baden aus dem Grunde thut, weil ein großer Theil des Märzviehes nach Frankreich auf die Schlachtbank gebracht wird, und da verhältnißmäßig viel besser bezahlt wird, wenn es groß ist. So muß man hier zum Theil nach englischer Tendenz züchten, und würde, sähe man blos auf die höchste Wollfeinheit, käme aber in der Körpergröße zurück, wenig Gewinn haben.

Wir hatten einen Weg von acht Meilen bis nach Stuttgart zurückzulegen, und ob wir gleich untergelegte Pferde hatten, so war es doch, als das Mittagsmahl eingenommen war, Zeit an die Rückfahrt zu denken, so lieb es mir auch gewesen wäre, wenn wir noch hätten verweilen können. Mit schwerem Herzen verließ ich die schöne Gegend und warf sehnsüchtige Blicke zurück nach dem Bodensee, der mir freilich nicht sichtbar war, indem die Berge zwischen ihm und mir lagen.

Schon war es völlig dunkel, als wir durch Tübingen kamen, von dem ich also sehr wenig sah und nur ihren altdeutschen Anstrich, sowie ihre engen Gassen wahrnehmen konnte. Durch den Wald, den wir zwischen hier und Stuttgart zu passiren hatten, ergriffen mich wunderbare Empfindungen. Es war mir, als hörte ich die wilde Jagd, wie sie in früherer Zeit hier so oft gehalten wurde, und als sähe und hörte ich die Bauern dem gehetzten Wilde nachkeuchen. Die Schatten, welche die Laternen am Wagen veranlaßten, erhöhten die Täuschung und die wunderbaren Schlaglichter, die bei dem raschen Fahren immerfort und alle Augenblicke wechselten, machten das Ganze geisterartig. Wir waren in Schweigen versunken, und nur einzelne Worte wurden in langen Zwischenpausen gewechselt. — Endlich öffnete sich der Wald und

Stuttgarts freundliche Sterne schimmerten in kurzer Ferne. Viele derselben waren bereits verblichen, denn es war schon Nachts eilf Uhr. So kam ich denn, reich mit Bildern schöner Gegenden ausgestattet, und von der nicht genug zu rühmenden Gastfreundschaft des jüngern Baron Cotta aufs angenehmste berührt, in die freundliche und geliebte Stadt zurück.

Auch der folgende Tag, ein Sonnabend, ward zu einem Ausfluge in die Umgegend, den ich mit Herrn von Weckherlin machte, verwandt. Meinen Wunsch, dem Könige vorgestellt zu werden, hatte ich dem Freunde ausgesprochen und freundlich und zuvorkommend hatte er an dessen Erfüllung gedacht. Se. Majestät geruhten, mich Sonntag nach dem Gottesdienste zu sich zu bescheiden. Mein verehrungswerther Freund begleitete mich bis in's Vorzimmer, und nicht lange, so ward ich vorgelassen.

Es ist eine mißliche Sache, eine Audienz bei einem Monarchen zu erzählen. Entweder man steht einer Hoheit gegenüber, vor welcher der, den nicht die eigene Würde hoch hält, in den Staub sinken möchte; oder man erfährt eine Leutseligkeit und Herablassung, durch welche man aufs höchste überrascht wird, und die einen fast die ungeheure Kluft vergessen läßt, die zwischen dem hohen Herrn und uns besteht. Will man alsdann auch noch so treu und wahr mittheilen, was man gedacht und empfunden, so kann dies entweder zur Indiscretion, oder einer plumpen Schmeichelei ähnlich werden.

Dies mußte ich voraus schicken, bevor ich erzählte, wie meine Audienz bei diesem Monarchen war. Meine erste Absicht war, Sr. Majestät für das Geschenk, von dem ich schon weiter vorn gesprochen, zu danken. Höchstdieselben kamen mir aber damit zuvor, daß Sie rühmten, wie zufrieden Sie mit dem bei mir gemachten Ankauf von Edelschafen wären. Die Unterhaltung ging sehr bald hiervon auf andere volks- und staatswirthschaftliche Gegenstände über, und der König zeigte einen so tiefen und durchdringenden Blick in derartige Verhältnisse, daß ich nicht genug staunen konnte. Aber sehr schmeichelhaft mußte es mir auch sein, daß Er ruhig, ja mit Aufmerksamkeit anhörte, was ich über auswärtige Verhältnisse — die ich auf meinen Reisen kennen gelernt — sagte. — Die Audienz konnte wohl eine halbe Stunde gedauert haben, während welcher

das Gespräch nicht einen Augenblick stockte. — Als ich entlassen war, und nun meinen Freund Weckherlin noch im Vorzimmer traf, gratulirte er mir, daß ich Se. Majestät angesprochen haben müsse, weil die Audienz so lange gedauert habe. — Ich aber versicherte ihm, daß man von so einem Könige hingerissen werden müsse, und daß ich diesen Tag zu den merkwürdigsten und freudigsten meines Lebens zähle. Es war der 19. April 1829. — Auch der Abend dieses einzigen Tages, der letzte, den ich diesmal in Stuttgart zubrachte, war ein recht heiterer wahrer Sonntags-Abend, denn es besuchten mich meine Freunde André, Cotta, Weckherlin und Wolfgang Menzel.

Wieder mit Extrapost ward die Rückreise gemacht. Den ersten Tag ging es bis nach Ellwangen, wo ich in einem dem Aeußern nach nicht zu den ersten gehörigen, im Innern aber recht gemächlich und gemüthlich eingerichteten Gasthofe übernachtete. Hier fühlte ich mich berufen, dem Wirthe eine moralische Lehre zu geben. Es mußte nämlich seine Tochter — ein sehr hübsches und schuldloses Kind — den Dienst als Stubenmädchen versehen, und ich machte ihn deshalb aufmerksam, welcher Gefahr er sie aussetze. Seine Vermögensverhältnisse mochten ihn vielleicht bestimmen, sich den Lohn für eine Fremde zu ersparen. Ein Gespräch, welches ich mit dem Mädchen anknüpfte, zeigte mir, wie sehr sie das Traurige fühle, was in diesem Dienste für sie liege, auch glaubte ich, vermuthen zu müssen, daß sie schon Indiscretionen von frivolen und ungebildeten Reisenden ausgesetzt gewesen sein mochte. Hält auch in solchem Falle die Tugend strenge Wacht, so können auch Fälle vorkommen, wo sie eingeschläfert wird.

Die Reise ging ohne besondere Ereignisse vor sich, und nur von Schwarzenfeld in der Oberpfalz, wo ich übernachtete, habe ich zu berichten, daß hier die Frau des Gastwirths und Posthalters eine solche Xanthippe war, wie man sie, Gott Lob! nicht zu oft trifft. Sie keifte und schmälte bis spät in die Nacht, und alle ihre Dienstboten waren vor ihr in der Flucht. Der Mann aber schien sich daran gewöhnt zu haben, denn er blieb ruhig, trank sein Bier und hatte überhaupt seinen Leib gut gepflegt, denn es hatte derselbe einen ziemlichen Umfang. Ganz ruhig äußerte er: es gewöhne sich der Mensch an Alles, und er

glaube, man könne sich auch an die Hölle gewöhnen. Der Mann wäre im Stande gewesen, in diesem Falle meine ganze Dogmatik umzustoßen. — Ich für meine Person war da gut aufgehoben, die Kost war gut, die Betten reinlich und weich, und auch über die Bedienung hatte ich nicht zu klagen, denn die Wirthin schritt, wo es fehlte, selbst mit ein. Wer weiß, ob sie nicht einen Scherz angenommen hätte, wenn ich grade dazu aufgelegt gewesen wäre.

Wie brillant mitunter die böhmischen Postillone fahren, das erfuhr ich auf den drei Posten von Bischof-Teinitz bis nach Pilsen, und ganz besonders auf der letzten von Stab aus. Ich fuhr diese drei Posten, wovon die letzte als eine sogenannte unterlegte eine und eine halbe d. i. 3 Meilen beträgt, mithin 7 Meilen in $4^1/_2$ Stunden. Zur letzten, wo es schon dunkel wurde, brauchte ich nur $1^3/_4$ Stunden. Ich hatte dem Postillon doppeltes Trinkgeld versprochen, und so fuhr er mich auch doppelt, wobei er fortwährend lustige Stückchen mit wahrer Virtuosität blies. Ich führe dies rühmend an, weil ich später etwas vom Gegentheil zu erzählen haben werde.

In Prag verweilte ich diesmal nur einen Tag, denn es riefen mich Geschäfte nach Wlaschim. Fortwährend war meine Reise eine in sehr vieler Art begünstigte, und dennoch ward ich auf derselben mehreremale von einer so traurigen, ja schwermüthigen Stimmung befallen, daß ich für alles das Gute und Freudige, was sich mir bot, fast unempfänglich war. Das Andenken an die Meinigen zu Hause trug viel dazu bei. Bereits über 3 Wochen war ich von ihnen abwesend, und fast noch ebenso lange währte es, ehe ich zu ihnen zurück kehrte.

Mit Emil André, den ich auf seiner Besitzung, unweit Kuttenberg besuchte, fuhr ich bis in diese Stadt, und seine Gesellschaft heiterte mich auf, denn es hatte ihm der Himmel einen kernigen Humor verliehen. Nur zu bedauern war es, und das besonders um seiner selbst willen, daß er denselben so häufig als Waffe brauchte, wenn das und jenes nicht nach seiner Ansicht und nach seinem Geschmack war, und daß er sich damit oft genug schon Feinde zugezogen hatte. — Die alte Bergstadt Kuttenberg hat durchaus nichts-Empfehlendes als eben ihren

Bergbau, der aber längst schon nicht mehr die Bedeutung hat, wie in der Vorzeit.

In Coltitz war ich zum Herrn Grafen Thun eingeladen, um seine Schäfereien zu mustern und zu ihrer höhern Veredlung zu rathen und mitzuwirken. Miscuit utile dulci hieß es hier, denn ich genoß neben ausgezeichneter Gastfreundschaft, vier herrliche Tage im Garten und in der Umgebung von Coltitz, versteht sich, immer nur erst alsdann, wenn ich mein jedesmaliges Tagewerk vollbracht hatte. Aber nicht allein schön, sondern auch sehr fruchtbar ist die Gegend, denn sie hat einen kräftigen und reichen Boden. Die hiesige Schäferei stand noch auf keiner sonderlich hohen Stufe, ist aber in der Folge bedeutend verbessert worden. Dem Anscheine nach bedurfte die ganze Oekonomie der Nachhülfe, wie dies in jener Zeit in Böhmen so sehr häufig der Fall war. In neuerer Zeit hat sich dies Land an den allgemeinen Fortschritt angeschlossen und seine Production ist dadurch ungemein gestiegen. Auch in der Schafzucht leistet es gegenwärtig ungleich mehr, wie damals. Dem Doctor Löhner, von dem ich schon sprach, gebührt, da er mit Lehre und Beispiel voranging und mit vieler Mühe einen Schafzüchterverein zu Stande brachte, der Ruhm, in diesem Punkte seinem Vaterlande viel genützt zu haben. Außer ihm sind auch noch viele Andere aufgestanden, von denen ich nur den Schäferei-Inspector von Horzowitz, den Wirthschaftsrath Wanick, den Gutsbesitzer Weitlof, den Wirthschaftsrath Offenbar u. m. a. anzuführen weiß.

Am 1. Mai reiste ich weiter und kam bis nach Jenikau. Von Kolin aus hatte ich einen sehr mürrischen Postillon, ganz das Gegentheil von dem, den ich weiter vorn so rühmte. Dieser hier zeigte eine große Unzufriedenheit, als er sein Trinkgeld empfing, ob es gleich die Hälfte über die zu fordernde Taxe betrug. Da mir Aehnliches schon sonst geschehen war, und da mir es stets zuwider ist, mürrische und unzufriedene Gesichter um mich zu sehen, zumal wenn dieselben keine Ursache haben, so beklagte ich mich gegen den Postmeister in Czaslau. Dieser gab dem Postillon einen derben Putzer, mir aber rieth er, ich möchte doch, wenn mir so etwas wieder vorkäme, sofort dem Postknechte

nur das gesetzmäßige Trinkgeld zahlen, und ihn, wenn er unhöflich wäre, zur Bestrafung anzeigen. — Ich hatte Gelegenheit, des andern Tags auf der Station von Deutsch-Brod nach Stecken von dem guten Rathe Gebrauch zu machen. Denn hier traf ich wieder auf so einen Murrbock, bei dem nicht viel fehlte, daß er mir nicht das Trinkgeld vor die Füße warf. Ganz ruhig ließ ich mir es zurückgeben, zählte dann blos die Taxe ab und gab es ihm nun wieder. Wie er jetzt gethan habe, das denkt man sich leicht. Ich ging ohne weiteres zum Postmeister, erzählte ihm den Vorfall, sowie auch das, was mir sein College in Czaslau gerathen habe. Er nahm den Widerspenstigen vor, ließ sich das Trinkgeld von ihm geben, und bedeutete ihn, daß der Verlust desselben für ihn diesmal nur eine geringe Strafe sein, aber eine viel härtere folgen solle, wenn er sich so etwas noch einmal zu Schulden kommen ließe. Einige Postknechte, unter andern auch der, welcher mich von hier weiter fahren sollte, waren Zeugen dieses Auftritts.

Nunmehr erwartete ich, daß mein neuer Postillon sehr mürrisch sein würde. Aber ich fand grade das Gegentheil. Ganz freundlich wandte er sich zu mir herum, als wir in's Freie kamen, und sagte: „Euer Gnaden haben es ganz recht gemacht. Der Kerl verdirbt es uns Andern, denn es ist schon oft von Passagieren über ihn geklagt worden, nur hat noch keiner Anzeige gemacht.“ Und nun fuhr er freudig darauf los, und blies mir die anmuthigsten Stückchen. Bekannt ist es, wie gut die meisten böhmischen Postillone blasen. Das musikalische Talent ihrer Nation spricht sich bei ihnen aus, und man findet mitunter wahre Virtuosen.

Wem sollte nicht Znaim gefallen, er mag es zum ersten, oder wievielten Male sehen. Ich war zuvor noch nie da gewesen und war entzückt von dem herrlichen Anblicke, den man auf der Schloß-Terrasse hat. Ein liebliches Thal zieht sich ober- und unterhalb der Stadt fort, und die ganze Umgegend ist reizend schön. Ich machte hier Mittag und ward durch die Gesellschaft an der Tafel, die meist aus Officieren bestand, auf das Sehenswerthe der Stadt und Umgegend aufmerksam gemacht. Auch die hier im Jahre 1809 stattgefundene Affaire detaillirten sie mir, was

mir sehr interessant war. So vergingen mir einige Stunden, die ich wahrlich nicht als versäumte anzusehen hatte.

Und nun kam ich wieder in das ansprechende lebenslustige Wien. Sogleich mußte ich da auch wieder von dem Kerne dieser Lebenslust kosten, denn ich ging in den Prater. Es war ein schöner warmer Maitag und dazu noch ein Sonntag und zwar der nach dem ersten Mai. Ob nun gleich in der Regel das Maifest an diesem gefeiert wird, der diesmal auf einen Freitag getroffen hatte, so war doch heute der Trubel am 3. viel größer. Nur wer dies Leben selbst gesehen, sich so zu sagen, hineingestürzt und sich auf seinen Wogen geschaukelt hat, kann sich eine Vorstellung vom Praterfeste machen. Wenn Hunderte von glänzenden, untermischt mit einfachen, ja gemeinen Equipagen bis auf den Stephansplatz Queue machen, und der Kopf des Zuges bereits schon wieder bis an die Jägerzeil rückwärts kommt; wenn keine der andern vorbei fahren darf — wornach sich selbst der Kaiser fügt; — wenn rasche und elegante Reiter dazwischen sprengen, die sich — im Vorbeigehen gesagt — trotz aller berittenen und unberittenen Polizei manche Licenz nehmen; und wenn zwischen durch und auf allen Seiten und in allen Winkeln dieses ungeheuren Parkes ein Menschenstrom von vielleicht mehr als 50,000 wogt, da begreift man wohl, daß das ein Leben giebt, wie man es nicht leicht wieder sieht. Die elysäischen Felder in Paris möchten einigen Vergleich geben, aber dennoch übertrifft das Leben im Prater jenes weit, trotz der Lebendigkeit der Franzosen.

Ein doppelter Zweck hatte mich diesmal nach Wien geführt. Es war die Viehausstellung und die damit verbundene Versammlung der Wiener Landwirthschaftsgesellschaft, und sodann eine mit dem in Oestreich begüterten Grafen Breuner zu errichtende Antheil-Schäferei. Der Dirigent seiner Güter, ein alter würdiger Landwirth, der Wirthschaftsrath Matzi hatte von meinen derartigen Unternehmungen in Böhmen gelesen, und schrieb, da er ein solches auch für die Güter seines Principals vortheilhaft und passend fand, an mich. Ich hatte ihm die nähern Bedingungen mitgetheilt, die er annehmbar fand. Bei der Zusammenkunft in Wien sollte das Weitere besprochen und zur sofortigen Ausführung gebracht werden. Er führte mich bei seinem Grafen, und sodann

auch bei dessen Schwiegervater, dem Grafen Johann Esterhazy ein. Bald ward ich inne, mit welchen noblen Männern mich hier mein gutes Geschick zusammen führte. Im Schlosse zu Grafenegg, der Herrschaft des Grafen Breuner, wurde das Unternehmen abgeschlossen, wie ich bald des Näheren berichten werde.

Ich habe das Glück gehabt, oft und an vielen Orten höchst schmeichelhafte Aufmerksamkeit und Artigkeit zu erfahren; aber an die Spitze alles dessen muß ich meinen damaligen Aufenthalt in Wien stellen. Wahre Huldigungen, durch die ich fast in Verlegenheit kam, wurden mir da zu Theil.

Die Viehausstellung fand am 6. Mai im Augarten statt. Es ist dies jedesmal ein Fest, das nicht allein von einer großen Menge von Landwirthen, sondern auch von vielen Bewohnern der Stadt besucht wird, und welches auch fast allemal der Kaiser mit seiner Gegenwart beehrt, den da, besonders in früherer Zeit, gewöhnlich der ganze Hof begleitet. Als Mitglied der Wiener Landwirthschaftsgesellschaft und von den Männern, die an der Spitze derselben standen, besonders bevorzugt, hatte ich das Glück, mit auf die Tribüne zu kommen, die nicht beträchtlich von Umfang, nur für den Hof und die Notablen bestimmt, auch nur für diese groß genug war. Da sah ich denn den würdigen Kaiser Franz ganz in der Nähe und konnte ihn genau beobachten. Seine Ruhe und Anspruchlosigkeit verleugnete seinen scharfen Verstand und seinen durchdringenden Blick in keiner Art. Ueberall und selbst auch hier bei der Besichtigung des aufgestellten Viehes, sowie bei der darauf folgenden Preisvertheilung traf er mit seinen Bemerkungen den Nagel stets auf den Kopf. — Das Gemälde, welches sich bei einer solchen Preisvertheilung darstellt, ist eigenthümlich, aber dabei auch sehr großartig. Die kaiserlichen Herrschaften und um sie herum die Prinzen des Hauses unter dem Baldachine, der die Tribüne schützt, der ganze Hofstaat und die Notablen des Landes im Kreise um dieselben stehend und ringsum eine Menge Volk, was seine Blicke nach diesem Punkte richtet; unten die Landleute, welche das prämiirte Vieh vorbeiführen, und die nur Augen für ihren Kaiser haben, der vorn auf der Tribüne steht, ja darüber sich so vergessen, daß zuweilen das Vieh, welches allen Respekt gegen die hohen Herrschaften aus den

Augen setzt, mit ihnen durchgeht, das Alles zusammen giebt ein einziges herrliches Bild. Gewöhnlich war die Kaiserin mit dort, denn sie begleitete ihren lieben Franz allenthalben, wo es sich nur immer thun ließ.

Hoch geehrt und aufs genugthuendste berücksichtigt müssen sich die Landwirthe in einem Staate fühlen, wo der Monarch ihnen solche Beweise von Anerkennung giebt. Es ist dies zwar in vielen Ländern ähnlich, aber nicht überall, und wir kennen welche, wo man den Kanonen und Bajonetten, sowie den Uniformen weit mehr Aufmerksamkeit zuwendet.

Nach einem gemeinschaftlichen Mittagsmahle verfügten sich jedesmal am andern Tage die anwesenden Landwirthe in den Ständesaal zu einer Besprechung, die gewöhnlich eben so interessant als belehrend ist. Diesmal waren die meisten vom Präsidenten der Gesellschaft, dem Landmarschall, Grafen Goës, zum Diner geladen. Aus einer Art von süßem Rausche kam ich immer in den andern, denn auch hier erfuhr ich so viel Aufmerksamkeit, daß ich es nicht genug rühmen kann. Besonders loben muß ich da den bereits längst verewigten Franz Ritter von Heintl, der mich lieb gewann und es sich förmlich zur Aufgabe stellte, mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen und mich auf alle Art vorzuziehen. Ich habe bis zu seinem Tode im freundlichsten Verhältnisse zu ihm gestanden und fortgeerbt hat sich seine Gunst für mich bei seinen hochgeehrten Söhnen. Solche Freundschaft ist der Balsam, der die Wunden heilt, die Neid und Bosheit schlägt, und die Erinnerung an sie giebt die hellsten Lichtblicke im Leben.

Von Wien reiste ich mit dem Wirthschaftsrath Matzi, dessen Bekanntschaft ich zwar erst gemacht, der mir aber gleich in den ersten Tagen Freund geworden, nach Grafenegg, um mich über die dasige Localität und die landwirthschaftlichen Verhältnisse Behufs der Aufstellung einer Antheilschäferei zu unterrichten. Graf Breuner kam uns bald nach. In der dasigen Schäferei fand ich ein großes Gemisch, insbesondere aber viel gezwirnte Wolle, die eine Frucht von Widdern sein sollte, welche man vom Baron von Ehrenfels angekauft hatte. Ueber diese Thiere kam ich mit denselben in eine literarische Fehde, weil ich erzählte, was ich hier gesehen hatte. Vielleicht durch ein Mißverständniß

hatte Graf Breuner nur Widder der untern Klassen — wie Baron Ehrenfels öffentlich behauptete — bekommen, obgleich die dafür entrichteten Preise den bessern zukamen. Kurz und gut, die Furcht war keine vorzügliche. Die Schafe mit Zwirnwolle wurden jetzt, so viel es nur immer anging, gemärzt, und die zur Zucht behalten wurden, die bekamen dichtwollige — meist von mir aus meiner Heerde gelieferte — Widder zur Begattung. Die hiesige Schäferei machte alsdann sehr erfreuliche Fortschritte. Das lobende Anerkenntniß, welches vier Jahre später ein Wiener Handlungshaus, welches die Wolle von derselben gekauft hatte, darüber ausstellte, schickte mir mein Freund Matzi alsbald in Abschrift zu, drückte dabei seine innigste Freude aus und schrieb mir, das sei vorzüglich mein Werk, was mich in vieler Art hoch erfreute. — In der That ist aber auch die Oertlichkeit dort, besonders oben auf dem Manhartsberge sehr günstig, die Trift ist gesund, obgleich die Weide etwas kärglich.

Von Grafenegg kam ich nach Brünn, wo am 12. Mai die Schafausstellung und resp. Beschau stattfinden sollte. Nachdem ich den Secretär des dasigen Vereins, Herrn Lauer, von meiner Ankunft in Kenntniß gesetzt, besuchte ich meinen hochverehrten Freund und Gönner, den Freiherrn Emanuel von Bartenstein. Derselbe hat mir, so lange und so oft ich das Glück gehabt habe, mit ihm zusammen zu kommen, stets seine Zuneigung und Achtung unzweideutig bewiesen, und ich fühlte mich in seiner Nähe allemal ungemein wohl, zumal er ein so grader und in der weitesten Bedeutung des Worts rechtschaffener Mann war. Er machte mich einstweilen mit den Thieren bekannt, die er von seiner Herrschaft Deutsch-Krönitz in Mähren zur Ausstellung bringen werde. Hennersdorf besaß er damals noch nicht, da sein Bruder noch lebte, von dem er es in der Folge erbte.

Bei der Schafschau waren, wie auch früher immer, die Koryphäen des Fachs von nah und fern zugegen. Seit vielen Jahren war der Freiherr von Ehrenfels nicht dagewesen. Diesmal erschien er und zwar vornämlich in Folge einer Debatte, die sich in den ökonomischen Neuigkeiten über mehrere Ansichten und Lehrsätze bei der veredelten Schafzucht entsponnen hatte, und worin derselbe leidenschaftlich gegen Barten-

stein und mich auftrat. Seine Absicht, wie sie sich auch gleich anfangs errathen ließ, war die gewesen, hier an den ausgestellten Thieren seine Ansichten und Grundsätze darzulegen und seinen Tadel factisch zu begründen. Bevor es zur eigentlichen Beschau ging, wurden im Saale des Augartens erst die aufgelegten Woll-Proben und Vließe gemustert. Da wurde denn Herr von Ehrenfels alsbald bei einer Schwäche ertappt. Es war nämlich ein Theil eines Wollvließes von Möglin ausgelegt, dem konnte und durfte Ehrenfels wegen des Tadels, den er gegen Thaer öffentlich über dessen System ausgesprochen, nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, und es mußte Tadel gefunden werden, so weit auch derselbe herzuholen war. Einige große Woll-Manufacturisten, wie unter andern Herr Schöll aus Brünn, waren zugegen. Ob nun gleich diese, sowie fast sämmtliche Anwesende das fragliche Vließ ausgezeichnet schön fanden und für Super-Electa erklärten, so sprach sich Ehrenfels doch tadelnd über dasselbe aus und warf ihm vor, daß es sehr wollarm und keineswegs von höchster Feinheit sei. Zum Beweise dessen riß er eine Wollflocke von den Extremitäten ab, hielt sie Bartenstein und mir vor mit der schnöde ausgesprochenen Frage: „ob das Super-Electa sei?" er halte es kaum für Secunda. Das bedurfte denn doch einer Züchtigung. Ich bat mir die Flocke aus, zog und reckte sie ein wenig und stellte sie aus der Zerzausung, in die sie vielleicht absichtlich gebracht war, wieder her. Jetzt bat ich Herrn Schöll und einen seiner Collegen, ganz unparteiisch zu sagen, in welche Sorte sie als Manufacturisten diese Wolle setzten. Ohne weiteres erklärten sie, es gehöre dieselbe in Electa. Ehrenfels war in der Nähe, ignorirte aber das Ganze. Wir übrigen dachten uns ein Jeder das Seine. Ich meinerseits aber fühlte mich, für die Geringschätzigkeit, welche er gegen dies Vließ, und zwar aus tadelnswerther Absicht, gezeigt hatte, verpflichtet, diesen Auftritt in den ökonomischen Neuigkeiten mitzutheilen, wogegen sich der Baron Ehrenfels possirlich genug vertheidigte. Er konnte es, da zu viele Zeugen zugegen gewesen waren, nicht in Abrede stellen, daß er die Wolle Secunda genannt hatte. Ich aber hätte sie, so sagte er, durch damit vorgenommene Manipulation so gut darzustellen gewußt, daß sie alsdann für Electa erklärt worden wäre. — Zu lesen ist solches im Jahrgange 1829 der ökonomischen

Neuigkeiten. Man begreift kaum, wie es möglich war, daß ein sonst so kluger und scharfsinniger Mann, wie der Baron Ehrenfels war, solche Schwächen haben und sie noch dazu öffentlich zur Schau tragen konnte. Bei der Schafschau ging es nicht besser. Bevor ich aber über dieselbe berichte, muß ich für die, so mit der Art und Weise, wie sie in Brünn von jeher vollzogen worden, nicht bekannt sind, eine kurze Darstellung geben.

Vom ersten Anfange an (die Ausstellungen bestehen schon seit mehr als dreißig Jahren) hat man nach allgemeiner Uebereinstimmung der Brünner Landwirthschafts-Gesellschaft drei Punkte festgesetzt, welche bei der Beschau aufgefaßt werden, und von denen die Eigenthümer der aufgestellten Thiere einen wählen können. Die Beschau-Commission, von der Gesellschaft gewählt und gewöhnlich aus sechs Mitgliedern bestehend, bildet sich, und zwar ein jedes Mitglied für sich, sein Urtheil, schreibt es auf und übergiebt es dem Secretariate. Die drei genannten Punkte sind dann folgende: entweder man will das Urtheil nicht veröffentlichen lassen und bittet es sich blos für seine Person aus; oder man will es öffentlich ausgesprochen haben; oder man bittet die Commission um genaue Bezeichnung der Tugenden und Fehler der aufgestellten Thiere, die man dann wieder sich nur privatim mittheilen oder auch öffentlich aussprechen läßt.

Diesmal hatte Freiherr von Bartenstein einige Exemplare, unter andern einen Widder mit herbringen lassen, über welchen er gern ein kompetentes Urtheil hören wollte. In dieser Beziehung sprach er sich schmeichelhaft aus, daß er ihn vor Allen mir hätte zeigen und meine Ansicht vernehmen wollen. Er gehörte zu der Art, die man damals Luftthiere nannte, weil der dünne Flaum von Wolle, den sie tragen, wie Luft ist. Ganz meiner innern Ueberzeugung gemäß, verwarf ich das Thier gänzlich und rieth auch selbst von dem Versuche ab, den der Baron mit ihm vorhatte, ihn nämlich zur Begattung einer Anzahl dicht- und barschwolliger Schafe anzuwenden. Nun kam der Baron Ehrenfels, dem Bartenstein alsbald den Widder zeigte und sich seine Meinung über ihn ausbat. Mit großem Pathos erhob Ehrenfels dessen Vorzüge und erklärte ihn für ein eben so hochedles als ausgezeichnetes Thier. Bartenstein erwiderte: „ich komme ja aber, wenn ich den Widder zur Zucht brauche, im Wollertrage mit meiner

Heerde allzusehr zurück." Da erhob Ehrenfels seine Stimme und sprach die merkwürdigen Worte: Und wenn Sie auch fast gar keine Wolle scheeren, so erhalten Sie doch das edelste Blut*). Bartenstein schwieg, aber nun trat der Wirthschaftsrath Köller vor und rief mit seiner Stentor-Stimme: „Ei nun, ich habe immer geglaubt, wir züchten unsre Schafe um der Wolle willen. Hier vernehmen wir eine ganz neue Lehre."

Wie in Wien, so auch hier hatte ich mich über Mangel an bewiesener Achtung und Auszeichnung nicht zu beklagen, die sich insbesondere bei den des andern Tages gepflogenen Verhandlungen des Vereins kund gaben. Da ich überhaupt hier schon länger bekannt und gleichsam unter lauter Freunden und Kameraden war, so mußte ich mich in hohem Grade wohlfühlen.

In meiner Heimath angelangt, erfreute ich mich eines üppigen Standes meiner Felder, sowie eines guten Befindens meiner Schäferei, die nunmehr bald wieder ihr Futter mit ihrem Pelze bezahlen sollte. Leider ging der Wollmarkt in diesem Jahre schlecht und ich genoß wieder einmal das große Vergnügen, wie ein englischer Lord viele Tage lang auf dem Wollsacke zu sitzen. Die meisten meiner Bekannten, sowie ich auch selbst, haben die Ansicht, daß man durch das Ausdauern auf einem schlecht gehenden Wollmarkte große Sünden abbüßen könne, und daß katholische Priester dies füglich unter die aufzulegende strenge Buße zählen könnten. Wenn man weiß, daß selbst ein günstiger Ausgang eines solchen Marktes nicht frei ist von Büßenden, denen das traurige Loos wird, sitzen zu bleiben, so kann man sich leicht eine Vorstellung von einem ungünstigen machen.

Da zu Johanni 1830 meine Pacht ablief, so wurden nunmehr die Güter aufs neue ausgeboten. Was ich hier erlebt und erfahren, war eben nicht geeignet, mir Lust zur neuen Pachtung zu machen, so sehr mir auch meine Freunde und Bekannten zuredeten und meine Frau es wünschte. Wohl war Aussicht vorhanden, daß günstigere Zeiten für die Landwirth-

*) So sehr man vielleicht versucht sein mag, das hier Erzählte zu bezweifeln, so streng ist es der Wahrheit getreu.

schaft eintreten könnten, wo ich des Schadens, den ich die Zeit her gehabt, wieder beikommen könnte. Aber die ganzen Verhältnisse waren noch die alten, der Magistrat mit dem Consul an der Spitze hegte noch die sonstige Gesinnung, nach welcher i ch mich mit ihm nicht befreunden konnte. — Zwar machte ich ein Anbot, aber es ward, da Andere dazwischen traten, nicht angenommen. Es sollte so sein! Unter meinem Nachfolger brannten beide Wirthschaftshöfe ab, worüber man allerlei muthmaßte, und die Stadt hatte bedeutende Verluste, denn sie mußte den Pächter entschädigen, und kam später mit ihm in Prozeß, in Folge dessen er von der Pacht ging. Ehe ein neuer antrat und die Gebäude wieder aufgeführt wurden, waren große Schwierigkeiten zu überwinden. — Das war die immer und überall waltende Gerechtigkeit, die aber leider die ganze Stadtkommune und nicht die Schuldigen allein traf. Speciell davon berührt ward nur das Haupt der Stadtverwaltung, denn dasselbe verfehlte seinen Zweck und ward nicht aufs neue gewählt.

Sowie aber auch das Schlimmste sein Gutes hat, so kam es auch hier. Das alte Wohnhaus — ein Rattennest im buchstäblichen Sinne des Wortes — war nun vernichtet, und ein neues schönes erstand. Ein junger sehr thätiger Mann kam nun in die Pacht, hatte aber viel Mühe und Plage, weil der Vorgänger in allen Zweigen eine große Zerrüttung herbeigeführt hatte. Kaum aber war er so weit, die Frucht seiner Arbeit und seiner Sorgen zu genießen, da nahm ihn der Tod weg. Aber sein Bruder, und nach dessen Tode der Sohn desselben trat ein und ernteten, wo jener gesät hatte.

Im Herbste dieses Jahres unternahm ich noch eine Reise und zwar in Begleitung meiner Familie. Am 9. September traten wir dieselbe an. Unsre Tour ging über's Gebirge, und ich genoß die Freude, meine alten braven Eltern gesund und munter in Gottesberg zu sehen und einige Stunden bei ihnen zu verweilen. Sie waren beide nahe an 80 Jahre alt, dabei aber noch ungewöhnlich rüstig. Mich und meine Familie bei sich zu sehen, machte ihnen jedesmal eine ganz besondere Freude und das vornämlich auch deßhalb, weil sie eine große Liebe zu meinen beiden Töchtern hatten und meine Frau ungemein hoch schätzten.

Ueber Landshut und Trautenau ging es durchs Riesengebirge,

dessen höchster Gipfel, die Schneekoppe, im klarsten Glanze und oben schon beschneit, uns zur Seite stand. Es sollte dies ein günstiges Vorzeichen sein und einen schönen und langen Herbst bedeuten, denn es haben die Bewohner der Umgegend den Glauben — bei welchem sie sich auf Erfahrung stützen — daß, wenn die Schneekoppe vor Michaelis (29. Sept.) einschneit, dies einen schönen Herbst bedeute. Diesmal aber trat einmal anstatt der Regel die Ausnahme ein, denn der Winter kam, wie es Allen, die ihn erlebt, noch lebhaft genug im Andenken ist, im Jahre 1829 schon zu Ende October und wurde einer der längsten und strengsten, die seit Jahrhunderten dagewesen. Die Aussicht aber auf einen guten Herbst gab uns wenigstens Hoffnung für unsre Reise, die wir um so freudiger fortsetzten.

Bis nach Prag ereignete sich nichts, was erzählt zu werden verdiente, außer einer großen Wallfahrt, die wir bei einem Gnadenorte unweit Brandeis trafen. Wir hielten an, mischten uns unter das Volk und es gelang uns, einen Mann aus Prag, der hier war, um seine Sünden los zu werden, dahin zu bringen, daß er uns eine genaue Mittheilung von dem hiesigen Heiligen, von den durch ihn verrichteten Wundern, vornämlich aber von dem Ablaß machte, den man hier erlangte.

Vier Tage verweilten wir in Prag, während denen ich einen Ausflug nach Wlaschim machte. Die Meinigen waren bei meinen Bekannten und Freunden unterdeß gut aufgehoben, denn es beeiferten sich dieselben, ihnen den Aufenthalt auf alle Weise angenehm zu machen. Sie hatten in dieser Zeit viel gesehen und viel Vergnügen genossen.

Als rüstiger Fußgänger machte ich vom Wege nach Karlsbad aus, einen Abstecher nach Chisch, während meine Familie weiter fuhr und am Punkte des Rendez-vous Mittag hielt. Für das schöne Karlsbad hatten wir einen ganzen Nachmittag, der auch mir, ob ich es gleich schon einigemale gesehen, ein sehr genußreicher war, zumal der Himmel freundlich hernieder sah. Höchst anmuthig war die Reise von hier nach Eger, sowie von da weiter nach dem romantisch gelegenen Berneck, wo wir uns nicht allein an der unbeschreiblich schönen Umgebung ergötzten, sondern auch die Unterhaltung einer Perlenfischerei im Main hatten. Der Gastwirth zur Post hatte nämlich die Aufmerksamkeit für

uns, sobald er vernommen, wie sehr ich ein solches Vergnügen um meiner Familie willen wünsche, den Perlenfischer kommen zu lassen und uns zu solcher Fischerei einzuladen. Mehrere Knaben wurden mitgenommen, welche die Muscheln im Flusse aufsuchten und sie dem am Ufer gehenden Fischer zuwarfen, der sie dann mit einer Art Zange vorsichtig öffnete und diejenigen, so keine Perle hatten, wieder ins Wasser warf. Die ganze Ausbeute war sehr gering, denn es wurden binnen zwei Stunden nur etwa drei Stück gefangen, die kleine, aber noch sehr blinde Perlen enthielten, die uns der Fischer, ohne seine Pflicht zu verletzen, überließ, da sie keinen absoluten, für uns aber einen beziehungsweisen Werth hatten. Es ist nämlich dieser Mann von der Regierung angestellt, und er hat alle Perlen, die er findet, wenn sie nur von irgend einem Werthe sind, an dieselbe abzuliefern.

Ueber Baireuth kamen wir nach Hilpoltstein, wo Kirmeß und deßhalb ein recht eigentlicher Mordskandal war. Die ganze Nacht hindurch ward gejubelt, gejodelt, gejauchzt, getanzt und mitunter geschossen. Von Ruhe war da keine Rede, jedoch bedauerten wir dies nicht allzusehr, weil uns das Originelle dieses Skandals unterhielt. — Daß wir in Nürnberg einen Tag verweilten, das war wohl in der Ordnung. Bis nach Weissenburg fuhren wir des andern Tages. In Schwabach ward Halt gemacht, denn es mußten meine Töchter die hiesige Nadelfabrikation sehen. Meine gute Frau war leider so unwohl, daß sie im Wagen blieb. — Durch Ellingen fahrend konnte ich mir damals noch nicht denken, daß ich in nicht gar langer Zeit hier mit großem Interesse verweilen würde, nachdem ich so bevorzugt war, den Feldmarschall, Fürsten Wrede persönlich kennen zu lernen und von Ihm mit Gunst überschüttet zu werden. Uns interessirte nur die Nähe dieser Stadt an Weissenburg, die nur eine mäßige Feldlänge von ihr liegt.

Von Meitingen würde ich, obgleich wir daselbst übernachteten, gar nicht sprechen, wenn wir hier nicht so vortreffliches Bier gefunden hätten, das selbst meinen Töchtern mundete, die sich bis jetzt — aus Ungewohnheit — noch nicht mit dem bittern bairischen Biere hatten befreunden können. Auf der Tour dahin bereitete uns der unzeitige Diensteifer eines Land-Gensdarmen eine Unannehmlichkeit. Wir fuhren nämlich harmlos durch ein Dorf, als uns auf einmal Jemand laut rufend

nachlief. Ich blicke zurück und sehe diesen Polizeimann. Trotzig befahl er mir zu halten. Ich meinte, es sei die Rede von meinem Reisepasse, er aber fuhr mich an und befahl mir, ihm zum Ortsrichter zu folgen. Gleich einem Groß-Inquisitor gab er sich im Anfange gar nicht erst die Mühe, mich mit meinem Verbrechen bekannt zu machen, bis es denn endlich herauskam, daß es polizeilich verboten sei, mit drei neben einander gespannten Pferden zu fahren. Will man ein solches Verbot nicht als völlig absurd ansehen; so muß man wissen, daß es in Folge von Beschädigungen gegeben war, welche Pferde angerichtet, die als dritte an der Seite leer gegangen, folglich im Stande waren, ihrem Muthwillen durch Ausschlagen Luft zu machen. Das kann aber ein Pferd nicht, was im Wagen eingespannt ist, und das dritte ist dann eben so wenig gefährlich, als wenn blos zwei neben einander gehen. Soweit ging aber die Philosophie des Gensdarmen nicht, dem es übrigens blos um das Strafgeld zu thun war. Getrost ging ich mit ihm zum Ortsrichter, der ganz bedächtig die Anklage und meine Vertheidigung anhörte und mich endlich frug, ob mein ganzes Fahrzeug auf die Art eingerichtet sei, daß drei Pferde neben einander daran eingespannt würden, was ich bejahte, und worauf er mich ohne weiteres entließ. Der Gensdarm zog ein langes Gesicht und ich sagte ihm höhnend: ich würde ihn wegen seines ruhmwürdigen Diensteifers in Augsburg bei der Regierung empfehlen. — An diesem würdigen Subjekte fand ich bestätigt, was mir einst ein sehr wackerer Mann in Baiern von den damaligen Gensdarmen im Allgemeinen gesagt hatte. Er meinte, sehr viele derselben legten es auf Geldschneiderei an. Kämen sie in die Wirthshäuser, und fänden auch bei Tag oder bei Nacht die ärgsten Ungehörigkeiten, so drückten sie die Augen zu, weil der Wirth sie unentgeltlich regalire. Ja es käme vor, daß welche von ihnen ganze Nächte durchsöffen und schwärmten, anstatt solchem Unwesen zu steuern. Da sie nun immer in Geldverlegenheit wären, so suchten sie zu fangen, wen sie könnten. Das war mir denn auch geschehen.

Drei Tage blieben wir in Augsburg, wo es uns sehr gut ging. Der Regierungsrath Freiherr von Berglas, den ich das Jahr vorher bei dem Diner kennen gelernt hatte, zu welchem ich vom Freiherrn von Lozbeck geladen war, schien es sich zur Aufgabe gestellt zu haben,

uns möglichst gut zu unterhalten und er löste diese Aufgabe aufs Glänzendste. Er machte uns mit manchen Merkwürdigkeiten Augsburgs bekannt und führte uns des Abends in die Loge des Baron Lozbeck im Theater. Zudem befanden wir uns im Gasthofe zum Lamme ganz gemüthlich, denn es waren ein paar junge Töchter im Hause, mit denen sich die meinigen bald befreundeten. Von dem Theater-Abende muß ich noch eine Beschreibung geben. Wir waren beim Eintritte in die Loge sehr überrascht, da sie so gelegen war, daß man sie von allen Winkeln her sehen konnte. Ob nun gleich Augsburg eine große Stadt ist, so zeigte sich doch, als wir eintraten, eine sichtbare Neugierde, denn man erkannte uns sogleich als Fremde. Das brachte meine Töchter, die in ihrem damaligen Alter von 15 und von 11 Jahren noch wenig in der großen Welt gewesen waren, in einige Verlegenheit. Als das Stück aus war, und wir aus dem Hause traten, stürzte der Regen in furchtbaren Massen herab. Unser Lohndiener rief nach unserm Wagen, der sich aber durch das ungeheure Gewühl von Menschen und Wagen nicht bald durchwinden konnte. Meine Töchter, besonders aber die jüngste, waren in großer Unruhe, bis wir endlich im Wagen saßen, wo wir aber besorgt sein mußten, weil unsre Pferde durch den ungewohnten Trubel scheu geworden waren. Sehr froh stiegen wir in unserm Gasthofe aus und erholten uns von unsrer Unruhe an der gemüthlichen Wirthstafel.

Am 27. September fuhren wir nach München, was weder meine Frau noch meine Töchter kannten, und was sie sowohl durch seine städtische als durch seine ländliche Schönheit überraschte. Gleich am andern Tage besuchte mich der Staatsrath von Hazzi und der Baron Speck von Sternburg. Beide, insbesondere aber der Letztere übernahmen es, wie in Augsburg Baron Perglas, den Meinigen München in seiner Schönheit und in seinen vielen Merkwürdigkeiten zu zeigen. Wir blieben hier neun Tage, wovon uns kein einziger, ja ich möchte sagen keine Stunde lang geworden ist. Ich für meine Person machte einen Ausflug nach Hohenkammer, was dem Freiherrn von Cotta gehörte, und wo ich mit demselben eine Antheilschäferei das Jahr vorher errichtet hatte. Die Localität war jedoch daselbst für Edelschafe nicht günstig, und da die Erben des Barons nach seinem Tode, der zwei Jahr später erfolgte, das

Gut zu verkaufen beabsichtigten, so ward die Schäferei aufgelöst. Ich brachte sie von da nach Abetsried, oberhalb dem Ammersee, was ich gepachtet hatte, und nach einiger Zeit wanderte sie nach Ungarn.

Die übrigen Tage, welche wir in München zubrachten, verflossen in steter Unterhaltung. In meiner Abwesenheit hatte sich der Baron Sternburg meiner Familie aufs beste angenommen. Aber ich darf meinen alten guten treuen Hofrath Medicus nicht vergessen, der uns gewiß keinen Tag verlassen haben würde, wenn er nicht grade auf einer Ferien-Reise gewesen wäre, von welcher er erst am 3. October, einen Tag vor dem Octoberfeste, zurückkehrte. Der englische Garten, Nymphenburg, die Glyptothek, die Bildergallerie und was sonst merkwürdig war, das wurde gesehen. Im Gasthofe selbst hatten wir viel Unterhaltung, zu welcher insbesondere eine höchst originelle englische Familie beitrug. Sie bestand aus Vater, Mutter, zwei Töchtern und einer männlichen und einer weiblichen Bedienung. Alle vier Familienglieder waren die schönsten und ausgesuchtesten Carricaturen, wie man sie nur je sehen kann. Kurz gewachsen, von weitem Umfange, Fettgesichter mit kleinen Nasen und enggeschlitzten Augen, das Gesicht mit einigen Karfunkeln besät, waren sie alle vier. Dabei höchst originell gekleidet. Kurz man konnte sie ohne aufsteigende Heiterkeit nicht ansehen. Die Kellner trieben hinter ihrem Rücken ihren steten Spott mit ihnen, klagten aber, als sie abgereist, über geringes Trinkgeld. Sie schienen sich zu beruhigen, indem sie sagten, die Engländer machten es fast alle nicht besser. Es war der Gasthof zum schwarzen Adler, in welchem wir eingekehrt waren, und in dem ich bei meiner öftern Anwesenheit in München jedesmal wohnte. Man möge es nicht kleinlich finden, wenn ich eine in demselben beobachtete und in meinen Augen empfehlenswerthe Sitte hier anführe. Es bekam nämlich jeder neu angekommene Gast den untersten Platz an der Wirthstafel und rückte sodann nach der Anciennität vor. Dadurch ward jeder Eifersucht und jedem Rangstreite vorgebeugt.

Es sei mir erlaubt, bei dieser Gelegenheit von der lächerlichen Steifheit und dem daraus hervorgehenden Mangel an ächt feiner Bildung zu sprechen, wie man ihn vor noch nicht gar langer Zeit in manchen unsrer schlesischen Adelsfamilien fand, ja allenfalls auch noch finden kann. Ich

theile hier eine mir begegnete Geschichte mit, damit der Fremde, wenn irgend einem einmal Aehnliches widerfahren sollte, nicht allzusehr frappirt sei. Ich war in dem Hause Eines vom hohen Adel mehrere Tage, und es kamen da viele benachbarte Edelleute hin. Bei Tische nun präsentirte die Dienerschaft erst den sämmtlichen Herren Von, selbst auch dem Hausherrn, ehe es an uns Bürgerliche kam. Ich war vom Auslande her, wo ich so viele Auszeichnung erfahren, ein wenig verwöhnt, sah mir die Sache einmal an, ließ aber alsdann alle Schüsseln vorübergehen, ohne zuzulangen. Der Hausherr schien verlegen, konnte und wollte aber doch keinen so groben Verstoß gegen den Adel machen, daß er den Dienern einen Wink mir zu Gunsten gegeben hätte. Da legte sich einer meiner Freunde, ein Landedelmann, der bei der ganzen Gesellschaft in großer Achtung stand, in's Mittel und wies den Diener, der ihm eben eine Schüssel präsentirte, ehe er selbst nahm, an, sofort zu mir zu gehen, was dieser nicht eher zu thun sich getraute, als bis er auch vom Hausherrn einen Wink bekam. Ohne Anstand langte ich nun zu, und da hörten die Sprünge auf, und es wurden alle Schüsseln der Reihe nach, ohne die Adeligen vor den Bürgerlichen zu bevorzugen, herumgegeben.

Als Seitenstück zu diesem will ich schnell noch etwas Aehnliches erzählen. Ein Kaufmann kam in das Haus eines schlesisch-polnischen Grafen, und nahm, als Kaffee präsentirt wurde, weil ihm die Zange zu unbequem war, den Zucker mit den Fingern aus der Dose. Augenblicklich befahl die Frau Gräfin dem Diener, andern Zucker zu bringen. Von der Familie rührte Keins mehr jenen an. Der Kaufmann dankte natürlich, noch weiter zuzulangen. So waren und so sind wir zum Theil noch in Schlesien.

So bekannt und oft beschrieben auch das Octoberfest in München ist, so theile ich hier doch meine individuelle Ansicht über dasselbe mit.

Wir konnten aus den Fenstern unsers Zimmers im Gasthof den ganzen Zug, wie er sich nach der Theresienwiese bewegte, sehen. Besonders imponirte uns das Corps der Bürgergarden, das in seiner Uniformirung und Bewaffnung sich als höchst imposant zeigt. Was aber dem Feste einen besonders freundlichen Anstrich giebt, ist der Anstand, mit welchem sich bei demselben das Volk benimmt. Wenn ich nicht irre, so ward es schon vom König Max eingeführt. Vorzüglich beachtenswerth ist, daß bei demselben

fast gar keine Polizei thätig ist, und daß man es dem Volke überläßt, sich selbst zu zähmen, was es auch fühlt und rechtfertigt. Denn es sind bei diesem wahren Volksfeste noch höchst selten Excesse vorgekommen, so ausgelassen und von der Freude beherrscht auch die ungeheure Menge ist.

Was die Gegenstände der Landwirthschaft betrifft, die hier zur Schau gestellt, und wovon sehr viele prämiirt werden, so zeigen mehrere, und vornämlich die, welche die Viehzucht hier aufweiset, von einer hohen Stufe der Vollkommenheit. Namentlich sind es die Rinder aus den Alpen, welche eben so stattlich als schön sind und unter denen man wahre Prachtexemplare sieht. Nur in der veredelten Schafzucht steht man noch gegen viele Provinzen Deutschlands zurück. Uebrigens ist zur Beschau von Schafen der October keine geeignete Zeit, weil da die Wolle noch nicht die Hälfte ihres Wuchses hat und also auch gar noch nicht richtig beurtheilt werden kann. Es muß daher die Aufstellung und resp. Beschau dieser Thiere mehr als eine Genügung der Form denn als eine kompetente Beurtheilung gelten. — Auch in der Pferdezucht strebt Baiern ernstlich vorwärts, wie man an den Schauthieren sowohl als an den Wettrennen sieht. Im Ganzen aber ist Alles mehr ein Volks- als ein Landwirthschafts-Fest.

Es wird sich mir in der Folge noch Gelegenheit bieten, von der Landwirthschaft, wie ihr Standpunkt im Allgemeinen in Baiern ist, zu sprechen.

Daß es für meine Familie von Interesse war, das Fest zu sehen, ist wohl sehr natürlich. Die ungeheure Volksmasse, die man auf 50,000 schätzte und der Jubel, der sich überall hören ließ, dazu das für uns Neue und Originelle der hiesigen Volkstrachten bot ein seltenes Schauspiel, was ganz besonders bunt wurde, als ein Regenschauer kam, und sich viele Tausende von Regenschirmen in allen Farben entfalteten.

Am 6. October reiseten wir von München ab. Früh bedeckte ein so dichter Nebel das Land, daß wir kaum durchsehen konnten. Er war so dicht, daß die Pferde beinah gegen den Schlagbaum eines Zollhauses rannten, weil sie ihn so spät sahen. In Baiern fand man zu jener Zeit das Lobenswerthe bei den Straßenzöllen, daß man gleich da, wo man die Grenze passirte, für die ganze Reise den Zoll entrichtete. Es ist nichts lästiger und unbequemer, zumal im strengen Winter, als alle Augenblicke

an Schlagbäumen angehalten zu werden und Geld herausnehmen zu müssen. Nach Abschluß des Zollvereins passirten in den süddeutschen Staaten alle Einwohner der Vereinslande frei. Wie wunderbar mir das vorkam, als ich da das erstemal nach Baiern und Würtemberg kam, das kann man sich denken. In meinem preußischen Vaterlande, sowie in Sachsen hatte ich fast alle Meilen still halten und hohen Zoll zahlen müssen, und hier passirte ich frei und ungehindert. Eben nicht erfreulich muß es aber den Einwohnern jener Staaten sein, wenn sie dann zu uns kommen und so belästigt und stark besteuert werden. — Unsere Richtung ging gen Salzburg. In Wasserburg ward im Post- und Gasthause das erste Nachtquartier gemacht. — Hier erschien es uns als Sonderbarkeit, daß zwei Mädchen, die Wirthstöchter, das ganze Hauswesen versahen, und die eine die Post, die andere den Gasthof besorgte. Der Ort liegt übrigens sehr originell in den Windungen, welche hier der Inn macht, und in denen er wie von einer Schlange umklammert zu sein scheint. — Auch am andern Tage hatte sich ein dicker Nebel auf das Land gesenkt. Daß uns derselbe alle Aussicht benahm, das bedauerten wir sehr, aber es mußte uns auch um so mehr freuen, als wir in die Gegend des Chiem-See's kamen, daß dieser lästige Patron anfing, die Flucht zu ergreifen. Wundervoll waren die Blicke, die wir da thun konnten, wenn immer auf einige Minuten der Nebel bald da bald dort auseinander riß, und das einemal der blanke Spiegel des See's hervorglitzerte, das anderemal die Alpen gleichsam kokettirend durchblickten.

Ueber alle Beschreibung prächtig war die Aussicht vom Balkon des Gasthofes zu Seebruck, wo wir Mittag machten. — Für uns, deren Blicken sich ein solches Schauspiel zum erstenmale zeigte, konnte es nichts Erhabeneres und Reizenderes geben. Schon während der Fahrt dahin konnten wir uns nicht satt sehen. Sowie immer eine Nebelschicht nach der andern verschwand, so war auch jedesmal der Anblick ein neuer und immer schönerer. Niemals, als gerade da, wo die Bergriesen allmälig ihre Häupter enthüllen, kann man ihre Höhe so beurtheilen. Zuerst glaubten wir, als der Zug der Vorberge frei wurde und hinter ihm eine graue Wolkenwand gezogen war, es seien dies die höchsten Gipfel. Wie wir uns nun daran satt gesehen, da zerriß die graue Wand, und eine neue, viel

höhere Reihe von Bergen trat hervor, deren Gipfel sich nur allmälig enthüllten. Das überraschte uns auf's höchste, denn die Umhüllung der Spitzen machte, daß sie ganz besonders hoch erschienen. Jetzt glaubten wir, die Natur habe uns Alles vor die Augen gestellt, was sie Großes zu zeigen habe. Indeß hatte sie uns noch eine Ueberraschung vorbehalten. Denn als wir auf dem gedachten Balkon standen, da fiel der letzte Vorhang und die Altväter der Berge standen mit ihren weißen, weithin glänzenden Häuptern vor uns und schienen so nahe zu sein, daß man hätte meinen mögen, man könne mit einer halben Tagereise bei ihnen sein. Der Gastwirth aber sagte uns voraus, es werde das schöne Wetter nicht lange dauern. Denn man weiß aus Erfahrung, daß, wenn die Luft so sehr durchsichtig ist und die fernen Berge dem Auge so nahe rücken, ungestümes Wetter nicht weit ist. Für uns war das keine frohe Verkündigung. Indeß ließen wir uns im Genusse nicht stören. Die wie glattpolirter Stahl glänzende Fläche des See's blendete uns zwar, aber sie erhöhte nur die Erhabenheit der Scene, auch gab sie das Bild, was so über alle Beschreibung prächtig war, doppelt.

Schwer ward es uns, von diesem herrlichen Plätzchen zu scheiden, und das machte, daß wir unsern Aufenthalt, so weit es nur ging, verlängerten, bis uns denn endlich die sich nach Westen neigende Sonne an die Abreise mahnte. Unser Weg ging noch eine ganze Strecke am See und die Fernsicht blieb noch lange prächtig. Es war schon tiefe Dämmerung, als wir nach Teisendorf, unserm heutigen Nachtquartiere, kamen.

Am andern Tage (den 8. Octbr.) kamen wir bei Regen und rauhem Winde nach Salzburg. Dies schlechte Wetter war es auch, welches uns bestimmte, nicht nach Berchtesgaden zu fahren, so sehr dies auch in unsern Wünschen lag. Man kann sagen, hier sei kein Schritt, wo man nicht die Natur in ihrer größten Erhabenheit sehe und poetisch gestimmt werde. Nur das neidische Wetter zog uns zur faden Prosa herab. Wie eingesperrt saßen wir im Gasthofe, und brachten den Tag in übler Laune hin.

Zu unsrer großen Freude schien uns am andern Morgen die Sonne freundlich in's Zimmer, was uns antrieb, uns schnell zur Fahrt nach Hallein zu rüsten. Rein und klar lag der Untersberg vor unsern

Blicken und im schönsten Schmucke traten die Alpen hervor. So geschlossen und gigantisch nun auch das Gebirge, welchem wir zufuhren, vor uns lag, und uns jeden Eingang zu versperren schien, so rollten wir doch immerfort auf ebener gut unterhaltener Straße, und wo wir auch mehreremale glaubten, nun müsse es über einen hohen Berg gehen, da bog dieselbe in die Windungen der Thäler, die an der Salza herab liegen. So ohne alle Beschwerde in's Gebirge einzudringen, ist eben so überraschend als angenehm.

In Hallein verweilten wir mehrere Stunden und sahen uns die hier betriebenen großen Salzwerke an. Die bekannte unterirdische Fahrt zu machen, hatten die Meinigen nicht Lust. Aber auch was man hier über der Erde sieht, ist merkwürdig und sehenswerth genug.

Alsdann ging es nach Golling und zu den sogenannten Oefen (Schluchten) der Sulza. Im Orte Golling ward ein Mittagsmahl bestellt, und bis daß es servirt wurde, gingen wir zu dem berühmten Wasserfalle. Er ist vom Gasthofe eine gute Viertelmeile entfernt, und man gelangt dahin auf sehr steinigem und zerrissenem Wege. Diesen mit einer gewöhnlichen Kutsche zu befahren, wäre gradezu unmöglich, und man findet da einspännige Karren, deren Kutscher Einen für mäßige Taxe fahren. Gehudelt und gestoßen wird man da genug. Zur Beruhigung aber erzählten uns die Fuhrleute, es sei König Ludwig auch erst vor einigen Tagen auf dieselbe Art gefahren. Einen herrlichen Nebengenuß gewähren die schönen und mehrfach wechselnden Aussichten, die man hat, indem man zum Wasserfalle aufsteigt. Mag es auch wunderbar klingen, daß man ein solches Schauspiel in der Höhe suchen muß, so ist es doch nicht anders, und man hat ziemlich hoch, bald aufbald abwärts zu steigen, ehe man an dem Tosen, was von fern her schallt, inne wird, daß man in die Nähe desselben kommt. — Im engen Felskessel stürzen die Gewässer in schwarzer Fluth herab und verursachen ein Getöse, welches die Brust beklemmt und Schwindel erregt, wenn man in die Tiefe sieht. Reichlich wird durch den Anblick die Mühsal belohnt, der man sich unterziehen muß, um her zu kommen.

Unser Diner in Golling war lecker, aber auch kostbar. Wirth und Kellner ließen es sich nicht nehmen, daß wir Engländer wären, so sehr

ich auch dagegen protestirte, weil ich argwöhnen mußte, daß es damit auf eine hohe Rechnung abgesehen war.

Merkwürdiger und die Mühe noch lohnender sind die Oefen der Salza. Die nach Kärnthen führende Straße geht dicht bei ihnen vorüber, und wir konnten bis ganz in ihre Nähe fahren. Man klettert von der Straße aus einen steilen Rand hinab, sieht da gegenüber eine breite grüne, von einer Menge von Fußpfaden durchkreuzte Berglehne, hört unten ein dumpfes Rollen und Brausen, wie von einem hinter den Bergen heraufziehenden Gewitter, kommt dann an einige Rasenbänke und ist nun dem herrlichsten Naturschauspiele ganz nahe. Da stürzt sich die Salza, über eine Menge Steinstufen springend, auf denen sie eine Cascade nach der andern macht, senkrecht hinab in eine Tiefe von nahe an sechzig Fuß. Dicht vor derselben wird sie in ein so enges Bett gezwängt, daß ein guter Springer über sie setzen könnte. Ihre Sturzkraft ist ungeheuer und ihre Gewässer pressen sich unten im Kessel so zusammen, daß ziemlich starke Holzstangen, welche der Führer hinabwarf, nicht eindrangen, sondern wie auf hartem Felsen zersplitterten. Man wird, wenn man lange hier verweilt, förmlich betäubt. — Zum Andenken pflückten wir einige Alpenröschen und fuhren sodann nach Salzburg zurück.

Am andern Tage ward das Wetter noch ungestümer. Ein tiefer Schnee bedeckte am Morgen die Erde und es hörte fast den ganzen Tag nicht auf zu schneien. An der Wirthstafel kamen wir mit dem Geheimen Medizinalrath Wendt aus Breslau zusammen, der von Bonn von der Versammlung der Naturforscher kam und eine weitere Reise in's Gebirge vorhatte, die er aber wegen des grauenvollen Wetters aufgab, und den graden Weg über Budweis in die Heimath zurück reiste. Meine Töchter hätten fast Lust gehabt, mitzureisen, wenn ich mich nur hätte dazu bestimmen lassen. Es erregt allerdings wenig Lust, tiefer in's Gebirge zu dringen, wenn man erzählen hört, wie es hier der Fall war, daß die Straßen mit Schnee verschüttet sind, und an vielen Orten Lawinen niedergehen. Und doch hatten wir erst den 10. Octbr., was mir immer noch Hoffnung auf sehr schöne Tage gab.

Es kamen deren leider nur noch wenige, denn wie bekannt, winterten wir in jenem Jahre (1829) schon im Anfange des Novembers ein.

So gut es bei den wenigen Stunden, in welchen die Sonne wieder blickte, anging, sahen wir noch einige Merkwürdigkeiten in Salzburg. Der Reiz der Gegend aber ging uns unter dem ihr von der Natur übergeworfenen Sterbekleide verloren.

Ueber das Gebirge, welches wir auf der Tour nach Ischl zu passiren hatten, lag fußhoher Schnee, der sich furchtbar zusammenballte und das Fahren ungemein erschwerte, so daß wir nur langsam vorwärts kamen. So hatten wir Mühe, die zwei Stationen von vier Meilen, die wir bis nach St. Gilgen hatten, bis zu Mittage zurück zu legen. Auf der Höhe von diesem Orte bot sich uns ein herrlicher Anblick. Es war hell geworden und die Sonne schien klar. Da blitzte der Allersee wie ein diamantner Spiegel herauf. Wir waren aufs angenehmste überrascht und vergaßen alle Mühseligkeiten. Dazu kam dann noch, daß wir in St. Gilgen gut aufgehoben waren, indem wir in dem ländlichen Gasthofe Reinlichkeit und gute Küche fanden. Meinen Töchtern gewährte eine junge Gemse, welche der Wirth gefangen und in einem kleinen Gehege im Garten hatte, Unterhaltung. Ich selbst betrachtete sie mit Interesse, da ich noch nie eine in solcher Nähe gesehen hatte. Der Sohn des Wirths war ein kühner Steiger und pflegte, wie der Vater sagte, fleißig nach der Gems zu schauen.

Herrlich gelegen ist der Ort St. Wolfgang, den man auf der Weiterfahrt nach Ischl gegenüber hat, und der sich im Allersee wiederspiegelt. Mit Beklemmung fuhren wir an den überhängenden Felswänden hin, von denen ungeheure Trümmer abgerissen und bis in den See gerollt waren, zum Zeichen, daß es nicht unmöglich sei, hier unter solchen, wenn welche sich im Augenblicke der Vorüberfahrt ablösen sollten, begraben zu werden. Unser guter Genius schützte uns vor solchem Unglücke, das grade jetzt bei dem frischgefallenen und stark schmelzenden Schnee sich leicht hätte ereignen können.

Ischl war, wie man es sich bei der Jahreszeit leicht denkt, fast leer von Gästen und wir fanden daher bequeme und gute Unterkunft. Ueber Nacht hatte der Himmel den Schnee ein wenig nachgebessert, so

daß am Morgen Alles in die Farbe der Unschuld gekleidet war. Es konnte uns nicht locken, lange hier zu verweilen, und wir wandten am Morgen nur wenige Stunden darauf, den Ort wenigstens oberflächlich kennen zu lernen.

Als wir gegen Mittag weiter fuhren, war das Wetter schön geworden und die Sonne schien hell und warm, so daß sie in den eingeschlossenen Thälern, durch die wir kamen, förmlich brannte. Im Gebüsch war der Schnee wenig liegen geblieben und es liebäugelten überall die Alpenröschen hervor. Meine Kinder wünschten deren zu pflücken, wesbalb angehalten wurde. Während dem hörten wir starken Donner rollen, obgleich wir nur wenig Wolken sahen. Bei der brennenden Sonne fanden wir die Sache erklärlich. Als wir aber die Blicke nach der Gegend richteten, von wo wir den Donner vernommen, sahen wir aus dem Thale Dampf aufsteigen, der, wie wir uns bald überzeugten, von einer niedergegangenen Lawine herrührte. Von der gegenüber stehenden hohen Bergwand, wo sie sich abgelöst, stürzten eben noch Trümmer nach. So genossen wir ein Schauspiel, was wir nicht erwartet hatten, und welches wir bis jetzt nur aus der Beschreibung kannten.

Jetzt kamen wir an den Traunsee, welcher plötzlich die Straße, die sich fortwährend um Felsenklippen gewunden, nichts destoweniger sehr gut war, verschlingt. Nichts bleibt übrig, als sich mit Pferd und Wagen einzuschiffen, denn um den See geht nicht einmal ein Fußpfad, geschweige denn eine Straße. Seine Ufer sind fast senkrecht aufsteigende Felswände, die in hohen Bergen ausgehen. Erzählt war uns worden, daß dem See, trotz seinem Namen, wenig zu trauen sei, indem sich oft ganz unerwartet Winde auf demselben erhöben, die zu Wirbeln werdend, zuweilen die Schiffe in die höchste Gefahr brächten. Aber als wir einstiegen, schien die Sonne hell und die Luft war völlig still. Sie täuschte uns nicht, denn wir kamen glücklich hinüber. Die Fahrt ist höchst romantisch, denn man sieht an den Felswänden steile Pfade zwischen Gebüsch sich hinziehen, an denen Wanderer dahin klettern. Gegenüber leuchtet freundlich Gmunden, wo Mittag gemacht wurde. Beim Anlanden bereiteten uns die Schiffer eine anmuthige Scene. Meine Frau hatte sich, um die Gegend besser überschauen zu können, auf den Kutscherbock gesetzt, und nun zogen die

Schiffer den Wagen wie im Triumphe an's Ufer und auf diesem eine Strecke fort.

In Gmunden trafen wir viel Gesellschaft beim Mittagstische. Es waren lauter Oestreicher und wir kamen bald mit ihnen in Unterhaltung. Da ward denn viel von den schönen Partien gesprochen, die man hier nach allen Richtungen hin machen kann. Der Traunfall, dessen Anblick unsrer noch wartete, ward besonders hervorgehoben. In der That fanden wir denselben auch, als wir hinkamen, über alle Beschreibung eigenthümlich. Nicht die Höhe des Wassersturzes, sondern die Vehemenz, mit welcher das Wasser herabschießt, ist es, die ihn vor so vielen andern Wasserfällen auszeichnet. Bedenkt man, mit welch' einer Schnelligkeit die Traun dem Falle zufließt, so kann man sich das Reißende ihres Sturzes denken. Denn ein Stück vor demselben zwängt sich das Wasser in seiner rasenden Schnelle in ein so enges Bett zusammen, daß Steine, die man darauf wirft, nicht untersinken, sondern wie Holz fortgetragen werden. — Man erzählte uns, es sei vor nicht langer Zeit eine Hochzeitsgesellschaft in lustigem Uebermuth in Kähnen die Traun herabgekommen, und habe versäumt zur rechten Zeit zu landen. Da sei sie vom wüthenden Strome fortgerissen und den Wasserfall hinabgestürzt worden. Daß kein Gebein von ihr ganz bleiben konnte, das darf nicht erst versichert werden. Denn die Gegenstände, welche man oben in den Strom wirft, werden hier in den brausenden Strudel gestürzt, und kommen erst eine weite Strecke von da zertrümmert wieder empor. In der Nähe einer Mühle kommt man an den Fuß des Falles und ist ihm ziemlich nahe; aber es würden stählerne Nerven dazu gehören, um hier lange zu verweilen. Der empfangene Eindruck verlischt lange nicht.

Wir kamen zu Nacht nach Lambach. Der Wirth meinte uns damit eine Auszeichnung anzuthun, daß er uns in ein Zimmer quartierte, wo einmal Kaiser Alexander, alsdann der König von Sachsen, und Großfürst Nicolaus übernachtet hatten, was Alles mit großer bunter Schrift auf einer an der Wand hängenden Tafel geschrieben stand. Waren wir nun auch nicht kaiserlich untergebracht, so ging es doch an.

Das Wetter war nunmehr schön geworden, was für unsre Weiterreise sehr erfreulich war. Wer möchte es glauben, daß wir das freund-

liche und einladende Linz nicht besuchten, obgleich wir in dem nahe dabei liegenden Ebersberg Mittag hielten. Es lag uns daran, zu einer bestimmten Zeit bei einem Freunde einzutreffen, und deßhalb ward auf alle Art geeilt. Der Wirth in Ebersberg erzählte uns viel von dem Gefecht, welches hier im Jahre 1809 zwischen den Oestreichern und Franzosen statt gefunden. — Bis nach Strengberg ging unsere heutige Tour. Wir kamen spät an, hatten aber unterwegs einen hohen Genuß an einer Abendröthe, wie man sie in solcher Pracht nur selten sieht, und die sich ein paar male wiederholte. — Die reizenden Ufer der Donau, die wir nunmehr immer in der Nähe behielten, verließen wir erst bei Mölk, wo wir die Straße nach St. Pölten fuhren.

Der Freund, den ich besuchen wollte, war der Wirthschafts-rath Matzi in Baumgarten, ein alter praktischer und über sein Fach denkender Landwirth. Er war insbesondere ein tüchtiger Weinbauer und hatte in diesem Zweige viel Uebung und Erfahrung. Seine Wein-gärten waren in der vortrefflichsten Ordnung, nur war es schade, daß ihnen der Jahrgang nicht günstig war, und die Trauben nicht ihre volle Reife erlangten. Eine Eigenthümlichkeit theilte dieser Mann mit allen passionirten Winzern, nämlich die, nicht gern Trauben vor der eigent-lichen Lese in den Weinbergen abzuschneiden, woher es denn auch kam, daß er mit denselben ungemein kargte und uns den Genuß, auf den wir uns lange gefreut, nicht verschaffte. Denn es ward kaum unsre Lüsternheit befriedigt. — Der Ort liegt hoch und gewährt die herrlichste Aussicht in die Donau-Gegend, die wir bei dem unbeständigen Wetter aber nicht sehr genossen.

Freundlich und wahrhaft human ward meine Familie in Gra-fenegg von der Gräfin Breuner, einer gebornen Gräfin Esterhazy, aufgenommen. Schon habe ich erzählt, daß ich mit dem Grafen (der jetzt grade in Wien war) eine Antheilschäferei errichtet hatte. Als der Vertrag hierüber geschlossen wurde, äußerte ich, daß es dessen kaum bedürfte, weil, wenn ich mir einen Bruch desselben überhaupt zutrauen könnte, ich diesen, nach meinem Charakter, weit eher bei einem geschriebenen als bei einem mündlich verabredeten, versuchen würde; da

äußerte die Gräfin in kindlich edlem Eifer: das freut mich, so denkt mein Gustel (der Graf) auch.

Von Wien, wohin wir jetzt kamen, theile ich blos mit, daß ich meiner Familie, soweit es anging, die Herrlichkeiten dieser Stadt zeigte, daß wir aber nur drei Tage dort verweilten. Als wir den Prater besuchten, wehte ein so heftiger Sturm, daß er meinen Töchtern einmal über das andere die Hüte nahm. Einen großen Hallo sahen wir auch, als wir des Abends aus dem Theater in der Leopoldstadt kamen. Es war Feuer am Ende der Jägerzeil und mehrere Spritzen und Wasserwagen jagten dahin. Die Mannschaften bei denselben schwangen sprühende Fackeln, so daß man einen wahren Höllenzug zu sehen glaubte. Das ungeheure Gewühl der Stadt war meiner Familie eben so neu als beängstigend, so daß wir die Abreise mit Freuden antraten.

Es war unterdeß immer rauheres Wetter geworden, so zwar, daß an den Trauben Eiszapfen hingen und dieselben überall, wo man Lese hielt, zusammenfroren. Da war freilich kein Jubel der Winzer zu vernehmen. Wie wenig Werth der gewonnene Wein hatte, das entnimmt man daraus, daß man vielen bei der Kelter den Eimer zu einem Zwanziger kaufte. Wir mußten uns in unsre Kleider hüllen, so gut es ging, froren aber dennoch und eilten so viel wir konnten, keine Lust fühlend, abzusteigen und in die Weinberge zu gehen. Die Gebirge der Steiermark leuchteten schneeweiß herüber und man hätte eher an den 21. Dezember als an den 21. October denken mögen.

In Brünn verweilten wir nur einen halben Tag, denn es ward die Sehnsucht nach der Heimath, je näher wir ihr kamen, immer größer.

Zwei elende Nachtquartiere, die letzten auf der Reise, waren geeignet, diese Sehnsucht noch zu erhöhen. Wir hielten sie auf Dörfern und zwar aus zwei Gründen. Zum ersten fing das Reisegeld an, auszugehen, zum zweiten bogen wir von der großen Straße ab, und schlugen den nähern Landweg ein.

Mit hoher Freude betraten wir die heimathlichen Fluren, die wir seit 7 Wochen verlassen hatten. Die Erinnerung an die Reise gab uns Unterhaltung genug für den Winter, in welchem ich meine literarischen Arbeiten fleißig fortsetzte.

Die so sehr früh eintretende rauhe Witterung, wozu noch der viele Regen kam, hatte die Bestellung der Herbstsaat, sowie aller übrigen Arbeiten sehr in die Länge gezogen, und es waren noch eine große Partie Kartoffeln heraus zu nehmen, für welche glücklicherweise im Anfange des Novembers noch einige günstige Tage kamen. — Trotz der verspäteten und eben nicht aufs musterhafteste bestellten Einsaat war aber die Ernte von 1830 doch ziemlich gut. Man konnte sich bei derselben an das Jahr 1813 zu 14 erinnern, wo bei den Kriegstrubeln die Wintersaat ebenfalls mangelhaft bestellt ward, und dennoch keine ganz schlechte Ernte folgte.

Zwölftes Kapitel.

Erlebnisse mit Pachtungen und andere Begebenheiten.

Der Ausgang der Münsterberger Pachtung. Häusliches Leben. Wiederholte Reisen in Deutschland und nach Frankreich. Langer Herbst. Der Eremit von Gauting. Die baiersche Kammer und Baron v. Closen. Feldmarschall Fürst Wrede. Antheilschäfereien.

Der Herbst von 1829 war in vieler Beziehung ein trüber für mich. Die so ungewöhnlich früh eintretende rauhe Witterung und die immer größer werdende Spannung mit der Behörde der Stadt Münsterberg verstärkten beiderseitig den üblen Eindruck, den sie auf mich machten. Es kann für einen Mann von Ehre nicht leicht etwas Unangenehmeres und Verletzenderes geben, als wenn er sich mit Menschen herumzanken muß, die an Bildung und moralischem Gehalte unter ihm stehen. Ich hatte der Stadt während der Dauer meiner Pacht vielen Nutzen gestiftet, wovon ich nur den einen anführen will, den sie bei der Ablösung der Hutungsberechtigung der Dorfinsassen von Reindörfel durch meine Vermittelung hatte. Die Gemeinde stellte fast unverschämte Forderungen, womit sie aber nahe daran war, sie größtentheils realisirt zu sehen, weil eine Commission, aus Mitgliedern des Magistrats und des Stadtverordneten-Collegiums bestehend, so wenig fähig war, das Interesse der Stadt wahrzunehmen, daß sie schon im Begriff stand, auf jene Forderungen einzugehen. Nur durch meine Erklärung, daß ich sodann ohne weiteres die Pacht kündigen würde, wozu mich bei einem solchen Gebahren mein Contrakt berechtigte, wurde die Commission stutzig und erklärte, sie wolle mir ganz allein die Unterhandlung mit der Gemeinde überlassen. Mit dem Ablösungsgesetz genau bekannt, und der Gemeinde dasselbe vorhaltend, kam ich dahin, daß sie ein Drittheil Morgen Land für jedes im Steuerkataster facionirte Rind bekam. Sie hatte anfangs zwei Morgen gefordert und die Commission

war schon auf dem Punkte gewesen, ihr einen Morgen zu bewilligen. Da nun mehr als 60 Rinder facionirt waren: so hätte sie mehr als 40 Morgen umsonst angegeben, was bei der Lage und Güte der dasigen Aecker (den Morgen zu 100 Thlr.) mehr denn 4000 Thlr. ausgetragen hätte. Würde ich meine Redlichkeit nur ein wenig haben verleugnen können; so durfte ich die Commission nur hineintappen lassen und war dann befugt, zu kündigen und eine angemessene Entschädigung anzusprechen: hätte folglich bedeutenden pekuniären Gewinn gehabt und mir den unsäglichen Verdruß erspart, den ich in der Folge hatte, wozu einige Individuen besonders beitrugen, durch welche die ehrenhafteren und redlicheren überstimmt wurden.

Der erzählte Vorfall traf in das Jahr 1826, und ich mußte ihn hier nachholen, um mein Urtheil, was mir die Unehrenhaftigkeit des nachfolgenden Betragens abnöthigt, zu rechtfertigen.

Auf einer Reise im Herbste 1829 nach Breslau kehrte ein Deputirter des Magistrats mit mir zurück und heuchelte die größte Theilnahme für mich, während der Zweck seiner Reise, den ich später erfuhr, kein anderer gewesen war, als den Prozeß gegen mich anhängig zu machen. Auch kam drei Tage nach dieser Rückkehr eine Deputation aus der Stadt an, in der Absicht, meine Wirthschaft zu revidiren, was eigentlich, ohne vorhergegangenen Richterspruch, ganz unstatthaft war. Ich fertigte sie gebührend ab, gewann aber damit weiter nichts, als daß mein Verdruß nur immer neue Nahrung bekam. Die Angeberei eines getreuen Nachbars (der nach der Pacht strebte, sie aber in der Folge nicht erhielt) war die Hauptveranlassung zu dieser Revision. Wird man es wohl glauben, daß die Sache so weit getrieben wurde, daß man krumme Wege gegen mich einschlug, und daß sich ein öffentlich angestellter Justizbeamter dazu hergab? Noch besitze ich ein Schreiben desselben an den zu jener Zeit fungirenden bereits verstorbenen Burgemeister — welches dieser mir auf seinem Sterbebette mittheilte — worin die dringende Bitte ausgesprochen ist, es bald zu vernichten, weil, wenn es in unrechte Hände käme, ihm eine fiskalische Untersuchung drohe, indem er Part und Gegenpart zugleich diene! — Die weitern Reflexionen hierüber überlasse ich meinen Lesern.

So widerwärtig indeß auch diese Verhältnisse waren: so genoß ich hier doch auch manche frohe Tage im Zirkel lieber und treuer Freunde, die

wohl einsahen, wie ungerecht, ja gemein man gegen mich verfuhr, und die mitunter ihre Stimme darüber laut werden ließen. Nur half das leider nichts. Die wenig gebildete Masse der Bürger — unter denen es freilich sehr ehrenvolle Ausnahmen gab — war der Meinung, daß, da ich ein Haus machte, ich das doch nur von dem Gewinn könne, den mir die Pacht brächte. Sie wußten und ahneten nicht, daß ich, anstatt etwas davon zu haben, von meinem anderweitigen Verdienst und Gewinn zusetzen mußte.

So hatte mir denn das Jahr 1829 eine reiche Lese von Freuden und Leiden gebracht. Nur war es schade, daß die darin enthaltenen Lehren für die Zukunft nicht so hafteten, daß sie mich vor neuen Illusionen und resp. Inductionen verwahrt hätten. Denn ich gerieth, wie ich bald zu erzählen haben werde, das Jahr nachher, wo ich die Münsterberger Stadtpacht aufgegeben hatte, in noch schlimmere Hände.

Bevor ich erzähle, was ich im Jahre 1830 erlebt, will ich erst noch mittheilen, von welcher Art mein Familienleben war. Aus dem, was im ersten Bande zu lesen ist, kann man entnehmen, daß dasselbe ein friedliches, freundliches und herzliches gewesen sei. Schon das, daß mir jede Reise gar keinen besondern Genuß gewährte, wenn ich sie allein und nicht in Gesellschaft meiner Familie machte, beweist, wie innig ich an derselben hing, und wie glücklich ich mich in ihrem Umgange fühlte.

Einen ganz besonders gemüthlichen Act brachte jedesmal der Weihnachtsabend (am 24. December) und der Jahresschluß. An ersterem zog alle Jahre das Christkind ein, was Alt und Jung mit Gaben erfreute. Ein großer hölzerner Leuchter mit über einander stehenden Tellern, auf denen Wachslichter angebracht wurden, ward auf einen langen Tisch in die Mitte gestellt, und auf diesem waren die Gaben ausgelegt. Die der Kinder, sowie die, mit denen meine Frau und ich einander beschenkten, lagen oben an, sodann folgten die der Dienstboten und endlich eine Menge Kleinigkeiten für arme Kinder, für welche dieser Abend allemal ein Hauptfest war, auf das sie sich viele Monate voraus freuten. Die vielen Lichter und die bunt unter denselben prangenden Gaben machten auf diese jugendlichen Gemüther einen tiefen Eindruck, der sich theils in lauter, theils in stiller Freude aussprach und sich uns mittheilte. Freute ich mich ja doch selbst

immer schon lange im voraus auf diesen Abend. — Nachdem sich die Dienstboten und die Kinder entfernt hatten, wurden einige gute Freunde, die zu dem Feste geladen waren, mit Punsch und Kuchen bewirthet und wir verbrachten noch einige Stunden in Heiterkeit und Frohsinn. — Der Abend am Jahresschlusse ward in ähnlicher Art gefeiert, nur daß da der Leuchter und die Gaben, sowie die Erscheinung der Dienstboten und der Kinder fehlte. Meiner Frau sowohl wie mir war es zuwider, den Sylvesterabend in rauschender Gesellschaft zuzubringen und die Nacht, wie es so häufig zu geschehen pflegt, durchzuschwärmen.

In Münsterberg herrschte übrigens zu jener Zeit viel Geselligkeit, indem die benachbarten Gutsbesitzer und Beamten sich dahin hielten. Zu mehrerer Unterhaltung bestand auch ein Liebhabertheater, was durch mehrere recht fähige Mitglieder gut besetzt war, und kleine Lust- und Schauspiele nicht schlecht aufführte. Habe ich doch selbst einmal mich dazu bewegen lassen, mitzuspielen. Meine Töchter thaten es öfter.

Einer so guten und festen Körper-Constitution ich mich auch erfreue, so ward ich doch fast regelmäßig von einem Katarrhalfieber alle Jahr, und das meist im Winter, heimgesucht. Mehreremale nahm es eine so gefährliche Wendung, daß es mein Leben ernstlich bedrohte. In meinem spätern Alter verminderte es sich, ja ich bin schon zuweilen mehrere Jahre gänzlich davon frei geblieben. Ein anderes Uebel aber (der Magenkrampf) hat sich dagegen in meinem Körper so fest gesetzt, daß es aller Kuren spottet. Indeß war es vor längerer Zeit einer Medizin, die ich vom Geh. Medizinalrathe Dr. Wendt verschrieben bekam, gewichen und blieb viele Jahre aus. Aber es kehrte leider wieder, und ist seitdem (sowie früher und zwar von Jugend an) für mich ein wahrer Pfahl in's Fleisch gewesen. Auch die Homöopathie, die ich dagegen angewandt, und die im ersten Augenblick den Feind niederwarf, hat sich nicht auf die Länge bewährt.

Der ungewöhnlich strenge Winter von 1829 zu 30 hatte für den Landwirth mancherlei Beschwerde, wie unter andern auch die, daß bei dem vielen Schnee und der überaus strengen Kälte alle Transporte von Producten nur schwer gemacht werden konnten. Auch ich empfand diese Beschwerden, denn ich hatte große Partieen Getreide zu verfahren. Daneben aber bot er auch Veranlassung zu Vergnügungen, denn es lebte in Münster-

berg ein frohes Völkchen. Viele Schlittenpartieen wurden in die Umgegend gemacht, bei denen man sich zuweilen ein Rendez-vous mit Freunden aus Grottkau oder Frankenstein gab, und wobei es sehr lustig herging. Ich gab dazu gewöhnlich mehrere Pferde und Schlitten, was mich in der Zeit, wo so wenig Arbeiten in der Oekonomie waren, gar nicht störte.

Die Reisen in wirthschaftlichen Angelegenheiten, besonders aber auch die Schafzucht betreffend, gehörten bei mir zur Tagesordnung. Jemehr ich aber da sah und je mehr man mir mittheilte, desto klarer ward es mir, daß nicht allein das Ganze der Oekonomie, sondern auch jeder einzelne Zweig derselben ein sehr weites Feld biete, auf dem man sich nur langsam und in sehr langer Zeit gänzlich und überall orientirt. Vornämlich gilt dies von der veredelten Schafzucht. Von jeher hatte ich mich für dieselbe sehr interessirt und mir es zur Aufgabe gestellt, in ihre Tiefen einzudringen. Es ist mir gelungen, vieles zu erforschen und in ein klareres Licht zu stellen, als das der frühern Zeit gewesen, auch habe ich die große Genugthuung erlebt, daß ich von vielen Männern des Fachs als Autorität anerkannt worden bin. Es ist nicht Eitelkeit, die mich dies niederschreiben läßt, sondern die Freude, mein Streben anerkannt zu sehen. Freilich habe ich auch manchen Kampf zu bestehen und manche Anfechtung zurückzuweisen gehabt. Indeß kommt man ja nur durch Kampf zum Licht. Von meinen Debatten mit dem Freiherrn von Ehrenfels habe ich schon gesprochen. Er hatte in Oestreich mehr als im übrigen Deutschland eine nicht unansehnliche Partei für sich; nur hat es mir um seinetwillen — da er das Gute wollte — leid gethan, daß ungebildete Halbwisser sich für ihn in den Streit mischten, und anstatt ihm zu nützen, ihm sehr schadeten. Auf meiner Seite stand, zur Zeit des hitzigsten Kampfes, der Freiherr Emanuel v. Bartenstein, ein Mann voller Rechtlichkeit und von sehr edlem Charakter, dem es um das Gute und um den Fortschritt zu thun war, und der keine Partei-Leidenschaft kannte. Was er schrieb und veröffentlichte, das ist die Bestätigung dieses Ausspruchs.

Im Januar 1830 machte ich in bibliopolischer Hinsicht eine Reise nach Prag und zwar zu Schlitten, bei einer Kälte von 24—26 Grad Reaumur. Ich hatte schon im Dezember Anwandelungen von einem

Katarrhalfieber gehabt, und es trat, als ich in Prag angekommen, ein Rückfall ein, der so heftig wurde, daß ich einen Arzt konsuliren mußte, und daß meine Freunde ernstlich um mich besorgt waren. Da ich jedoch gewohnt war, mich bei Krankheiten nicht bald zu geben, und da ich nur einige Tage in Prag bleiben wollte und konnte, so beschloß ich, sobald ich nur wieder außer dem Bett sein konnte, abzureisen, wogegen sich aber der Arzt und meine Freunde ernstlich stemmten. Dennoch gab ich nicht nach, und trat, trotzdem daß die Kälte noch immer auf derselben Höhe stand, meine Rückreise an. Schon die erste Nacht, die ich in einem Gasthof in Podiebrad zubrachte, ward das Fieber so heftig, daß ich fürchtete, ich würde hier viele Tage liegen bleiben müssen. Dennoch setzte ich am andern Morgen die Reise — am ganzen Leibe zitternd und mit den Zähnen klappernd — fort, war aber so angegriffen, daß ich mich beim Aussteigen aus dem Schlitten kaum auf den Füßen halten konnte. — Die Krankheit nahm zu und erreichte am dritten Tage einen Grad, daß ich fast fürchtete, meine Heimath nicht lebendig zu erreichen. Dennoch setzte ich es durch und kam endlich am vierten Tage an, mußte aber nunmehr das Bette viele Tage hüten. Nur meine gute Constitution und der Umstand, daß Brust und Lungen bei mir sehr stark und gesund sind, retteten mich von einem heftigen Entzündungsfieber. — Frägt man, warum ich so hartnäckig auf der Abreise bestand, da ich in Prag doch gut aufgehoben war, und dort erst meine völlige Genesung hätte abwarten sollen; so antworte ich darauf mit einer Maxime, die ich in meinem Leben immer beobachtet und fest gehalten habe. Sie ist die: Wie unzählig viele Menschen müssen sich der Nothwendigkeit fügen und sich Allem aussetzen, auch wenn sie sich ernstlich krank fühlen; wie viele Strapazen haben nicht unter Andern die Soldaten zu ertragen! Warum sollte ich da nicht Aehnliches leisten können? — Diese Maxime ist mir stets gut zu statten gekommen und hat mich Mühe, Beschwerden und Gefahren ruhig ertragen lassen. Es giebt, nach meinem Dafürhalten, keine beklagenswertheren Menschen als die sind, welche immer etwas vor ihren Mitmenschen voraus haben und sich, wo es gilt, nicht gleicher Mühe und gleichem Ungemach, wie jene aussetzen wollen. Sowie Glück und Genuß erst durch die lebhafte Vorstellung von demselben eine Wahrheit wird, so ist auch Mühsal

und Gefahr nur für den erschreckend, der verweichlicht ist, und beidem nicht mit Muth entgegen zu treten versteht.

Zu Johanni des Jahres 1830 lief mein Pachtvertrag ab, und da unter Umständen, wie ich sie erzählt habe, weder an eine Verlängerung desselben, noch daran zu denken war, daß ich bei der neuen Verpachtung als Concurrent auftreten sollte: so mußte ich an ein anderweitiges Unterkommen denken. Ein kleines Landgut in der Nähe von Münsterberg war verkäuflich und ich reflectirte darauf. Die Sache zerschlug sich aber und ich beschloß, es abzuwarten, bis sich was Passendes für mich finden würde. Deßhalb zog ich in die Stadt Münsterberg, was ich aber nur meiner Frau zu Liebe that; da mir an einem Orte, wo ich so viel Unbill erlitten und so viel zugesetzt hatte, unmöglich wohl sein konnte. Doch ehe noch der Zeitpunkt meines Abganges da war, kamen noch viele Zwischenfälle vor. Zunächst vollzog ich noch eine Menge von Schafclassificationen, bei deren einer mich ein Unglück bedrohte, wie ich es in meiner Jugend erlebt hatte, wo ich nahe daran war, ein Krüppel zu werden. Eine Fahrt mit einem Grafen in seine Schäferei ward zu Schlitten gemacht, während es schon anfing zu thauen. Wir passirten eine zugefrorne Furt, welche, als die Pferde in die Mitte kamen, einbrach. Der Graf fuhr selbst und da es ein alter Satz ist, daß die vornehmen Kutscher selten die besten sind: so wäre es wohl möglich gewesen, daß wir besser weggekommen wären, wenn der eigentliche Kutscher die Rosse gelenkt hätte. Kurz, der Schlitten neigte sich auf die Seite, und ich kam, während ich das Gleichgewicht herzustellen strebte, mit einem Fuße unter denselben, wobei ich starke Contusionen bekam, und froh sein mußte, ihn nicht gebrochen zu haben.

Die Tage, welche ich in dieser Zeit, d. h. in der ersten Hälfte des Jahres 1830 zu Hause zubrachte, arbeitete ich fleißig an dem Werke: „Die deutsche Landwirthschaft" — das noch im Laufe desselben bei Cotta in Stuttgart erschien, und welches ich Sr. Majestät, dem Könige von Würtemberg zueignen durfte. Das aber hat meinem Leben Abwechselung und Würze gegeben, daß ich in der Landwirthschaft Theorie und Praxis im steten Wechsel trieb und da periodenweise bald im Freien,

bald wieder im Zimmer zubrachte. So hob und vervollständigte immer Eins das Andere.

In meiner Oekonomie hatte ich alle Aufmerksamkeit nöthig, theils um den möglich höchsten Gewinn daraus zu ziehen, theils aber auch, um sie in guter Ordnung bei der Uebergabe zu haben. Bei meiner oftmaligen Abwesenheit mußte ich mich auf den Verwalter verlassen. Selten aber sind solche Individuen mehr als Miethlinge. Zum Glück war meine Frau in Alles eingeweiht und sie konnte da, mit ihrem männlichen Geiste, mich kräftig vertreten. Selbst in der Schäferei wußte sie Bescheid, so daß sie, wenn ich nicht zu Hause war, den Besuchern genügenden Aufschluß geben konnte. — So unter Andern war ich mit einigen Gutsbesitzern in Galizien brieflich bekannt worden, und ich hatte lange Zeit mit denselben eine sehr lebhafte und interessante Correspondenz geführt. Einer derselben besuchte mich in meiner Abwesenheit und drückte mir später aus, wie unterhaltend und belehrend ihm die Stunden gewesen waren, in denen meine Frau ihm meine ganze Oekonomie und speciell die Schäferei gezeigt hatte.

Im April trat ich eine zweite Reise nach Paris an. Ich machte sie durch Böhmen, und hatte dabei den Zweck, meine mit dem Grafen Lazanski drei Jahre hindurch gehabte Antheilschäferei aufzulösen und einen Theil derselben, insbesondere auch die besten von den mir zufallenden Widdern nach Paris zu bringen. Einige eminente Thiere der Art zog ich aus meiner Schäferei zu Reindörfel und ließ sie zu Wagen durch Böhmen gehen, wo dann die von Chisch mit aufgenommen wurden. Ein in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Deutschland ausgetretener Franzose, den das Schicksal bis nach Münsterberg gebracht hatte, begleitete den Transport in Gesellschaft von noch ein paar Leuten. Vor den Wagen, der für 25 Stück Schafe eingerichtet war, wurden drei Pferde gespannt, welche ich, da sie von polnischer Rasse waren, dort gut zu verkaufen hoffte, was mir aber nicht gelang. Ich selbst reiste dem Transporte voraus und ging über München und Stuttgart, wo ich Geschäfte hatte. — Daß ich ein wenig abergläubig bin und unter gewissen Umständen an Vorzeichen glaube, schäme ich mich nicht einzugestehen, zumal solche Vorzeichen in gar manchen Fällen eintreffen, was

freilich mehr dem Zufalle als einem unmittelbaren Zusammenhange zuzuschreiben ist. — Die diesmalige Pariser Reise hatte mehrere ungünstige Zeichen, weßhalb ich denn auch über den Ausgang derselben besorgt war. Sehr stürmische Witterung und einige Unfälle, welche den Transport gleich anfangs trafen, gehörten zu den Vorzeichen.

In München angekommen, hörte ich zu meinem großen Verdrusse, daß Baron Cotta der Aeltere, den ich daselbst zu treffen hoffte, nicht da sei Indeß wußte ich doch, daß ich ihn in Stuttgart oder auch schon in Augsburg treffen mußte. Entschädigt wurde ich durch den Hofrath Medicus, mit dem ich einen sehr frohen Tag verlebte, dessen Abend dadurch gekrönt ward, daß die Oper Moses im Theater gegeben wurde, worin Fräulein Tschechner — deren Gesang mich jedesmal aufs Höchste entzückte — sich, wie man sagt, selbst übertraf, und Herr Pellegrini, jener Heros im Basse, denselben Abend mehr denn je excellirte. Die übrigen Mitglieder wetteiferten mit diesen beiden Koryphäen, und so hatte ich einen Genuß, wie er nur selten geboten wird, und erhöht wurde dieser Genuß durch die Gesellschaft meines Freundes Medicus und seiner Tochter. Beide waren, als sehr musikalisch, kompetente Richter und beide stimmten mit mir überein, daß grade diese Vorstellung eine der gelungensten sei.

Zu jener Zeit beschäftigte den Baron Cotta und mich ein kühner Plan, für dessen Ausführung der geniale und unternehmende Mann glühte. Es war der, große Unternehmungen in Baiern, im Moose (Moor und Steppe) zu machen. Sein Enthusiasmus steckte mich, der ich an sich für solche Unternehmungen schon gestimmt war, an und der Plan war bereits entworfen. Einen Haupthalt und resp. eine große Revenüe sollten veredelte Schäfereien geben. Wir hatten ihn dem damaligen Minister des Innern, Herrn von Schenk vorgelegt, der dafür war, aber dennoch nicht mit der Energie eingriff, wie wir erwartet hatten. Es wurden uns Karten und Anschläge vorgelegt, die ich aber nicht ganz genügend fand, zumal man sah, daß man im Ministerium weniger für als gegen die Sache gestimmt, und daß das, wie Herr von Schenk sich zeigte, mehr eine Gefälligkeit als wirklicher Eifer war. König Ludwig hatte sich, wie mir Cotta sagte, für den Plan ausgesprochen, was ich um

so mehr glauben konnte, als kurz vorher der Baron Max Speck von Sternburg sich in Baiern angesiedelt und eine edle Schäferei dahin gebracht, wobei ihn der König sehr begünstigt hatte. Meine Freunde, der Staatsrath von Hazzi in München und der Regierungsrath Baron von Perglas in Augsburg hatten mir jedoch Bedenken aufgestellt, die sich später nur gar zu sehr als begründet bewiesen. Daß der Director der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Schleißheim, Schönleutner, gegen die Einführung hochedler Schäfereien in Baiern war und überhaupt eine starke Eifersucht gegen fremde Landwirthe hegte, die sich in diesem Lande ansässig machen wollten, das habe ich schon im neunten Kapitel erzählt. — Ich darf die interessanten Bekanntschaften, die ich in München machte, und wozu auch die des genialen Freiherrn von Hormayr gehört, als eine glänzende Entschädigung dafür ansehen, daß ich mit einem Manne meines Faches, wie Schönleutner war — nicht durch meine Schuld — in keine freundliche Beziehung kommen konnte.

In Augsburg angekommen, erfuhr ich, daß Baron Cotta hier erwartet werde. Zu meiner Freude kam er den Tag nach meiner Ankunft an. Den Abend vorher brachte ich bei dem Freiherrn von Lozbeck, einem eifrigen Verehrer der Landwirthschaft und insbesondere der edlen Schafzucht, zu, und besuchte mit ihm das Theater. Man möge mich nicht tadeln, wenn ich bei dem, was ich von merkwürdigen Männern mittheile, auch Kleinigkeiten anführe. Sie gehören zum Ganzen und dürfen auch in meinen Denkwürdigkeiten nicht ausbleiben. — Cotta zeigte für das gedachte Unternehmen noch großen Eifer, sowie er überhaupt Sachen, die er für lucrativ hielt, nicht so leicht wieder fallen ließ. Daß aus diesem nichts wurde, war weder seine noch meine Schuld.

In Stuttgart fand ich meinen Herzensfreund, C. Chr. André sehr leidend und leider war, bei seinem Alter, wenig Hoffnung auf Genesung. An Wolfgang Menzel, mit dem ich wieder zusammen kam, bemerkte ich, daß er von Jahr zu Jahr milder wurde, und das sowohl in seinem Charakter, wie in seinen literarischen Kritiken. Hätte man das schon früher von ihm sagen können, so würde er sich manchen Verdruß

erspart und vielleicht seinen schriftstellerischen Ruf zu noch höherm Glanze gebracht haben.

Meine Weiterreise ging über Carlsruhe und Straßburg. In letzterer Stadt war ich an einem Sonntage und konnte da das Volksleben recht sehen. Mich sprach das Zwitterhafte desselben (Deutsch und Französisch) nicht sonderlich an, obgleich es grade des Unterhaltenden genug bot. Der Münster ward bestiegen. Oben auf der Platform wimmelte es von Menschen. Ich schaute nach Osten in mein deutsches Vaterland und wehmüthige Sehnsucht stieg in meinem Herzen auf. Schon damals gohr es dort wie hier und ich hatte erst noch vor wenigen Tagen mit Cotta viel über unsre politischen Zustände conversirt. Er als ächter deutscher Mann hegte für die weitere Entwickelung und Kräftigung Deutschlands die freudigsten Hoffnungen und wir kamen uns in unsern Ansichten entgegen. Niederschlagend aber war es mir, daß man im Elsaß das gemeinsame deutsche Vaterland so vielfach verleugnete, und sich über dasselbe eben nicht allzu günstig aussprach. Alte Biedermänner jedoch beklagten mit mir die Schwäche und den Zerfall desselben.

Auf meinem ersten Nachtquartiere von Straßburg aus, welches ich in Chateau-Salins machte, fiel mir die patriarchalische Sitte auf, daß Herr und Knecht am gemeinschaftlichen Tische aßen, und daß auch ich mein bestelltes Abendessen auf demselben Tische fand und meinem Kutscher an meiner Seite servirt war. Ich hatte dagegen nichts einzuwenden, theilte aber dem Wirthe mit, daß das bei uns nicht Sitte sei, was er aber nicht zu billigen schien. Einen Pendant zu dem Nachtquartiere bot am folgenden Tage das Frühstück, welches ich unterwegs nach Metz in einem Dorfe nahm. Die Wirthin war allein, setzte sich, als aufgetragen war, gemüthlich zu mir und langte ohne allen Zwang zu. Sie war eine muntre, joviale Französin, die mich angenehm unterhielt und sich ein wenig über meinen fremden Accent lustig machte. Ein alter Soldat, jetzt ehrsamer Einwohner des Dorfs, kam dazu und ward ohne weiteres von der Wirthin zur Theilnahme am Frühstück eingeladen. Er radebrechte etwas Deutsch, denn er hatte die Feldzüge in Deutschland mitgemacht, und da einige Worte gelernt. Wir wurden sehr heiter, besonders da wir dem nicht schlechten Weine fleißig zusprachen. Die Unterhaltung

kam auch auf Land- und Hauswirthschaft, über welche mir die beiden Leute manches Interessante mittheilten. Der gute Käse, der auf die Tafel kam, war ein von der Wirthin fabricirtes Produkt, und es schien sie sehr zu freuen, daß ich ihn lobte. Sie hatte eine bedeutende Viehwirthschaft. Mit großer Genugthuung zeigte sie mir ihren Stall voll schöner Kühe. Ueber die Ausübung des Ackerbaues gab mir der alte Krieger viele Aufschlüsse. Zu meiner Verwunderung nahm er es ruhig hin, daß ich ihm manche Ausstellung machte, und die Agricultur, wie sie im Allgemeinen in Deutschland ausgeübt wird, der dasigen vorzog. Er meinte, er habe sich hiervon selbst durch den Augenschein überzeugt.

In Metz wollte ich, der Veranstaltung gemäß, mit meinem Schaftransporte zusammentreffen und hoffte ihn bei meiner Ankunft schon vorzufinden. Das war aber nicht der Fall, was mich sehr beunruhigte, und mir eine sorgenvolle Nacht machte. Ich nahm am andern Morgen ein Cabriolet, um meinen Leuten auf der Straße nach Forbach entgegen zu fahren. Unterwegs fragte ich Jeden, der des Wegs kam, und that dies auch bei dem Postillon, welcher den Courier fuhr. Kaum aber hatte ich meine Frage vorgebracht, als ein Kopf aus dem Wagen fuhr, den ich augenblicklich als den des Führers des Transportes erkannte. Wir waren beiderseits überrascht. Er stieg aus, und wir gingen nun zusammen in ein nahe stehendes Wirthshaus, um Alles in Ordnung zu bringen. Zu meinem großen Leidwesen erfuhr ich jetzt, daß bei dem Grenzzollamte zu Forbach die Sache wegen des Einganges der Schafe von Paris auch noch nicht in Ordnung gebracht war, wie ich es doch, in Folge meines Briefwechsels mit Herrn Hennet, Sekretär des Pariser landwirthschaftlichen Vereins, erwartet hatte. Zum Glück war ich vorsichtig genug gewesen, dem Führer die Adresse an Herrn Hennet mitzugeben, und er hatte sofort an denselben von Forbach aus geschrieben. Er wollte nun nach Metz, als den Ort des Rendez-vous, kommen und mich dort aufsuchen. Jetzt versah ich ihn mit einigem Gelde und schickte ihn nach Forbach zurück. Ich aber reiste vorwärts. Mittlerweile war von Paris das Nöthige erfolgt und die Schafe wurden wieder frei.

Nun setzte ich meine Reise, und zwar mit dankerfülltem Herzen gegen die Vorsehung, fort und kam nach Dombasle, einem Dorfe jenseit

Verdün, auf die Nacht. Aehnlich wie in Chateau-Salins fand ich es hier, nur noch bei weitem gemüthlicher. Der Wirth und seine Frau waren ein paar alte Leute, die ihr Hauswesen ihrer Tochter und deren Manne übergeben hatten und in Ruhe im Hause lebten. Am Heerde in der an den Vorflur stoßenden Küche setzte ich mich zu der Hausgenossenschaft, und unterhielt mich mit ihr über die häuslichen und Familien-Angelegenheiten. Die Rede kam immer von Einem auf das Andere. Zuerst ward von Oekonomie gesprochen. Die Leute waren überrascht und erfreut, mich da so fest zu finden. Als ich bedauerte, daß ich so unvollkommen französisch spräche, waren sie so artig, mir zu versichern, daß ich besser als sie spreche, weil ich es nach der Schrift, sie aber nur im Volks-Dialekte thäten. So floß immer Eins aus dem Andern. Sie erzählten mir, es sei vor etwa einem Jahre ein deutscher Stallmeister hier durchgekommen, der mehrere sehr edle Pferde durchgeführt und einen Tag hier still gelegen habe. Sie konnten ihn nicht genug loben, und hoben ganz besonders hervor, daß derselbe, als Protestant, so sehr freundlich und zutraulich mit ihnen umgegangen sei. Der Mann mochte viel Einnehmendes gehabt, und da er noch jung war, Eindruck auf die recht hübsche Tochter, die damals noch unverheirathet gewesen, gemacht haben. Wenigstens glaubte ich das aus dem Enthusiasmus, mit dem sie von ihm erzählte, folgern zu können. Auf meine Versicherung, daß auch ich Protestant sei, stellte sich ihre Meinung von meiner Confession noch günstiger, und sie versicherten mir, daß sie gar viele ihrer Glaubensgenossen kennten, welche Andersglaubende als Ketzer verachteten, und doch lange keine so guten Menschen wären, wie der Stallmeister und ich.

In Chalons, bis wohin ich den folgenden Tag kam, ließ ich mir den Champagner, den man hier ganz besonders gut bekommt, munden und kam dadurch in die heiterste Stimmung. Im Gasthofe war zahlreiche Gesellschaft, in welcher viel politisirt wurde. So redselig ich nun auch geworden war, so mischte ich mich dennoch nur wenig in's Gespräch, indem ich lieber zuhörte, als selbst mitsprach. In dieser frohen Stimmung blieb ich auch den folgenden Tag und deßhalb machten auch die schönen Gegenden an der Marne und sodann die bei Chateau-Thierry einen tiefen und sehr günstigen Eindruck. Nur das Gefühl

des Alleinseins, und die Reise nicht mit meinen Lieben machen zu können, stimmte denselben herab. Noch mehr aber geschah dies, als ich im Gasthofe (Hôtel d'Angleterre) in Chateau-Thierry auf eine so unverschämte Weise in der Rechnung übersetzt wurde, daß mir etwas Aehnliches noch kaum vorgekommen. Die Wirthin war Wittwe, garstig und lärmsüchtig, was sie durch ununterbrochenes Keifen mit ihren Dienstboten bewies. Mich mit ihr zu zanken, fühlte ich keinen Beruf und deßhalb bezahlte ich ohne weiteres die enorme Rechnung, die über 20 Franken (5 Thlr. 10 Sgr.) für eine Nacht betrug. Freilich hatte ich zwei Pferde, und ich selbst hatte Souper und Frühstück genommen. Dennoch war es mehr als das Doppelte, was ich im ähnlichen Falle in Deutschland in den besten Gasthöfen gezahlt hatte. Auch in Frankreich hatte ich bis jetzt noch nichts Aehnliches erfahren. — Viel besser war es am andern Tage in Meaux, wo ich, obgleich es nur 12 Lieues von Chateau-Thierry liegt, wegen der Müdigkeit meiner Pferde, blieb. Hier unterhielt ich mich im allgemeinen Gastzimmer recht angenehm und machte unter andern die Bekanntschaft des dasigen Postmeisters, der ein Landgut besaß, auf welchem er, nach Allem, was ich von ihm vernahm, eine recht intelligente Landwirthschaft trieb. Wir sprachen von mehreren Zweigen derselben und so kamen wir auch auf die veredelte Schafzucht. Wird man es da wohl glauben, daß ich verschwieg, daß ich einen Transport Electoralschafe aus Deutschland nach Paris brachte? Und doch hätte mir die Mittheilung dieses Factums großen Vortheil bringen können, denn es bot dieser Postmeister meinen Leuten, als sie später hier durchkamen, für einen Widder die Summe von 1200 Franken. Sie aber hatten weder Auftrag noch Vollmacht von mir, einen solchen zu verkaufen. Eine Art von Uebermuth, der mich zu dem Glauben verleitete, es würden diese Thiere, wenn sie erst in Paris wären, reißende Abnahme und das zu sehr hohen Preisen finden, war Ursache, daß ich dem Postmeister von der ganzen Angelegenheit nichts mittheilte. Ich zahlte hinterher starkes Reugeld und hatte viel Mühe und Verdruß mit der ganzen Sendung.

In Paris angekommen, suchte ich wieder das Quartier Hôtel de Colonies in der Straße Richelieu auf, fand es auch ohne zu fragen, weil ich mich auf dem Plane von Paris orientirte. Herr Hennet besuchte

mich, sobald ich ihm nur meine Ankunft gemeldet, und freute sich sehr auf die Schafe. Sofort ward eine Anzeige für die Zeitungen gemacht und an mehrere derselben eingesandt. Denn man muß, sagte Hennet, von sich reden machen, wenn man etwas ausrichten will. — Am andern Morgen war ich mit ihm auf dem Marsfelde, um den Platz zur Aufstellung der Schafe anzusehen. — Als ich in mein Quartier zurück kehrte, kam mir die Wirthin in einer Art von Bestürzung mit einem Zeitungsblatte entgegen und sagte, es seien in demselben meine Schafe schlecht gemacht. Ich war neugierig, wer denn an meinen unschuldigen Thieren Aergerniß genommen, und nahm das Blatt in die Hand. Es war der Courrier-François, in welchen wir aus Unachtsamkeit die betreffende Anzeige nicht hatten einrücken lassen, was bei den übrigen renommirten Zeitungen geschehen war. Er rächte sich durch nachfolgenden Passus: Erst nannte er die Journale, welche die Anzeige enthielten, die da lautete: „On nous mande de Mez, qu'y vient passer un troupeau de brebis-électorales etc.“ und fügte dann bei: „Nous ne manquons pas à Paris de cette sorte des bêtes, mais en général, ce sont de brebis gâleuses.“ Es war nämlich grade die Zeit der Wahlen zu den Kammern und man trieb da Witz mit dem Wortspiele „Electeur“ und „Electoral.“ Der Moniteur, hierüber indignirt, gab in seinem folgenden Blatte nachfolgende Replik: Es sei unwürdig, mit ernsten Dingen solchen Spott zu treiben und schloß damit: „Voyez donc, vous électeurs! comment on vous dédaigne, vous, dont les suffrages on sollicitera en peu de jours.“ Diese spaßhafte Debatte war besonders Hennet sehr lieb, denn er meinte, grade sie sei geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit auf unsre Schafe zu lenken und uns damit guten Markt zu machen. Leider ging seine Hoffnung nicht in Erfüllung, denn sie blieben stehen und konnten erst später durch seine vielfache Bemühung, und da zu sehr herabgesetzten Preisen, verkauft werden. Mir ging es so ziemlich damit, wie mit denen, die ich im Jahre 1824 in Brünn auf der Ausstellung hatte, von denen ich weiter vorn erzählt habe, und an denen ich großen Verlust erlitt. Ich hielt anfangs zu hoch damit und war hintennach gezwungen, wohlfeil zu verkaufen. Die hier nach Paris gebrachten kamen nach einigen Wochen, nachdem Hennet die Verkaufs-Commission übernommen hatte, in die ent-

fernteſten Gegenden Frankreichs und mehrere fanden ihre Stelle am Fuße der Pyrenäen.

So unglücklich nun aber auch das Geſchäft ausfiel, ſo gab es doch Veranlaſſung zu mehreren ſehr intereſſanten Bekanntſchaften, zu denen unter andern die mit Girod de Lain und Lafayette gehörten.

In Paris war ich am 6. Mai angekommen und mein Aufenthalt daſelbſt dauerte bis zum 13. In dieſer Zeit zeigten ſich ſchon die unverkennbarſten Symptome der Revolution, die zwei Monate ſpäter ausbrach. Mein Lohndiener, von Geburt ein Deutſcher, ſagte mir von der erſten Stunde an, wo er zu mir gekommen, daß eine Revolution unvermeidlich und in kurzem ausbrechen würde, und er fürchtete, daß ſie ſo blutig und ſchrecklich, wie die erſte werden könne. Deßhalb ſprach er auch den Wunſch unverholen aus, ich möchte ihn mit mir nach Deutſchland nehmen, er wolle mir für Weniges und ſehr treu dienen. Anfangs lachte ich über ſeinen Glauben und ſeine Aengſtlichkeit. Nachdem er mir aber alle beobachteten Symptome mitgetheilt, ward ich ernſt und trat ſeiner Meinung bei. Hennet hatte eine andere Anſicht und hielt eine Revolution für unmöglich. Sie überraſchte ihn ſpäter ungemein, wie er mir brieflich mittheilte. Zum Glück erlitt ich dadurch mit meinen Schafen keinen unmittelbaren Verluſt, obgleich der mittelbare, der für mich aus der Störung des Verkehrs hervorging, groß genug war.

Die Unruhe, welche mir meine Schafangelegenheit machte, ließ mich diesmal Paris nicht ſo genießen, wie es ohne dieſelbe der Fall geweſen ſein würde. Indeß bot Hennet Alles auf, mich zu beruhigen, ſorgte auch für Geld, wofür die Schafe als Unterpfand blieben. Aber auch die Pferde, welche ich mit nach Paris gebracht hatte, fünf an der Zahl (2 vor meinem und 3 vor dem Schafwagen), mußten verkauft werden, weil meine Rückreiſe raſch gehen mußte, weßhalb ich ſie mit Extrapoſt machte. Wären freilich damals ſchon Eiſenbahnen geweſen, ſo hätte ich wenigſtens 80 Thlr. an Geld und 8 Tage an Zeit erſpart. Die Pferde gingen wohlfeil weg, weil die Käufer ſahen, daß ich ſie verkaufen mußte, und ſie galten nicht viel mehr, als was ich zu Hauſe hätte dafür bekommen können. — Das beſte Geſchäft machte bei der ganzen Sache der Franzoſe, welcher den Transport von Münſterberg aus geleitet hatte. Denn er ſah bei der

Gelegenheit sein Vaterland und noch dazu dessen Hauptstadt, die er noch gar nicht gekannt, und verdiente nebenbei ein recht artiges Sümmchen, welches er noch durch einige Uebergriffe, die er sich erlaubt, zu vergrößern gewußt hatte. Es schien, als wolle er nicht hinter denen in Münsterberg zurück bleiben, die es darauf abgesehen zu haben schienen, mir den großen Gewinn, den ich nach ihrer Meinung an der dasigen Pacht hatte, möglichst zu verkürzen.

Bei meiner Abreise von Paris konnte man schon ziemlich sicher behaupten, daß die Revolution nicht lange würde auf sich warten lassen. In allen großen Cafés und Restaurationen und ebenso gut in den Estaminets ging es aufgeregt her und wo nicht grade ein in sich abgeschlossener Klub seine Verhandlungen und Pläne in der Stille abmachte, da hörte man die Schreier, gleich den Sturmvögeln vor dem Orkane. — Baron Cotta, dem ich das Alles bei meiner Rückkehr nach Stuttgart mittheilte, wollte nicht daran glauben, sowie man damals, Mitte Mai, in Deutschland überhaupt nicht vermuthete, daß in Frankreich der politische Sturm so schnell und so mächtig losbrechen würde.

Wie ich schon anführte, so machte ich die Rückreise mit Extrapost, wo ich denn Gelegenheit hatte, bei meiner Durchreise durch so vieler Herren Länder, das Postwesen zu vergleichen. In Paris hatte ich zwei Postpferde bestellt, als aber der Wagenmeister kam, und sah, daß ich noch mit zwei Personen, dem Schaffführer und meinem Kutscher reiste, machte er sogleich die Bemerkung, daß ich in dem Falle nicht mit zwei Pferden gefahren würde, sondern drei nehmen müsse. Nach langer Debatte kamen wir endlich überein, daß wir theilen wollten, d. h. daß ich mit zwei Pferden fahren, das dritte aber zur Hälfte bezahlen solle. So ward ich denn flott, mußte mich aber in Frankreich bis an die Gränze dieser Taxe unterwerfen. Gefahren wurde ich über Stock und Block, daß die Funken stoben. Viel Unterhaltung gewährten mir die kannenartigen Reitstiefeln der Postillone, in welchen zu gehen sie außer Stande waren. Sowie sie indeß auf der Station ankamen, stand einer ihrer Kameraden mit ein Paar Pantoffeln, meistentheils Holzschuhen (Sabots) da, welche der Postillon, nachdem er gleich beim Absteigen vom Pferde aus den Stiefeln gefahren war, anzog und seinen Pferden, die unterdeß weggeführt

waren, folgte. Sein Nachfolger kam ebenfalls in Sabots an, und fuhr unmittelbar vor dem Aufsteigen in die Stiefeln.

Durch das tolle Fahren waren die Räder an meinem Wagen dermaßen mitgenommen, daß sie aus einander zu fallen drohten. Ich kam nach Chateau-Thierry. Alsbald fielen Stellmacher und Schmiede über mich her und machten mir bemerklich, daß ich mit diesen Rädern nicht die nächste Station erreichen könne. Ich ging auf ihren Vorschlag ein, daß sie mir die Reparatur, während ich Mittag äße, besorgen wollten. Zu meinem Schaden vergaß ich, mit ihnen im voraus zu contrahiren, und so kam ich in eine noch größere Prellerei, als die gewesen, welche ich auf der Hinreise hier im Gasthof erfahren hatte. Der erste Verdruß bestand darin, daß aus einer Stunde, in welcher die Reparatur fertig sein sollte, deren vier wurden, der größere aber folgte nach. Der Stellmacher war unverschämt genug, für jede eingezogene neue Radspeiche einen Franken zu fordern, und dem Schmiede mußte ich für das Abnehmen und Wiederauflegen des Reifens fünf Franken zahlen. Nach solcher Taxe wäre jedes Rad, neu zu machen, auf mehr als 30 Franken (= 8 Thlr.) gekommen. Als die Wirthin meinen Streit mit diesen Handwerksleuten hörte, kam sie herzu und kaum hatte sie die hohe Forderung, die sie stellten, vernommen, als sie heftig auf sie losfuhr und sie bitter wegen ihrer Prellerei tadelte. Es schien sie zu ärgern, daß Andere mich rupfen sollten, während sie es nur allein thun wollte.

Eine sehr heitere Scene erlebte ich in Epernay. Bei einer Weinhandlung, die dicht an der Straße außerhalb der Stadt liegt, ließ ich halten, um so viel Flaschen Champagner einzunehmen, wie ich in meinem Wagen gut unterbringen konnte. Zugleich aber trank ich am Orte eine Flasche zum Frühstück und ließ auch dem Schaffführer und meinem Kutscher eine verabreichen. Während ich nun hier zechte, traten noch einige andere Gäste, unter denen auch ein deutscher Kaufmann aus Mainz war, ein. Es entspann sich eine lebhafte Unterhaltung, die mich länger festhielt, als ich anfangs zu verweilen beschlossen hatte. Der Wirth führte uns in seine Keller, die wie lange Stollen in die Erde gebauen und sämmtlich mit Flaschen gefüllt waren. Hier ward so lange gekostet, bis wir alle sehr animirt wurden. In's Zimmer zurückgekehrt,

ward noch eine Flasche geleert und endlich zur Abreise geblasen. In meiner frohen Laune stimmte ich nur so hingeworfen, die Marseillaise an. Augenblicklich fielen die Gäste ein, und der Chor schloß sich an. Dieser bestand aus einer Menge von Menschen, die sich vor dem Hause gesammelt hatten. An der Begeisterung, mit der sie alle sangen, konnte man die allgemeine Stimmung wahrnehmen, die ein paar Wochen später, in der Juli-Revolution, noch klarer hervortrat.

Am 24. Mai kam ich nach Münsterberg zurück, und hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als die Taxe meiner Schäferei machen zu lassen, was vor der Schur geschehen mußte, zu der es mich drängte, da nur noch 10 Tage bis zum Wollmarkte waren. Leider machte ich mit den beiden Taxatoren, die ich auf meiner Seite wählte, einen großen Mißgriff, da sie sich sehr unbeholfen in der Sache zeigten, und von den andern beiden, welche die Stadt für sich gewählt hatte, überflügelt wurden. Es war, als sollte ich in jeder Art ein Opfer der guten Stadt Münsterberg, wo nicht vielmehr einer Clique werden, die mir nicht wohl wollte.

Der Wollmarkt fiel nicht so glänzend aus, wie man erwartet hatte; auch konnte ich meine überzähligen Schafe nicht so gut anbringen, wie ich zuvor immer geglaubt. Einen Theil davon gab ich in einstweilige Kost und Pflege zu einem Gutsbesitzer, der sie, seiner Versicherung nach, aus großer Anhänglichkeit und Freundschaft für mich gern aufnahm, der aber, wie sich hinterher bewies, eine weit aussehende Spekulation damit verbunden hatte. Er wollte sie selbst behalten und damit den Ruf seiner Schäferei zu Glanz bringen. Als sie aber später seiner Meinung und Erwartung nicht ganz entsprachen, wies er sie zurück. Den andern Theil nahm ein sehr ehrenhafter Gutsbesitzer in Galizien auf und mit diesem hatte ich alle Ursache, sehr zufrieden zu sein, denn er behielt eine Partie für sich und verwerthete die übrigen aufs beste. Gelegenheit hatte ich bei alle dem genug, Menschenkenntniß zu sammeln. — Ein bitterer Kelch stand mir jetzt bevor. Die Abschätzung des sämmtlichen Wirthschaftsbesatzes mußte vollzogen werden, und darnach die Rückgabe der Pacht stattfinden. Bei der feindseligen Stimmung, welche die Hauptpersonen bei dem Acte der Uebergabe gegen mich hegten, konnte es nicht fehlen, daß man mich auf alle Weise zu verkürzen und zu beeinträchtigen be-

müht war. Nachfolgende einzelne Züge mögen dafür sprechen, werden aber auch als Warnungstafel für manchen meiner Leser dienen können.

In meinem Pachtvertrage war gesagt, daß ich das sämmtliche Inventar nicht der Stückzahl, sondern dem Geldwerthe nach zu vertreten habe. Es kam also vor allen darauf an, daß dieser Werth sachkundig und gewissenhaft ausgemittelt wurde. Da bedurfte es denn, neben Gewissenhaftigkeit der Taxatoren, auch gründliche Sachkenntniß. Und grade diese war nach meiner Meinung nicht überall vorhanden, wozu dann noch kam, daß die verpachtende Behörde vieles noch herabzusetzen bemüht war. Alsdann besagte der Pachtvertrag, daß ich die Gebäude in untadeligem Bauzustande zurückzugeben habe. Enthielt nun gleich dieser §. den Zusatz, daß alle Reparaturen bis zur Höhe von 10 Thlr. von mir allein, darüber hinaus aber zur Hälfte von der Stadt getragen werden müßten, so drehte und bosselte man doch an diesem §. so lange, bis man herausbrachte, ich habe den Schaden nicht immer zur rechten Zeit ausgebessert, und ihn dadurch so groß werden lassen, daß seine Herstellung mehr als 10 Thlr. betragen mußte. Sodann war an den Dächern von Stroh, die ich aus der Wirthschaft in gutem Stande erhalten mußte, mehreres, was an jedem andern Orte noch viele Jahre als gut angesehen worden wäre, was aber die Stadt und ihre Taxatoren für schadhaft erklärten, und was nun auf meine Kosten gemacht wurde. — Ferner mußte ich die Wege auf den Gütern im Stande erhalten, und da man auch daran Ausstellungen machte, so ward auch hier auf meine Kosten verfahren. — Am allerunredlichsten aber verfuhr man bei ein paar Teichen. Dieselben hatte ich sollen vom Schlamme reinigen lassen. Nun aber war das seit einem halben Jahrhunderte nicht geschehen und die Arbeit stieg in's Ungeheure. Endlich ward sich auf ein Pauschquantum geeinigt, was ich zu zahlen hatte. Die Unredlichkeit aber trat darin so gar grell hervor, daß der eine (der größte) Teich zu einer Wiese niedergelegt ward und auch heute noch eine solche ist.

Hiermit sei es denn genug von der Münsterberger Stadtpacht, die eine so unangenehme Episode in mein Leben und landwirthschaftliches Wirken brachte. Die eine gute Frucht hat sie mir jedoch getragen, daß ich doch etwas behutsam in meinen fernern Unternehmungen wurde. Auch

manche Erfahrungen in meinem Fache habe ich da gesammelt, namentlich auch in der höhern Schafzucht: denn es war diese der Zweig, der mich aufrecht erhalten mußte, und wenn ich versichern und aus meinen Rechnungsbüchern beweisen kann, daß mir die Schäferei in den besten Jahren 6000 Thlr. brutto, und weit über 5000 Thlr. netto eingetragen hat, so wird man daraus entnehmen, daß sie der einzige Anker war, der mich vor dem Untergange rettete. Für eine Fläche von 1260 Morgen Acker und 80 Morgen Wiesen zahlte ich 4600 Thlr. jährliche Pacht und außerdem noch gegen 1000 Thlr. Steuern und andere Abgaben, und da die laufenden Ausgaben ebenfalls über 4000 Thlr. betrugen, so mußte ich jährlich über 10,000 Thlr. aufbringen, um nur meinen Verpflichtungen zu genügen. Diese nun waren mehr als zur Hälfte durch die Schäferei gedeckt. Von Interesse aber muß es für meine Leser vom Fache sein, zu sehen, daß die letztere allein über 4 Thlr. auf den Morgen Land an Brutto-Ertrag gewährte. Um eine so hohe Rente von diesem einzelnen Zweige herauszubringen, dazu bedurfte es freilich vieler und guter Zuchtviehverkäufe, wobei mir mein Ruf zu statten kam.

Eine Erholung und Genugthuung war es mir, nachdem ich endlich die Last der Pacht los war, einmal wieder ganz frei zu sein und meine Zeit auf Reisen, zu Hause aber auf Schriftstellerei zu verwenden. Nach Dwory in Galizien machte ich im Juni einen Ausflug, fand bei dem Besitzer des Gutes, Präsidenten Begendorf, eine sehr ausgezeichnete Aufnahme und lebte ein paar Tage in seinem Hause sehr gemüthlich, musterte seine hoch veredelte Schäferei und fühlte das Glück, mit gebildeten und liebevollen Menschen umzugehen, in seiner ganzen Größe. Die Bekanntschaft des vortrefflichen Mannes hatte ich schon vor längerer Zeit brieflich gemacht, daher gedieh die persönliche desto schneller und ward um so freundlicher. Es war dies eine neue Vermehrung der vielen, frohen Tage, die ich vorzugsweise in den östreichischen Staaten genossen hatte.

Die folgenden Monate brachte ich theils zu Hause, theils auf Reisen zu. Eine sehr angenehme und gemüthliche machte ich mit meiner Familie in's schlesische Gebirge, wo wir auch das Riesengebirge durch-

streiften und die Schneekoppe bestiegen. Auf dieser Reise fühlte ich recht lebhaft, wie leicht es mir um's Herz war, nicht mehr in den Fesseln meiner Pacht zu liegen. Die Erinnerung an meine Jugendjahre tauchte lebendig auf, und es war mir insbesondere die Gebirgslandwirthschaft sehr interessant, da ich sie seit zwanzig Jahren nur im Vorübergehen gesehen hatte.

Eine Merkwürdigkeit dieses Jahres habe ich in meteorologischer Hinsicht noch anzuführen, nämlich die, daß am 5. August mein Thermometer in der Sonne 40 Gr. und im Schatten 29 Gr. Reaumur zeigte; eine Hitze, wie sie in unsrer Breite vielleicht in einem ganzen Jahrhundert nur einmal vorkommt. Das Jahr machte überhaupt mehrere sehr grelle Sprünge in der atmosphärischen Temperatur, dennoch aber war es ein fruchtbares. An diese Bemerkung will ich hier eine Muthmaßung anreihen, die mich von diesem hier gedachten Jahre an ganz besonders, aber oberflächlich auch schon früher beschäftigt hat, und die ich in einer kleinen, im Jahre 1829 auf eigene Kosten herausgegebenen Brochure, betitelt: „Ueber die ungewöhnlichen gegenwärtigen Naturerscheinungen ꝛc." niedergelegt habe.

In dieser Brochure spreche ich folgende Ansicht aus: Man kann und muß unsrer Erde eine Art von Leben mit Respiration, Entwickelung von Wärmestoff ꝛc. zuschreiben. Letzterer kommt, je nach längern oder kürzern Zeiträumen, in einzelnen Theilen der Erde in mehr als gewöhnliche Thätigkeit, und veranlaßt da ein Strömen nach dieser oder jener Richtung. Ein solches Strömen findet gegenwärtig vom Aequator aus in der Richtung nach dem Nordpole auf unsrer Hemisphäre statt, und das ist es, was die ungewöhnlichen Erscheinungen hervorbringt. Welche, von uns noch nicht erforschten, Potenzen im Innern unsrer Erde dabei thätig sind, das läßt sich mit keiner Bestimmtheit angeben. Wenden wir uns zu der Hypothese eines Centralfeuers in unsrer Erde, so dürfte dies hiebei wohl eine der Hauptrollen spielen. — Genaue Beobachtungen und Vergleichungen mit früheren Zeiten geben uns das Resultat, daß seit der Periode, die ich hier annehme, und die in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts angefangen, eine größere Fruchtbarkeit, wie früher stattgefunden hat (den Durchschnitt nämlich von drei Jahrzehnten ge-

zogen) und dieselbe kann nur in Folge eines höhern Wärmegrades stattfinden. — Alsdann lassen sich auch manche andere Erscheinungen aus dem für unsre Zone anomalen Wärmegrade erklären. Diese sind: Krankheiten an thierischen und vegetabilischen Körpern, die sonst nur als Andeutungen existirten. Ich meine die Cholera bei den Menschen, und das Befallen (der Rost oder Gift) auf den Pflanzen. Zu letzterem gehört ganz besonders die Kartoffelkrankheit. Das ist es, was ich hier nur andeutend mittheilen wollte, was aber nicht allein meine Gewerbsgenossen, sondern jeden denkenden Menschen zu fernerem Beobachten und Forschen aufmuntern kann.

Im Frühjahre dieses Jahres hatte ich mit dem Baron v. Cotta eine Antheilschäferei auf seinem Gute Hohenkammer, nördlich von München, und zwar ziemlich auf dieselben Bedingungen, wie die in Böhmen, errichtet. Meinen Antheil, den ich von Chisch bekam, wo, wie ich schon angeführt habe, in diesem Jahre der Vertrag ablief, vereinte ich mit einer Sendung, die ich aus Schlesien schickte. Beide zusammen bildeten einen Stamm, welcher mit der Zeit zu einer ganzen Heerde anwachsen sollte. Einen Verwandten von mir, welcher bei mir zwei Jahre die Oekonomie gelernt hatte, gab ich hin, um neben der Führung der Oekonomie, die ihm theilweise von Cotta übertragen wurde, vorzugsweise die Schäferei zu beaufsichtigen. Leider stieß ich hier wieder auf eine Klippe, wie es in Böhmen geschehen war. Es zeigte sich nämlich der Oberbeamte des Guts den Schafen abgeneigt und da der von mir hingegebene junge Mann noch nicht selbstständig genug war, um für sich durchgreifen zu können, so nahm die ganze Sache gleich anfangs nicht den günstigsten Gang. Wie es in der Folge damit wurde, das wird weiter hinten erzählt werden.

Von den mit nach Hohenkammer gegebenen Widdern bestimmte ich einige, die nach München zum Octoberfeste und resp. zur Thierschau gebracht wurden. Indeß trifft diese zu so ungelegener Zeit, daß über Schafe und deren Wolle auch von den tüchtigsten Kennern kein kompetentes Urtheil abgegeben werden kann, weil letztere noch viel zu kurz und unreif ist, um sich so zu zeigen, wie sie ausgewachsen sein kann. Daher ist auch

die hiesige Schafschau immer mehr nur eine Förmlichkeit, als ein Act, der nützliche Folgen — wie dies anderwärts der Fall ist — haben könnte.

In's Vaterland zurückgekehrt, richtete ich mich auf meine Beschäftigungen im Winter ein, die in zweierlei, nämlich in die mit der Feder und in die mit den Schafen zerfielen. Zwischendurch kamen immer noch Verdrießlichkeiten von der abgegebenen Pacht, indem mir mein Nachfolger alle Augenblicke Ausstellungen und Berechnungen zuschickte. Das hätte ich denn ruhig können gehen lassen, wenn unsre beiderseitige Persönlichkeit nicht so sehr verschieden gewesen wäre. Er war von mehr als derbem Wesen und Charakter und ich fühlte mich fast durch jede Berührung mit ihm verletzt. Deshalb machte auch jedes Schreiben, was ich von ihm empfing, einen unangenehmen Eindruck auf mich. Daß ich nun, meiner Frau zu Liebe, in Münsterberg geblieben war, das machte ihm leichtes Spiel, denn da konnte er seine Quäkeleien immer recht frisch anbringen.

Mit wenig Worten will ich aber noch mittheilen, wie es der Stadt mit diesem neuen Pächter ging. Anderthalb Jahr nach seinem Antritt brannte ein Vorwerk (Meierhof) ab, und da wies er nach, daß er, obgleich es im Frühjahr war, noch sehr viel Getreide in der Scheuer gehabt habe, das ihm die Stadt, laut Pachtkontract, vergüten sollte, worüber Prozeß entstand, den er gewann. Der hierauf bezügliche Paragraph des Vertrages lautete nämlich: wenn ohne Schuld des Pächters einer der Höfe abbrennt, so wird ihm das, was noch von der Ernte in den Scheuern liegt, von der verpachtenden Stadt vergütigt. Er muß jedoch aus genau geführten Rechnungen nachweisen, wieviel er noch im Bestande gehabt, und zu dem Ende muß alle drei Monate eine beglaubigte Abschrift dieser Rechnungen eingereicht werden. Letzteres hatte er nicht gethan, und hinsichtlich der eigenen Schuld schwebte die Sache im Dunkeln. Dennoch gewann er den Prozeß, er hatte also ungleich mehr Glück als ich. — Wieder ein Jahr später brannte der Hof zu Reindörfel ab, und hier brach der Haß der Bürger gegen den Mann so los, daß man beim Löschen ohne Rückhalt ihn der Brandstiftung schuldig hielt und laut rief, man möchte ihn doch in's Feuer werfen. Da man die Stimmen, die solches gerufen, nicht kannte, so konnte er keine Satisfaction nehmen. Nicht lange darnach erklärte sich dieser Pächter für insolvent und die Stadt mußte Administration der Güter ver-

anlassen. Sie wurden auf's neue verpachtet, der neue Pächter, ein junger sehr thätiger Mann und tüchtiger Oekonom, starb nach einem Jahre und einer seiner Brüder trat an seine Stelle. Jetzt schien das Schicksal versöhnt, denn dieser machte sehr gute Geschäfte. Er gab 1500 Thlr. weniger an jährlicher Pacht, als ich gegeben hatte, und dazu kamen jetzt bessere Zeiten für die Landwirthschaft.

Eine nochmalige Reise nach Baiern, welche die Umstände geboten, machte den Schlußact dieses Jahres. Bemerkenswerth war mir zuerst auf derselben die Bekanntschaft eines Gastwirths zu Ergolzberg auf dem Wege nach Landshut in Baiern. Derselbe war ein eben so erfahrener, als denkender Landwirth, der insbesondere auch viel Vorliebe für Schafzucht zeigte, auch eine kleine halbveredelte Heerde besaß. Meiner Mittheilung über unsere schlesischen Schäfereien hörte er mit gespannter Aufmerksamkeit zu, auch zeigte er nicht üble Lust, sich einen kleinen Stamm aus Schlesien oder aus Sachsen anzuschaffen. Da ich ihn nie mehr wieder gesehen, so weiß ich nicht, ob er dies gethan hat.

Der eigentliche Zweck meiner diesmaligen Reise war ein Pachtunternehmen, was ich beabsichtigte. Einer meiner Freunde in Schlesien besaß in Baiern — seinem Vaterlande — ein kleines Gut, was am Fuße der Alpen, oberhalb des Ammersee's lag. Es war nur eine Schwaig (ein einzelner Hof), und hatte nur wenige Morgen Acker, alles Uebrige war Wiese und überhaupt Grasland und Wald. Das ganze Besitzthum betrug nur etwas über 300 preußische Morgen. Das Klima war sehr rauh und der Boden kalt und wasserhaltig. Dennoch faßte ich sogleich den Plan, hier eine edle Schäferei zu gründen, und da der Baron Cotta, wie ich schon erzählt habe, mit mir in Verbindung große Unternehmungen auf Staatsgütern beabsichtigte, die aber nicht zu Stande kamen, so hegte ich die Hoffnung, er werde mit mir die Pachtung dieses Gutes (Abetsried) eingehen, zu welchem wir leicht noch mehrere andere, die in der Nähe lagen, haben konnten. Er aber hatte hierzu keine Neigung und so unternahm ich die Sache allein, erlitt aber in der Folge große Verluste daran.

Das Jahr schloß in meteorologischer Hinsicht damit, daß am heiligen Weihnachtstage (25. December) das Thermometer 8 Grad Wärme zeigte, nachdem die Monate November und December als milde Herbstmonate

sich gezeigt hatten. Alsdann aber trat am 26. December der Winter mit Schnee und Kälte ein.

Für mich war das Jahr ein sehr wichtiges gewesen, denn es schloß sich mit ihm eine Haupt-Episode meines Lebens. Von da an beschäftigte ich mich eigentlich nicht mehr persönlich und unmittelbar mit der praktischen Landwirthschaft: denn wo dies auch geschah, da führte ich nur die obere Leitung. Daß ich aus meinem lästigen und nicht einmal ehrenhaften Pachtverhältnisse schied, erleichterte mir mein Herz. Leider ging ich aber im folgenden Jahre ein fast noch unangenehmeres ein, wie ich zu meinem Leidwesen zu erzählen habe.

Die ökonomischen Neuigkeiten, welche jetzt, da der würdige André immer kränklicher und schwächer wurde, mir ganz allein auf den Schultern lagen, nahmen einen großen Theil meiner Zeit in Anspruch, die ich aber sehr gern darauf verwandte, weil ich von jeher eine große Vorliebe dafür hatte, und sie auch das Blatt waren, was ich, sobald ich fester praktischer Landwirth geworden, grade am liebsten las, weil sie des Mannigfaltigen und Belehrenden so viel brachten. Damals glaubte ich noch nicht, daß ich auch mit diesen eine so traurige Erfahrung machen würde, wie ich zu seiner Zeit mitzutheilen haben werde; ich glaubte es um so weniger, als mein lieber Freund André mich wegen der vielen Mühwaltungen, die ich damit hatte, immer mit der Versicherung tröstete, daß er mir das Blatt als das Vermächtniß eines Freundes hinterlassen wolle. Ich will hier mit meiner Erzählung der Zeit nicht vorgreifen und zu andern Begebenheiten übergehen.

Die stete Verbindung, in welche ich eben durch die ökonomischen Neuigkeiten mit der J. G. Calve'schen Buchhandlung kam, machte öftere Reisen nach Prag nöthig. Da aber befand ich mich jedesmal so wohl, daß ich sie immer mit Freuden machte. Eine solche kam auch im März 1831 vor, die ich jedoch von hier bis nach München ausdehnte, von wo aus ich Abstecher nach Hohenkammer und nach Abetsried machte. Es war am 1. März, als ich bei sehr heftigem Schneegestöber in Hohenkammer ankam, hatte aber die große Freude, die Besorgniß, ich würde die Schafe in traurigem Zustande sehen, ganz unbegründet zu finden. Mein Neffe, den ich dabei angestellt, hatte sein Fach gut versehen und da es an Futter nicht fehlte, so war Alles in gutem Gange. Nach München am 3. zurück-

gekehrt, hatte ich eben solches Schneewetter, wie am ersten. Desto mehr aber trieb es mich da zu meinen Freunden, deren ich hier so viele zählte, und die mich stets mit besonderer Liebe und Zuvorkommenheit aufnahmen.

Am 8. März fuhr ich nach Abetsried. Mittlerweile hatte sich der Schnee wieder verloren. Am Morgen des 9., nachdem ich in Baier-Dieffen übernachtet hatte, wandelte ich von da aus zu Fuß nach meinem Bestimmungsorte. Es war ein herrlicher Morgen, die Luft rein und sehr mild. Die Lerchen sangen im vollen Chor und in den Waldungen, durch die ich zu gehen hatte, hallten die tausend Stimmen der gefiederten Sänger wieder. Es war ein wahrer Sonntag-Morgen, obgleich es an einem Werkeltage war. Ich überließ mich ganz meinen tief angeregten Gefühlen und schweifte mit meinen Gedanken und Plänen weit, weit umher. Da lag zu meinen Füßen der Ammersee, wie eine große silberne Scheibe, die in den Sonnenstrahlen glitzerte. Im Süden stiegen die riesigen Alpen auf und schienen ihre weißen Häupter zu schütteln. Um mich her rauschten, beim weitern Fortschreiten, die Föhren und nur einzelne Lichtungen in denselben gestatteten mir Blicke in die Ferne. Der Rasenteppich fing erst an, sich grün zu färben und ließ mehr errathen, als was er bereits zeigte. Und in dies Alles mischte sich bei mir die Hoffnung auf ein glückliches und einträgliches Unternehmen, eine Hoffnung, die sich bis zu Spekulationen verirrte, die aber in der Folge nicht glücklich ausschlugen. Es ward mir auch hier wahr, daß gewöhnlich das, worauf man die größten Hoffnungen und Entwürfe baut, am wenigsten den gehegten Erwartungen entspricht.

Die Rückreise nach München machte ich über Landsberg, und fand da Manches zu beobachten. Hier konnte ich Vergleiche machen mit meinem schlesischen Vaterlande und zwar mit der Gegend von Jauer, denn so wie dort das flache Land an das Gebirge grenzt und sich die auf beiden Lokalitäten geführte Landwirthschaft trennt und unterscheidet, eben so ist es hier. — Von den Höhen bei Landsberg hatte ich zur einen Seite das Gebirge mit den Alpen im Hintergrunde, zur andern Seite die Flußebenen am Lech, die sich weit hinab über Augsburg hinaus zogen und den herrlichsten Anblick gewährten.

In München hatte ich, wie es schon so oft vorgekommen, Regenwetter und mußte daher das Zimmer hüten, was ich aber nicht lange that, sondern meine lieben Freunde aufsuchte. — Der Regenfall ist fast in ganz Altbaiern ein stärkerer, wie anderswo und daher kommt es auch, daß man hier mehr Regenschirme sieht, wie in jedem andern Lande. Denn selten geht Jemand, auch bei dem schönsten Wetter, ohne einen solchen über Land. Für die Paraplnemacher ist also Baiern ein Paradies. — Eine Bekanntschaft, welche ich diesmal an der Wirthstafel machte, muß ich anführen. Es war die des Eremiten von Gauting (General Halberg). Mit vier Eseln kam er angefahren; er selbst war in eine sammetne Litafka gekleidet. Die Haare ziemlich lang, flatterten ungeordnet um sein Haupt. Die sämmtlichen Mittagsgäste waren bereits abgegangen, und ich saß mit dem Wirthe nur noch allein da, als der originelle Mann eintrat und am Tische neben mir Platz nahm. Wir vertieften uns bald in ein Gespräch, welches mit landwirthschaftlichen Gegenständen begann, und mit politischen endigte. Trotz seiner Originalität fand ich in ihm einen Mann von gesundem Verstande und richtigem Urtheile. Er hatte sich schon vor längerer Zeit im Moose bei Gauting (zwischen München und Landshut) angesiedelt und da eine recht interessante, obgleich nicht leicht nachznahmende Oekonomie gegründet. Länger denn eine Stunde währte die Unterhaltung, die ihm eben so lieb wie mir zu sein schien. Die schroffe Richtung, die sein Urtheil und die darauf basirten Aeußerungen zeigten, konnte mich nicht irre an ihm machen, und das um so weniger, als sie die Ausflüsse eines freien Geistes waren.

Eine Merkwürdigkeit drängte diesmal die andere. Vom Staatsrath von Hazzi vernahm ich, daß Baron von Closen, der in München war, meine Bekanntschaft zu machen wünsche; im Gasthofe zum Hahn habe er seine Wohnung. Da ging ich denn mit meinem Freunde Medicus zu Mittage hin und traf ihn dort an der Wirthstafel. Die Bekanntschaft war bald gemacht. Nun war Closen grade der Mann des Tages, denn es war ihm — der ein sehr freisinniger Mann und gewandter Redner war — der Eintritt in die zweite Kammer, für die er als Abgeordneter gewählt worden war, von Seiten des Ministerii verwehrt, was auf Grund seiner Stellung — als eines Ministerialrathes — geschah,

bei welcher er die Wahl nicht annehmen durfte. Sofort schied er aus dieser Stellung aus und trat in die Kammer. Und grade an dem Tage, wo dies geschah, machte ich seine Bekanntschaft, die mir um so interessanter war, als ich ihn in der Kammer gesehen und sprechen gehört, auch die Huldigungen beobachtet hatte, die ihm gebracht wurden. Seine Bekanntschaft zog die von mehreren andern Abgeordneten herbei, die mir von hoher Wichtigkeit war, und mich in das parlamentarische Leben zog, welches ich als Preuße noch nicht kannte.

Den Tag darauf machte ich Besuch beim Fürsten von Wrede, von dem ich mit ungemeiner Leutseligkeit aufgenommen wurde. Die Unterhaltung drehte sich nur um landwirthschaftliche Gegenstände, wobei ich die Bekanntschaft des Fürsten mit denselben nicht genug bewundern konnte. So gemessen auch seine Zeit war — was ihn auch andere Besuche ablehnen geheißen hatte — so währte die Unterhaltung lange genug, bis endlich der Fürst nach seiner Uhr sah, und mich mit der Aeußerung entließ: „So gern ich auch noch recht lange mit Ihnen plaudern möchte, so wenig ist es mir gestattet, da ich in einer Viertelstunde in die Kammer der Reichsräthe muß (er war Präsident derselben). Erfreuen Sie mich recht bald wieder mit Ihrem Besuche.“ Die Unterhaltung wurde im Saale promenirend geführt, weil der Fürst dies lieber hatte, als zu sitzen. Meine Bewunderung über das hohe Interesse, was er an der Landwirthschaft nahm, beantwortete er mit der Bemerkung: „Kann denn der Soldat etwas Besseres thun, als zum Pfluge zu greifen, wenn er das Schwert weg legt?“ Ein wahrer Cincinnatus! —

So hatten sich denn drei sehr interessante Tage, vom 13.—15. März, in meinem Leben gefolgt und die Erinnerung daran gewährte mir die schönste Unterhaltung auf meiner Rückreise. Dieselbe ging wieder durch Böhmen, aber in mehr südlicher Richtung, weil ich Aussicht hatte, durch Vermittlung meines Freundes, Emil André (Sohn des würdigen Hofraths André), neue Verbindungen in diesem Lande, und zwar im Klattauer Kreise, anzuknüpfen. Daraus ward jedoch nichts. Unterdeß war wieder rauheres Wetter eingetreten, und ich ward mehreremale von heftigem Schneegestöber überfallen. Von Blatna, wo ich gewesen, nach Prag, begleitete mich André. Wir kamen über Königsaal, wo vor Kurzem

eine Rübenzuckerfabrik in einem Maaßstabe errichtet worden war, den man nach den damaligen Verhältnissen, wo dieser ländliche Industriezweig noch in Windeln lag, großartig nennen konnte. Daß wir da das Etablissement besuchten und bewunderten, das versteht sich von selbst. Ob man nun gleich hoffen durfte, daß die Sache einen guten Fortgang gewinnen würde, so konnte man immer noch nicht den hohen Aufschwung ahnen, den sie in unsrer Zeit gewonnen hat.

Prag war mir nunmehr schon fast zur zweiten Heimath geworden und das um so mehr, als ich hier immer, wenn ich von weitern Reisen zurückkam, sehr liebe Briefe von den Meinigen zu Hause vorfand, was auch diesmal wieder der Fall war. Zu thun fand ich hier hinlänglich, denn ich musterte und ordnete die für die ökonomischen Neuigkeiten eingegangenen Manuscripte und schrieb auch selber mehrere Artikel in dieselben. So konnte mir die Zeit nicht lang werden, zumal ich zwischendurch mit vielen lieben Freunden verkehrte, Besuche machte und annahm, und stets thätig war.

Da in diesem Frühjahr der Vertrag über eine Antheilschäferei ablief, welche ich im Jahre 1828 mit der Herrin von Wlaschim, der Fürstin Auersperg, auf dieser Herrschaft errichtet hatte: so reisete ich von Prag aus dahin. Beim Eintritt in die Schäferei kam mir ein Schafbursche entgegen, der bei mir in Reindörfel anderthalb Jahre gewesen, von hier aber gebürtig war. Seine Ausbildung zu einem tüchtigen Schäfer war der Zweck seines Aufenthalts bei mir gewesen. — Auf meine Frage: wie es gehe? antwortete er: „nicht zum besten!“ Und warum? „Ist hier nicht wie bei Ihnen, nicht so viel Futter und nicht so viel Ordnung!“ Das war mir keine freudige Botschaft. Leider bestätigte das Aussehen der Schafe die Aussage des Burschen. Später, wo eine andere Regie eintrat, ist es besser geworden. Mir konnte dies freilich nichts helfen, da ich die Schafe nehmen mußte, wie ich sie fand. Der Herr Wirthschaftsrath Offenbar (ein Mann von verdientem Rufe in meinem Fache) hatte die Commission und resp. Vollmacht bei der Auflösung des Contraktes und der Theilung des Viehes. Mir lag Alles daran, es da zu lassen, und Herr Offenbar kam mir auf halbem Wege entgegen, und so ward ich eine Sache los, die mir zur Bürde hätte werden müssen.

Ich trat meinen Antheil gegen eine mäßige Summe ab und reisete nun beruhigt nach Prag zurück, wo mich aber neue Unruhe und Sorgen erwarteten.

Eine Partie Schafe von mir war aus Schlesien hierher unterwegs. Ein Theil davon sollte in Prag verkauft werden, die übrigen aber nach Baiern gehen. Nun war das Wetter einem solchen Transporte in hohem Grade ungünstig, denn es wechselte täglich Regen und Schnee. Meine Unruhe war groß, besonders da ich die Schafe, denen ich von Prag aus entgegenfuhr, nicht traf. Endlich aber kamen sie doch glücklich an, nur wollte das Mißgeschick, daß sie, noch ehe sie einen Unterstand erreichten, von einem Gewitter mit Schloßen betroffen wurden, was auf das Ansehen ihrer Wolle sehr nachtheilig wirkte und die Käufer zurückschreckte, so daß ich in Prag nichts absetzen konnte und die ganze Heerde nach Baiern treiben lassen mußte. Es traf dies auf das Osterfest (es war am 4. April), und dies ward mir dadurch ein sehr trauriges. — Da ich mich in großer Geldverlegenheit befand, so mußte ich zu der Hülfe guter Freunde meine Zuflucht nehmen. Da fand ich denn alle die Sprüche bestätigt, die man auf Freunde in der Noth hat. Endlich half mir der würdige Dr. Löhner aus, und so wurden nicht allein meine Schafe, sondern auch ich flott. Zu meinen Lebenserfahrungen sammelte ich da eine bedeutende Zuthat. Immer aber habe ich den Spruch bewährt gefunden: „wenn die Noth am größten, da ist die Hülfe am nächsten." Ich werde in der Folge noch oft Gelegenheit haben, von der Bewährung desselben in meinem Leben zu sprechen.

Ich schlug nun die Richtung nach meinem Vaterland ein. Mit den Schafen war ein Beamter aus Schlesien nach Baiern abgegangen, welcher die Oekonomie von Abetsried übernehmen und die Heerde dort aufstellen sollte. Die vielen Schwierigkeiten auf dem Transporte waren ein trauriges Vorzeichen für sie gewesen, denn sie ging im Laufe eines Jahres fast völlig zu Grunde, weil die dasigen Triften ungesund waren und der Beamte nicht Kenntniß und Erfahrung genug hatte, um zur rechten Zeit und mit Sachkenntniß einzugreifen. — Der Umstand aber, daß diese Pachtung, von der ich mir eine recht gute Rente versprochen hatte, anstatt derselben viele Zuschüsse erforderte, und daß bei dem großen Verluste der

Schäferei es auch in Zukunft nicht besser werden würde, machte mir viel Kummer und Sorge. Indeß überwand ich sie doch leicht, da ich in meiner Familie ein sehr ruhiges und glückliches Leben führte, was nach so häufiger Trennung immer wieder neuen und erhöhten Reiz gewann.

Der lange anhaltende Winter des Jahres 1830/31 machte endlich zu Ende April dem Frühlinge Platz. Auf einer Reise nach Wien hörte ich am 29. jenseit Brünn die erste Nachtigall. Fast alle Jahre finde ich in meinem Tagebuche dies als ein Ereigniß verzeichnet, und es ist mir auch jedesmal dieser Tag ein sehr lieber gewesen. Mein Weg ging über Znaim nach Grafenegg, um nach der mit dem Grafen v. Breuner errichteten Antheilschäferei zu sehen. Ich fand sie, unter der Oberaufsicht meines Freundes, des Wirthschaftsrathes Metzi, in gutem Zustande. — Der erste Mai war ein wahrer Festtag. Das Wetter war vortrefflich und wir fuhren auf den Manhardtsberg, um die Triften, auf denen die Schafe den Sommer hindurch weiden sollten, zu besehen. Sie waren für hochedles Vieh ganz geeignet und die Ueberzeugung hiervon trug zur Erhöhung meiner frohen Stimmung bei. — Unterdeß war auch eine Partie Merinos für mich aus Schlesien angekommen, die in Wien auf der Ausstellung figuriren sollten. Ich fand sie bei der Rückkehr vom Manhardtsberge vor und hatte große Freude über ihr Wohlsein. Anticipando will ich hier gleich erzählen, daß sie in Wien kein sonderliches Glück machten, und daß sie nach der Ausstellung der Graf von Breuner für sich in Grafenegg behielt. Der weite Transport und der Umstand, daß die Thiere zwar hochfein, aber nicht sehr dichtwollig waren, stellte sie nicht ganz günstig dar, und ich überzeugte mich, daß es besser gewesen wäre, wenn ich sie gar nicht auf die Ausstellung gegeben hätte. Ich erzähle dies ohne Rückhalt, weil Wahrheit und Unparteilichkeit mich vor Allem bei den Mittheilungen aus meinem Leben leiten und ich Günstiges und Ungünstiges gleich treu darstelle.

Wie immer, erfuhr ich auch diesmal wieder bei der Versammlung der Wiener Landwirthschafts-Gesellschaft viel Auszeichnung. Die Besprechungen im Ständehause waren stets sehr lehrreich. Nebenbei machte ich noch immer mehr interessante Bekanntschaften. Dennoch trieb es mich hinaus, denn ich mußte alsbald die Reise nach Prag antreten, wohin ich

ebenfalls Schafe zur dortigen Ausstellung gesandt hatte. Am 6. Mai reiſete ich von Wien ab, und kam am 9. in Prag an. Meine Pferde nutzten mir auf dieſer Reiſe wenig, weil ich wegen Beſchleunigung derſelben großentheils mit Extrapoſt fuhr. Die Tour nahm ich über Horn und Neuhaus durch Gegenden, die ich noch nicht kannte. Sie ſprachen mich jedoch wenig an, weil Boden und Klima daſelbſt nicht günſtig ſind, auch die Agricultur, ſowie die Viehzucht, dort noch keine hohe Stufe erreicht zu haben ſchienen.

In Prag ging es mir wie in Wien, d. h. meine Schafe ſprachen nicht an, und da ich ſehr auf die Loſung, die ich aus dem Verkaufe ziehen wollte, gehofft hatte, ſo kam ich in nicht geringe Verlegenheit, aus welcher mir jedoch, nach Vermittelung meines Freundes Emil André, der Banquier Zdekauer half. Zu ihm auf ſein Landgut Zabiehlitz fuhr ich mit André und verlebte dort einen ſehr frohen Tag. Es lag daſſelbe zwei Meilen ſüdlich von Prag in einer ſehr fruchtbaren Gegend, auch ward die Oekonomie daſelbſt ziemlich rationell geführt. — Herr Zdekauer zeigte in der Folge viel Theilnahme für mich, als er erfahren hatte, wie ich mich mit einem Manne in ein Unternehmen eingelaſſen, der in ganz Böhmen als höchſt eigennützig bekannt war. Hätte das Schickſal gewollt, daß ich mit Herrn Zdekauer vor dem Unternehmen über daſſelbe geſprochen hätte, ſo wäre es wahrſcheinlich unterblieben und mir wäre unſäglicher Kummer und Sorge, von der ich bald zu erzählen haben werde, erſpart worden. Die Vorſehung aber hatte beſchloſſen, mich in Hände fallen zu laſſen, in denen ich freilich viele Lebenserfahrungen ſammelte, die aber für mich und die Meinigen ſehr ſchmerzhaft wurden.

Meine Rückreiſe von Prag in die Heimath machte ich durch den nordöſtlichen Theil von Böhmen über Jungbunzlau und Reichenberg. Auf dieſer Tour fand ich einen ſehr fleißig und verſtändig betriebenen Landbau und in den Städten weit mehr Induſtrie, als im ſüdlichen Theile dieſes Landes. — Die milde Luft ward durch neue eiſige Kälte verdrängt, ſo daß am 14. und 15. Mai Schneeflauen gingen. Zwiſchen den eben genannten beiden Städten und zwar in der Nähe der erſteren machte ich einen Abſtecher nach Klein-Skal, deſſen romantiſche Lage der Beſitzer noch durch eine Menge von Anlagen ver-

schönert hatte. Eine Partie, wie der berühmte Grund zu Fürstenstein in Schlesien, durchstrich ich bei dem schneidenden Winde, wodurch mir der Genuß ihrer Reize freilich sehr verkümmert wurde. Dennoch schwebt sie mir noch jetzt, nach mehr als 20 Jahren, lebhaft vor und die Erinnerung ersetzt mir jene Verkürzung.

Mein Ziel war ein Gut in der Ober-Lausitz in der Nähe von Markliffa, wo ein Freund Schafe von mir aufgenommen, die ich das Jahr zuvor aus meiner Pachtung zu Münsterberg als Plus-Inventar gezogen hatte. Wie ich damit abschnitt, übergehe ich, da ich es nicht liebe, mir einen unangenehmen Handel durch die Erinnerung zu wiederholen, was ich allerdings da thun muß, wo es die Vollständigkeit meiner Erzählung erfordert. Da ich mir fast Alles gefallen ließ, so wickelte sich der Handel mit diesem Freunde leicht ab, und ich kehrte nun in die Arme meiner Lieben zurück.

Dreizehntes Kapitel.

Anfang einer nicht erfreulichen Episode in meinem Leben.

Gesellschaftspacht von Senftenberg. Unternehmungen in Baiern. Die Cholera in Böhmen und Schlesien.

In Prag hatte ich mit dem Besitzer der Herrschaft Senftenberg, Herrn Joh. Parisch, Freiherrn von Senftenberg vorläufig ein Abkommen verabredet, welches an Ort und Stelle in Senftenberg genauer entworfen und sodann fest abgemacht werden sollte. Es war am 25. Mai, als ich die Reise dahin antrat, und wenn ich je Ursache gehabt habe, einen Tag in meinem Leben mit drei schwarzen Kreuzen zu bezeichnen, so war es dieser, denn er war die Einleitung zu einem Unternehmen, wo ich auf's höchste gemißbraucht worden bin, zu einem Unternehmen, was für den Eigenthümer des Guts, trotz aller Hindernisse, viel Gutes gestiftet, mich aber an den Abgrund gebracht hat. Es war das Unternehmen, wovor mich der Banquier Zdekauer hatte warnen wollen. — Ich habe von demselben Dinge mitzutheilen, die wie die größte Uebertreibung aussehen werden, und doch wörtlich wahr sind; Dinge, bei deren Erinnerung mir jetzt noch das Blut in's Gesicht tritt. Verschweigen kann und darf ich sie nicht, weil sie eine wichtige und überaus ernste Episode in meinem Leben bilden.

Am 26. Mai kam ich in Senftenberg an. Diese Ankunft ward von einigen Vorzeichen begleitet, die mich hätten warnen sollen. Der Baron hatte mich zu einem Rendez-vous auf einem kleinen Jagdschlosse in einem Waldthale bestellt. Dasselbe lag am Flusse Adler und der Baron hatte ihm nach diesem den Namen Adlersthal gegeben. Von Habelschwerdt in der Grafschaft Glatz aus hatte mich derselbe dahin bestellt und nahm mich bei meiner Ankunft freundlich und zuvorkommend auf.

Ich war hiervon und von der Schönheit der Gegend bezaubert, und sah in der Zukunft schon goldene Berge. Das waren nun freilich keine bedenklichen Vorzeichen; aber das war eins, daß sich der heitere, schöne Himmel, den ich bei der Abfahrt von Habelschwerdt hatte, umzog, als ich in das Thal einbog, und daß es bald darauf anfing zu regnen. Ich hielt dies für etwas Erfreuliches, weil der Regen sanft und warm, und für die Gegend sehr wohlthätig war.

Nachdem wir ein Frühstück eingenommen hatten, fuhr der Wagen vor und wir rollten das Thal entlang. Endlich kamen wir auf die Felder der Herrschaft, und da der Regen die Saaten erquickt hatte, so standen sie freudig und machten auf mich einen bestechenden Eindruck. Schon wünschte ich mir im Herzen Glück und dankte der Vorsehung, daß sie mir einen neuen, anscheinend sehr gewinnreichen Wirkungskreis eröffnete. — Nun kam das zweite Vorzeichen. Auf dem Wege von dem einen Meierhofe nach dem Schlosse begegnete uns der Oberamtmann der Herrschaft. Der Baron stellte uns einander vor und jener Mann zeigte eine überaus freundliche Miene, hinter welcher ich aber etwas Unheimliches lauschen sah. Ich hatte mich damit nicht getäuscht, wie mir die Folgezeit nur gar zu gut bewiesen hat und wie es auch meine Leser kennen lernen werden.

Es ist mir in meinem Leben sehr oft vorgekommen, daß Menschen beim ersten Anblick einen üblen Eindruck auf mich machten, und ich habe mich da fast nie getäuscht, denn die Folge bewies mir immer, daß sie schlecht und gefährlich waren. Man sagt von Hunden, und insbesondere von solchen von edler Race, daß sie einen sehr richtigen Blick haben, Menschen, denen man nicht trauen darf, alsbald zu erkennen und sie daher feindselig behandeln. Der Baron hatte einen solchen, ein schwarzes, edles Thier, mit dem ich bald bekannt und von ihm gut gelitten war. Dessen konnte sich aber der Oberamtmann nicht rühmen, denn auf den fuhr der Hund jedesmal los, wenn er in's Schloß trat, so oft dies auch und täglich zuweilen mehreremale geschah.

Den folgenden Tag ward die weitere Besichtigung der Meierhöfe und der Oekonomie vorgenommen und sodann das Abkommen besprochen. Wie unvorsichtig und übereilt ich dabei verfuhr, das leuchtet daraus ein: daß ich, blind auf die Loyalität des Barons vertrauend, Bedingungen

einging, ohne mich vorher genau nach Allem erkundigt und die Assistenz eines Freundes beigezogen zu haben.

Der Vertrag, den ich einging, war in seinen Grundlinien folgender:

Das ganze Geschäft ward nach Art und in Form einer Pachtung und zwar für beide Theile zur Hälfte abgeschlossen, wobei der Baron die doppelte Rolle des Verpächters und Halbpächters hatte. Zuerst ward eine Pachtsumme angesetzt, die mir, in Erinnerung der, welche ich für die Münsterberger Stadtgüter gezahlt hatte, äußerst niedrig vorkam und wobei ich einen sehr lohnenden Theil für mich zu gewinnen hoffte. Unbekannt mit den dasigen Verhältnissen, ging ich ohne Bedenken die Bedingung ein, daß die Spann- und Handrobot, welche die Unterthanen der Herrschaft zu leisten hatten, nach einem bestimmten Satze von der Oekonomie an die herrschaftliche Rentkasse bezahlt werden mußte. Dieser Satz war dem Anscheine nach sehr niedrig, denn er betrug für den Spanntag nur 1 fl. W. W. (= 8 Sgr. preuß. Courant) und für einen Handtag 15 Kr. W. W. — Der hinkende Bote aber kam nach. Denn es war die geleistete Arbeit nicht allein so gering und schlecht, daß sie selbst für diese Sätze zu theuer war; sondern sie ward auch so unregelmäßig geleistet, daß man durchaus keine bestimmte Rechnung darauf machen konnte, also fortwährend in der Disposition gestört wurde. Zudem hatte der Oberamtmann die ausübende Gewalt, und von ihm hing die Anwendung von Zwangsmitteln gegen die Saumseligen ab. Im Anfange war er darin genau und scharf, auch zeigte er mir da viel Rücksicht und scheinbare Freundschaft. — Ich fand einen Oberverwalter der Oekonomie (mit dem Titel Burggraf) vor, der seinem Posten in keiner Art gewachsen war, was mir die erste bedenkliche Klippe auf meinen Weg warf. Derselbe ward nach einiger Zeit entlassen, und ich nahm an seiner Stelle einen jungen Mann an, welcher als Kanzlist zeither angestellt gewesen war. Derselbe war voll Eifer und gutem Willen, nur fehlte ihm Praxis und Erfahrung. Da er jedoch lernbegierig und mir aufs treueste ergeben war, so richtete er sich bald ein. Er war unter allen Beamten der Einzige, welcher seine Anhänglichkeit an mich bewährte.

Doch ich muß noch ergänzen, nach welchen Principien der Vertrag errichtet war. Bei dieser Halbpacht legten wir beiderseits ein Kapital ein,

was bei dem Baron in Gelde, bei mir aber in Intelligenz und Praxis bestand. Er leistete den vollen Wirthschaftsbesatz, wie ihn die Oekonomie bei Angang des Vertrages aufwies, und machte außerdem die zum kräftigen Betriebe erforderlichen Vorschüsse, wozu denn namentlich die Robot gehörte, welche immer erst nach Ablauf des Jahres berechnet wurde. Die Vermehrung oder Verminderung des Besatzes (Inventars) sollte, wenn der Vertrag zu Ende gehen würde, berechnet und dem in die Theilung kommenden Gewinne zu- oder abgeschrieben werden. Das wäre nun Alles recht gut gewesen, wenn überall nach den strengsten Grundsätzen von Redlichkeit verfahren worden wäre. Da aber fehlte es, und darum gerieth ich in ein Labyrinth, in welchem man mich fing und zu Grunde richtete.

Meinem Thema zuvor eilend, habe ich noch keine Beschreibung von der ganzen Lokalität der Herrschaft Seuftenberg gegeben. Dieselbe liegt im Gebirge an der Südseite des Glatzer Gebirges, welches Böhmen von der Grafschaft Glatz trennt. Das Klima ist, weil die Lage bedeutend hoch, ein rauhes, und dazu kommt ein meist steriler und mit vielen Ackerquellen durchsetzter Boden, dem vor meiner Zeit so wenig abgewonnen worden war, daß man alle Jahre sehr bedeutende Zukäufe an Getreide, Stroh und Heu hatte machen müssen. Das war mir natürlich verschwiegen worden, und ich war sorglos genug gewesen, nicht besonders darnach zu forschen. So hatte ich denn vorweg ungeheure Schwierigkeiten zu bekämpfen, wozu noch die viele Unbrauchbarkeit der meisten Dienstboten trat. Zu allererst mußte ich an die Schäferei denken, da sie einen Hauptertrag bringen sollte. Ein untauglicher Schafmeister ward mit dem größten Theile seines Personales entlassen und durch einen andern aus meinem Vaterlande Schlesien, und aus meiner Schule, ersetzt. So befanden sich denn die Heerden gar bald in einem erträglichen Zustande; auch that ich für die Veredlung das Mögliche, was mir so gut gelang, daß, als ich die Wolle im zweiten Jahre (1832) auf den Breslauer Wollmarkt brachte, sie dort großen Beifall fand und im Preise um 25 Thlr. der Centner höher ging, als was sie vor mir gegolten hatte. Das war mir denn eine eben so große Genugthuung wie eine Aeußerung des Grafen Bubna von Daudleb, die er gegen den Baron that und worin er aussprach, es grenze fast an Wunder, was ich in der kurzen Zeit

geleistet habe. Solches machte mir Muth und spornte mich zu immer weitern Anstrengungen an, die ich aber leider nur für Andere machte und wofür mir mit dem schwärzesten Undank gelohnt wurde, einem Undank, welcher das Gemüth meiner Leser aufregen wird.

Die Herrschaft hatte eine ziemlich weite Ausdehnung, indem neun Ortschaften dazu gehörten. Die Oekonomie ward auf fünf Meierhöfen geführt, auf welchen auch die Schäferei vertheilt war. Das vorgefundene Rindvieh war veredelt, stand aber nur auf zwei Meierhöfen. Das Verhältniß beider Vieharten zu einander war ein angemessenes. — Von den Aeckern sprach ich schon. Wiesen waren in Beziehung aufs Ganze genug, nur fand ich sie in einem überaus verwahrloseten Zustande, und nur ein Theil davon, der an Flüssen lag, brachte eine lohnende Heuernte. Durch angelegte Wässerung, nicht minder durch Trockenlegung der versumpften Wiesen, erhöhte ich den Ertrag, folglich auch den Werth, der schlechten um ein sehr Bedeutendes, wovon sich auch der Baron überzeugte, es aber factisch nicht anerkannte.

Da ich im Anfange mit dem Oberamtmanne ziemlich gut auskam, von ihm auch viele Aufmerksamkeit und Rücksicht erfuhr, so zwar, daß er mich, wo es die Gelegenheit gab, auszeichnete: so muß ich die Ursachen angeben, die uns entzweiten und uns in ein feindseliges Verhältniß zu einander brachten. — Die allererste Veranlassung dazu war bei ihm die Besorgniß, ich möchte ihm bei dem Baron in den Weg treten, weil er sah, daß ich bei diesem etwas galt und Vertrauen genoß. Dazu kam, daß ich das Mißtrauen, was mir der Mann gleich vom ersten Augenblicke an eingeflößt hatte, durchaus nicht überwinden konnte, was er wohl merken mußte, so freundlich er sich auch äußerlich gegen mich stellte. — Eine weitere Veranlassung zur Spannung gab die Robot, über welche er zu gebieten hatte, und die er, wo er es nur immer versteckt thun konnte, der Oekonomie verkürzte, um diese zu hemmen und einen Schatten auf mich zu bringen, wenn dadurch die Führung derselben lahm ging. — Ich stand ihm ein für allemal im Wege, und da er mich direct nicht wegbringen konnte, so wollte er es indirect. Dennoch ließ er es nicht an Versuchen fehlen, sich mit mir zu verständigen, die aber an meiner starren Gradheit scheiterten.

Diese Einleitungen mußte ich machen, um nicht überall Bemerkungen in der weitern Erzählung einzuschieben. Frägt man nun noch, ob der Baron, der ein verständiger Mann und dabei ein spekulativer Kopf war, nicht den Stand der Sachen erkannte und mich schützte und stützte? so dient zur Antwort, daß, wenn er dies auch hätte thun wollen, er es nicht mochte, weil er, wie mir schien, die verächtliche und gefährliche Politik hatte, uns so, wie seine Beamten, zu entzweien, damit wir nichts gegen ihn thun sollten. Meine Schuld blieb es jedoch immer, daß ich mich nicht vor Abschluß des Vertrages genauer nach allen Verhältnissen erkundigt hatte. Ich machte mich da eines Fehlers wiederholt schuldig, der mich auch bei der Münsterberger Stadtpacht so tief hineingebracht hatte, und vor dem ich wohl hier hätte gewarnt sein sollen.

So komme ich denn wieder in den graden Gang meiner Erzählung. Schon am dritten Tage kam ich wieder nach Hause und erfreute meine gute Gattin dadurch hoch, daß ich ihr den bestimmten Abschluß des Unternehmens verkündigte, weil sie sich davon Gewinn versprach, auch auf meine Besonnenheit und Praxis vertraute. Zwei Hauptschwierigkeiten hatte ich freilich übersehen. Die eine war die Lage der Herrschaft Senftenberg mit ihrem rauhen Klima und ihrem unfruchtbaren Boden; die zweite: die Unkenntniß in den Landesverhältnissen, sowie des auf der Herrschaft angestellten Personals. Ich traute mir selbst zu viel zu und ward durch die ersten günstigen Erfolge geblendet.

Gleich im ersten Jahre trat ein unerwartetes Hinderniß zwischen meine Reise nach Senftenberg. Es war die Cholera, die im Juni in Deutschland immer weiter vorrückte. Ueber diese Reisen habe ich anzugeben, daß sie höchst lästig und daneben kostspielig waren. Von Münsterberg aus, wo ich wohnte, hatte ich zehn Meilen bis nach Senftenberg, und da von Habelschwerdt aus, was ich auf der Reise zu passiren hatte, sehr schlechter Weg war; so mußte ich im Herbst und Winter immer zwei Tage auf jede Reise verwenden, und in Glatz oder Habelschwerdt übernachten. Nur im Sommer legte ich die Tour in einem Tage zurück, wobei meine Pferde jedoch immer sehr angegriffen wurden. — Wie gesagt, brach jetzt die Cholera ein, und da man zu jener Zeit, wo man diesen Feind erst kennen lernte, ihn durch strenge Absperrung abzuhalten

hoffte, so ward ein Cordon an der Grenze gezogen, und ich ward von meinem Vaterlande abgeschnitten. Das Schlimmste dabei aber war, daß dies nicht auf einer Seite allein, sondern auf beiden vorkam, so daß ich weder herüber noch hinüber konnte. Es ward dadurch aller Verkehr dermaßen gehemmt, daß er fast völlig erlahmte.

Nunmehr aber will ich auch, der Zeitfolge nach, erzählen, was mir in Senftenberg Erfreuliches widerfahren ist. Mitte Juni dieses Jahres (1831) kam ich wieder hin und brachte wegen des Vertrages Alles vollends in Richtigkeit. Der Baron schien darüber nicht minder erfreut, als ich, und da er sich alle Mühe gab, mich gut zu unterhalten, vor Allem aber, mir Alles zu zeigen, zu welchem Ende wir alle Tage auf der Herrschaft umher fuhren, so befand ich mich sehr wohl, zumal die Hoffnung auf einen reichen Gewinn überall im Hintergrunde stand. Seine Welterfahrenheit, die mich ansprach, die Opulenz in seinem Hauswesen, das Wohlwollen seiner Frau, Alles war geeignet, mir den Aufenthalt angenehm zu machen; und da dies Alles einige Jahre so fort ging, so durfte ich auf die Erfüllung meiner Hoffnungen rechnen. Nur der böse mir auflauernde Feind mußte mich schüchtern machen, obgleich ich ihn, mit dem Bewußtsein meiner Redlichkeit gewappnet, nicht sehr fürchtete. — Einen gewissen Schreck bekam ich aber in Beziehung auf den Baron, als ich das einemal, wegen des so sehr schlechten Weges, den über Mittelwalde und Nieder-Lipta einschlug, und dort auf eine wunderbare Weise von dem Grenzeinnehmer angeredet wurde. Er sagte nämlich, es sei ihm interessant, den Mann kennen zu lernen, der es gewagt habe, sich mit dem Baron von Senftenberg in ein **solches** Unternehmen einzulassen. Darauf erzählte er Mehreres, was mich fast muthlos hätte machen können. Es sollte nämlich früher einmal ein dortiger Ober-Beamter sich aus Verzweiflung erhängt haben, weil man ihm Sachen angedichtet hätte, die als Verbrechen gedeutet werden konnten. — Machte mich nun gleich diese Erzählung ein wenig stutzig, so entmuthigte sie mich doch nicht, weil ich sie für übertrieben hielt, mir selbst aber zutraute, alle Kabalen niederzuschlagen, mir auch nicht vorstellen konnte, daß man es jemals wagen würde, sich an meiner Ehre und meinem guten Namen zu vergreifen. Leider belehrte mich die Zukunft eines Andern.

Die Erzählung des Einnehmers theilte ich am Tische des Oberamtmannes mit, wohin ich eingeladen worden war, und da die Sache noch weiter verhandelt wurde, und ich äußerte: ich glaube wohl, daß ich das Pachtverhältniß unter billigeren, als die eingegangenen, Bedingungen hätte haben können, fiel dessen Frau ein: „o ja! unter viel billigeren.“ Ein grimmiger Blick ihres Mannes gebot ihr Schweigen, sonst würde ich noch mehr erfahren haben.

Das waren nun freilich Andeutungen, die wir bange machen mußten. Auch konnte ich das Erscheinen der Cholera für das dritte schlimme Vorzeichen ansehen; obgleich sie mich mit ihren Anfällen verschont hat, trotzdem, daß ich mehreremale auf meinen Reisen bald sehr nahe mit ihr in Berührung gekommen wäre. Denn ich habe selbst in Gasthöfen übernachtet, wo Cholera-Leichen lagen.

Im Laufe dieses Sommers ging noch eine Sendung von Schafen aus Schlesien auf meine Pachtung in Baiern, die durch einige kleine Gütchen noch vergrößert worden war. In Zabiehlitz hatte ich bei Herrn Zdekauer eine kleine Partie Schafe im Mai als Unterpfand auf ein Darlehn von 300 fl. aufgestellt, die ich jetzt mit treiben lassen wollte, die mir aber vorenthalten wurden, bis ich das Darlehn bezahlt haben würde. Das stimmte freilich meine sehr günstige Meinung über Herrn Zdekauer etwas herab.

Nachdem nun diese verdrüßliche Angelegenheit besorgt war, fuhr ich den Schafen nach, um für deren Unterbringung in Baiern die nöthigen Dispositionen zu treffen. Ohne Unfall erreichte ich München, fuhr von da nach Abetsried und überzeugte mich von der Localität der neu zugepachteten Grundstücke, die zum Kloster Wessobrunn gehörten. Sie waren sehr grasreich, folglich für Viehzucht ganz geeignet, nur waren die Schaftriften etwas feucht und quellig, mithin nicht ganz gesund und nur mit großer Vorsicht zu benutzen, die aber leider später nicht beobachtet wurde. Daß in ganz Baiern es so viele derartige Localitäten und ganz besonders in der Nähe der Alpen giebt, das ist mit eine Ursache von dem wenigen Gedeihen der Merinozucht in jenem Lande. — Ein Ausflug auf den hohen Peisenberg, der wie ein Brückenkopf vor den hinter ihm hoch emporsteigenden Alpen dasteht, gewährte mir einen hohen Ge-

nuß. Die Aussicht von da herab ist über alle Vorstellung und Beschreibung schön. Die Gegensätze vom flachen Lande im Norden, und von den Gebirgsriesen im Süden erhöhen diese Schönheit. Der Anblick von Bergen hat von jeher einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und stets die Sehnsucht nach ihnen in meinem Busen geweckt. Das war auch hier der Fall, und hätte ich grade die Geldmittel zu einer weiten Reise gehabt, so glaube ich, es hätte mich in diesem Augenblicke nichts abhalten können, nach den Bergen zu eilen und nach Tirol vorzudringen. Nicht lange nachher konnte ich diesen heißen Wunsch befriedigen. Diesmal aber wandte ich mich wieder nach Norden und zunächst nach München. Meine nach Abetsried bestimmten Schafe waren vorausgeeilt, und ich traf sie nun zu meiner großen Freude in der Nähe von Forstenried, wo sie munter dahin trabten.

München war mir nunmehr zum Centralpunkte geworden, von wo aus ich meine Unternehmungen in Baiern leitete. Hier kaum angekommen, machte ich schon wieder einen Abstecher nach Hohenkammer. Leider fand ich hier Manches nicht, wie ich es wünschte und wie es hätte sein sollen. Mein Verwandter war noch zu jung und unerfahren, als daß er die mancherlei Schwierigkeiten, die ihm bei seiner Function in den Weg kamen, leicht hätte überwinden können. Zudem unterlag er einer Schwäche, die man in der Regel auch bei den Deutschen, die nach Ungarn kommen, zu beklagen hat, d. h. das baierische Bier mundete ihm so, wie diesen der Wein und das hielt ihn im Eifer und Fleiß zurück. — Die Oekonomie, welche in Hohenkammer nicht groß war, und sich nur auf einige hundert Morgen erstreckte, zeichnete sich zwar im Ganzen vor der Nachbarschaft aus, auch war der Ackerbau nach den Lehren des Fruchtwechsels geordnet: aber der junge Mann war noch zu wenig fest, und die Gesellschaft, welcher er sich anschloß, war grade nicht zu seinem Besten. Indeß war der Baron von Cotta mit ihm sehr zufrieden, und in der That zeichnete er sich auch vor andern jungen Leuten im dasigen Lande noch zu seinem Vortheile aus, trotzdem, daß ich Manches zu erinnern fand.

Einen merkwürdigen Tag verlebte ich bei meiner Rückkehr nach München am 16. Juli. An diesem ging ich mit dem Baron von Closen und dem Hofrath Medicus in die Tuchmanufactur des

Baron von Wehfeld, die im Strafarbeitshause angelegt, wovon der Baron Director war. Er führte uns mit der größten Zuvorkommenheit allenthalben herum und zeigte uns alle Sehenswürdigkeiten. Der Anblick von einer Masse von Sträflingen ist allezeit ein sehr unangenehmer. Er war es auch hier. Interessant aber war mir die Autorität, welche Baron Wehfeld über dieselben hatte. Sie schienen vor ihm zu zittern, und dennoch sah man ihnen an, welch hohe Achtung sie vor ihm hatten, und man begriff, wie vor kurzem lediglich durch seine Dazwischenkunft ein ausgebrochener sehr gefährlicher Aufstand augenblicklich gedämpft worden war. Bereits waren eine Menge von Sträflingen aus ihren Zellen hervorgebrochen und hatten sich in den Gängen vereinigt, um nun in Masse weiter vorzudringen, als Wehfeld erschien. Es verbreitete sich wie ein Lauffeuer: er sei da, und alsbald zerstob die Masse und ein Jeder suchte seine Zelle. Mit einem Kantschu in der Hand drang er vor, ertheilte Hiebe rechts und links und ließ dazwischen seine Donnerstimme erschallen. Da zitterten Alle und der Aufruhr war gedämpft. Man wird das unglaublich finden, so wahr es auch ist. Wissen aber muß man, daß der Baron Riesenstärke besaß, und wo es galt, ohne Weiteres zwei Männer beim Kragen faßte und mit Gewalt zusammenschlug. — Eine recht naive, von Baron Closen an Wehfeld gestellte Frage ward von diesem eben so naiv beantwortet. „Wo sitzt denn die schöne L...?" lautete die Frage, und: „sie wohnt in der Louisenstraße und vertheilt Gebetbücher," die Antwort. Ein hoher Herr hatte dabei seine Hand im Spiele.

Am Abende desselben Tages ging ich noch mit meinem Freunde Medicus in die Bierwirthschaft des Herrn Pschorr, die wie ein Kastell in der Nähe der Stadt liegt, auch den Namen einer Bierfestung trug. Dem Norddeutschen erscheint es wunderbar, daß man in einer solchen Wirthschaft nicht allein sehr anständige Herren, sondern auch recht elegante Damen antrifft, und die Verwunderung vermehrt sich, wenn man sie, gleich den vielen dasitzenden ehrbaren Bürgerfamilien, ihr Butterbrod und Käse zum Kruge Bier verzehren sieht. Nur in Breslau findet man gegenwärtig eine Nachahmung dieser Sitte, aber nur zur Hälfte, denn noch würde es da keine anständige Dame wagen, mit in's Bierhaus zu gehen.

Endlich nahm ich wieder meine Richtung, und zwar in aller Eile, nach der Heimath. Daß ich aber nicht unterließ, da Senftenberg, was mir nur einige Meilen weit aus dem Wege lag, mit zu besuchen, das folgt wohl von selbst. Hier erfuhr ich zu meiner großen Freude, daß der Cordon wegen der Cholera einstweilen wieder aufgehoben sei. Da derselbe von Seiten der Kreisämter angeordnet und ausgeführt wurde, und man dazu Landleute verwandte, so kamen mitunter sehr possirliche Auftritte, nicht selten aber auch arge Rohheiten vor, und es herrschte daher auch bei der Aufhebung allgemeine Freude. Leider währte dieselbe aber nicht lange, weil bald darauf, bei einem neuen Ausbruche der Krankheit diese Maßregel in verschärftem Grade wieder zur Ausführung kam. — Die Oekonomie in Senftenberg fand ich insofern zu meiner Zufriedenheit, als ich sah, daß sich das dabei angestellte Personal Mühe gab, meine Anordnungen auszuführen. Nur blieb leider die That weit hinter dem guten Willen zurück, weshalb auch die Erfolge nicht so waren, wie ich erwartet hatte. — Dennoch hielt ich an meiner Hoffnung fest; auch war mein dort eingegangenes Verhältniß zur Zeit noch ein recht angenehmes, indem die dasigen Beamten fast ohne Ausnahme sich bestrebten, mir Freude und Vergnügen zu bereiten. — Eine Lustpartie, welche ich mit meiner Familie bald darauf in die Grafschaft Glatz machte, ward durch das Entgegenkommen von zweien jener Beamten noch verschönert. Sie warteten schon in der Stadt Glatz auf uns und wir fuhren von da über Ullersdorf, wo wir den schönen Garten besahen, bis nach Habelschwerdt, wo übernachtet wurde. Von hier aus ging es den andern Tag nach Wölfelsgrund zu dem schönen Wasserfalle. Nach dieser Partie kehrte meine Frau nach Münsterberg zurück, ich aber fuhr mit den Beamten nach Senftenberg.

Eine große Unannehmlichkeit machte mir bei meinen vielen Reisen nach jenem Orte die Landesgränze zwischen Glatz und Böhmen, wo ich jedesmal eine Visitation auszuhalten hatte. Nun war in Batzdorf, dem jenseitigen Gränzorte, ein junger Einnehmer, der noch unlängst Praktikant und Gehülfe bei einem andern Gränzamte gewesen war. Derselbe schien von seiner erlangten hohen Würde berauscht zu sein und gerirte sich auf eine übermüthige und impertinente Art. Leider war

es nicht allein zu jener Zeit, sondern ist auch jetzt bekannt, daß es unter den östreichischen Gränzbeamten einzelne Subjecte giebt, welche aller Humanität und feinen Bildung ermangeln und, sich hinter ihre Amtspflicht versteckend, sich wahrhaft ungezogen gegen die durchpassirenden Reisenden benehmen. Der in Batzdorf gehörte in diese Kategorie, und ich hatte einigemale mit ihm einen Strauß, bis es sich einmal traf, daß ich mit dem Kreishauptmann, der nach Senftenberg kam, sprach und ihm das inurbane Benehmen des Beamten mittheilte. Das hatte gute Wirkung und der Gränzeinnehmer erlaubte sich von da an weniger.

Diesmal hielt ich mich länger, als früher, in Senftenberg auf, was nicht allein gut für die Führung der Oekonomie war; sondern auch mir manche frohe Stunde brachte. So wurde untern andern eine Lustpartie nach dem alten Schlosse Littiz gemacht, die in jeder Art höchst angenehm war. Dies alte Schloß liegt in einer wildromantischen Waldgegend und hat historische Merkwürdigkeit. Denn es war in der Vorzeit nicht allein eine Ritterburg, sondern ward später auch ein Raubschloß, von wo herab die ganze Umgegend beunruhigt wurde. Bis in die neuere Zeit blieb es berüchtigt, indem sich Räuber da eingenistet hatten, welche die Gegend beunruhigten.

Das Jahr 1831 war im Allgemeinen reich an Regen, der mir mitunter sehr, und zwar in mehrfacher Art, lästig wurde. Die schlechten Wege nach Senftenberg wurden dadurch noch schlechter, auch vertrugen die dasigen Felder nicht grade vielen Regen, der mir außerdem auch auf meinen vielen Reisen lästig ward. In der Ernte war dieses Wetter sehr hinderlich und es verschleppte sich dieselbe bis tief in den September hinein. Ohnehin ging sie in dieser rauhen Gebirgsgegend viel später, als im flachen Lande, an. Eine solche Verschleppung aber war in vieler Art nachtheilig, denn erstens kann bei den immer kürzer werdenden Herbsttagen ohnehin nicht so viel gemacht werden, wie in den langen, die man im flachen Lande im Juli und August auf die Ernte zu verwenden hat; zweitens trocknet es auch in den Herbsttagen viel schwerer und langsamer als in den Sommertagen; und drittens kommt alsdann Ernte und Einsaat zusammen und es stört da immer Eins das Andere. — Zu alle dem kommt noch, daß im Gebirge im Spätherbste die Schatten

der Berge und Wälder immer länger werden, folglich die Sonne nicht genug wirken kann. Und endlich sind auch regnichte Jahrgänge im Gebirge fast allemal noch viel schlimmer als im flachen Lande, weil dort der Regenfall gewöhnlich noch häufiger und stärker ist, als hier. Dies Alles erfuhr ich in der Oekonomie in Senftenberg gleich im ersten Jahre, was den Grund zu manchen Uebelständen für die Folge legte, und was mich etwas entmuthigen mußte. — Die Einsaat konnte nicht ganz so normal, wie es sein sollte, vollzogen werden, auch dehnte sie sich viel zu weit hinaus, was sie nicht stark genug für den Winter werden und mir auch nicht Zeit genug zur Vorbereitung der Aecker für die nächstjährige Frühjahrseinsaat übrig ließ. — Meinen Feind, den Oberamtmann, schien das zu freuen, weil er ein Mißlingen meines Unternehmens wünschte.

Nun kam noch dazu eine neue Sperrung der Gränze, denn es hatten sich Cholerafälle in Schlesien gezeigt und es ward nun von östreichischer Seite der Cordon aufs neue und zwar durch Militär gezogen, mithin auch viel strenger inne gehalten, als das erstemal. — Die Ernte war Mitte September noch lange nicht beendigt, denn es war vierzehn Tage lang kein Tag ohne Regen. Meine Stimmung ward durch dies Alles aufs tiefste niedergedrückt und es war dieser traurige Herbst das vierte und sprechendste üble Vorzeichen. Erst am 23. September beendigte ich die Ernte des Sommerweizens und der Gerste und es lag noch ein großer Theil Hafer auf dem Felde. Nur auf einige Tage ward jetzt das Wetter besser, so daß man wenigstens ernstlich an die Saat gehen, und die Haferernte beschleunigen konnte. Endlich kam noch die Nachricht, daß auch auf preußischer Seite ein Cordon gezogen werden sollte, was in der That tragikomisch war, da man nun von dieser und jener Seite einen Feind nicht einlassen wollte, der doch trotz aller dieser Vorkehrungen so unaufhaltsame Fortschritte machte. Aller Verkehr ward nun unterbrochen und ich kam in die größte Bedrängniß.

Vom 22. September an bis zu Ende des Monats blieb das Wetter sehr gut und es hätte nun mit aller Kraft an die Saatbestellung gegangen werden können, wenn nunmehr nicht der Uebelstand eingetreten wäre, daß die Bauern, die mit ihrer Ernte und Saat noch sehr zurück waren, jetzt sehr saumselig in der Robot erschienen. Alle Executiv-

Maßregeln halfen wenig, zumal noch der Oberamtmann, der sie auszuführen hatte, es gar nicht sehr ernstlich damit meinte. Zum Glück befand ich mich in dieser Zeit körperlich sehr wohl, wozu auch die viele Bewegung und die Masse von Geschäften, die ich hatte, viel beitrug. Mit unsäglicher Anstrengung drang ich endlich durch, daß mehr Robot erschien und also die Einsaat einen raschen Fortgang nahm.

Die militärische Besetzung der Gränze brachte Leben in die Gegend, und auch im Schlosse zu Senftenberg regte es sich sehr, weil hier der Obrist im Quartiere lag und viele Officiere aus- und eingingen. Das trug neben meinen vielen Geschäften zu meiner Zerstreuung bei, so daß mich die Abgeschiedenheit von meinen Lieben zu Hause weniger traurig machte, als es sonst der Fall gewesen sein würde.

Erst am 17. October, d. i. drei Wochen nach Michaelis, konnte ich mit der Kartoffelernte anfangen hier in einer Gegend, wo man sie in der Regel mit Anfang October beginnen muß, wenn man nicht fürchten soll, daß sie am Ende einfrieren könnte. Freilich durfte man der Hoffnung Raum geben, daß, nachdem bereits schon so viel rauhes Wetter vorüber war, noch ein ganzer Strich gutes nachfolgen werde, wie es auch in der That kam. Indeß traute ich nicht und betrieb die Sache mit dem größten Eifer, was um so nöthiger war, als auch noch viel Grummet auf den Wiesen lag. Mit der Einsaat ward ich am 22. October fertig, was zwar schon sehr spät, aber dennoch nicht so außer aller Zeit war, daß ich gradezu ein Mißrathen hätte fürchten müssen. Acht Tage später beendigte ich auch die Grummeternte, die mir viel zu schaffen gemacht hatte, weil bei dem tiefen Stande der Sonne es sehr lange Zeit brauchte, ehe das Gras trocknete. Nur die vielen hindernden äußern Umstände konnten ein so weites Hinausziehen erklären und entschuldigen.

Eine neue und sehr ernste Besorgniß kam jetzt an die Reihe. Der Baron ward sehr ernstlich krank, so zwar, daß er sein Testament machte, welches Graf Marcolini von Geyersberg und ich als Zeuge unterschrieben. Mir machte dies großes Bedenken, daß, wenn er bald sterben sollte, mein Unternehmen mit ihm aufhören müßte, und daß ich dadurch eine Hoffnung verlieren würde, auf die ich so fest baute, nämlich zehn Jahre hindurch, auf welche Zeit der Vertrag lautete, ein gutes

Einkommen zu haben. Kurzsichtiger Thor, der ich war. Wäre der Baron damals gestorben, so hätte ich während der Erbsonderung ohne Zweifel eine wichtige und einträgliche Stellung eingenommen, hätte auch ein bedeutendes Abfindungsquantum bekommen müssen. Anstatt dessen ging das Pachtverhältniß noch drei Jahre fort: denn der Baron ward wieder gesund, ich verlebte diese Zeit in einer steigenden Mühe und Sorge und die Sache nahm endlich einen Ausgang, welcher mich an den Rand eines Abgrundes führte, der mich fast verschlungen hätte. Wie oft aber kommt es nicht im Leben vor, daß wir das für ein bevorstehendes Unglück halten, was zu unserm Glücke gereicht, uns aber von dem die süßesten Hoffnungen vorspiegeln, was am Ende zu unserem Verderben ausschlägt!

Einen ganzen Monat (den October) hindurch hatte ich mich in Senftenberg aufgehalten, und sehnte mich nun sehr in die Heimath zurück. Endlich reiste ich am 1. November ab und kam den 2. an. Hieraus ist schon zu entnehmen, daß auf preußischer Seite der Cordon wieder aufgehoben war. In der That hatte er auch nur wenige Tage bestanden, weil man sah, daß man damit den vorhabenden Zweck nicht erreichte. Später aber ging man freilich damit wieder so weit, daß man im Innern des Landes alle Gegenden und Ortschaften absperrte, wo die Krankheit ausgebrochen war, und daß man ohne eine Sanitätskarte nirgends weiter gelassen wurde. Es war dies eine so traurige Zeit, wie sie kaum der Krieg bringt und die Hemmungen führten überall große Verluste in ihrem Gefolge.

Nachdem fast der ganze October und die erste Hälfte vom November mild und meistentheils sehr schön gewesen war, rückte endlich am 14. Novbr. der Winter mit Schneegestöber an. Der Jahrgang war aber im Ganzen für die Landwirthe lästig, weil er sehr unbeständig und regenreich gewesen war. Hinsichtlich der Fruchtbarkeit gehörte er zu den mittlern, und in Beziehung auf die Revenuen des Landwirths war er ein guter, denn die Fruchtpreise hielten sich ziemlich hoch, auch galt dasselbe von den Wollpreisen. In Senftenberg waren es jedoch vorzugsweise nur die letzteren, welche eine beachtenswerthe Summe in die Oekonomiekasse

brachten, weil die Getreideernte, die ich übernahm, sehr mittelmäßig ausfiel, und nur Unbedeutendes über den Bedarf zum Verkauf lieferte.

Im Herbste dieses Jahres schrieb ich das Werk: „Handbuch der veredelten Schafzucht", was bei Cotta in Stuttgart im nächstfolgenden Jahre (1832) herauskam. Es machte gutes Glück, erreichte darin aber dennoch nicht meine früher geschriebenen: „Erfahrungen in der höhern Schafzucht". Neben demselben hatte ich sehr viel für die ökonomischen Neuigkeiten zu thun, welche ich jetzt, bei der immermehr zunehmenden Schwäche und Kränklichkeit von André, ganz allein zu redigiren hatte. Indeß besorgte ich alle diese Arbeiten mit großer Lust und Freudigkeit und sie gewährten mir eine angenehme Unterhaltung in meinen Mußestunden zu Hause. — Der Winter hatte, trotz seinem strengen Anfange in der Mitte des Novembers, seine Herrschaft bald wieder aufgeben müssen, und es blieb bis zu Weihnachten mild. Er bestätigte die allgemeine Witterungsregel, daß, wenn der Winter sehr zeitig, wie z. B. im October, anfängt, er vor Weihnachten kein weites Feld gewinnt, sondern immer den Nachzüglern des Herbstes weichen muß. Nur dann, wenn er im Dezember anfängt, und der Herbst bis dahin schön geblieben ist, wird er gewöhnlich streng und bringt viel Schnee und Kälte. — Eine allgemeine Regel kann sich der Landwirth bilden, daß er, wenn schon im September viel rauhes Wetter kommt, ruhig um das Einbringen seiner Felderzeugnisse, insbesondere der Knollengewächse, sein kann, weil alsdann fast allemal ein schöner October, nicht selten auch ein milder November alles Zurückgebliebene bequem nachholen läßt. Ist dagegen der September bis in den Anfang des Octobers hinein ungewöhnlich mild und schön, dann ist nicht zu trauen, vielmehr Eile anzurathen, weil in solchem Falle der Winter mit seiner Macht im November — oft schon Ende October — anrückt.

Es sei mir nun noch ein Rückblick auf das Jahr 1831 gestattet. Daß es für die Oekonomie im Allgemeinen ein etwas unbequemes, obgleich nicht grade ungünstiges war, das habe ich schon gesagt. Für mich war es ein sehr wichtiges. Die Gründung und Vermehrung landwirthschaftlicher Unternehmungen in Baiern; die Spekulationen mit Merinoschafen nach Wien und Prag; vor Allem aber das Eingehen des

Vertrages bei der Oekonomie zu Senftenberg, das waren Alles Sachen, die auf das fernere Schicksal von mir und den Meinigen großen Einfluß hatten. Süße Hoffnungen waren in mir rege, denn in Baiern wie in Böhmen glaubte ich großen Gewinn zu ziehen. Die Folgezeit belehrte mich durch traurige Thatsachen eines Andern. Dort waren es örtliche Verhältnisse, sowie auch die Geistesschwäche des von mir angestellten Personals, was die Unternehmungen verunglücken ließ; hier war es die moralische Schlechtigkeit und Bosheit und mein zu großes Vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit dessen, mit dem ich es zu thun hatte, was mich in's Verderben brachte. Wie Alles ferner gekommen, das ist weiterhin zu lesen. Ueberall ging ich in meinem Vertrauen, sowie in meinen Hoffnungen und Erwartungen zu weit, weil mich mein rasches Blut fortriß. Vorzuwerfen habe ich mir aber ganz besonders das, daß ich zu wenig auf die Lehren achtete, die ich aus früheren Unternehmungen und deren Ausgange hätte ziehen können und sollen. Mein offenes Gemüth ließ mich nicht vorsichtig genug sein, und ich traute den Menschen, mit denen ich zu thun hatte, immer dieselben graden und ehrlichen Gesinnungen zu, die ich selbst hegte. Bin ich indeß da auch auf viele Klippen gerathen, so habe ich daneben doch auch erfreulichere Erfahrungen gemacht.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

In demselben Verlage ist erschienen:

Die vaterländische Schafzucht.

Deutschlands edle Schafzucht und Merinowoll-Erzeugung.

In ökonomischer und merkantiler Beziehung.

Von

J. G. Elsner.

Mit einem Preise gekrönte Concurrenzschrift.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 23 lithographirten Abbildungen.

Preis: geheftet 1 Thlr. 15 Sgr.

System

des

preußischen Armenpflegerechts

von

C. Rocholl,

Justizrath beim Appellationsgericht in Hamm.

Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Daniel Hooibronk's

künstliche Behandlung und Befruchtung der Körnerfrüchte und Bäume

von

J. J. Rochussen,

Staatsminister.

Aus dem Holländischen von E. v. Franckenberg.

Preis: 10 Sgr.

Natur und Geist.

Gespräche zweier Freunde
über den Materialismus und über die real-philosophischen Fragen der Gegenwart.

In allgemein verständlicher Form

von **Dr. Louis Büchner,**

Verfasser von „Kraft und Stoff," „Physiologische Bilder" ꝛc.

Zweite verb. Auflage. Preis: 1 Thlr.

Deutsche Geschichte

von den ältesten Zeiten bis zum 19. Jahrhundert.

Von

E. Duller und **K. Hagen.**

Mit Titelbild in Stahlstich und 50 Illustrationen in Holzschnitt.

5 Bde. Geh. 3 Thlr. Eleg. geb. 4 Thlr. 10 Sgr.

Georg Forster,

der Naturforscher des Volks.

Von

Dr. Jacob Moleschott,

Prof. an der Universität zu Turin.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit Georg Forster's Portrait in Stahlstich.

Preis 1 Thlr. 10 Sgr., ohne Portrait 1 Thlr.

Erlebnisse

und

Erfahrungen

eines

alten Landwirths.

Erlebnisse

und

Erfahrungen

eines

alten Landwirths

von

J. G. Elsner, Oekonomierath,

Wirkliches Mitglied der k. k. Landwirthschaftgesellschaft zu Wien; dann Ehren-Mitglied 1) der k. k. russischen Landwirthschaftgesellschaft zu Moskau und Petersburg; 2) der ökon.-patriotischen Societät der Fürstenthümer Jauer und Schweidnitz; 3) Correspondirendes Mitglied des Vereins zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde zu Brünn, sowie des Schafzüchter-Vereins zu Prag; 4) Ehrenmitglied der landw. Vereine zu Breslau, Neumarkt und Neu-Haldensleben; 5) des landw. Vereins zu München und Inhaber der großen silbernen Medaille für Verdienste um die Landwirthschaft in Preußen, sowie der bronzenen Medaille von Petersburg; Verfasser der gekrönten Preisschriften über Flachsbau, sowie über die vaterländische Schafzucht u. s. w.

Zweiter Band.

Hamm,
G. Grote'sche Buchhandlung (C. Müller).
1865.

Inhaltsverzeichniß.

Vierzehntes Kapitel.

Seite

Das Jahr 1832. Gelinder Winter. Spätes Frühjahr und sehr wechselnder Sommer. Oekonomische Verbesserungen in Senftenberg. Reise nach Oesterreich. Lord Ellis. Das Jahr 1833 wieder ein gelinder, sehr wechselnder Winter und dann ein zeitiges Frühjahr 1

Fünfzehntes Kapitel.

Meine erste Reise nach Ungarn.

Hospitalität der Ungarn. Interessante Oekonomien. Pußten (Steppen). Ausstellung in Wien und Brünn 21

Sechszehntes Kapitel.

Fernere Begebenheiten und Schicksale.

Gemüthliches Leben zu Hause. Reise nach Baiern und Würtemberg. Sehr unterhaltende Reise nach Tirol, Kärnthen und Steiermark. Alsdann eine zweite Reise nach Ungarn 33

Siebzehntes Kapitel.

Die zwei merkwürdigsten Jahre meines Lebens, 1834 und 1835.

Gelinder Winter von 1833/34. Neue Reise nach Ungarn. Drei sehr würdige Priester. Katastrophe in Senftenberg. Genauere Bekanntschaft mit den Fürstlich Lichnowsky'schen Schäfereien. Auch 1834/35 ein gelinder Winter. Vorlesungen in Breslau über Land- und Volkswirthschaft. Reise und Unternehmungen in Siebenbürgen. Ungünstige Ereignisse aller Art 52

Achtzehntes Kapitel.

Fernere Ereignisse in meinem Leben.

Seite

Aufenthalt in der Heimath. Zeitiges Frühjahr 1836 mit nachfolgender Kälte im Mai. Zweite Reise nach Siebenbürgen. Sanction (Landtags-Abschied) in Presburg. Darstellung Siebenbürgens. Das Land der Sachsen. Langer Aufenthalt in Siebenbürgen. Rückkehr in die Heimath 77

Neunzehntes Kapitel.

Kummer und Sorgen und neue Reisen.

Abnormer Winter von 1837/38. Tharandt, Professor Schweitzer. Legationsrath Kolbe in Stuttgart. Weihern, Baron Lozbeck. Ellingen, Fürst Wrede. Die erste Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth. Die Stammschäfereien in Lohmen und Stolpen. Winter bis in den April hinein. Herbstreise nach Ungarn 91

Zwanzigstes Kapitel.

Neue Reisen und mannichfaltige Erlebnisse.

Drei neue Reisen im Jahre 1838 nach Ungarn. Ueberschwemmungen der Donau. Romantische Gegenden im Süden des Landes. Mezö-Hegyes. Gefährliche Nachtfahrt. Wiederholte Reisen nach Ungarn im Jahre 1839. Erlebnisse auf denselben. Neue Schaffendungen dorthin. Besuch in Alt-Tsud. Der Palatin Erzherzog Joseph . 101

Einundzwanzigstes Kapitel.

Neue interessante Reisen nach Ungarn.

Das Bad Füred am Plattensee. Keßtely. Weiterreise über Fünfkirchen nach Kroatien. Essek. Rückfahrt an der Donau herauf. Von Pesth aus durch die mittleren Karpathen, über Leutschau und Käsmark nach Galizien und durch dasselbe zurück nach Schlesien. Interessante Bekanntschaften, schöne Gegenden. Volksthümliches. Winter von 1839/40. Die Güter des Grafen Larisch-Münnich in Oesterreichisch-Schlesien. Reise nach Ungarn. Fortgesetzte Bereisung der Gräflich Larisch'schen Güter. Die Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe in Brünn 122

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Häusliche Ereignisse und Besuche auf den Gräflich v. Larisch'schen Gütern. Königs-Manöver im September 1841. Landwirthschaftliches Fest in Breslau. Die Fürstlich Lichnowsky'schen hochedlen Schäfereien. Höchst interessante Reise ins Banat und auf die Wallachisch-Illyrische Militärgrenze (Belgrad, Temesvar, Mehadia). Aufenthalt in der Heimath. Reise nach Stuttgart zur Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe. Viele interessante Bekanntschaften, besonders mit dem russischen Staatsrath v. Maslof 135

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Seite

Neuer Wirkungskreis. Abermalige Reise nach Ungarn. Beschäftigungen zu Hause. Herbstreise ins Banat und glückliche Rückkehr. Familienkummer. Schluß des Jahres 1843. Das Jahr 1844 beginnt wieder mit Reisen, bringt aber keine besonderen Ereignisse. Abnormer Winter, besonders in den ersten Monaten des Jahres 1845. Meine helfenden Freunde. Zeitiges Frühjahr und darauf folgende geringe Ernte im Jahre 1846. Fortgesetzte Schriftstellerei im Jahre 1847. Milder Winter. Der Tod eines Kanarienvogels. Ausflug nach Ungarn. Eine wichtige Bekanntschaft 156

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Strenger Winter. Volksaufstände und mancherlei dabei gehabte Erlebnisse. Ein neues landwirthschaftliches Unternehmen. Ungewöhnlicher Jahrgang und dessen Einfluß auf die Vegetation und die Stimmung der Menschen. Trauriges Leben im Jahre 1849. Collisionen mit einem sehr gewissenlosen Manne. Tod meiner Frau. Anomale Witterungsverhältnisse 172

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Meine Uebersiedelung nach Breslau. Frühe Ernte. Häusliches Zusammenleben mit einer befreundeten Familie. Volksaufregung und Kriegsrüstungen. Langer Herbst. Meine wankende Gesundheit. Meine Erwählung zum Vorsitzenden des Breslauer landwirthschaftlichen Vereins. Sehr zeitiges Frühjahr 1851, darauf aber auch früher Eintritt des Winters. Im Jahre 1852 wiederum ein zeitiges Frühjahr und frühe, aber knappe Ernte. Die Industrie-Ausstellung in Breslau. Anwesenheit des Königs, sowie der russischen Kaiserin in Breslau. Mißlingen von Güterkäufen. Häusliches Leben 185

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Winter und das Frühjahr 1853. Thierschaufest in Herrnstadt. Gründung der Zeitschrift: „Schlesische landwirthschaftliche Vereinsschrift." Mein Gesundheitszustand. Mission der Patres von der Gesellschaft Jesu. Das Jahr 1854 im Verlaufe der Witterung den vorhergehenden sehr gleich. Versammlungen des Breslauer landwirthschaftlichen Vereins. Thierschaufest in Schweidnitz. Anfang der Bewegung in der deutschen, vornehmlich in der schlesischen Merinozucht. Ueberhandnahme des intensiven Oekonomie-Betriebes. Große Ueberschwemmungen in Schlesien. Gewitter im Winter. Glänzender Wollmarkt im Jahre 1855. Reise in die Grafschaft Glatz . . . 201

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Meine folgende Lebenszeit.

Reisen nach Polen. Schafgeschäfte nach Südamerika. Bewegung in der höheren Schafzucht. Die zweite Industrie-Ausstellung in Breslau. Sendungen von Merinoschafen nach Amerika. Das Weihnachtsfest 211

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Jahre 1860—1864. Mein Geburtstag. Neuer Schaftransport nach Amerika. Strenger Winter. Verbindung mit einem Bremer Hause. Kühler und regnerischer Sommer. Reisen im Lande, dann auch in Sachsen und Böhmen. Zeitiges und schönes Frühjahr im Jahre 1862. Reiche Ernten in diesem und im folgenden Jahre. 1864 Schneegestöber im Mai 218

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Freuden und Leiden des Landwirths. Das landwirthschaftliche Reisen. War es in der alten Zeit für den Landwirth leichter, wohlhabend zu werden, als in der neuen? Die Religiosität des Landwirths. Seine Würde und Bedeutung. Meine Eigenheiten 224

Dreißigstes Kapitel.

Resumé meiner landwirthschaftlichen Praxis und Erfahrung 238

Schluß 248

Vierzehntes Kapitel.

Das Jahr 1832. Gelinder Winter; spätes Frühjahr und sehr wechselnder Sommer. Oekonomische Verbesserungen in Senftenberg. Reise nach Oesterreich. Lord Ellis. Das Jahr 1833 wieder ein gelinder Winter und darauf ein zeitiges Frühjahr. Reise nach Wien und angenehmer Aufenthalt daselbst. Kaiser Franz und die Thierschau. Der Prater.

Mit großem Vertrauen auf die Vorsehung trat ich das Jahr 1832 an, und da ich mein Lebelang an dem Spruche festgehalten habe: sudore dii omnia vendunt (den Fleiß segnet Gott), so wandte ich auch gleich den ersten Tag solchen an und arbeitete in meiner Literatur. Von jeher habe ich mir es kaum denken können, wie ein Landwirth, ohne besonderes Vertrauen auf Gott und ohne unermüdeten Fleiß, sein Fach so recht mit Vorliebe und mit gutem Erfolge betreiben kann: da er doch so recht eigentlich und unmittelbar an die Vorsehung gewiesen ist, und da die freie Natur, in welcher er so viel lebt, ihn heiter stimmt und zum Fleiße, sowie zum Danke gegen Gott auffordert.

Mein Hauptaugenmerk blieb auf Senftenberg gerichtet, wozu zweierlei mich immerfort anreizte. Das Eine war die Hoffnung auf lohnenden Gewinn, der mir vorschwebte, das Andere aber die verwahrloste Oekonomie, deren Verbesserung ich mir zur Aufgabe stellte, die mir, nach meinem Charakter, eine ganz besondere Genugthuung verschaffen sollte. Von jeher ist, bei Allem, was ich unternommen habe, die Größe der Schwierigkeiten ein Sporn zu vermehrtem Eifer gewesen. Und an Schwierigkeiten fehlte es hier nicht. Keine der geringsten war die Entfernung, in welcher ich von dort war, welches weite und sehr lästige Reisen nöthig machte, die ganz besonders in der schlechten Jahreszeit sehr unangenehm waren, zumal sie auch dadurch kostspielig wurden, daß ich da immer zwei Tage zu jeder

brauchte, und unterwegs Nachtquartier machen mußte. Bedenkt man dann noch den über alle Vorstellung schlechten Weg, den ich stets in Meilen hatte und die Plackereien auf der Gränze, so wird man eine volle Vorstellung von diesen Reisen haben. Dennoch scheute ich nichts und ertrug alle Strapazen geduldig.

Außer einem Schäfer und einigen Knechten, die ich, wie schon mitgetheilt wurde, aus meinem Vaterlande Schlesien dahin gab, schickte ich nunmehr noch einen Viehwärter und eine Schleußerin nach, damit auch die Kuhwirthschaft und die Melkerei gut besorgt würden. Diese Leute alle kamen in eine gute Lage, da ich ihnen neben anständigem Lohne auch eine recht ansprechende Station verschaffte. Einige davon haben mir das hintennach mit Undank vergolten. Da dies jedoch immer nur ein Schatten von dem war, welchen ich von der andern Seite erfuhr, so ist es kaum der Mühe werth, davon zu sprechen.

Der Winter blieb fast den ganzen Januar hindurch gelinde, was so weit ging, daß mit den ersten Tagen des Februars wahrer Frühling eintrat, so daß am 2. (Lichtmeßtag) das Reaumur'sche Thermometer bis auf 7 Grad Wärme stieg. Bekanntlich halten die Landwirthe, insbesondere aber die Schäfer, dies für ein sehr schlimmes Zeichen, und meinen, sie wollen lieber den Wolf, als an diesem Tage die Sonne im Schafstalle sehen. Die Sache hat ihren guten Grund: denn es kommt fast allemal nach einem sehr milden Februar ein rauher April und Mai. Und das traf auch in diesem Jahre zu, denn es schneite am 27. Mai die hohen Berge noch einmal ein, auch war die erste Hälfte des April ein voller Winter. Da kamen denn nicht blos die Schäfereien, sondern auch die anderen Viehheerden in große Noth, denn es gab erst im Juni neues Grünfutter. Wehe denen, die sich durch die drei ersten Monate des Jahres, die so frühlingsartig waren, hatten verleiten lassen, ihre Vorräthe aufzuzehren, in Hoffnung, daß mit Anfang Mai schon Grünfutter sein würde!

Eine Hiobsbotschaft bekam ich im Februar von meinem Beamten aus Abetsried, denn es war daselbst fast die ganze Schafheerde gestorben. Die ungesunden Triften, die man noch dazu bis spät in den Herbst hinein und bei Nässe hatte betreten lassen, hatten den Grund zu ihrem Tode gelegt. Das war denn ein sehr harter Schlag für mich. Da lagen nun ungeheure

Vorräthe von Heu, die gerade durch die Schafe hatten sollen hoch ausgenutzt werden, und die jetzt einen geringen Werth hatten, weil die ganze Umgegend reich an denselben war. Rindvieh hatte ich im Verhältniß nur wenig, und um alsbald dessen mehr anzuschaffen, dazu fehlte es an Gelde. Diese Katastrophe versetzte mich in große Bedrängniß, die sich von da an weiter trug und immer einen Nachtheil nach dem andern brachte. Immer aber hielt ich noch fest an meiner Hoffnung auf Senftenberg; das war aber wie wenn der, welcher dem Ertrinken nahe ist, nach einem Strohhalme greift; denn an einen Ueberschuß und also an eine Quote, die ich hätte bekommen können, war noch nicht zu denken, weil der Ausgaben bei der ersten Einrichtung zu viele waren. Ueberdies fing mir auch jetzt an klar zu werden, daß es sehr schwer halten werde, einen namhaften Reinertrag herauszubringen. Nur das Vertrauen auf meine Uebung und Erfahrung machte mir Muth und ließ mir immer noch erfreuliche Aussichten.

Wie mild die Witterung war, geht daraus hervor, daß man am 4. März beim Pflügen schon Maikäfer fand. Bei derselben konnte denn schon an die Frühjahrseinsaat gedacht werden, mit welcher im flachen Lande bereits vorgegangen wurde. Wie sehr der hinkende Bote nachkam, das habe ich bereits gesagt. Im Gebirge erfror gegen Ende des Maien der Roggen, welcher bereits ausgeschoßt war, und er ward hinterher weiß und hatte keine Körner. — Da nun aber auch, trotz der schönen Tage, fast alle Nächte harte Fröste kamen, so blieb nicht allein die bereits bestellte Frühjahrssaat zurück, sondern es litten auch die Wintersaaten sichtbar und die Aussicht auf eine gesegnete Ernte trübte sich gar sehr.

Welche Umwälzungen und Verbesserungen ich in der Oekonomie zu Senftenberg veranlaßte, das will ich jetzt vortragen und zwar mit der strengsten Unparteilichkeit und Wahrheit.

Zuerst ging ich mit aller Kraft an die Aecker; führte eine bessere und sorgfältigere Kultur ein; suchte allenthalben nach Düngungsstoffen; ließ den von den Viehheerden producirten Dünger mit Sorgfalt behandeln; und sah auch bei dessen Aufbringung auf die Aecker darauf, ihn überall mit dem größten Nutzen zu verwenden. Woran die Oekonomie litt, das war Strohmangel, dem ich durch Waldstreu (gehackte Tannenzweige) abzuhelfen suchte. So sehr nun auch so etwas in den Gebirgsgegenden üblich

ist, so überzeugte ich mich dennoch, daß man es nur für einen sehr dürftigen Nothbehelf ansehen kann. Stroh anzukaufen war jedoch schwer, weil es nicht in Menge zu haben und auch zu theuer war. Bessere Ernten sollten diesem Mangel abhelfen. — An Heu zu Futter fehlte es zwar weniger, da das Wiesenverhältniß günstig war, aber dennoch mußte überall sparsam damit hausgehalten werden. Zur Vermehrung desselben ging ich mit großem Ernste an die Wiesenkultur. Zum Glück stand mir dabei auf den meisten Plätzen Wasser zur Berieselung zu Gebote, die ich auch anlegte. Eine erste Probe davon machte ich mit zwei kleinen Parcellen. Sie gelang über alle Erwartung, und setzte mich in diesem Punkte beim Baron, fast noch mehr aber bei dessen Frau, in eine gewisse Autorität. Diese beiden Parcellen betrugen zusammen etwa 5 Joch (= 11 preußische Morgen), hatten vorher kaum einmal den ganzen Sommer hindurch mähbares Gras geliefert, und gaben nun bei der Bewässerung 3—4 gute Schnitte. Nachdem dies so trefflich gelungen war, ging ich weiter und nahm größere Strecken vor. Bei vielen derselben aber war das Wasser sehr kalt und gehaltlos, that also auch keine so überschwengliche Wirkung, wie im vorgetragenen Falle. Dennoch lohnte es den gemachten Aufwand, der meist nur in Handarbeit bestand, reichlich, und das ermunterte mich zu immer ausgedehnteren Vorkehrungen der Art. So vermehrte ich denn gleich in den ersten Jahren die Heumasse um ein sehr Ansehnliches, und setzte mich in Stand, nicht allein die bereits vorhandenen Viehstämme reichlicher als zuvor zu füttern, sondern sie auch noch zu vermehren, und damit eine feste Basis zur Verbesserung der ganzen Oekonomie zu legen.

Auf einer der Wiesen, die sehr sumpfig war, deckte ich ein tiefes und reiches Moderlager auf, welches ich als Düngungsmittel stark auszubeuten beschloß. Nur war der Moder sehr versauert und theilte sich daher weder auf den Wiesen, noch auf den Aeckern, wo ich ihn anwandte, den Pflanzen mit, so daß er beinah ohne Wirkung blieb. Das kam aber daher, daß ich ihn, als erste Probe, gleich nach dem Auswerfen aufbringen und auf den Aeckern unterpflügen ließ. Um also seine Wirkung zu vermehren, ließ ich große Massen ausgraben und in breite Haufen bringen, damit sich die Säure erst ein wenig an der Luft verflüchtigte und die Modererde sich mehr auflöste. Die weitern Versuche damit waren nun viel lohnender.

Noch besser war es, wenn Kalk untergemischt und beides mehreremal mit einander fortgestochen wurde, wo es dann nach einiger Zeit einen guten Dünger gab. Denselben wandte ich nun auf Wiesen und Aeckern mit dem besten Erfolge an. Nebenbei aber wurde auch die Wiese, wo ich den Moder stechen ließ, dadurch verbessert, daß sie trockener ward und mehr und besseres Gras brachte. — Den Baron sprach das Alles an und vermehrte sein Vertrauen zu mir, so daß Alles sehr gut gegangen sein würde, wenn der böse Feind nicht immerfort und überall auf der Lauer gelegen, und wo es nur immer anging, geschürt, und das so rastlos fortgesetzt hätte, bis er seinem Ziele immer näher kam.

Eine Hauptaufgabe stellte ich mir mit der Urbarmachung großer Flächen, die, wie man an den alten, zwar verfallenen, Beeten sah, in der Vorzeit unter dem Pfluge gewesen waren, nunmehr aber seit undenklichen Jahren als Lehden lagen und nur eine ungesunde, und dabei noch sehr verkümmerte Schafweide gaben. Sie waren völlig verraset und dabei stark vermooset und ihr Umbruch, den ich vornahm, ging äußerst schwer, und griff das Zugvieh stark an, weshalb auch die Robotbauern ungern daran gingen. Ich versprach mir von dieser Kultivirung viel mehr, als ich in der Folge davon hatte: denn wenn auch die lange Ruhe, welche diese Ländereien gehabt hatten, ihnen etwas Reichthum und Kraft verliehen, so war beides doch nicht in dem Maße darin, wie ich gehofft hatte. Der an sich sehr sterile Boden, mit dem sie begabt waren und das kalte Klima waren Ursach dieses geringen Maßes, was sich von Pflanzen-Nahrungsstoffe in ihnen gesammelt hatte. Auf dem Landstücke, welches ich als erstes unter den Pflug nahm, baute ich Kartoffeln an, die aber sehr wenig brachten, und die Mühe und den Aufwand lange nicht lohnten. Auf denen, die ich später kultivirte, säete ich Hafer, der aber ebenfalls keine reichliche Ernte brachte. Da wo ich hinterher frisch düngte und Winterroggen hinbrachte, ging es noch an. Das endliche Resultat, welches sich herausstellte, war das, daß es mit dieser Operation noch etwas zu früh und daß sie insbesondere für einen Pächter ein kühnes Wagstück sei, weil der Erfolg und der Lohn nur allmählig kommen konnte und vor allem nur in dem erhöhten Werthe zu suchen war, den die Grundstücke bekamen. Wäre die Sache consequent fortgesetzt worden, so hätten diese Ländereien sehr wesentlich und wohl-

thätig in den ganzen Betrieb der Oekonomie eingreifen und vornehmlich recht gute und ausgiebige Schafweiden werden können. Der Baron hatte schon vor meiner Zeit Versuche mit Baumpflanzungen auf denselben machen lassen, die aber alle auf diesem sterilen Lande und in dem rauhen Klima verunglückt waren.

In der Eintheilung der in Kultur befindlichen Aecker traf ich mehrere Abänderungen und führte, obgleich ich die vorgefundene Dreifelderwirthschaft der Hauptsache nach beibehielt, ein System ein, welches sich dem Fruchtwechsel näherte. Mehr Klee, Hülsenfrüchte und Kartoffeln war mein Hauptaugenmerk, und es gelang mir damit so gut, daß ich von allen dreien fast das Doppelte gegen sonst aufbrachte. Vom Klee gewann ich einen zwiefachen Ertrag, nämlich Futter und Samen, und zwar vom weißen so gut wie vom rothen. Ersterer wurde zur Schafweide bestimmt, wurde aber, wo es nur immer ging, geschont, um Samen von ihm zu ziehen. So brachte er denn eine recht hübsche Revenue, die von dem Samen vom rothen noch vermehrt wurde. Wo nur irgend etwas ausfindig zu machen war, da forschte ich es aus, weil es mich unterhielt und weil es einen Gewinn in Aussicht stellte. Der Baron sah dies ein und äußerte gegen meine Gattin, die einen Besuch in Senftenberg machte: ich fände überall Schätze, denn wo nur irgend eine Erhöhung sei, da forsche ich nach und fände da gewöhnlich Stoffe, die als Düngung zu benutzen wären. — Daß mein Streben nicht ohne Erfolg blieb, mag daraus entnommen werden, daß ich schon im zweiten Jahre den Rapsbau einführte und einen lohnenden Ertrag davon hatte. Als ich damit hervortrat, spotteten die Landwirthe aus der Nachbarschaft und erklärten es für eine Thorheit, auf solchem Boden und in einem solchen Klima Raps bauen zu wollen. Ich ließ mich jedoch nicht irre machen, und zog ähnliche Schlüsse wie Columbus mit seinem Ei. Es wuchs nämlich der Weißkohl (gewöhnlich nur Kraut genannt) auf einem großen Theile der hiesigen Aecker sehr gut. Nun schloß ich, da der Raps auch eine Kohlart ist, so muß auch er gedeihen. Und siehe da, ich täuschte mich nicht. Der höchste Ertrag, welchen ich vom Rapse gewann, betrug freilich nur 6—8 preußische Scheffel auf einen preußischen Morgen, überstieg aber dennoch den vom Weizen und gewährte eine weit bessere Rente als dieser, zumal er bedeutend höher im Preise stand.

Die Aecker auf der ganzen Herrschaft waren nach Qualität und Gehalt verschieden, ja selbst auch das Klima blieb sich, so klein im Ganzen die Fläche auch war, nicht überall gleich, so daß z. B. auf den Feldern, die zum Meierhof Senftenberg gehörten, der Schnee um mehrere Tage früher wegging, als auf den andern. Die besten Aecker hatten die Flußebenen (Borschitzsche im Böhmischen genannt), und es waren dieselben von einer Tragbarkeit, daß sie bis zu 15 niederösterreichische Metzen (= 16 preußische Scheffel) vom niederösterreichischen Joche (= $2^1/_4$ preußische Morgen) brachten. Auf ihnen wuchsen alle Früchte ohne Ausnahme gut, selbst Raps und Erbsen. — Dem Klee war der Boden im Allgemeinen nicht ungünstig, und es wuchs auf vielen Aeckern der rothe so üppig, daß er 40—50 Ctr. Heu aufs Joch gab. Nur kam er im Frühjahre etwas spät an, und vor Anfang Juni durfte man auf Grünfutter von ihm nicht rechnen.

Die Wiesen waren, wie ich schon im Vorübergehen bemerkte, von verschiedener Qualität. Ein Theil lag am Adler-Flusse und war der Lage nach Flußebene, die im Frühjahre, zuweilen auch im Sommer, überschwemmt wurde. Hier wuchs vieles und gutes Gras, und es gab das Joch in zwei Schnitten gegen 40 Ctr. Viele aber waren trocken, andere versumpft; von erstern gewann man zwar gutes, aber nur wenig Heu; die letztern gaben wenig und schlechtes. Was ich zu ihrer Verbesserung gethan, das habe ich schon gesagt.

Nach alledem wäre es möglich gewesen, eine gut eingerichtete Wirthschaft aufzustellen, wenn nicht so viele Hindernisse obgewaltet hätten. Bei den großen Hülfsmitteln an Gelde, welche dem Baron zu Gebote standen, wäre es ihm leicht gewesen mit dem größten Nachdruck einzugreifen, wenn ihn nicht einerseits seine Sparsamkeit, andererseits aber auch der Einfluß des Oberamtmanns davon abgehalten hätten. Dieser Mann trat mir überhaupt — gleich einem bösen Dämon — in den Weg und hat mir Tage bereitet, wo ich in größter Verzweiflung den Fluch des Himmels auf ihn herabrief. Vieles hätte ich freilich vermeiden können, wenn ich mich mehr mit ihm verständigt hätte, woran mich aber meine starre und mitunter zu weit getriebene Rechtlichkeit hinderte.

In Abetsried nahmen meine Angelegenheiten einen höchst nachtheiligen Gang, besonders da nunmehr der Beamte, dem ich meinen Un-

willen über das Zugrundegehen der Schafe ausgedrückt hatte, anfing erzürnt und widersetzlich zu werden. Daß er einen Theil der Schuld von diesem großen Verluste trug, das wollte er nicht eingestehen, und so entstand eine Spannung zwischen uns, die unter den obwaltenden Verhältnissen und bei meiner großen Entfernung von der dasigen Oekonomie für mich sehr nachtheilig werden mußte. Die Sache rasch aufzugeben, wozu mir mehrere Freunde riethen, ging nicht an, und so ward sie zu einem Gifte, was an meinem Lebensnerve zehrte. — Wenn man von einer Sache so große Hoffnungen gehegt und auf sie weit aussehende Plane gebaut hat, da ist das gänzliche Mißlingen sehr schmerzlich. In Senftenberg hoffte ich Entschädigung für die in Bayern erlittenen Verluste zu finden. Wie sehr ich mich in dieser Erwartung getäuscht habe, das werden meine Leser weiterhin finden.

Wie sehr meine Finanzen durch das Fehlschlagen solcher Unternehmungen leiden mußten, das liegt auf der Hand: denn ich bin nie reich gewesen und es mußten mich daher auch kleine Verluste erschüttern. Meine Feder, sowie zu jener Zeit noch fortgesetzte Schafklassificationen waren meine sichersten Ernährer. Viel habe ich in jener Zeit, sowohl für Journale, als an ganzen Werken geschrieben, das meiste aber kam für die ökonomischen Neuigkeiten, für welche ich zu jener Zeit eine große Vorliebe gefaßt hatte, zumal mir André die Aussicht stellte, sie mir als ein Vermächtniß nach seinem Tode zu hinterlassen. Wie es gekommen, daß dieser letzte Wille nicht in Erfüllung ging, das werde ich seiner Zeit erzählen.

Sehr frohe und glückliche Tage verlebte ich am Ende des Monats April und fast den ganzen Mai hindurch auf einer Reise, die ich mit meiner Gattin nach Oesterreich machte. Sie ging über Senftenberg und von da nach Wien. Der Hauptzweck derselben aber war die Auflösung und resp. Theilung meiner im Jahre 1829 mit dem Grafen von Breuner zu Grafenegg auf drei Jahr errichteten Antheilschäferei, die, wie ich von der Ehrenhaftigkeit des Grafen erwarten konnte, ganz zu meiner Zufriedenheit ausfiel. Die Schafe waren im besten Zustande und es kam auf mein Drittheil eine Zahl von mehr als 200 Stücken, die ich bald darauf nach Senftenberg an den Baron verkaufte und welche den Grund zu einem edlen Stamme daselbst legten, der während der Zeit, daß ich immer dahin kam, einen sehr gedeihlichen Fortgang hatte.

Wir reisten am 25. April von Münsterberg ab und kamen den Tag darauf nach Senftenberg. Meine Frau, welche das erstemal hier war, gefiel sich sehr gut, zumal sie von dem Baron und dessen Frau mit aller Zuvorkommenheit aufgenommen wurde, und er Alles aufbot, ihr den hiesigen Aufenthalt angenehm zu machen. Von diesem ersten günstigen Eindrucke mochte es sich auch herschreiben, daß sie später, wo die Sache eine so üble Wendung nahm, und ich gern vor dem Ablaufe des Vertrages sofort mich mit dem Baron verglichen und das Unternehmen aufgegeben hätte, hievon aufs dringendste abrieth, wodurch endlich ein so unglücklicher Handel aus dem Ganzen für mich wurde. — Daß sie sich hier wohl befand, war nicht zu verwundern, da sie einen offenen Sinn für Naturschönheiten hatte, deren Senftenberg viele bietet, und da wir auch beide zu jener Zeit von meinen dasigen Verhältnissen die schönsten Hoffnungen hegten. Wir beide konnten damals freilich noch keinen so traurigen Ausgang ahnen, wie er ein paar Jahre später kam.

Durch die schönen Gebirgsgegenden über Briesau nach Brünn ging unsere Tour. Das herrlichste Wetter verschönerte die Reise. In der Nähe von Brünn hörten wir die ersten Nachtigallen. Nur bei Znaim verhinderte uns ein heftiger Sturm an dem genußreichen Anblicke der Stadt und Umgegend. — Gesund und frohen Muthes kamen wir am 3. Mai in Grafenegg an, und fanden hier sowohl den Grafen, als meinen sehr theuren Freund, den Wirthschaftsrath Matzi. Dieser Ort mit seinem alterthümlichen Schlosse und seinem schönen Garten nahm uns freundlich in sich auf, denn es boten die beiden Herren Alles auf, uns die paar Tage, die wir hier zubrachten, so angenehm als möglich zu machen. Das dem Grafen ebenfalls zugehörige Neunigen erhöhte die Annehmlichkeit, denn in seinen an die Donau stoßenden Gebüschen tönte es in allen Ecken von dem Gesange der Nachtigallen wieder. Es ist diese Gegend dadurch berühmt, und daher kommt es auch, daß sie sonst von den Fängern dieser herrlichen Sänger, namentlich von Wien aus, stark besucht wurde, trotz dem harten Verbote und den strengen Strafen, die auf diesen Fang gesetzt sind. Den Grafen empörte derselbe und er gab seinem Förster Hundskarrer (ein Name, welcher den Franzosen im Jahre 1808 furchtbar geworden war, da er so manchen plündernden Marodeur aus

dem Wege schaffte) Freiheit, mit diesen Fängern nach seinem Ermessen zu verfahren. — Nicht lange, so ertappte er einen, der bereits mehrere in seinen Käfigen hatte. Er verfuhr mit ihm summarisch, band ihn mit einem Stricke an einen Baum und gab ihm zehn Streiche mit seiner Hetzpeitsche. Alsdann öffnete er die Bauer, ließ die Gefangenen frei und ging, ohne irgend noch Notiz von dem Angebundenen zu nehmen, davon. Eine Viertelstunde darauf kam er wieder, zählte, ohne ein Wort zu reden, dem Angebundenen wieder zehn Hiebe auf und ging eben so unbefangen wieder weg, um nach einer Viertelstunde wieder hier zu sein. Der Gefangene bekam seine dritten zehne und ward nun von dem Zuchtmeister losgebunden. Alles das ging ohne ein Wort vor sich, und stillschweigend entfernten sich beide nach verschiedenen Richtungen. Schwerlich dürfte dem Vogelfänger noch einmal das Gelüst angekommen sein, in Neunigen auf Nachtigallen auszuschauen.

Nachdem das Geschäft der Schafetheilung vollendet war, reiseten wir nach Wien ab, in der Absicht, daß ich dort der Versammlung der Landwirthschaftsgesellschaft beiwohnen wollte. In dieser Hauptstadt fehlt es zu keiner Zeit im Jahre, am allerwenigsten aber im Anfange des Mai's, an Vergnügungen; es konnte uns also auch die Zeit nicht lang werden, noch dazu da Freund Matzi uns an mehreren Orten einführte und uns auf alle Art zu unterhalten suchte. Der Prater und der Augarten wurden fleißig besucht. In letzterem gab es, wie immer bei der großen Viehausstellung, die mit der Versammlung der Landwirthschaftsgesellschaft verbunden ist, ein großes Volksgewühl, welches stets seinen Höhepunkt erreichte, wenn der Kaiser hinauskam, die Ausstellung ansah und bei der Preisvertheilung gegenwärtig blieb. Da war denn immer ein großer Theil der Prinzen und des ganzen Hofes zugegen und das verlieh dem Feste strahlenden Glanz.

Da Kaiser Franz immer mit Aufmerksamkeit und Interesse die aufgestellten Partieen von Vieh, vornehmlich von Schafen, musterte, und wohl auch manche Bemerkungen darüber machte, so will ich hier eine Anekdote, die einst dabei vorkam, erzählen. Da ich ganz in der Nähe war, so konnte ich jedes Wort, was gesprochen wurde, genau verstehen. Bei den vorzüglichsten Schafpartieen machte der Kaiser lobende und

anerkennende Bemerkungen. Als man nun an die von Holitsch (aus der kaiserlichen Stammschäferei) kam, sagte Graf Hoyos, Oberhofmeister des Kaisers, an dessen Seite er stand: „Ew. Majestät geruhen zu bemerken, daß die Holitscher Schäferei große Fortschritte macht.“ „Ach! gehen's,“ antwortete der Kaiser, „es sein doch die schlechtesten hier.“ Das war freilich kein sonderliches Kompliment für die dasige Administration.

Bei der jedesmal mit der Ausstellung verbundenen Besprechung ward ich sehr bevorzugt. Es schwebte gerade zu jener Zeit die Frage, ob die Sommer-Lammung der Schafe der sonstigen Winter-Lammung vorzuziehen sei, und wenn dies der Fall, wie man am leichtesten in dieselbe übergehen könne. Der Director der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Rechnitz in Ungarn, Herr von Clausal, nahm zuerst das Wort und langweilte die Zuhörer durch einen sehr breiten Vortrag, den er ablas. Endlich aber ward er durch die Ungeduld der Gesellschaft unterbrochen und es theilte ein anderes Mitglied seine Ansicht mit. Dabei sah ich viele Augen auf mich gerichtet, die mich zum Sprechen aufforderten. Graf Coloredo-Mansfeld führte in Abwesenheit des Präses der Gesellschaft, des Grafen Goes, den Vorsitz, und gerade als ich im Flusse der Rede war, trat letzterer ein, und nahm in Eile seinen Platz neben Coloredo. Als er mich so lebhaft meine Sätze vortragen hörte, mich aber, da ich auf einer der mittlern Bänke saß, nicht sehen konnte, wandte er sich, leise fragend, an den Grafen Coloredo, und nickte nach erhaltener Antwort sehr freundlich. Mag es auch als kleinliche Eitelkeit erscheinen, so gestehe ich dennoch, daß mich dieses Zeichen des Beifalls hoch erfreute, und mich zum weitern Sprechen aufmunterte. — Es ging mir hier fast so, wie einstmals in einer Versammlung in Brünn, wo sich bei den mündlichen Verhandlungen eine lebhafte Debatte entsponnen hatte, an der ich mich anfangs nicht betheiligte, sondern in Gedanken ein Resumé zog, welchem man, als ich es endlich aussprach, allgemeinen Beifall zollte; so daß Fürst Salm scherzend sagte, ich hätte mit einem Schlage den Nagel auf den Kopf getroffen, und es sähe fast aus, als habe es mir Vergnügen gemacht, sich die Streiter um Kaisers Bart zanken zu lassen. Ich bilde mir darauf wenig ein, habe mich aber doch jedesmal gefreut, wenn ich sah, daß das, was mir mein

Forschen und meine innigste Ueberzeugung als Wahrheit zeigte, auch überall Anerkennung fand und auf guten Boden fiel.

Den Tag vor unserer Abreise von Wien war ich mit meiner Gattin bei'm Grafen von Breuner zum Diner geladen, was mir um ihretwillen große Freude machte, weil sie da sehr vorgezogen wurde, trotzdem daß die Gesellschaft nur aus der haute volée bestand. In Oesterreich, wie in Rußland, zeichnet der hohe Adel den Literaten, besonders wenn er sich eines Rufes erfreut, aus, und stellt ihn gleichsam mit sich auf gleiche Rangstufe. Das ist nicht allenthalben so und namentlich läßt es sich auch nicht überall von meinem Vaterlande Preußen rühmen.

Wir besuchten auf unserer Rückreise noch eine dem Grafen von Breuner gehörige Herrschaft, nämlich Aspern, an der Grenze von Mähren, was aber nicht mit dem Aspern an der Donau zu verwechseln ist, wo die große Schlacht geschlagen wurde. Mein Freund Matzi begleitete uns dahin und der Graf folgte den andern Tag nach. Hier war der Boden, sowie die ganze Wirthschaftsführung von dem, wie ich beides in Grafenegg gesehen, verschieden. Dort herrschte, mit Ausnahme des Meierhofes am Manhartsberge, der humusreiche Alluvial-, hier der strenge Lehmboden vor. Weinberge hatte jedoch diese Herrschaft eben so, wie jene. Davon habe ich denn noch nachzutragen, daß der Graf, außer der eigenen Fechsung, noch große Quantitäten von Zehntweinen bekam, und deshalb auch sehr bedeutende Vorräthe in seinem kolossalen Keller zu Grafenegg hatte. Unter denselben waren sehr werthvolle Partieen der besten Jahrgänge, wie unter andern von 1811 und 1822, die dreist in die Reihe sehr guter Franzweine treten konnten. Selbst auch noch aus dem vorigen Jahrhundert lagen bemooſete Fässer da. In Aspern zeichnete sich eine Sorte Rothwein vor allen andern aus, der nur einen andern Namen annehmen durfte, um überall als ein sehr guter, ja sogar feiner Wein gerühmt zu werden. Ist das doch mit unserem Grünberger oft genug derselbe Fall. Und am Ende gilt ja Aehnliches auch von vielen anderen Dingen, ja sogar von Menschen.

Bis nach Senftenberg, wohin unsere Richtung ging, hatten wir, besonders auf den letzten sechs Meilen, sehr schlechten Weg zu passiren. Zu jener Zeit hatten die Herrschaften noch, eine jede auf ihrem Gebiete,

die Straßen im Stande zu erhalten, und es wurden dieselben von sehr vielen auf die unverantwortlichste Weise vernachlässigt. Da kam es denn häufig vor, daß man eine Strecke guten, dann wieder sehr schlechten Weg hatte, je nachdem eine gute oder schlechte Regie auf einer Herrschaft war. Allerdings mußten die Robotbauern dieses Onus tragen, und da sie in keiner Art eben geschont wurden, so sollte man glauben, sie würden streng zur Wegebesserung angehalten worden sein. Indeß brauchte man sie mehr zu Privat- als zu solchen öffentlichen Zwecken. Griffen dann auch, wenn die Sache zu arg wurde, die Kreisämter ein, so hinkte auch da noch die Abhülfe. So kann man es sich denn erklären, daß ehemals in Böhmen die Wege so schlecht waren, daß man es zu den Höllenstrafen zählte, wenn Jemanden das harte Schicksal traf, dieselben passiren zu müssen. Meine Frau reiste bald wieder von Senftenberg ab, ich aber blieb da, weil die Schafschur zu vollziehen war.

Für mich ist diese Zeit, seitdem ich ausübender Landwirth geworden, stets eine sehr wichtige gewesen, denn in ihr wird eine Haupternte, die der Wolle, gemacht. Sie ist aber auch mit nicht geringer Beschwerde verbunden. Die Schwierigkeit der Wäsche, wobei die Schafe meistentheils auf eine arge Weise gequält werden müssen, um nur die Wolle rein zu bringen; alsdann auch die Schur, die eigentlich eine Fortsetzung der Qual ist, sind für den, welcher diese Thiere lieb hat, eine große Pein. Wo aber gutes, schnell rein waschendes Wasser ist und zweckmäßige Voranstalten getroffen sind, da macht sich die Wäsche leicht; und wo man dann auch gut abgerichtete Scheerer hat, da fällt jene Pein weg. In Senftenberg konnte man diese Vorzüge rühmen. Die Schwemme war im Adlerflusse, von dem hier der Mühlgraben einen Arm bildete, in welchem gewaschen wurde. Die Schafe schwammen mit dem Strome eine ziemlich lange Strecke, wurden aber dabei gar nicht angegriffen. Eine Menge von Menschen standen im Wasser und rieben die Vließe, die sich jedoch durch den starken Wasserstrom immer schnell wieder ordneten. So ward denn die Wolle — ohne daß die Thiere gequält werden durften, sehr weiß und das war eine große Empfehlung bei ihrem Verkaufe. — Alsdann waren auch hier gute und geübte Scheererinnen, welche glatt schoren und die Vließe gut zusammen hielten. Das Alles

war für mich sehr erfreulich und milderte manche andere Unannehmlichkeit, und das um so mehr, als ich der Schäferei meine größte Aufmerksamkeit widmete, sie auch bis jetzt der einzige Zweig war, der eine namhafte Einnahme in die Kasse lieferte.

Die Wolle, welche sonst nach Prag verkauft worden war, wurde diesmal nach Breslau auf den Markt gebracht, und, wie ich schon angeführt habe, um 20 Thlr. höher, als in früheren Jahren verkauft, was den Baron angenehm zu überraschen schien. Freude machte es mir auch, daß der junge Beamte, den ich mit dahin schickte, so großes Wohlgefallen an der hohen Agrikultur fand, wie er sie in Schlesien sah, und daß er deshalb dieser Provinz große Vorzüge vor seinem Vaterlande Böhmen einräumte. Insbesondere waren es die vielen und großen Raps- und weißen Kleefelder, die seine Aufmerksamkeit erregten, und die ihn für den Anbau dieser beiden Früchte stimmten, wodurch ich an ihm eine gute Assistenz bei Einführung derselben hatte.

Die sehr fruchtbare Witterung, welche der Juni in diesem Jahre brachte, stellte so manchen Schaden, den die rauhe Witterung im April und Mai gemacht hatte, wieder her, und das belebte meine Hoffnung, die zu sinken drohte, aufs neue. Der ganze Monat war sehr regenreich, was bekanntlich allen Früchten gerade in diesem sehr ersprießlich ist. Mehr als die Hälfte des Monats brachte ich in Senftenberg zu und verlebte ihn, eben wegen der guten Aussichten, sehr froh. Auch die erste Hälfte des Juli brachte viel Regen, was die Heuernte sehr erschwerte, bis es endlich in der Mitte desselben besser wurde, so daß am 14. sogar eine Hitze von 29 Grad Reaumur im Schatten war. Dabei fing nun die Cholera an, sich sehr rasch nach allen Seiten zu verbreiten, was die Angst und Furcht vor ihr immerfort vermehrte, und was Manchen ihr zum Opfer fallen ließ, der wohl gerettet worden wäre, wenn er Ruhe und Muth behalten hätte. Die ungewöhnlichen Agitationen in der Atmosphäre trugen ohne Zweifel zur Ueberhandnahme dieser schrecklichen Krankheit vieles bei. Der stete Wechsel in der Temperatur, der mitunter höchst grell war, mußte störend auf die Gesundheit einwirken. So z. B. stand das Thermometer am 16. Juli nur 12 Grad, nachdem es 48 Stunden zuvor 29 Grad gezeigt hatte. Alsdann wechselte auch Näße und Trocken-

heit immer sehr schnell. An alle dem konnten doch nur ungewöhnliche Vorgänge im Innern unserer Erdkugel Schuld sein. Die Anomalie ging so weit, daß in den letzten Tagen des Juli ein Wetter war, wie im April, wo immer ein Hagelschauer dem andern folgte, und die Atmosphäre sich bis auf 7 Grad abkühlte.

Die alte Bauernregel: „wie die Heuernte, so ist auch die Kornernte," bestätigte sich auch in diesem Jahre. Denn so erschwert wie jene durch den Regen war, so wurde es auch diese und man konnte die Frucht nur mit vieler Mühe vor dem Verderben retten. Im Ganzen fiel jedoch die Ernte lohnend aus. — Die vielen Gewitter, welche wir im Juli und August hatten, widerlegten die Ansicht und Behauptung vieler Naturforscher, die da aufstellten, daß zur Zeit der Cholera wenig oder gar keine Gewitter kämen, weil gerade der Umstand, daß die Elektricität zu keiner Reife und Entwickelung komme, die Lebensluft alterire und die Krankheit erzeuge. Diese und noch so manche andere Ansicht, die sich nicht bestätigt haben, geben zu den vielen anderen einen Beweis, wie sehr die Natur- und Arzneikunde über diese unheimliche Erscheinung im Dunklen tappte und wohl auch jetzt immer noch tappt.

Jetzt kamen die ersten Wehen bei meinem hiesigen Unternehmen. Ich hatte mir einen Ueberschlag gemacht, nach welchem ich eine ansehnliche Quote in Gelde zu beziehen hatte, welche ich mir auszuzahlen beantragte. Am andern Tage ward mir vom Rentamte eine Berechnung zugestellt, nach welcher die Oekonomie eine recht namhafte Schuld an die Rentkasse hatte, so daß ich, anstatt etwas herauszubekommen, hätte zuzahlen mögen, trotz dem, daß ich nunmehr, nach Ablauf eines Jahres, noch nichts für Reisen, Mühe und Zeitverlust bezogen hatte. Das war für mich ein harter Schlag und das um so mehr, als ich auch in Bayern Zuschüsse machen mußte, wenn dort die Sache nicht am Ende still stehen sollte. Der Baron, dem ich mein Leiden klagte, und dem auch wohl einleuchtete, daß ich auf diese Weise geradezu zu Grunde gehen müsse, ließ sich endlich zu einer Zahlung bewegen, die mir als Vorschuß angerechnet wurde. Das aber war der erste Faden zu dem Netze, mit welchem man mich allmählig umspann und in dem man mich endlich fing. Ich darf den Begebenheiten nicht vorgreifen, und erzähle der Zeitfolge nach weiter.

Die Ernte ward in diesem Jahre ganz in gleicher Art, wie im vorigen durch vielen Regen gestört und verzögert. Ja so schlecht ward im September das Wetter, daß es in der Nacht vom 21. auf den 22. schneite. Mochte das nun auch nur das Gebirge betreffen, so war es doch eine höchst ungewöhnliche und für die Landwirthe eben keine erfreuliche Erscheinung. — Freilich ward mir der leidige Trost, daß wir in Senftenberg nicht die Einzigen waren, die mit der Ernte und Saat zurückblieben, indem es den Nachbarn nicht besser ging. Für mich war dies deshalb sehr traurig, daß es zwei Jahre hinter einander so kam und daß auf die Art meinem Wirken die größten Hindernisse entgegentraten, die alsdann von meinen Feinden noch auf alle Weise vermehrt wurden. Vor Allem spielte der Oberamtmann sein verdecktes, auf meinen Untergang gerichtetes Spiel, was ihm mit seiner Arglist, gegenüber meiner Gradheit, nur zu gut gelingen mußte.

Von einem Besuche, den ich um diese Zeit auf der Herrschaft Nachot machte, muß ich mit ein paar Worten sprechen. Der Wirthschaftsrath Essenther wollte mir wohl, zeigte mir die Gesammt-Oekonomie auf der Herrschaft und gab mir im Gespräch auch manche Winke über meine Stellung in Senftenberg. Ich war in meiner Unbefangenheit der Meinung, daß er falsch sehe und zu weit gehe, und beachtete deshalb seine Winke nicht so, wie es für mich wohl gut gewesen wäre. — In seinen Oekonomieen sah ich viel, was Lob und Nachahmung verdiente, so daß ich mir manches für Senftenberg merkte. Indeß entging mir auch nicht, daß zu der Opulenz, mit welcher hier die Wirthschaft geführt wurde, auch eine große und volle Kasse nöthig sei, und daß man von manchen Zweigen einen namhaften Reinertrag wohl gar sehr in Frage stellen könne. Uebrigens gebührte ihm der Ruhm, daß seine ganze Wirthschaftsführung mit vollem Rechte eine rationelle genannt und daß sie vielen anderen in Böhmen als Muster empfohlen werden konnte. Er huldigte im Ackerbaue dem Fruchtwechsel, aber nicht nach einem vorgeschriebenen Leisten, sondern nach verständigen und erprobten Grundsätzen, und nach denselben stellte er eine zahlreiche und gut verpflegte Viehzucht als erste und Hauptgrundlage fest. Seine Schafheerden waren veredelt und er strebte mit ihnen nach einer immer höheren Stufe. Seine Rinder-

stämme konnte man vortrefflich nennen und seine Pferde zeichneten sich aus. Sein Wirkungskreis war ein sehr ausgedehnter, denn es hatte die Herrschaft, außer den großen Oekonomieen, ungeheure Strecken von Waldungen und daneben noch sehr ausgiebige Steinkohlengruben. Die Bevölkerung auf derselben betrug nahezu 40,000 Seelen, also mehr, als was in manchen Ländern ein Kreis ist.

Recht interessante Männer lernte ich an Lord Ellis und seinem Sohne kennen, die den Baron auf einer Reise nach Wien besuchten. Ganz besonders sprach mich der Sohn an, der eben so verständig und unterrichtet, als bescheiden war. Mit dem Vater conversirte ich viel über Landwirthschaft und er war dabei so artig, zu sagen, daß viele gut geführte deutsche Oekonomieen den englischen vorzuziehen wären, weil man hier das Land noch weit mehr wahrnehme, als dort. Mochte das Ueberzeugung oder was wahrscheinlicher ist, nur ein Kompliment sein, so war es doch überaus artig, und setzte eine augenblickliche Verleugnung des englischen Nationalstolzes voraus.

Der November brachte gleich in den ersten Tagen einen Winter, setzte aber, wie das in solchen Fällen fast immer zu sein pflegt, bald wieder ab und ward frühlingsartig, was bis zum 20. dauerte, nach welchem der Winter mehr Ernst zeigte. So war denn im Ganzen die Witterung in diesem Jahre der im vorigen ähnlich, und sie war mitunter für die Landwirthe sehr lästig, und damit sie sich konsequent bliebe, so wechselte im December Regen und Schnee, Kälte und gelinde Luft fortwährend mit einander.

Die landwirthschaftliche Conjunctur war jedoch wieder keine ganz ungünstige. Die Getreidepreise waren der Ernte nicht allein angemessen, sondern standen im Verhältniß noch über ihr; Schlachtvieh und Butter hatten guten Werth und für die Wolle wurden sehr lohnende Preise gezahlt.

Für mich speciell war das Jahr eher ein trauriges als ein freudiges: denn außerdem, daß ich in Bayern so große Verluste erlitten hatte, fing nun der traurige Gang an, den meine Angelegenheiten in Seuftenberg nahmen, und die mir manchen trüben Tag und manche schlaflose Nacht machten. Zwar hielt ich noch fest an meiner Hoffnung, aber die Zweifel

wurden durch gar zu vieles genährt und fingen an mich zu quälen. Dennoch betrieb ich die Oekonomie mit der größten Gewissenhaftigkeit und ließ mich in meinem Eifer und Fleiße durch nichts irre machen.

Das Jahr 1833 begann ich gleich am ersten Tage mit einer Reise. Ein Zufall, wie er da sehr häufig vorkommt, wo man mit eigenen Pferden reist, verrückte den Plan, der eigentlich nach Prag ging. Das Lahmwerden eines Pferdes war es, was mich bestimmte, meine Richtung nach Senftenberg zu nehmen. Es war mittlerweile strenge Kälte eingetreten und im Gebirge hatte man schöne Schlittenbahn. Ich spreche von diesem geringfügigen Umstande deshalb, weil der ganze Winter wechselnd und meist mild blieb, und im flachen Lande wenig Schnee fiel. — In der Senftenberger Oekonomie fand ich wieder so manches Unerfreuliche, und nur das Eine richtete mich auf, daß es in der Schäferei ziemlich gut ging. — Wie gelinde der Winter im Ganzen war, ist daraus klar, daß der Februar fast wie ein Frühlingsmonat auftrat, während doch bis zu Weihnachten nur Herbst und noch kein eigentlicher Anfang vom Winter gewesen war.

Die schon im Anfange des Jahres beabsichtigte Reise nach Prag trat ich erst im März an. Eine Besprechung mit dem Baron von Senftenberg, der im Winter dort wohnte, war die zunächstige Absicht dieser Reise, sodann hoffte ich auch zur Vermittelung eines Gutsverkaufs zu gelangen, was mir aber fehl ging. Es ist überhaupt sonderbar, daß ich in dieser Art von Geschäften nie reussirt habe, trotzdem daß meine Freunde mir so oft sagten, daß solche in meiner Stellung und bei meinen vielen Reisen und Bekanntschaften sich wie von selbst finden und mir ansehnlichen Gewinn bringen müßten. Soll ich meine eigene Ansicht über dies Mißlingen aussprechen, so lag es ohne Zweifel in dem Mangel an Handelsgenie und in meiner starren Gradheit. — Von Prag reiste ich nach Wien und hatte dabei den Zweck, mit dem Redacteur der Wiener landwirthschaftlichen Zeitschrift, Herrn Meyer, Rücksprache wegen meines Beitrittes zu derselben zu nehmen, der auch sofort erfolgte und einige Jahre dauerte. Mehrere Umstände und Verhältnisse aber waren Schuld, daß diese Zeitschrift kein sonderliches Glück machte, trotzdem daß sie eine sehr gute Haltung hatte und auch viel Interessantes brachte.

Auf dieser Reise hatte ich die Fahrgelegenheiten der verschiedensten Art kennen gelernt. Von Prag nach Wien fuhr ich mit der Diligence (Postwagen), von da zurück aber zuerst mit einem Landkutscher (Hauderer) bis nach Brünn; von hier weiter mit einem Einspänner nach Briesau, und hier fand ich Pferde von Senftenberg. Auf dem Postwagen hatte ich sehr gute Gesellschaft, nämlich einen böhmischen Kreishauptmann, einen Kaufmann aus Berlin, einen Baumeister aus Schwerin und einen jüdischen Handelsmann aus Karlsruhe. In dieser Gesellschaft blieb die Unterhaltung fortwährend lebhaft und interessant, so daß wir alle bedauerten, die Reise nicht noch weiter zusammen machen zu können. Auf dem Wagen des Landkutschers traf ich mich mit einem Troppauer Kaufmann, einer Kammerfrau der Gräfin Larisch und einer Frau aus Wien zusammen. — Wenn ich so zuweilen in meinem Gedächtnisse alle die Fahrten, die ich gemacht, und die Gesellschaften, mit denen ich da zusammen gekommen, vorüberziehen lasse, so giebt dies ein wahres Kaleidoskop, in welchem die Bilder auf das mannigfaltigste wechseln. Vergleiche ich sodann die Freuden und Leiden, wie sie diese verschiedenen Fahrgelegenheiten bieten, so kommt mir bald der Wunsch, sie noch einmal zu machen, bald ein wahrer Fieberschauer, wenn ich denke, ich sollte sie aufs neue antreten. Letzterer ergreift mich ganz besonders, wenn ich an die Fahrten auf den Stellwagen und an die auf der ordinären Post, wie sie noch vor 30 Jahren war, denke. Rufe ich mir aber die Reisen, wie ich sie mit eigenen Pferden gemacht, in's Gedächtniß zurück, so ergreift mich eine gewisse Sehnsucht. Nächst ihnen leuchten die Reisen auf der Eisenbahn und auf dem Dampfschiffe am freundlichsten aus der Vergangenheit hervor und an sie schließen sich die, welche ich mit Extrapost gemacht habe, nur werden diese dem Reisenden häufig durch die Unverschämtheit der Postillone verleidet, die sie in den Forderungen des Trinkgelds beweisen. Freilich muß ich in Beziehung auf die Eisenbahnen in den Tadel derer einstimmen, die das Fortschaffen der Menschen wie Waaren betrachten, und die allen eigentlichen Reisegenuß auf denselben vermissen. Zeither habe ich solche immer nur durch bekannte Gegenden gemacht, wo mir wenig daran lag, diese länger und genauer sehen zu können.

Der Frühling trat in diesem Jahre so zeitig ein, daß ich Mitte

März schon in Senftenberg, in dieser rauhen Gebirgsgegend, konnte Erbsen säen lassen. Im flachen Lande ward in diesem Monate der größte Theil der ganzen Saat bestellt. Schon am 19ten waren Gewitter und die Sommervögel hatten ihre Stimmen schon längst im Februar hören lassen. Das Merkwürdigste aber war dies, daß, außer einigen rauhen Tagen im April, kein Winter mehr nachkam, wie das sonst bei solchen Jahrgängen gewöhnlich im Mai zu geschehen pflegt. Und trotz alle dem kam die Ernte nicht früher als gewöhnlich, was vornehmlich seinen Grund darin hatte, daß der Juni und Juli kühl und regnicht waren. Indeß war sie gesegnet, nur mußte sie mit großer Mühe eingebracht werden, und es erwuchsen die Früchte von dem Regen, der während der Ernte sehr häufig war.

Funfzehntes Kapitel.

Meine erste Reise nach Ungarn.

Hospitalität der Ungarn. Interessante Oekonomieen. Pußten (Steppen). Ausstellung in Wien und Brünn.

Es war nicht viel über einen Monat, daß ich von der eben erzählten Reise nach Wien zurückgekehrt war, als ich schon wieder eine neue dahin antrat. Sie ging zunächst nach Grafenegg, wo es mich interessirte, den Fortgang der dasigen Schäferei zu sehen; zugleich wollte ich auch einige Stück für die Thierschau in Wien auswählen helfen. In Wien hatte ich schon ein paar Jahr zuvor den Grafen Johann Esterhazy, den Schwiegervater des Grafen Breuner, kennen gelernt, und ihm zugesagt, ihn, sobald es die Umstände nur erlauben würden, auf seinen Gütern in Ungarn zu besuchen. Dies Versprechen wollte ich jetzt lösen. In Wien hielt ich mich nur wenige Tage auf und trat sodann die Reise nach Ungarn (meine erste dahin) an.

Die Ausstellung und Thierschau fand immer Anfang Mai statt. Ich muß für diejenigen meiner Leser, welche dieses Fest weder jemals gesehen haben, noch genau kennen, eine kurze Beschreibung davon, als Ergänzung dessen geben, was ich schon im Vorhergehenden davon gesagt habe.

Dasselbe ward von der Wiener Landwirthschafts-Gesellschaft veranstaltet, deren Protector der Kaiser, der jedesmalige Präsident ein Großer des Reichs, war. Es ward im Augarten abgehalten, und da die Polizei dabei auf Ordnung hielt, so ging es stets, trotz der zuströmenden großen Menschenmenge, ohne alle Störung vorüber. An beiden Seiten des Platzes im Garten, wo die Thierschau abgehalten wurde, waren eine Reihe abgeschlossener Plätze für die aufzustellenden Schafe, die zu jener

Zeit immer die Hauptrolle spielten. Weiter hinten standen die anderen Viehharten. Die Ausstellung dauerte zwei Tage, und es kam jedesmal der Kaiser, sowie die Prinzen des Hauses, am andern Tage dahin, um die aufgestellten Thiere, sowie die Ackergeräthe und Maschinen in Augenschein zu nehmen. Bei den Schafen waren diesmal zwei Partieen langwolliger Merino's aufgestellt, wovon die eine dem Grafen Breuner, die andere mir gehörte. Im Ganzen stieg die Zahl der aufgestellten Partieen auf einige dreißig, und es befanden sich in denselben eminente Thiere, obgleich es auch nicht an Mittelgut fehlte. Unter den Zuschauern befanden sich eine Menge Magnaten des Reichs und es war daher, wenn nun am andern Tage der Kaiser sammt dem ganzen Hofe erschien, die Versammlung überaus glänzend.

Wenn dann die Rundschau vollendet war, begab sich der Hof auf die mitten auf dem Platze errichtete Tribüne, an welcher die prämiirten Thiere vorübergeführt und mit den Preisen betheilt wurden. Höchst charakteristisch waren da die Gesichter der Landleute, welche mit starren Blicken den Kaiser und die Kaiserin, die mit anwesend war, ansahen, und sich darüber so vergaßen, daß sie an's Weitergehen erinnert werden mußten.

Der Kronprinz Ferdinand, damals König von Ungarn, widmete allen aufgestellten Gegenständen, insbesondere aber den Schafen, große Aufmerksamkeit und verweilte am längsten bei den langwolligen Merino's, die er für interessant und wichtig erklärte.

Nun zu meiner Reise nach Ungarn. Von Jugend an hatte dieses Land für mich ein sehr großes Interesse, und es spielte in meiner Phantasie eine Rolle, so daß es zu meinen sehnlichsten Wünschen gehörte, es einmal zu sehen. Im Jahr 1821 wollte ich von Wien aus dahin (wie ich schon erzählt habe), aber es ward die Reise vereitelt. Jetzt endlich kam sie zu Stande, und ich erinnere mich jetzt noch, wo ich dieses schreibe, daß mir das Herz klopfte, da ich den Wagen des Landkutschers bestieg, der mich nach Presburg bringen sollte. Damals konnte man noch nicht, wie jetzt, auf der Eisenbahn dorthin fahren. Da es jedoch schon zu jener Zeit viele Reiselustige gab, welche gern ihren Fuß auf ungarisches Gebiet setzten und namentlich das schöne Presburg zu sehen

wünschten, so gingen täglich eine große Zahl von Landkutschen aus Wien dahin, die stets alle besetzt waren. Auch ich fand in der meinigen die volle Besatzung von vier Personen, zur Hälfte weiblichen Geschlechts. Der Wiener ist gesprächig und war es zur damaligen Zeit noch mehr, als jetzt, deshalb fehlte es denn auch nicht an lebhafter Unterhaltung. Den Anstoß wegen eines Reisepasses beseitigte ich damit, daß ich mir den meinigen nur bis Haimburg, der Grenzstation von Wien aus, visiren ließ. Hier ließ man mich ohne Anstand nach Presburg passiren und wir kamen Nachmittag vier Uhr dort an, obgleich wir erst früh zwischen 7—8 Uhr von Wien wegfuhren. Wir hatten den Weg von acht Meilen in acht Stunden, mit Einschluß des Aufenthalts über Mittag, gemacht. — Als wir über die Grenze von Ungarn fuhren, jubelte der eine von den Passagieren in unserem Wagen laut. Er war ein echter Magyar und war voller Freude, wieder in sein Vaterland zu kommen, wo er einige Monate abwesend gewesen war. Ich theilte sein Entzücken: denn es that sich mir eine neue Welt auf.

Bald nach meiner Ankunft in Presburg machte ich Besuch bei der Gräfin Esterhazy, die ich mit ihrem Gemahl, wie schon bemerkt, in Wien kennen gelernt, und die mich, da sie sich viel für Landwirthschaft interessirte, zum Besuch ihrer Güter eingeladen hatte. Sie gab mir ein Empfehlungsschreiben an ihren Oberbeamten in Selice (Scheliß) mit, worin sie diesem aufgab, mir Alles, was ich nur irgend zu sehen wünsche, zu zeigen. Bald darauf bestieg ich den Schloßberg, diese weit in's Land schauende Warte, von welcher herab ich tief in das schöne Land sehen konnte. Es ahnete mir schon damals, daß ich in der Folge weit und breit in demselben bekannt werden würde. Rückwärts war mir mein deutsches Vaterland durch die lange Kette der westlichen Karpathen verdeckt und nur durch die Schlucht zwischen Haimburg und Theben hatte ich eine schmale Fernsicht nach Wien. Die Schwäche des Heimwehs, die ich zeitlebens gehabt habe, machte sich geltend und ich stieg mit wehmüthigem Gefühl herab. Wunderbare Träume umgaukelten mich des Nachts, in denen mir eine Menge fremder Bilder vorschwebten, die ich — sonderbar genug — auf späteren Reisen in diesem Lande, in Wirklichkeit zu schauen bekam.

Am 30. April setzte ich meine Reise weiter fort und zwar wieder mit einem Landkutscher, der aber ein Ungar war. Sein Wagen war auf sechs Personen und völlig besetzt. Meine Gesellschaft war ein Ispan (Oekonomie-Verwalter), zwei Juraten (angehende Gerichtspersonen) und zwei Damen der mittleren Klasse. Letztere waren schwarzäugige lebhafte Dirnen, die Juraten strenge Magyaren und der Ispan ein kerniger, aber gemüthlicher Mensch. Dieser fuhr nur mit bis nach Szered, wo er angestellt war und da ich von hier aus zunächst nach Urmeny, auf die Güter des Grafen Hunyady fuhr, so trennte ich mich auch von meiner übrigen Reisegesellschaft, mit welcher ich mich, trotz der Abneigung, welche sie gegen die Nemeti (Deutschen) zeigten, sehr gut unterhalten hatte. Das Schroffe, was in dem Benehmen der Juraten lag, ward durch die Gradheit ihres Charakters gemäßigt und stieß mich um so weniger ab, als ich ihren Nationalstolz gern sah. Sie redeten mir viel von Pesth und dessen Schönheit vor und machten mir den Mund darnach wässerig. Indeß erstreckte sich das Ziel meiner diesmaligen Reise nicht bis dahin. Später kam ich jedoch desto öfter in diese schöne Stadt und ward völlig einheimisch darin. Wir schieden als Freunde, auch traf ich später einen von ihnen in Pesth wieder.

In Urmeny angekommen, fragte ich sogleich nach meinem Bekannten, dem Güter-Director von Appell, der aber leider nicht zu Hause war. Der Kastellan des Schlosses, von dem ich diese unangenehme Nachricht erhielt, war aufs höchste erstaunt, da ich ihn nach einem Gasthofe fragte, wo ich übernachten könnte. Ohne einen solchen anzugeben lud er mich ein, ihm in's Schloß zu folgen, ließ mir ein sehr comfortables Gastzimmer anweisen und bat mich, da ganz zu Hause sein zu wollen. Für meinen Kutscher, sowie für die Pferde, ward ebenfalls auf's beste gesorgt und ich fühlte mich — obgleich ermüdet von der Reise — ungemein wohl. So ist es freilich jetzt in Ungarn nicht mehr, und die seit jener Zeit vorgekommenen Umwälzungen haben diese schöne Hospitalität fast ganz verbannt.

Am anderen Morgen war sogleich ein Beamter bereit, mit mir die Güter zu bereisen, auf denen ich trefflich und musterhaft eingerichtete Oekonomieen fand. Vor allem Andern sprach mich da die Schäferei und

das Gestüt hochedler Pferde an. Die erstere behauptete in ihrer Veredlung einen hohen Rang, was mir schon aus den Schauthieren bekannt war, die ich mehreremale auf der Wiener Ausstellung gesehen und bewundert hatte, und die mit den vorzüglichsten, die dort vorkamen, wetteiferten. — Die Heerden waren sämmtlich in vortrefflicher Haltung und allesammt hochveredelt, obgleich eine bestimmte Rangordnung bei ihnen stattfand. Eminent aber konnte man die Stammheerde nennen, die Alles in sich vereinigte, was der passionirte rationelle Schafzüchter nur wünschen konnte. Diese Heerden, nebst denen des Grafen Caroly in Tot-Megyer, die ich später sah, waren zu jener Zeit die Glanzpunkte der ungarischen Merinoheerden. Jammerschade wäre es, wenn sie, wie ich später erfahren, von ihrer Höhe herabgesunken sein sollten. Die letzte politische Umwälzung mag sie allerdings auch hart getroffen haben, was auch von den ausgezeichneten Gestüten gilt, die auf den Gütern des Grafen Hunyady standen.

Meine ganze so höchst interessante Tour war eine recht eigentliche Lustreise. Es fehlte mir nirgends an Comfort; ich delectirte mich an der opulenten ungarischen Küche; ließ mir den Saft der goldenen Traube trefflich munden; ward überall auf's zuvorkommendste aufgenommen; erfreute mich der vollkommensten Gesundheit und hatte bei dem allen recht eigentlich wunderschönes Wetter, bei welchem ich die Reize der Gegend in ihrer vollen Glorie schauen konnte. Im Westen und Norden blickten die Karpathen durch die Azurbläue des Horizonts; im Osten standen die Berge bei Neutra kegelförmig wie in Parade aufmarschirt; und im Süden erkannte man im blauen Dufte die Bergrücken Dalmatiens. Die nächste Umgebung war die sogenannte kleine Ebene Ungarns, die nur im Gegensatz der großen, welche sich von Pesth hinab bis an die Theiß erstreckt, klein genannt werden kann. Denn an sich ist sie das nicht, indem sie 50—60 deutsche Quadratmeilen umfaßt, auch an Fruchtbarkeit des Bodens nicht hinter der großen steht, vor ihr aber den Vorzug voraus hat, daß sie besser angebaut und dichter mit Ortschaften besetzt ist. Das Licht der höheren Kultur ist hier aus Deutschland schon mehr vorgedrungen, als dort.

Es war der erste Mai, wo ich in Scheliß ankam, ein erster Mai,

wie man sich ihn in seiner vollsten Schönheit nur denken kann. Vor allen feierten ihn die Nachtigallen, die in Ungarn so recht ihre eigentliche Heimath zu haben scheinen. — Schon neigte sich der Tag, als ich in den Schloßhof fuhr, wo ich sogleich von dem Hofrichter (Oberbeamten), der von meiner Ankunft schon unterrichtet war, sehr zuvorkommend aufgenommen wurde. Als wäre ich in meinem Eigenthume, so stand hier Alles zu meinen Diensten bereit. Durch die geöffneten Fenster meines Zimmers strömte mir bei'm Eintritt ein balsamischer Geruch aus dem Garten entgegen und eine Nachtigall flötete mir ihren Willkommen. Ein Genuß überbot immer den andern. Alsbald machte ich einen Spaziergang durch den Garten, in dessen einer Ecke eine Erhöhung aufgerichtet war, von wo man die ganze fruchtbare Ebene überschaute. Die Saaten wogten in größter Ueppigkeit, Arbeiter und Viehheerden kehrten heim und vollendeten durch ihre Erscheinung die herrliche Idylle; und über die Berge im Westen herauf strahlte eine glänzende Abendröthe. Meine dadurch veranlaßte Stimmung begreift man leicht, sie erhob mich in den Himmel. Und dennoch — wird man es wohl glauben? — beschlich mich ein tiefes Heimweh. — Mein Blick haftete am Nordwesten, denn dort lag meine Heimath. Indeß ward meine Stimmung keine trübe, weil mich hier gar so viel Herrliches umgab.

Ich will hier einige Worte über die ungarischen Oekonomie-Beamten einschalten.

Dieselben konnte man zu jener Zeit in folgender Art charakterisiren. Sie waren, obgleich mehreren Nationalitäten (Magyaren, Deutschen und Slaven) angehörend, sich in ihrem Haupttypus sehr ähnlich und nur die aus Deutschland gekommenen Oberbeamten unterschieden sich von ihnen. Da sie fast überall ihre Principale zu vertreten hatten, so war es natürlich, daß sie mit einer gewissen Grandezza auftraten. In ihrer landwirthschaftlichen Praxis waren sie vielfach gestört, da sie — wie es damals auch in den österreichischen Erbstaaten der Fall war — nebenbei das sogenannte politische Fach zu verwalten hatten, was sie mitunter mehr in Anspruch nahm, als die Oekonomie. Da war es denn auch nicht zu verwundern, wenn diese etwas saumselig geführt wurde. Ihre erste Schule machten sie als sogenannte Praktikanten, wo sie mehr in der

Kanzlei als auf dem Felde beschäftigt waren. Ihre zunächstige Anstellung war dann als Ispan, d. h. Verwalter, in welcher sie sich schon recht wohl befanden, vorausgesetzt, daß sie das Wohlwollen des Oberbeamten genossen; in diesem Falle war ihnen dann auch das Avancement gewiß. — Der höchste Beamte auf großen Herrschaften der Magnaten führte den Titel: Güterpräfect, welcher ausgedehnte Vollmacht von seinem Principale hatte, ähnlich wie die Wirthschaftsräthe in Oesterreich, Böhmen und Mähren. Ein solcher Präfect hatte eine glänzende Stellung, wie man in Allem, was ihn umgab, sowie auch in seinem Hauswesen sehen konnte. Das mußte übrigens auch so sein, da er in so vieler Art seinen Principal zu repräsentiren hatte. Wo nur einzelne und zwar kleinere Herrschaften zu verwalten waren, da führte der Oberbeamte den Titel Hofrichter, welcher ebenfalls ausgedehnte Vollmacht hatte.

Neben der Ausbildung für das politische und ökonomische Fach mußten diese Beamten auch große Sprachkenntniß besitzen, und in der Regel vier Sprachen mächtig sein. Es waren das die lateinische, die magyarische, die slavische und die deutsche. Die erstere war zu jener Zeit, wo noch alle öffentlichen Verhandlungen in derselben geführt wurden, für den Beamten unerläßlich, hörte aber auf das zu sein, als die magyarische an ihre Stelle trat. Magyarisch mußte er, wenn es nicht seine Muttersprache war, lernen, schon um seines Principals willen; deutsch desgleichen, slavisch (slovakisch) aber war nur da unumgänglich nöthig, wo die Unterthanen Slaven sind. Zu dem allen kam und kommt noch jetzt das Gemisch der Völkerschaften in Ungarn, wo nicht selten auf einer und derselben Herrschaft mehrere verschiedene Volksstämme wohnen. — Unter solchen Umständen durfte ich mich nicht wundern, wenn ich zuweilen da, wo ich vorsprach, gefragt wurde, in welcher Sprache ich unterhalten zu sein wünsche. Das kam mir anfangs etwas wunderbar vor, ich gewöhnte mich aber bald daran.

Was die materielle Stellung der Oekonomie-Beamten zu jener Zeit betraf, so war sie keine schlechte. Zwar waren die Besoldungen an baarem Gelde gerade nicht sehr hoch, desto mehr aber bezogen sie an Naturalien d. h. an Gutserzeugnissen, die man nicht hoch anschlug, einmal weil sie

sich schwer verwerthen ließen und zum zweiten, weil in Ungarn baares Geld rar und theuer war. Daher zahlte man auch, wie ich in Parenthese anführe, sehr hohe Zinsen auf dargeliehene Kapitalien. Der landesübliche Zinsfuß war bei der größten Sicherheit jährlich 6 %. Im Handel und Verkehr wurden 8—12 % gezahlt; ja es kam oft genug vor, daß man 20—30 %, ja noch mehr gab, was insbesondere bei den Pesther Märkten häufig vorkam, wo man aber auch bei'm Ein- und Verkauf von Landeserzeugnissen nicht selten sein Geld in kurzer Zeit mit 40—50 % Gewinn umsetzen konnte. — Die Natural-Besoldungen der Oekonomie-Beamten bestanden nicht allein in einem großartigen Deputat an Getreide, Wein, Bier u. dergl., sondern sie durften sich meistentheils auch einen recht artigen Viehstamm zu ihrem Nutzen halten und hatten nebenbei auch nicht selten große Landstücke zu ihrer speciellen Benutzung. Verstanden sie also, das Alles so auszunutzen, wie die Spekulation es gestattete, so wurden sie, wenn sie nebenbei gut Haus zu halten verstanden, wohlhabend, so zwar, daß sie nicht selten die Gläubiger ihrer Principale waren. — Zu dem allen aber gehörte, daß sie die Verhältnisse richtig aufzufassen und zu benutzen verstanden. Das lernten aber die Fremden nicht so bald, und daraus ist es zu erklären, daß die eingewanderten Landwirthe, insbesondere die deutschen, hier nicht das gelobte Land fanden, was sie sich beim ersten Eintritt versprochen hatten.

Ich gehe jetzt in meiner Erzählung weiter.

Von Scheliß fuhr ich nach Schurany, dem Grafen Caroly gehörig. Hier machte ich die Bekanntschaft des Güter-Directors Klausal, eines wissenschaftlich gebildeten Mannes, bei dem ich einen sehr genußreichen Tag verlebte. Wir fuhren auf das zur Herrschaft gehörige Gut Megyer, wo die Stammheerde der hier gehaltenen hochedlen Schäferei stand, welche der Leitung des bekannten Schafzüchters Herrn Leidenfrost übergeben war. Sie wurde aus sehr vorzüglichen deutschen Heerden zu sehr hohen Preisen angekauft, gewährte aber, obgleich erst zusammengestellt, schon ein schönes Bild einer ächten Merinoheerde. In wenigen Jahren schwang sie sich auf einen Standpunkt empor, wo sie Epoche machte, auch mit Musterthieren, die sie zur Wiener Ausstellung brachte, Aufsehen erregte. Sie ward eine Nebenbuhlerin der Urmenyer

Schäferei und zählte zu den edelsten in Ungarn. — Ich werde in der Folge noch Gelegenheit haben, von der Schafzucht dieses Landes mehr zu sagen, und ihre Bedeutung, besonders auch in Beziehung auf Deutschland, in klares Licht zu stellen. Verdient um sie haben sich besonders Beamte gemacht, welche aus Deutschland nach Ungarn kamen, wie z. B. der Herr Güter-Director v. Wittmann in Altenburg, Herr v. Appell in Urmeny, Herr Leidenfrost in Megyer, später als Director auf den ausgedehnten Besitzungen des Fürsten Esterhazy angestellt; alsdann der Güter-Präfect Herr Herrmann auf den Herrschaften des Reichspalatins von Ungarn, Erzherzog Joseph u. a. Den Standpunkt, welchen die ungarische Schäferei zu jener Zeit eingenommen hatte, werde ich später angeben.

Es bleibt mir nun noch übrig, einzelne auf dieser Reise gemachte Beobachtungen mitzutheilen.

Der Eindruck, welchen ich als deutscher Landwirth empfand, als ich ungarischen Boden betrat, bleibt mir immerfort in lebhafter Erinnerung. Daran gewöhnt, die Felder überall mit Frucht bedeckt zu sehen, kam es mir ganz wunderbar vor, als ich die ausgedehnten Pußten (Steppen) sah, die den fruchtbarsten Boden hatten, ohne Bestellung in weiter Ausdehnung lagen und auf denen große Viehheerden sich mühsam ihre spärliche Nahrung suchten. Nun war gerade in jenem Jahre (1833) ein lange dauernder Winter gewesen, und das Vieh in hohem Grade herabgekommen. Da gab es denn einen jammervollen Anblick und es ging seine sonstige Schönheit verloren, was besonders vom Rindviehe galt, dessen weiße, in's Graublaue spielende Farbe sich von ferne sehr gut ausnimmt, wozu dann noch seine langen, weit ausgeschweiften Hörner beitragen. Dieselben sind mitunter so lang, daß sie von der Stirn bis an die Spitze über drei Fuß messen, so daß sie von der Spitze des einen bis zur Spitze des andern mehr als eine Klafter betragen. Aus dem weißblauschimmernden Kopfe leuchten die schwarzen glänzenden Augen wie Sterne, und bei diesem Anblicke begreift man, was Homer sagen will, wenn er die Göttin Juno die ochsenäugige nennt. — Zwar hat man schon hin und wieder angefangen, die Pußten theilweise in Kultur zu nehmen, aber ehe das auch nur mit der Hälfte durchgeführt sein wird, werden noch manche Decennien vergehen.

Wo man solche Kulturen vornimmt, da sind in der Regel bedeutende Bauten, als Meierhöfe (Vorwerke) nöthig, weil die zeitherigen Wirthschaftshöfe theils zu klein, theils auch zu entfernt sind, um sie zu denselben zu schlagen. Wie sehr sie übrigens den Anbau lohnen, kann man sich denken, wenn man weiß, welch einen reichen Boden die meisten haben, und wie sehr der natürliche Reichthum durch die lange Ruhe und die vielen Excremente des darauf weidenden Viehes noch vermehrt worden ist. — Welche ungeheuren Schätze liegen nicht noch in Ungarn verschlossen, und was kann aus diesem Lande werden, wenn sie erst werden geöffnet und flüssig gemacht sein! —

Eine fernere Eigenthümlichkeit, die dem Fremden auffällt, ist das Ausdreschen des Getreides, welches meistentheils vom Vieh (fast nur Pferden) durch Austreten (Ausreuten) vollzogen wird, wozu noch kommt, daß solches auf freiem Felde geschieht, weil Scheuern nur sehr selten sind. Man häuft das Getreide bei der Ernte in langen und runden Miethen (Schobern) an einem Platze auf, den man den Tretplatz nennt. Die langen Haufen nennt man Tristen, und die runden Kegel; sie werden rings um den Platz gestellt, so daß derselbe ganz davon eingeschlossen ist. Man muß die Fertigkeit und Accurateſſe bewundern, mit welcher man sie setzt und die sehr günstig gegen ähnliche in Deutschland absticht. Die große Uebung, die man in Ungarn dabei erlangt hat, liegt darin, daß man das Geschäft alle Jahr und zwar in ausgedehnter Art wiederholt, wogegen es in Deutschland nur selten und ausnahmsweise vorkommt. — Nach dem Austreten wird das Getreide ebenfalls im Freien gewurft (geworfelt) und von der Spreu gereinigt. Letztere bleibt unbeachtet liegen und verfault in großen zusammengeworfenen Haufen. An eine Ausnutzung durch das Vieh wird nicht gedacht. Als Deutschem that mir das fast wehe.

Nur acht Tage hatte diese Reise gedauert, und sie war nur ein Vorschmack und eine Einleitung zu mehreren anderen, viel ausgedehnteren, welche ich später nach Ungarn machte.

Am 5. Mai kam ich nach Wien zurück, wo ich nun schon fast einheimisch geworden war, und sehr viele liebe Freunde gewonnen hatte. Hier traf ich mit Baron Emanuel v. Bartenstein zusammen, dessen besondern Wohlwollens ich mich erfreute und mit dem ich wahrhaft glück-

liche Stunden zusammen lebte. Er war hier, um die Ausstellung zu besuchen, die er stets mit Schafen aus seinen berühmten Heerden beschickte und die immer zu den vorzüglichsten, die hier waren, gehörten. Ich selbst hatte ebenfalls eine Partie hingesandt, die aber auf dem Transporte so gelitten hatten, daß sie keinen günstigen Eindruck machen konnten. Dennoch wurden sie gut befunden, nur erreichte ich damit nicht den vorgehabten Zweck, nämlich sie zu verkaufen. — Am 8. Mai war die Beschau und am 9. die Preisvertheilung, welche unter den Augen des Kronprinzen Ferdinand König von Ungarn stattfand. Kaiser Franz war wegen Unwohlseins nicht zugegen. — Bei dem Diner am 8. im Augarten und am 9. im Sperl erfreute ich mich vieler Aufmerksamkeit und Auszeichnung, was nicht minder der Fall war bei den Besprechungen am 9. Dieselben wurden jedesmal nach der Ausstellung gehalten, waren stets von den Ständen und vielen Oberbeamten zahlreich besucht und wurden mit Anstand und Gründlichkeit geführt.

Bei dem Grafen Breuner, mit dem ich, wie schon erzählt, eine Schäferei-Verbindung eingegangen war, traf ich einen Grafen Schönfeld, der mich zu einem Besuche auf seiner Herrschaft Turnisch in Steiermark einlud, wo er eine ähnliche Verbindung, wie die eben genannte, mit mir zu schließen wünschte. Die Reise dahin werde ich später erzählen.

Ein Abstecher, den ich von Wien nach München machen wollte, ward mir durch erschwerende Paßförmlichkeit vereitelt und ich reiste daher über Brünn zurück. Zur Ueberraschung und ich darf sagen zur Freude meiner dasigen Freunde konnte ich hier an der Versammlung der Landwirthschafts-Gesellschaft Theil nehmen, die, wie immer, sehr regsam und für die Theilnehmer belehrend war. Da es schon etwas spät war, als ich in den Saal trat, so wollte ich mich in dem zahlreichen Zuhörer-Kreise verbergen, ward aber von dem Secretär des Vereins, Herrn Lauer entdeckt und alsbald in den innern Kreis gezogen. Hier genoß ich die schmeichelhafte Genugthuung, daß, indem eben ein wichtiges Thema verhandelt wurde, worüber die Ansichten und Meinungen der Mitglieder sehr auseinander gingen, der Vorsitzende, Graf Zierstin, mich aufforderte, mich darüber auszusprechen, und daß sofort die Versammlung meinem Ausspruche beistimmte.

Ueber Briesau kehrte ich sodann zurück nach Senftenberg, jenem Orte, der später so verhängnißvoll für mich wurde und wo ich große Aufwendung von Zeit und Mühe mit schwarzem Undank und unerhörten Kabalen belohnt sah. Nachdem ich fünf Tage allda verweilt und viele nützliche Einrichtungen in der Oekonomie gemacht hatte, trat ich endlich mit großer Sehnsucht die Reise in meine Heimath an, wo ich dann das auf dieser Reise Erlebte in meiner Rückerinnerung ordnete und darin einen hohen Genuß fand.

Der Eindruck, den Ungarn auf dieser ersten Reise auf mich gemacht, war ein bleibender und höchst angenehmer, so zwar, daß ich mich erst wieder in die heimathlichen Verhältnisse einrichten mußte, ehe ich mich darin behaglich fand.

Sechzehntes Kapitel.

Fernere Begebenheiten und Schicksale.

Gemüthliches Leben zu Hause. Reise nach Bayern und Würtemberg. Sehr unterhaltende Reise nach Tirol, Kärnthen und Steiermark. Alsdann eine zweite Reise nach Ungarn.

Nach meiner Rückkehr brachte ich mehrere Wochen im Schooße der Meinen gemüthlich zu. Die Erinnerungen, die mir von der Reise nach Ungarn geblieben waren, gewährten mir vielen Genuß, der sich dadurch erhöhte, daß ich sie auch meiner Familie und meinen Freunden mittheilen konnte. Meine Gattin hatte von Jugend an eine besondere Vorliebe für jenes schöne Land gehegt, auch baute sie jetzt große Hoffnungen auf die weitere Verbindung mit demselben. Meine literarischen Arbeiten wurden zu Hause fleißig fortgesetzt, was immer der Fall nach langer Abwesenheit war. Sie haben mir stets mehr Erholung als Anstrengung gebracht, und ich würde mich ohne dieselben sehr unbehaglich gefühlt haben. Zu jener Zeit war die Zahl der literarischen Tagearbeiter nicht so groß, wie sie später wurde. Dies und mein erlangter Ruf sicherte mir ein anständiges Honorar, was bei Cotta in Stuttgart ein für allemal 3 Friedrichsd'or (17 Thlr.) für den Druckbogen war, wozu noch kam, daß der alte würdige Mann mir stets bereitwillig Vorschüsse machte, wenn ich mich in Verlegenheit an ihn wandte. Dadurch ward meine sonst bedrückte Lage erleichtert und deshalb arbeitete ich auch mit großer Freudigkeit. In meinem Wohnorte Münsterberg hatte ich einige liebe Freunde, in deren Umgange ich mich wohl fühlte, obgleich die Unbill, welche ich während meiner Pachtung von der Stadtverwaltung erlitten, mir den dasigen Aufenthalt verleidete. Nur die Vorliebe meiner Gattin für den Ort und ihr Widerwille gegen jeden Wechsel bestimmten mich, daselbst zu bleiben, so wenig der Ort auch für meinen Wirkungskreis geeignet war. Ihr zu Liebe

ertrug ich die Unbequemlichkeit, sie hat mich aber auch durch ihre treue Liebe dafür entschädigt. — Uebrigens fehlte es im Städtchen, wie ich schon weiter vorn erzählte, nicht an Unterhaltung und an Vergnügen, weil viel Geselligkeit dort herrschte. So war auch ein Liebhabertheater dort, auf welchem meine Töchter, meine Frau, ja sogar auch ich, mit auftraten. Die Garnison, in welcher die meisten Offiziere gebildete und anspruchslose Männer waren, trug wesentlich zum geselligen Vergnügen bei. Meine, zur Zeit des Sommers gemachten, vielen Reisen brachten stets Zwischenakte in mein Leben, die keine Langeweile aufkommen ließen, und die mir den Aufenthalt zu Hause immer wieder neu und angenehm machten.

In Münsterberg war, mit meiner Beihülfe, ein Verein gegründet worden, in welchem gemeinnützig wissenschaftliche Gegenstände verhandelt wurden, wie man das in einer kleinen Provinzialstadt kaum hätte erwarten mögen; auch war es bemerkenswerth, daß der Mehrtheil der dort garnisonirenden Offiziere daran Theil nahm. Es wurden da öfters Vorträge gehalten, die wohl der Veröffentlichung werth gewesen wären.

Im Juni trat ich eine neue Reise an, die einen weiten Kreis umfaßte und auf welcher ich Mancherlei erlebte. Sie ging zunächst nach Senftenberg in Böhmen, wo ich die Schafschur vollziehen ließ, weitere ökonomische Anordnungen machte und sodann nach Prag fuhr. Der Stellwagen, auf welchem ich gefahren war, hatte mich tüchtig zusammengerüttelt, so daß ich sehr fatigirt ankam. Aber in Prag war bei meinen lieben Freunden dafür gesorgt, daß ich mich bald restaurirte, und obgleich ich mich nur zwei Tage aufhalten konnte, doch gestärkt, wieder per Stellwagen nach Pilsen abfuhr. Die mannigfach gemischte Gesellschaft auf solchen Wagen gab Unterhaltung genug, so daß man darüber leicht die Unbequemlichkeit vergaß. Solch Fuhrwerk hatte ich bis nach Klattau, wo es aber aufhörte und ich genöthigt war, Extrafuhre zu nehmen. Meine Richtung ging nach Bayern. Auf den Nachtquartieren in Straubing und Landshut konnte ich Studien machen darüber, wie der Altbayer sich beim Bierkruge ausnimmt. Ich mischte mich in die Gesellschaft und amüsirte mich nicht übel.

In München angekommen war mein erster Besuch bei meinem lieben Freunde Medicus, in dessen Gesellschaft mir stets so wohl war,

und der mich überall begleitete, wo er mir Unterhaltung zu verschaffen hoffte. So besuchten wir unter andern auch den großen Bierkeller des Herrn Pschorr, welcher damals unter dem Namen die „Bierfestung" bekannt war. Hier traf man mit Gästen aus allen Schichten der Bevölkerung zusammen, und es saßen da untermischt Staats-, Geheime- und Hofräthe neben dem Bürger bunt bei einander; auch fehlte es nicht an Damengesellschaft. Die Stunden, die ich da zubrachte, gehörten zu den frohen. Ländlich, sittlich. Wie würde man in Berlin die Nase über eine so gemischte Gesellschaft rümpfen. Hier in München war sie ganz und gar nicht außer der Ordnung,

Viele Aufmerksamkeit bewies mir auch der mir sehr wohlwollende Staatsrath v. Hazzi, der es wahrhaft wohl mit seinem neuen Vaterlande Bayern meinte, wiewohl er in späterer Zeit vielfach verkannt wurde und manche unangenehme Opposition zu bekämpfen hatte. Er war ein Mann von klarem Verstande, mit vielem Kunstsinne und sehr angenehmer Gesellschafter. Obgleich strenger Katholik, war er fern von Bigotterie. Einst standen wir zusammen am Fenster und sahen ein Paar Kapuziner-Mönche in das gegenüberstehende königliche Schloß gehen; da fragte er mich sarkastisch: was denken Sie davon, daß jetzt solche Uniformen bei uns aufziehen? — Es war überhaupt damals in Bayern ein wunderbares Wesen, in welchem man sich nur schwer zurecht fand. Auf der einen Seite ein sich fast überstürzendes Streben nach Aufklärung, auf der andern ein starres Festhalten am Alten. Und das erstreckte sich auf fast alle Gebiete, auf die geistigen sowohl wie auf die materiellen. Auch in der Landwirthschaft war es bemerkbar. Herr v. Hazzi, als Vorstand des bayerischen Centralvereins, war unermüdet in seinem Streben nach dem Bessern, und schenkte Allem, was zu dessen Erreichung vom In- und Auslande kam, seine volle Aufmerksamkeit. Entgegengesetzt war ihm in der Art der Director der Lehranstalt zu Schleißheim, Herr Schönleutner, der, ein Stockbayer, dem Fremden abhold war. König Ludwig stand mehr auf der ersteren Seite, griff aber nicht konsequent durch. So blieb es denn überall bei Anfängen und das hat fortgewirkt bis in die neuere Zeit, woher es denn zu erklären, daß Bayern in der Agrikultur gegen seine Nachbarn zurück stand. Einzelne Beispiele des bessern Betriebes wirkten

nur auf engere Kreise, wie das z. B. mit den Oekonomien des Fürsten Wrede zu Ellingen der Fall war. Es würden übrigens auch diese Beispiele noch mehr Segen gebracht haben, wenn nicht die Principale meistentheils Mangel an tüchtigen Beamten gehabt hätten, wie das eben auch Fürst Wrede empfand. Er selbst war voll Feuereifer für die Landwirthschaft und ein wahrer Cincinnatus. Namentlich that er viel für veredelte Schafzucht, nur hatte er, eben wegen Mangel an tüchtigem Verwaltungspersonale, nicht sonderliches Glück damit. So z. B. starb ihm in einem Jahre fast die Hälfte seiner Schäferei aus, weil sie den Sommer hindurch gänzlich verhütet worden war. — Die Merinozucht scheint überhaupt in Bayern zu keinem besondern Glanze kommen zu wollen, denn auch jetzt noch steht sie gegen Oesterreich, Preußen und Sachsen weit zurück.

Eine ganz besondere Unterhaltung gewährte mir in München jedesmal das Theater und da namentlich die Oper, welche zu jener Zeit durch zwei Sterne erster Größe glänzte. Das waren: die Schechner und Pellegrini. Sie beide mehrmals gehört zu haben, gehört zu meinen angenehmsten Rückerinnerungen. Erstere mochte ich vergleichen mit welcher ersten Sängerin ich immer wollte, so gab ich ihr den Vorzug und das selbst auch vor der Malibran, die ich in jener Zeit einigemale in Paris gehört hatte. Der reine, liebliche, seelenvolle und dabei in der größten Fülle strömende Klang ihrer Stimme riß hin und bezauberte. Schade, daß sie so schnell von der Bühne abtrat. Bei meinem diesmaligen Aufenthalte hörte ich sie in Romeo und Julie am 18. Juni 1833.

Den Tag darauf reiste ich nach Stuttgart ab. Hier aber war es für mich nicht mehr wie sonst, denn es hatte mir der Tod einen doppelten Schatz: den Hofrath C. C. André und den Baron v. Cotta entrissen. Das innige Geschäfts- und Freundschafts-Verhältniß, in welchem ich zu letzterem lange Jahre hindurch gestanden, war in Beziehung auf seine hinterlassene Firma gelockert und ging im weitern Verlaufe der Zeit seiner Auflösung entgegen, und nur schwache Fäden (in meinen Arbeiten für die Allgemeine Zeitung und für das Ausland) haben es bis jetzt noch zusammengehalten. Bei Lebzeiten des alten Baron G. v. Cotta war er ein- für allemal Verleger aller von mir verfaßten landwirthschaftlichen Werke, auch war ich fleißiger Mitarbeiter an der Allgemeinen Zeitung, am

Morgenblatte und am Auslande. Nach seinem Tode erhoben sich bald da bald dort Anstände und so verminderten sich allmählig meine Beiträge für die genannten Blätter.

Die fünf Tage, welche ich diesmal in Stuttgart zubrachte, verlebte ich mit Wolfgang Menzel, meinem Freunde dem Geh. Rathe v. Weckherlin und dem Baron v. Cotta (Sohn) im geistigen und geschäftlichen Verkehr. Ausflüge auf die königlichen Privatgüter, Weil und Klein-Hohenheim, sowie die mehrmalige Besteigung des Bopser (ein Berg bei Stuttgart) ließen mir die Zeit nicht lang werden. Stuttgart hat an sich schon sehr viel Gemüthliches und dies erhöht sich, wenn man liebe Freunde dort hat.

Am 24. Juni trat ich meine Weiterreise, und zwar zunächst rückwärts, an. Mit einem Salinenrath, Namens Wolf aus München, fuhr ich bis nach Augsburg. Wir waren beide anfangs sehr schweigsam, lernten uns aber endlich verstehen und unterhielten uns sehr angenehm, so daß wir beide aufrichtig bedauerten, nicht noch weiter Reisegefährten sein zu können. Meine Tour ging von da nach Tirol, die seinige in die Heimath.

Oberhalb Augsburg, bei Bayer-Diessen hatte ich — wie bereits erwähnt — eine kleine Pachtung, Behufs der Anlegung einer edlen Schäferei, übernommen. Das Gut hieß Abetsried, war klein und es sollten die Felder durch Rodungen vergrößert werden, was zwar geschah, aber sehr schwierig war, auch mit dem Erfolge nicht im Einklange stand. Die Triften waren für hochedle Schafe nicht geeignet und da ein Beamter, den ich aus Schlesien dahin gegeben, nicht Uebung und Erfahrung genug hatte, so ging es schlecht und ich erlitt beträchtliche Verluste. Meine Reise ging von Augsburg aus dahin. Ein heftiges Gewitter, welches bei meiner Ankunft ausbrach, war gleichsam eine Andeutung von den Stürmen, die ich dort noch erfahren würde. Mit einem Worte: es gingen die Hoffnungen, die ich wegen dieser Pachtung gefaßt, nicht in Erfüllung.

Meine Reise setzte ich nunmehr über Murnau nach Tirol fort. In Innsbruck, wo ich am 29. Juni zu Mittage ankam, ging mir das Herz auf. Das romantische Land hatte sich mir schon bei Zurücklegung

der letzten Poststation aufgethan. Da lagen die Bergriesen im blauen Duft vor mir und da umgaben mich schon die kräftigen Bewohner des hier wohnenden hochpatriotischen Volks. — Wunderbar war mir der Wechsel des Klima's, wie ich ihn hier auf die Distanz von $1^1/_2$ Meilen fand. Oben auf der Höhe stand der Roggen noch in der Blüthe, während er unten im Thale schon geerntet war. Dort nur Roggen und Hafer, hier große Maisfelder. — Bei Innsbruck kann man mit vollem Rechte von seinen Herrlichkeiten sprechen: denn es ist eine wahrhaft schöne und in aller Art ansprechende Stadt. Die drei Tage, welche ich darin verweilte, waren recht eigentliche Festtage. Daß ich die geschichtlichen Merkwürdigkeiten nicht ausließ, denkt man sich leicht, und so zog mich denn auch das Belvedere und die Martinswand an. Leider mußte ich einen vorhabenden Ausflug nach Ambras und in's Zillerthal aufgeben. Ich wohnte in dem Gasthofe, in welchem Andreas Hofer während der Zeit gewohnt, wo er den Volksaufstand gegen Frankreich und dessen Alliirte im Jahre 1808 organisirte. Ihn hatte der Patriotismus und die treue Anhänglichkeit an das österreichische Kaiserhaus zu einem wahrhaften Helden gestempelt, und es schnitt in's Herz, wenn man bedachte, daß die eiserne Zeit sein Ende zu einem so tragischen gemacht hat.

In Innsbruck ward ein Einspänner zur Weiterreise gedungen, mit welchem es über die Vorberge des Brenners hinauf so langsam und schwer ging, daß ich ausstieg und zu Fuß wandelte. Da kam hinter mir eine Kutsche, deren Inhaber mich einlud, sein Reisegefährte sein zu wollen. Ich besann mich nicht lange, sandte meinen Einspänner zurück und nahm die Einladung an. Er war ein sehr jovialer Mann, Kaufmann aus Mosburg, der viel Kurzweil trieb und mich herrlich unterhielt. Von Geburt war er ein Italiener, der nach Deutschland gekommen und nunmehr in Mosburg in Bayern ansässig war. Er war aber in den 20 Jahren, die er bereits dort wohnte, ein so vollkommner Bayer geworden, daß ihm sein Bier über Alles ging; daß er eine Art von Romantik in der Wilddieberei fand; und daß er die Tiroler haßte, weil sie in jenem Gebirgskriege seinen Landsleuten so arg mitgespielt hatten. Sah er nun die kräftigen und kecken Männer, so murmelte er immer zwischen den Zähnen: „Spitzbube." — Unser erster Anhalt war im

Gasthofe auf der Höhe des Brenners, welcher damals durch eine schöne Kellnerin viel Renommée hatte. Mein Reisegefährte suchte sich ihr zu nahen, ward aber in einer Art zurückgewiesen, die ihn von jedem weitern Versuche abhielt. Das fand er sonderbar und meinte: die Kellnerinnen in Bayern wären sonst nicht so spröde. Nicht besser, wie ihm, ging es einigen anderen jungen Männern, was mir viel Vergnügen machte.

Auf der Weiterreise unterhielt mich mein Humorist von mancherlei Wildereien, und er fand keinen Schimpf darin, sich als Raubschützen aufzuführen. Daß es dabei stets auf Leben und Tod gehe, erzählte er mit Genugthuung und fand eine Bravour darin, meinte auch, daß die anständigsten Leute mit ihm darüber gleicher Ansicht wären. Schon in Abetsried hatte ich Aehnliches gehört und mein dasiger Beamter theilte mir mit, daß überall, wo man einen Raubschützen sähe, es das Gerathenste sei, keine Notiz davon zu nehmen, vielmehr sich so zu nehmen, daß derselbe nicht ahne, daß man ihn bemerke, weil man sonst leicht mit einem Schusse regalirt werde.

In Mittewald nahmen wir unser Nachtquartier und hier sprudelte der Humor meines Reisegefährten ganz besonders. Da hätte es aber bei'm Souper, welches wir in großer Gesellschaft hielten, bald Streit gegeben: denn er ließ seinen Haß gegen die Tiroler durchleuchten, so daß einige junge Bursche schon Miene machten, sich an ihm zu vergreifen, was ich aber glücklicherweise noch vereitelte. — Bis nach Drauburg ging unser Weg zusammen, von wo aus er südlich, ich aber östlich reiste. Beide trennten wir uns ungern, auch hätte er mich gern bewogen, eine Detur zu nehmen und noch ein Paar Tage mit ihm zu reisen, was aber gegen meine Grundsätze war, da ich stets meinem Ziele in der gradesten Richtung zugesteuert bin und immer meinen festen Willen bewahrt habe.

In Drauburg bestätigte sich mir wieder die auf meinen Reisen in Oesterreich vielfach gemachte Erfahrung von der Humanität und Zuvorkommenheit des Mehrtheils der dasigen Offiziere. Sie unterstützten mich mit ihrem Rathe für die Weiterreise und waren thätig, mir ein Fuhrwerk zu verschaffen. Es war dies ein einspänniges Kabriolet, ohne Verdeck, was freilich bei dem regnichten Wetter, was ich hatte, sehr unbequem war. Mein Kutscher war eine wunderbare Erscheinung und ein

treues Bild von Elsender, welchen Walter Scott in seinem schwarzen Zwerg darstellt. Er zerbrach sich den Kopf über meinen Stand und mein Vaterland, und hielt mich endlich, da ich einigemal ausstieg und Mineralien suchte, für einen Schatzgräber, was er sich auch nicht mehr ausreden ließ. — Endlich holte ich in Villach den Postwagen ein, auf welchem ich bis nach Klagenfurt fuhr. Ich hatte mir diese Stadt schöner gedacht, als ich sie fand, weshalb ich mich denn auch nur einen halben Tag dort aufhielt. Gern hätte ich den Ritter Franz von Moro, mit dem ich mehreremale in Brünn und Wien bei den landwirthschaftlichen Versammlungen zusammengetroffen war, besucht, aber meine, nicht immer zu lobende Eile ließ das nicht zu und ich fuhr Nachmittags (5. Juli), und zwar wieder mit einem Einspänner weiter. Mein Nachtquartier nahm ich in Lavamund, was seinen Namen wohl von einem früher hier thätig gewesenen Vulkane herleiten mag.

Wie furchtbar die Drau bei Hochwasser wüthen mag, konnte ich aus den ungeheueren Felsblöcken entnehmen, die sie in ihrem Bett fortgewälzt hat und die stellenweise weit von ihrem Ufer weggeschwemmt sind. So schöne Partieen nun auch die Thäler bieten, welche ich von Sterzing an, unterhalb dem Brenner durchreisete, so fühlte ich mich doch sehr gedrückt, da ich vier Tage lang immerfort zwischen hohen Bergen war und nirgends eine freie Aussicht genoß. Nur bei Lienz im Pusterthale thut sich eine kleine, aber ringsum eingeschlossene, flache Landschaft auf, die wahrhaft bezaubernd schön ist, und deren Reiz durch das nette freundliche Städtchen noch erhöht wird. Und mit dem Orte standen auch seine Bewohner im Einklange. Ein schöner Menschenschlag mit vieler Politur und Gemüthlichkeit sprach mich ungemein an. Insbesondere sah ich hier mehrere wahrhaft schöne Frauen- und Mädchen-Gesichter, deren Reiz durch ihre Natürlichkeit erhöht wurde. Die zwei Stunden, welche ich hier Mittag hielt, flogen so rasch dahin, daß ich fast schwankte, ob ich nicht bis zum andern Morgen da bleiben sollte. Das ließ aber meine Strenge in der Ausführung meines Reiseplans nicht zu und so riß ich mich denn los, und fuhr mit einspänniger Extrapost, die man zu jener Zeit in diesem Landestheile haben konnte, weiter. — Meine Aufmerksamkeit ward auf dieser Thalebene durch die musterhafte Agri-

kultur gefesselt. Diese und der gute Boden, verbunden mit milder und geschützter Lage, machten, daß die Früchte außerordentlich üppig standen. Die Weizen- und Mais-Felder ließen nichts zu wünschen übrig; der Roggen war bereits geerntet. — Wer als Landwirth angenehm leben und besonders den Abend seines Lebens in philosophischer Ruhe und Gemüthlichkeit hinbringen wollte, der müßte sich hier ansiedeln.

Am 7. Juli erreichte ich mein diesmaliges Reiseziel. Es war Thurnisch, unweit Marburg in Steiermark, dem Grafen Schönfeld gehörig. Der erste Eindruck, den die Umgebung auf mich machte, war kein wohlthuender. Der flache, magere, viel mit Steinen durchsetzte Boden war bei der vorherrschenden Trockenheit ausgebrannt und ich fand die Schafheerde, auf welche es eigentlich abgesehen war, in schlechtem Nahrungszustande, wozu dann auch noch andere Uebelstände, wie unter andern Viehkrankheiten (bei den Schafen Blutharnen) kamen, so daß ich wohl einsah, daß hier ein Unternehmen, was ich beabsichtigte, scheitern müßte, weshalb ich auch bald davon absah. Es handelte sich nämlich um die Errichtung einer Antheilschäferei, wie ich deren bereits in Böhmen gehabt, und damals noch in Oesterreich (mit dem Grafen Breuner in Grafenegg) hatte. Die Lokalität und das verwaltende Personale fand ich viel zu wenig geeignet, um ein solches Unternehmen einzugehen, und ich ließ es deshalb auch alsbald fallen. So mußte ich mich denn damit begnügen, daß diese Reise blos eine Lustpartie und keine Geschäftsreise geworden war.

An Unterhaltung fehlte es mir während der zwei Tage, die ich mich dort aufhielt, nicht: denn ich ward im Hause des Grafen mit jener feinen und wohlthuenden Hospitalität aufgenommen, wie man sie bei'm Mehrtheile der österreichischen Magnaten findet. Das Wetter war herrlich und insbesondere waren die Nächte so reizend, wie man sie im Norden so selten hat, dabei war der Himmel so blau und die Sterne schimmerten so klar, daß ich mich wie nach Italien versetzt fühlte, und meiner Gewohnheit, zeitig zu Bette zu gehen, hier gern entsagte.

Am 9. Juli reiste ich zurück und zwar zunächst nach Gratz. Wer diese Stadt reizend nennt, thut das nicht im vulgären Sinne. Sie ist der Solitär in der Krone, welche die herrliche Landschaft ist. Einen lieb-

lichern Anblick, als die Umgebung von Gratz, vom Schloßberge herab gesehen, kann man so leicht nicht haben. Der Abend rückte bereits heran, das Wetter war schön, die Luft durchsichtig wie Krystall und die Farbenmischung der mit Gebüsch bekränzten rings um die Gegend gezogenen Berge war so mannigfaltig und so schön, daß ich in Phantasieen mich verlor, aus denen mich aber leider rauhe unheimliche Töne weckten. Es kamen diese aus dem am Fuße des Berges liegenden Irrenhause. Doch wurden sie bald von dem Klange einer rauschenden und sehr guten Musik überhallt, die vom Marktplatze heraufrauschte, wo das Musikcorps des hier in Garnison stehenden Militärs spielte. Das gab denn zusammen eine Romantik, wie ich sie kaum je in meinem Leben genossen und das hat das Andenken davon so treu in meinem Gedächtniß erhalten, daß es mir heute noch — wo ich dies schreibe — ist, als wäre sie noch keine drei Jahre vorüber. — Des Abends besuchte ich das Theater, wo ich die Bühne vortrefflich besetzt fand, und damit die Harmonie durch nichts gestört werde, auch sehr angenehme Nachbarschaft hatte. Da hätte ich denn tiefen Trübsinn im Herzen haben müssen, wenn es mir in dieser Stadt nicht hätte gefallen sollen, zumal ich auch noch im Gasthofe gut aufgehoben war.

Und dennoch reisete ich schon am andern Morgen wieder ab, mache mir aber noch heute Vorwürfe darüber, daß ich nicht ein Paar Tage aufwandte zu Ausflügen in die Umgegend. Mein starres Festhalten, verbunden mit der größten Pünktlichkeit, wenn ich einmal einen Plan auszuführen beschlossen hatte, ist mir zwar im Ganzen stets förderlich gewesen, hat mich aber doch auch um manchen Lebensgenuß gebracht.

Meine Richtung war die nach der Heimath, und da — wie ich schon früher berichtet habe — es mich stets aus der Fremde stark nach derselben zog, so trat ich sie mit frohem Herzen an. Zwischen ihr und mir lag das romantische steyersche Gebirge und hinter diesem die Sudeten, also zwei mächtige Wälle, die ich zu übersteigen hatte. Ich mache diese Bemerkung deshalb, weil ich stets, wo ich auch immer sein mochte, in meinen Gedanken die zwischen mir und den Meinigen liegenden Entfernungen und die Zeit berechnete, welche ich brauchte, um sie zu durchreisen. Wären mir die, zu jener Zeit noch nicht bekannten, Eisenbahnen

zu statten gekommen, so hätte sich Alles auch viel leichter und schneller gemacht; ich würde da jedoch auch manchen Genuß weniger gehabt haben, wie unter andern auch den, daß ich überall, wo es nur thunlich war, Höhen erstieg, um ein lebendiges und vollständiges Bild in mich aufzunehmen, was mir viele frohe Stunden der Erinnerung gebracht hat und noch bringt. Die Menschen und die Natur scharf aufzufassen, war von jeher meine Lieblingsbeschäftigung, wogegen ich mich mit Kunstgegenständen, Antiquitäten u. dgl. m. weniger befaßte.

Meine Reise ging per Landkutscher. Ich hatte sehr gemischte, nichts destoweniger aber unterhaltende Gesellschaft, aus Slaven und Deutschen, Männern und Frauen bestehend. Beide Nationalitäten sind dort so in einander verschmolzen, daß ein Norddeutscher sehr gegen beide absticht, und z. B. ein Franzose jenen mit diesem gar nicht zu einer und derselben, nämlich der deutschen Nation zählen würde. Die österreichische Gemüthlichkeit aber hat das gesellige Leben fast im ganzen Umfange dieses so ausgedehnten und mit so verschiedenen Nationen bevölkerten Staates innig durchdrungen, und sie tritt mehr oder weniger bei allen in ihm wohnenden Volksstämmen hervor; ja selbst dem ernsten Magyaren und dem in niederer Kultur lebenden Wallachen ist sie aufgedrückt. Die Freuden der Geselligkeit und — soweit es immer thunlich — einer guten Tafel sind die Genüsse, nach denen man dort vorzüglich strebt, wodurch aber der sinnliche Mensch über den reflectirenden die Oberhand gewinnt. Für solche Naturen aber eignet sich der Katholicismus mehr als der strenge Protestantismus, und es gewinnt daher auch der letztere dort kein weites Feld.

Der eigentliche Centralpunkt dieses österreichischen Lebens ist in Wien, und es ist daher begreiflich, daß sich der Fremde dort sehr bald einheimisch fühlt. Das mußte nun auch ganz besonders mit mir der Fall sein, da ich dort, wohin ich so oft kam, überall bekannt war und auch viele Freunde und Gönner gefunden hatte. Jetzt fährt man auf der Eisenbahn von Wien nach Gratz in wenigen Stunden, damals dauerte die mit dem Landkutscher gemachte Reise drei Tage. — Besonders lebhaft ging es auf den beiden Nachtquartieren, die wir machen mußten, zu. Es war in Mürzhofen und Neunkirchen. Die Scenen und Bilder,

welche sich dort darstellten, wären ein würdiges Object für den Hogarth=schen Pinsel gewesen. Die Hauptfigur ist in solchen österreichischen Wirthshäusern fast immer der Wirth, öfter aber noch die Wirthin, und nächst diesen der Hausknecht und die Kellnerin, welche sich alle vier im besten Ansehen zu erhalten wissen. Vergebens würde man in Nord=deutschland nach ähnlichen Erscheinungen suchen.

Da ich zu jener Zeit Mitredacteur der österreichischen landwirth=schaftlichen Zeitschrift war, so fand ich viel für dieselbe zu ordnen und zu arbeiten; auch brachte mich das öfter mit dem Hauptredacteur, Herrn Mayer, zusammen, der als Fürstlich Schwarzenbergischer Kanzlei=Ober=beamter mir so manche interessante Mittheilung über die Verwaltung des ungeheueren Güter=Complexes dieses Magnaten machte. Von welcher Art diese Verwaltung sein mußte, mag man daraus abnehmen, daß manche ihm gehörige schöne Herrschaft kaum die Kosten trug und von einer Rente also keine Rede war. Nach dem nicht lange darnach er=folgten Tode des alten Fürsten ward von dem Majoratserben kräftig eingegriffen, eine Menge von Mißbräuchen wurden abgeschafft, eine bessere Regie ward eingeführt und damit die Güter zu höherem Ertrage gebracht. Wie hoch derselbe aber überhaupt steigen könne, das läßt sich berechnen, wenn man weiß, daß die sämmtlichen Güter zusammengenommen wohl gegen zehn deutsche Quadratmeilen betragen und zum größten Theile in guten Gegenden (meist in Böhmen) liegen. — In der neueren Zeit, d. i. seit 1848 haben sie an Einkünften enorm verloren und man kann die Aufhebung der Robot (Frohne) auf denselben auf hunderttausende von Gulden anschlagen. Wie aber diese Frohne geleistet wurde, darüber habe ich Erfahrungen sammeln können und nur wegen der unglaublich schlechten Leistung konnten auch die Ablösungssätze so niedrig gestellt werden. Sie sind: für einen zweispännigen Zugtag 30 Kr. W. W. (= 4 Sgr.) und für einen Handtag 12 Kr. W. W. (= $1^2/_5$ Sgr.). Indeß werden die Früchte der Ablösung und Aufhebung der vielen Servituten, welche den Aufschwung der Landwirthschaft hemmten, mit der Zeit nicht ausbleiben, und sicher schon an's Licht getreten sein, wenn diese meine Denkwürdigkeiten erscheinen werden. — Ich will nur noch, als einen Beweis für die Art der Administration der Fürstlich Schwarzen=

bergischen Güter in der alten Zeit, eine Anekdote mittheilen, aus welcher man auf das Uebrige schließen konnte.

Ein Rentmeister auf der Herrschaft K. führte ein so luxuriöses Leben, daß er mit seinem sonst sehr guten Gehalte lange nicht auskam und deshalb Kassen-Defecte machen mußte. Der Director der Herrschaft konnte, wenn er der eigenen Verantwortlichkeit entgehen wollte, diesem Treiben nicht länger zusehen, und kam deshalb beim Fürsten ein. Dieser gab anfangs keinen Bescheid und da der Director seine Vorstellung wiederholte, so antwortete er ganz mißmuthig: „Ihr laßt's mir auch gar keine Ruhe." Indeß ward die Sache immer schlimmer, und es mußte sich endlich der Fürst (der in Wien wohnte) doch entschließen, einmal hinaus zu kommen. Der Rentmeister ward citirt und der Principal hielt ihm sein unredliches Treiben in sehr mildem Tone vor, indem er ihm sagte: Wie kannst Du mir doch so etwas anthun, da Du weißt, daß ich Dich immer so gern gehabt habe. Ja! Ew. Durchlaucht, gerade das, daß die ganze Welt weiß, daß ich so glücklich bin, Ihr Liebling zu sein, hat mich bestimmt, mich auf anständige Art zu zeigen, und da reichte mein Gehalt nicht aus. Nun, fuhr der Fürst im vorigen Tone fort, hättest Du mir das nicht sagen können? Dann hätte ich Dir Zulage gegeben und es wäre nicht erst Spektakel geworden. Daß ich Dich nicht länger hier lassen kann, das siehst Du wohl ein. Hiermit ward er entlassen. Der Fürst aber dekretirte, daß der Rentmeister auf eine andere Herrschaft versetzt wurde und dort fast den doppelten Gehalt wie früher bekam. Die Nutzanwendung mag den Lesern überlassen bleiben.

Mein Weg in die Heimath ging wieder über Senftenberg. Der Fortgang der Oekonomie machte mir zwar Freude, entsprach aber doch nicht ganz meinen Erwartungen; denn ich hatte dort mit einer Menge von Hindernissen zu kämpfen, die, hätte ich sie vor Abschluß des Vertrages gekannt, mich sicher davon abgehalten hätten. Das größte aber lag in der Politik des Besitzers, der meiner Mühe und den schon erreichten Resultaten nicht volle Gerechtigkeit und Unterstützung widerfahren ließ. Insbesondere aber trat ein böser, schon einigemal citirter, Geist zwischen uns. Mit diesem kam ich in Conflict, was kein Wunder war, da unsere Charaktere diametral aus einander gingen und er nebenbei auch noch seine Autorität und

seinen Einfluß bei seinem Principale durch mich gefährdet glaubte. Zwar kam er mir im Anfange auf alle Art zuvor und bewies mir die größte Aufmerksamkeit. Ich aber sah überall den Schalk durchblicken und entdeckte auch bald, wie er im Stillen Alles aufbot, um meine Stellung zu untergraben und meine Anordnungen zu stören. Welche Katastrophe er mir dadurch allmählig vorbereitete, das werde ich weiterhin erzählen.

Ich fand die Feldfrüchte in gutem Stande, trotzdem daß das Jahr 1833 ein sehr regnichtes war, und grade keine sehr reichliche Ernte in Aussicht stellte. Mir ward aber die große Genugthuung, daß zwei kompetente Richter, Graf Bubna und Graf Schulenburg, welche beim Baron zum Besuch waren, erklärten, ich habe Außerordentliches geleistet, und man kenne die Senftenberger Feldmarken, in ihrem jetzigen brillanten Stande, kaum wieder. In ähnlicher Art hatten sich die beiden im vorigen Kapitel angeführten Engländer geäußert: die da meinten, man wirthschafte, wie sie hier sähen, in Deutschland fast verständiger als in England. Dem Baron schmeichelte das, auch würde ich gut mit ihm ausgekommen sein, wenn mir nicht der genannte Mephistopheles entgegen gewesen wäre, der schlimmer Weise einen Einfluß auf ihn hatte, der kaum zu begreifen war, und der durch wunderbare Verhältnisse begründet sein sollte.

Glückliche Tage verlebte ich im Schooße der Meinigen, zu denen ich am 24. Juli zurückkehrte, die aber nur von kurzer Dauer waren, weil die nahe Ernte mich schon Anfang August wieder nach Senftenberg rief. Diese ward durch die fortwährend schlechte Witterung, sowie durch eine ungewöhnlich niedrige Temperatur (es war am 6. August sogar nur + 6 Grad Reaumur) sehr erschwert. Am 8. und 9. August ging letztere sogar so weit herab, daß in der Nacht in den Niederungen Eis war und das Kartoffelkraut erfror. Wie aber nach diesen Nachtfrösten die Temperatur wieder höher ging, so folgten Gewitter, welche eine neue Regenperiode einleiteten, die bis in die letzten Tage des August fortging, wobei vieles von der Ernte verdarb.

Eine neue, für mich sehr wichtige Reise trat ich Ende August nach Ungarn an. Nach der Auseinandersetzung mit dem Baron Cotta, bei welcher ich die in Hohenkammer (unweit München) mit ihm gemein-

schaftlich besessene Merino-Schäferei für meine Rechnung übernommen und zeitweilig in Abetsried aufgestellt hatte, war mein Plan, dieselbe nach Ungarn zu bringen, um sie dort zu verkaufen. Sie ward daher auf den Marsch gebracht, und ich wollte sie in Wien erwarten. Dort angekommen, glaubte ich sie schon vorzufinden, was aber nicht der Fall war, weil sie durch das viele Regenwetter sehr aufgehalten worden war. Wie sehr dieselbe, da sie endlich nach mehreren Tagen ankam, an Aussehen gelitten hatte, das begreift sich leicht, ebenso auch das, daß mir die Sache viel Kummer und Sorge machte. Dennoch aber verlor ich den Muth nicht und hielt fest an meinem Vertrauen auf die Vorsehung. Hätte mich aber das nicht aufrecht erhalten, so wäre meine Lage sehr verzweifelt gewesen: denn das Regenwetter dauerte auch noch im September fort und erschwerte den Transport der Schafe immer mehr, und das trieb die Kosten auf eine enorme Höhe, was mich in große Verlegenheit brachte. Als die Schafe endlich über Wien hinaus waren, reiste ich ihnen voraus, nachdem ich erst noch die Beförderung derselben über die ungarische Grenze besorgt hatte. Die dabei vorkommenden Schwierigkeiten half mir ein Güterverwalter, Namens Ott in Hainburg, beseitigen, dem ich dadurch zu großem Danke verpflichtet war.

Am 17. September in Pesth angekommen, suchte ich alsbald meinen edlen Freund v. Bartossagh auf, hörte aber zu meinem Schrecken, daß er in Wien sei. Bei ihm wollte ich Hülfe suchen, da ich von Gelde dermaßen entblößt war, daß ich nicht wußte, womit ich meine Rechnung im Gasthofe bezahlen sollte. Welche Nacht ich da verlebte, kann man sich leicht denken. Am anderen Morgen suchte ich den Schwiegersohn meines Freundes auf, der mich an dessen Frau wies. Von ihr bekam ich nähere Auskunft, sowie die tröstliche Hoffnung, daß ihr Mann in wenigen Tagen zurückkehren werde. Da ich das jedoch aufs Gerathewohl nicht abwarten konnte, so fuhr ich sofort nach Scheliß, wo ich in dem Hause des Grafen Johann Esterhazy mit größter Herzlichkeit aufgenommen wurde, auch ohne Anstand Geldvorschuß bekam, was meinen tiefen Kummer stillte und mir die Mittel gewährte, meine Schafe weiter flott zu machen und sie nach Scheliß zu instradiren.

Unterdeß waren die Treiber in forcirten Märschen mit den Schafen

nach Pesth gekommen und es mußten nun diese armen Thiere wieder rückwärts, wodurch ihr Marsch um mehr als zehn Meilen verlängert wurde. Daß sie alle diese Strapazen und noch dazu bei sparsamem und schlechtem Futter aushalten würden, hätte ich nicht gedacht. Dennoch kamen sie gesund an, und der erlittene Verlust (es waren gegen 400 Stück) betrug kaum 5 %. Die Unruhe und Sorge, welche ich bei diesem Transporte ausgestanden, ist unbeschreiblich und hätte mich mein Vertrauen auf den lieben Gott nicht aufrecht erhalten, so wüßte ich nicht, wie ich das Alles ertragen hätte.

Nachdem ich nunmehr die armen Thiere einstweilen in Scheliß untergebracht hatte, entwarf ich einen Plan, wie ich ferner über sie disponiren wollte. Dabei war mir mein vortrefflicher Freund, v. Bartossagh behülflich und sie wurden auf der Besitzung eines seiner Freunde für den Winter aufgestellt. Leider aber ging der Unstern, der über ihnen waltete, noch nicht unter und ich fand sie, als ich im folgenden Frühjahr wieder nach Ungarn kam, in einem sehr desolaten Zustande. Die Folgen der auf dem Transport erfahrenen Unbilden, dazu noch eine etwas sorglose Haltung den Winter hindurch hätten sie dezimirt und ich erlitt dadurch einen sehr schmerzlichen Verlust.

Aber es wurden auch die dunklen Trauertage, die ich den September hindurch verlebt hatte, durch viele Lichtblicke erheitert, zu denen ich vor allem auch die große Güte meiner Freunde, des Grafen Esterhazy und des Herrn v. Bartossagh zählen muß. Alsdann erhielt ich auch in Pesth, während meiner größten Bedrängniß einen sehr erfreulichen Brief von meiner guten Gattin, welcher die Nachricht enthielt, daß ein Herr v. Petrini aus der Bukowina 5 Merinowidder und 20 Mutterschafe von mir zu haben wünschte. Da wählte ich denn von dem Haufen die besten aus und schickte sie von Scheliß aus, von wo sie schon einen guten Theil des Weges voraus hatten, ab. Es wurden passende Fuhrwerke hergerichtet und als Begleiter ein Schafknecht mitgegeben, der den Trieb von Bayern her mitgemacht, auch früher schon bei dem Transporte, den ich im Jahre 1830 nach Paris gebracht hatte, gewesen war. Dieser junge Bursche von 18 Jahren machte also binnen wenig Jahren Reisen durch halb Europa.

Nachdem ich endlich Alles in Ordnung gebracht hatte, reiſete ich am 7. October von Scheliß ab. Noch habe ich aber anzuführen, daß ich durch den Verkauf von zwei Widdern an den Grafen Eſterhazy in Stand geſetzt worden war, ſowohl den Transport in die Bukowina, als auch die Koſten meiner Rückreiſe beſtreiten zu können. — Auf meiner Rückreiſe aber hatte ich noch eine Angelegenheit von Senftenberg abzuthun. Es war dies der Ankauf von ſteyermärkiſchen Kühen, von denen ein Stamm allda aufgeſtellt werden ſollte. Es ſtanden zu jener Zeit die ſteyermärkiſchen (Mürzthaler) Rinder in ſehr gutem Rufe, den ſie auch verdienten, indem die Kühe dieſer Raſſe ſehr gut zur Milchnutzung ſind, und auch viel Maſtfähigkeit haben. Der Stamm, den ich kaufte, zeichnete ſich aus und durch ihn ward die Rindviehzucht auf der Herrſchaft weſentlich verbeſſert.

Mittlerweile hatte ſich das Wetter gebeſſert und es blieb den ganzen October hindurch ſehr ſchön, ſo daß die ſehr zurückgebliebenen Feldarbeiten alle nachgeholt und auch die Saaten gut beſtellt werden konnten, was beſonders für unſere Oekonomie von Wichtigkeit war, wo durch die ſchlechte Ableiſtung der Robot die Beſtellung ſich immer verſchleppte und auch nicht grade normal vollzogen wurde.

Endlich kam ich, nach zweimonatlicher Abweſenheit am 23. October zu den Meinigen zurück, genoß jedoch die Freude des Wiederſehens nicht ungetrübt, weil wir, wegen des Mißlingens meiner Geſchäfte, in großer Geldbedrängniß waren. Wo dieſe aber herrſcht, da wird der häusliche Friede nur gar zu oft geſtört, weil die Gemüther niedergedrückt und zur Uneinigkeit geſtimmt ſind. Wohl hilft Liebe und Anhänglichkeit Vieles ertragen, aber dennoch erliegt zuweilen auch der Starke und giebt ſich dem Trübſinn hin. Doch hat mich der Himmel mit Kraft begabt, mich in widriges Geſchick leicht zu finden und mich von vereitelten Hoffnungen nicht aus der Faſſung bringen zu laſſen.

Der regenreiche Sommer hatte, wie das faſt immer der Fall zu ſein pflegt, einen früh eintretenden Winter zur Folge, der ſchon mit dem November anfing und namentlich in den Gebirgsgegenden viel Schnee brachte. So konnten denn die Vorbereitungsarbeiten für das nächſte

Frühjahr nur theilweise vollzogen werden, was keine guten Aussichten für das nächste Jahr eröffnete. Jedoch waren die folgenden Monate so mild, daß fast alle zurückgebliebenen Arbeiten in diesen vollzogen werden konnten.

Sowie ich nun endlich etwas zur Ruhe gekommen war und länger zu Hause sein konnte, nahm ich die Feder wieder ernstlich in die Hand und schrieb neben den vielen Correspondenzartikeln ein neues Werk, unter dem Titel: „Hand- und Hülfsbuch für den kleinen Gutsbesitzer und Landwirth," welches im Cotta'schen Verlage 1834 erschienen ist. — Man kann aber viel vollbringen, wenn man die Zeit gut benutzt und im Fleiße nicht nachläßt. Bei alledem aber muß ich anführen, daß ich an meinem Schreibtische selten mehr als 3—4 Stunden früh sitze, und den Nachmittag zur Lectüre und zu körperlicher Bewegung anwende. Nur bei dringenden Arbeiten habe ich auch einige Nachmittagstunden zum Schreiben verwandt. Rechne ich allein nur meine Correspondenz, so füllt dieselbe so manche Stunde aus, da jährlich wohl im Durchschnitt 600—800 Briefe von mir geschrieben werden. Ich bin weit entfernt, meine Eitelkeit zu befriedigen, indem ich das niederschreibe; nur aussprechen wollte ich, was man zu leisten fähig ist.

Der December des Jahres 1833 war so mild, daß der Thermometer nur wenige Tage unter, sonst aber mehrmals 8—9 Grad über Null stand. Dabei kamen mehreremale sehr heftige Stürme vor. Der stärkste war am 19., der zum völligen Orkane ward und großen Schaden anrichtete. Die milde Temperatur aber kam der späten Herbsteinsaat sehr zu statten, ja es wurde noch in diesem Monate Roggen gesäet.

Lasse ich nun das Jahr noch einmal an meiner Erinnerung vorübergehen, so finde ich, daß es mir zwar viele trübe Tage gebracht, daß aber die Frucht nicht ausgeblieben ist. Ich hatte viel mit der Welt verkehrt, hatte Reisen gemacht, die zusammen weit über tausend Meilen betrugen — was zu jener Zeit, wo es noch keine Eisenbahnen gab, sehr viel war — und auf diesen hatte ich Bekanntschaften und Erfahrungen gesammelt, die mir in der Folge viel genützt haben. Insbesondere hatten herbe Schicksale und gar viele Widerwärtigkeiten dahin gewirkt, daß ich mir meiner physischen und moralischen Kraft bewußt, und die-

selbe gestählt ward, was mir auf meinem ferneren Lebenslaufe von großem Nutzen war. — Freilich war ich mittlerweile schon fünfzig Jahr alt geworden, dennoch aber fehlte es mir noch immer an rechter eigentlicher praktischer Lebensklugheit, die ich übrigens auch gar nicht vollkommen erlangt habe, weil mein tiefes Gemüth und meine dazwischen kommende Heftigkeit sie nicht zur vollen Geltung kommen ließen. — Trübe und glänzende Tage standen mir, wie meine weitere Erzählung beweisen wird, noch bevor.

Siebzehntes Kapitel.

Die zwei merkwürdigsten Jahre meines Lebens 1834 und 1835.

Gelinder Winter von 1833—1834. Neue Reise nach Ungarn. Drei sehr würdige Priester. Katastrophe in Senftenberg. Genauere Bekanntschaft mit den Fürstl. Lichnowskyschen Schäfereien. — Auch 1834—1835 ein gelinder Winter. Vorlesungen in Breslau über Land- und Volkswirthschaft. Reise und Unternehmungen in Siebenbürgen. Ungünstige Ereignisse aller Art.

Das Jahr 1834 begann mit heftigem Sturme (am 1. Januar), der von Regen begleitet war. Nach der milden Temperatur des Decembers von 1833 hätte man erwarten sollen, daß der Winter desto härter im Januar auftreten werde; aber es kam grade das Gegentheil: denn dieser Monat war so mild, wie oftmals der März nicht ist und es trat schon lebhafte Vegetation ein. Saaten und Wiesen grünten, die Temperatur stieg einigemale auf 9—10 Grad Wärme; kurzum es war wie zu Frühlings Anfang. Welche Folgen das auf den Jahrgang und auf die Oekonomie hatte, werde ich weiterhin mittheilen.

Meine Lebensweise blieb sich gleich; meine schriftstellerische Thätigkeit litt keine Unterbrechung; mein Umgang beschränkte sich auf wenige Freunde, zu denen ich auch den damaligen Escadronschef der in Münsterberg in Garnison stehenden Husaren-Schwadron zählte. Er war ein geistreicher, dabei aber zankfüchtiger Mann, der selbst mit seinen Regimentskameraden häufig in Spannung war. Wir kamen gut mit einander aus; dennoch aber geriethen wir später in Feindschaft, wobei er sich, gelind gesagt, nicht nobel benahm. Ich werde seiner Zeit hierüber noch einige Notizen geben.

Im Februar konnte ich beim schönsten Frühlingswetter eine Reise in's Gebirge nach meinem Geburtsorte Gottesberg machen, wo ich meine hochbetagten Eltern noch frisch und munter fand. Mein Vater

zählte damals 79 und meine Mutter 76 Jahre. Da ich meine Frau und meine beiden Töchter bei mir hatte, zu denen meine Eltern ganz besondere Zuneigung hatten, so machte ihnen unser Besuch sehr große Freude. — Ich habe noch nicht erzählt, daß sie vier Jahre früher ihr Ehejubiläum gefeiert hatten, an welchem ich mit meiner Familie Theil genommen. Das Fest war einfach im Familienkreise, aber grade deshalb sehr gemüthlich gefeiert worden. Das Jubelpaar war zu jener Zeit noch so gesund und rüstig, daß es eine Wonne war, dasselbe anzusehen. Trotz Noth und Sorge und vieler Arbeit waren beide noch kräftig, was besonders bei meiner Mutter viel sagen wollte, da sie 13 Kinder geboren hatte. Freude malte sich auf ihrem Gesicht, und sie thaten sich besonders auf meine und meiner Familie Anwesenheit etwas zu gute. Mit strahlendem Gesicht zeigte auch mein Vater einige Andenken vor, die ich ihm aus Paris mitgebracht hatte.

Noch kam auch im Februar kein Winter und auch dieser Monat trug den Frühlingscharakter. Mit dem 17. Februar hörte mein Aufenthalt in der Heimath wieder auf; denn ich trat an diesem Tage eine neue Reise nach Ungarn an, die abermals über Senftenberg ging, wo ich bis zum 24. verweilte. Die Revision der Wirthschaft befriedigte mich und insbesondere prosperirte die Schäferei. Noch baute ich große Hoffnungen auf gute Erfolge und auf eine mir endlich zufallende angemessene Rente und ahnete nicht, wie nahe der völlige Bruch bevorstand. Meine Gutmüthigkeit und mein blindes Vertrauen auf die Menschen leiteten mich irre. Bosheit, wie ich sie später erfuhr, hatte ich nicht für möglich gehalten.

Trotzdem, daß ich meine Weiterreise schon am 24. Februar antrat, kam ich erst am 27. nach Wien, obgleich diese Tour kaum 50 Meilen betrug, die man gegenwärtig auf der Eisenbahn in 12 Stunden zurücklegt. Welch einen Gewinn an Zeit hat man daher jetzt gegen sonst! — Meine Stimmung war auf dieser Reise sehr gedrückt und ich erinnere mich kaum jemals eine traurigere gehabt zu haben. Die Sorge für die Zukunft lastete schwer auf mir; denn es waren die Aussichten sehr trübe. In Wien jedoch bekam ich wieder Muth und zwar wurde derselbe durch meine dasigen lieben Freunde gehoben. Unter diesen nahm Herr Franz Ritter v. Heintl eine der ersten Stellen ein. Er war mir ungemein zugethan, hat mir auch stets mit Rath und That, und ganz besonders bei meiner

verwickelten Angelegenheit mit dem Baron Parisch von Senftenberg beigestanden. In seinem Hause befand ich mich wie im Kreise meiner Familie: denn seine Gemüthlichkeit war eine wahrhaft seltene.

Am 4. März reiste ich nach Presburg ab. Einen Abstecher nach Altenburg machte ich eigentlich völlig umsonst. Ich wollte die Bekanntschaft des in der Landwirthschaft berühmten Güter-Directors, Herrn v. Wittmann, machen, traf ihn aber anfangs nicht zu Hause, und da er — bei meinem wiederholten Gange zu ihm — grade bei Tische war, wo ich ihn nicht stören wollte, so reiste ich, ohne ihn gesehen zu haben, wieder ab. Es gehört zu meinen Eigenthümlichkeiten, mich nirgends aufzudringen, worin ich offenbar zu weit ging, wie das unter andern auch in Paris mit Herrn Girod de l'Ain der Fall war, mit dem mir es fast ganz so, wie hier mit Herrn v. Wittmann ging. — Von Altenburg sah ich nur die Außenseite, die übrigens glänzend genug war, um den Wunsch der inneren Besichtigung anzuregen.

Das Wetter blieb immerfort sehr schön, was meine Reise — die ich mit eigenen Pferden machte — sehr erleichterte. Ich will hier einschalten, daß ich mich in Ungarn durch den guten Wein sehr oft in eine heitere Stimmung trank, in welcher ich meine Lage in viel günstigerem Lichte, als gewöhnlich, sah, was dann im Allgemeinen den guten Eindruck machte, daß ich Ungarn sehr lieb gewann. Man möge jedoch nicht glauben, daß ich darin des Guten zu viel gethan habe.

Es war (der 7. März) der Tag, wo ich in Pesth ankam, so schön, wie wir ähnliche in Norddeutschland oftmals im Mai kaum haben. Mein Trübsinn ward durch meinen vortrefflichen Freund v. Bartossagh verscheucht. Er führte mich früh (am 8. März) in die Synagoge, wo wir dem nach neuem Ritus abgehaltenen jüdischen Gottesdienste beiwohnten, der so würdig war, wie man ihn nur irgend in einem christlichen Tempel haben kann. Mein Freund schilderte mir den daselbst fungirenden Rabbiner als einen ausgezeichneten Menschen und erzählte mir dabei, daß er mit dem Pater Albach (einem sehr würdigen katholischen Priester) und dem protestantischen Oberpfarrer in der innigsten Harmonie lebte. Darnach bildet man sich wohl bald sein Urtheil über alle drei.

Ich will bei dieser Gelegenheit einige Beobachtungen einschieben,

welche ich in Ungarn im Allgemeinen über religiöse Toleranz gemacht habe. Die Mehrzahl der Einwohner bekennt sich zur katholischen Kirche, die auch als solche — trotz der früheren liberalen Constitution — als die herrschende bezeichnet werden kann. In ihren Augen sind dort, wie überall, die Protestanten Ketzer und sie werden vom Volke den Juden kaum vorgezogen, von den Priestern aber fast nachgesetzt. Gegen Verfolgungen aber schützte sie die Constitution, auch waren sie durch dieselbe beim Landtage vertreten. Der gebildete Katholik erwies ihnen wohl keine directe Zurücksetzung, zog aber stets, wenn die Persönlichkeit gleich war, seinen Glaubensgenossen vor. Einst fuhr ich mit einer Gräfin F..... auf ihren Gütern umher. Wenn da von den Einwohnern der Ortschaften die Rede war, und es waren Protestanten, so sagte sie mit einiger Wegwerfung: „hier wohnen Helveten," waren es aber Katholiken, so hieß es: „hier wohnen Christen."

Am gedachten Tage Nachmittag führte mich mein Freund in's adelige Casino, wo ich einige sehr interessante Bekanntschaften machte. Er stellte es sich überhaupt zur Aufgabe, mich auf alle Art zu unterhalten und mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen. Bei einem Diner, welches dieser mein Freund v. Bartossagh mir zu Ehren gab, machte ich nebst vielen anderen auch die Bekanntschaft eines Herrn v. Vietoris, welcher seine landwirthschaftlich-ökonomischen Studien in Möglin gemacht und Deutschland sehr lieb gewonnen hatte. Er trug mir Grüße an seine deutschen Freunde, vornehmlich an den Freiherrn v. Zedlitz-Neukirch auf. Bei ihm hatte er mehrere Monate auf dessen Gute Tiefhartmannsdorf gelebt und erinnerte sich dessen mit tiefem Gefühl.

Am 11. März herrschte in Pesth ein Orkan, welcher Dächer abdeckte und großen Schaden anrichtete. Zu jener Zeit war in dieser Hauptstadt — so groß und glänzend sie auch bereits da stand — noch kein Postamt und es befand sich dasselbe in Ofen und dort auch eine Strecke aufwärts von der Schiffbrücke. In Pesth war nur eine Abgabe für leichte Briefe und es mußten solche, die von Effecten begleitet waren, vom Absender nach Ofen geschickt werden. Man hat heut zu Tage kaum noch eine Vorstellung, wie es möglich war, daß damals eine so große und blühende Handelsstadt noch an einer so mangelhaften Posteinrichtung litt. Ich hatte Briefe in die Heimath zu senden, die ich selbst zur Post brachte, wobei mich

mein Freund v. Bartoſſagh begleitete. Mittlerweile hatte ſich der gedachte Orkan erhoben und wir geriethen auf unſerem Gange in offenbare Lebensgefahr: denn außer den von den Dächern herabſtürzenden Ziegelſtücken, fanden wir bei der Rückkehr die Schiffbrücke geſperrt, weil der Sturm die Kähne ſo auseinander trieb, daß weite Spalten entſtanden. Wir brachen jedoch durch die aufgeſtellten Wachen und liefen in großen Lanzaden hinüber, was um ſo gefährlicher war, als der Sturm ſtromabwärts wehte und den an ſich reißenden Strom zu raſender Schnelligkeit trieb. Wir kamen indeß glücklich hinüber, dankten aber dem Himmel, daß wir kein Unglück genommen hatten. Bald darauf ging die Brücke aus einander und es trieben einige Kähne davon im Fluge den Strom hinab, was uns belehrte, welcher Gefahr wir uns ausgeſetzt hatten. Ich war der Kühnſte von uns beiden, und munterte meinen Freund durch mein Vorauslaufen zur Nachfolge auf. — Wir ruhten uns von den gehabten Fatiguen bei guten Freunden in einem Garten aus, wo wir in geſelliger Unterhaltung bis nach 11 Uhr des Abends beiſammen blieben.

Ich will mich hier in wenig Worten über das zu jener Zeit in Peſth und Ofen herrſchende geſellige Leben auslaſſen.

Familien- und Freundes-Verbindungen knüpften die beiden Schweſterſtädte eng aneinander, wobei man die Beſchwerde, welche die Brücke über die Donau veranlaßte, wenig achtete. In den Freundes- und Familienkreiſen herrſchte die größte Gemüthlichkeit und Zwangsloſigkeit, und es hielt für den Fremden nicht ſchwer, durch einen Freund oder Bekannten darin eingeführt zu werden. Mir ward das Glück vielfach zu Theil und ich befand mich daher jedesmal, wenn ich in Peſth war, überaus wohl. Dazu kamen noch die Theater, deren Peſth zwei und außerdem noch die Arena und Ofen eines und ebenfalls eine Arena hatten. So fehlte es denn nicht an Unterhaltung und Zerſtreuung. Wohl kann ich behaupten, daß ich mich in keiner Stadt ſo wohl befunden habe, und daß ich mich jedesmal, wenn ich weitere Ausflüge in Ungarn gemacht hatte, und wieder nach Peſth zurückkehrte, wie in der Heimath fühlte. An Spaziergängen war jedoch die Stadt, außer dem Stadtwäldchen, arm, dafür gab es aber in Ofen viele und ſehr reizende, zu denen insbeſondere der Blocksberg gehörte, den ich ſtets mit großer Vorliebe beſtieg und von wo ſich eine

herrliche Fernsicht bietet. — In den Gast- und Kaffeehäusern traf man stets sehr zahlreiche Gesellschaft. Von letzteren existirten wenigstens vierzig, die des Nachmittags alle besetzt waren. In denen des ersten Ranges waren 2—3 Billarde aufgestellt, die fortwährend benutzt wurden. Bei einer Bevölkerung von etwa 70,800 Seelen, wie sie Pesth damals hatte, muß das Erstaunen erregen; aber man muß bedenken, daß stets eine große Menge von Fremden anwesend waren; ferner aber vornehmlich auch das, daß es vielleicht in keiner Stadt verhältnißmäßig so viele vornehme und gemeine Bummler giebt, wie zu jener Zeit in Pesth.

Das milde Wetter hielt bis in die Mitte des März an, worauf aber der Winter sein Recht erst geltend machen wollte, indem er mit Schneegestöber und Kälte einzog. Das erschwerte meine Rückreise und machte mich nebenbei krank, so daß ich in Senftenberg das Bett mehrere Tage hüten mußte. Als ich endlich nur etwas wieder hergestellt war, eilte ich in die Arme der Meinigen zurück, von denen ich volle sechs Wochen getrennt gewesen war. Hier aber litt ich noch mehrere Wochen an den Nachwehen der Krankheit, die mich auf der Reise überfallen hatte und nur meine feste Körper-Constitution verwahrte mich vor einer völligen Niederlage. — Wie sehr aber der Mensch zum Sklaven der Gewohnheit wird, das habe ich an mir recht wahrnehmen können: denn so sehr ich an meinem Hause und an meinen Umgebungen hing, so hatte ich doch stets, wenn ich nach so langer Abwesenheit zurückkehrte, eine gewisse Unruhe, die mich immer wieder hinaustrieb. Indeß fesselte mich diesmal meine Kränklichkeit und das rauhe Wetter, welches bis über die Mitte des Aprils hinaus anhielt, an die Heimath, bis ich dann endlich nothgedrungen wieder nach Senftenberg mußte, wo in meiner Abwesenheit der Gang der Oekonomie stets lahm war.

Die Saaten standen Ende April schön, nur der Raps und der Klee hatten gelitten. Die Temperatur war wieder sehr mild geworden und die Schwalben zeigten sich schon in den letzten Tagen des Monats in Schwärmen, auch fingen die Bäume an zu blühen. Der Mai begann als voller Wonnemonat, in welchem Alles grünte und blühte. Nach dem so sehr gelinden Winter hatte man ein so zeitiges Frühjahr nicht erwartet. Kamen nun gleich noch rauhe Tage nach (es fror sogar noch in der Nacht vom 2.

zum 3. Juni), so entwickelte sich doch Alles sehr schnell und der Roggen trat schon im Anfange des Juni in die Blüthe, so daß vieler in der gedachten Nacht erfror und taube Aehren brachte. Bis zum 27. war der Mai warm, so zwar, daß die Hitze auf mehr als 20 Grad Reaumur stieg. In den letzten Tagen aber setzte das Wetter so um, daß das Hochgebirge sich mit Schnee bedeckte, in Folge dessen im Anfang Juni Nachtfröste kamen.

Als ich das Unternehmen mit Senftenberg einging, versprach ich mir, wie ich schon angeführt habe, glänzende Erfolge davon, weil die dasige, sehr im Argen liegende Oekonomie nach meiner Ansicht einer großen Verbesserung fähig war und dann einen hohen Reinertrag versprach. Leider ahnete ich nicht, auf welche Klippen ich stoßen würde, da ich die dasigen Verhältnisse nicht kannte. Die sämmtlichen Arbeiten wurden durch Robot ausgeführt, und diese ward äußerst saumselig geleistet. Zwar war ihr Werth sehr niedrig angeschlagen (ein zweispänniger Zugtag zu 30 Kr. und ein Handtag zu 12 Kr. W. W.), aber dennoch kam dabei nichts heraus, weil einmal die Anspänner und Arbeiter nicht zur rechten Zeit erschienen, und zum zweiten auch die Arbeit sehr schlecht geleistet wurde. Dazu kam noch, daß der Oberamtmann, welcher als erste sogenannte politische Person die Roboter zu ihrer Pflicht anzuhalten hatte, mir, wo er nur immer konnte, entgegenwirkte. Hierdurch ward die Spannung zwischen uns immer größer und er suchte jede Gelegenheit auf, wo er mir schaden konnte. Insbesondere suchte er mich dem Baron zu verdächtigen, und da dieser auf seine Insinuationen hörte, so entspann sich ein feindseliges Verhältniß zwischen uns, welches endlich zum Ausbruch kam und mir unsäglichen Verdruß brachte.

Die Oekonomie ward durch einen Beamten, der den Titel Burggraf hatte, verwaltet, welcher ein vortrefflicher Mensch war, aber nicht Energie genug besaß, dem Oberamtmann entgegen zu treten, und so konnte er nicht Alles so durchführen, wie es hätte geschehen müssen, wenn die Erträge hoch gebracht werden sollten. So schlossen wir denn immer nicht vortheilhaft ab und der Reinertrag blieb aus. Umsonst aber konnte ich meine Mühe und meine Zeit nicht anwenden und ich ließ mir einstweilen kleine Summen aus der Kasse geben, welche der Amts-Rentmeister verwaltete. Ueber

dieselben aber ward genau Buch und Rechnung geführt, und was ich (mit Bewilligung des Barons) erhielt, das sollte später abgerechnet werden. Wie man dies gegen mich benutzte, das wird weiterhin erzählt werden.

Die große Hitze und die damit verbundene Dürre wirkte nachtheilig auf die Feldfrüchte und stellte keine gute Ernte, sowie auch keine Rente in Aussicht. Der Oberamtmann beobachtete Alles mit Argus-Augen und berichtete dem in Prag wohnenden Baron die Sachen so, als sei eine fehlerhafte Wirthschaftsführung Schuld an den geringen Erträgen. Ihm lag Alles daran, mich zu entfernen und ich muß ihm wenigstens darin Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er anfangs den Weg der Güte versuchte, und mir vorschlug, das Unternehmen aufzugeben und mich mit dem Baron auseinander zu setzen, wobei er mir seine Vermittelung zu meinen Gunsten anbot. Ich war dazu geneigt, aber meine gute Frau, die noch immer Hoffnungen hegte, auch fürchtete, daß, wenn ich die Sache aufgäbe, wir dann nichts hätten, woran wir uns halten könnten, redete mir ab. — Da ich nun dem Oberamtmann bestimmt erklärte, es solle der Vertrag, den ich mit dem Baron geschlossen, aufrecht erhalten werden, so war er auf's Höchste gereizt und deutete mir an, daß er nunmehr einen anderen Weg einschlagen werde. — Am folgenden Tage kam er mit dem Rentmeister zu mir, legte die Forderung, welche die Kasse an mich habe, vor und verlangte sofortige Zahlung, drohte mir sogar mit Arrest und Beschlagnahme meiner Equipage. Meine Bestürzung war groß und ich reiste sofort nach Prag ab, um mit dem Baron selbst zu sprechen. Dieser war jedoch in's Bad gegangen und ich kam unverrichteter Sache zurück. Nun triumphirte mein Widersacher, und da der Burggraf die größte Gefahr für meine persönliche Sicherheit sah, so rieth er mir zu schleuniger Flucht, die ich auch alsbald bewerkstelligte. Es waren das die schrecklichsten Tage meines Lebens.

Ich muß nun aber noch anführen, was den Baron, der mir anfangs wohl wollte, gegen mich aufgebracht hatte. In einem Gespräche mit dem Oberamtmann ließ ich eine Aeußerung fallen, die einer meiner Freunde in Prag gegen mich that, als ich ihm mittheilte, daß ich den in Rede stehenden Vertrag mit dem Baron von Senftenberg geschlossen hatte. Derselbe meinte, ich brauche ihm gar nicht erst zu sagen, welche Bedingungen und Klauseln darin enthalten seien, denn er nehme im Voraus an, daß ich der

Benachtheiligte sei. Das hatte der Oberamtmann dem Baron mitgetheilt und dieser hatte es im schlimmsten Sinne auf sich gedeutet, obgleich mein Freund die Aeußerung besonders in Beziehung auf die Uneigennützigkeit meines Charakters, die er kannte, gethan hatte. Im höchsten Grade erzürnt, hatte nun der Baron seinem Beamten aufgegeben, mich um jeden Preis zu entfernen, und das war es, was dieser wollte.

Ein langwieriger und kostspieliger Prozeß folgte meiner Entfernung, da aber meinem Gegner die pekuniären Mittel zu Gebote standen, so war es natürlich, daß ich unterlag, trotzdem, daß mehrere meiner Freunde in Prag und Wien sich meiner annahmen. Ich selbst aber kam dadurch mit meiner Familie in die höchste Noth, die sich Jahrelang fortgetragen hat und wie ein giftiger Wurm an meinem Innern nagte. So sehr ich auch sonst zum Verzeihen geneigt bin, so überwältigte mich doch mein Gefühl und ich rief die Rache des Himmels auf den herab, der sich so wahrhaft teuflisch gegen mich gezeigt hatte. — Wie ich später erfahren, hat derselbe viel Kummer und Herzeleid in seiner Familie erlebt und die Strafe der ewigen Gerechtigkeit hat ihn erreicht.

Die hier erzählte Katastrophe begann in der Mitte des Monat Juli, und sie hatte einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß meine guten Eltern, die ich im August besuchte, kaum begreifen konnten, was mir geschehen sei. Ich war viel sanfter, aber auch zurückhaltender geworden. Ihnen den Kummer zu ersparen, theilte ich ihnen nur wenig von dem mit, was mir begegnet war, obgleich sie das Ganze wohl erriethen.

Trotz des unsäglichen Kummers, den ich im Herzen trug (dessen Maaß erst dadurch recht voll wurde, daß meine Frau, von Sorgen niedergedrückt, mich merken ließ, daß sie mir viel Schuld beimaß, in der Meinung, ich hätte anders handeln sollen), war es mir dennoch möglich, meine schriftstellerische Thätigkeit fortzusetzen, und ich erlangte meine geistige Elasticität wieder. Nur die Nächte waren traurig für mich und ich brachte manche schlaflos zu, oder ward von schweren Träumen gequält. Selbst jetzt noch, nach 30 Jahren, kommen mir noch zuweilen solche, in denen Bilder aus jener Zeit auftauchen.

Das Jahr 1834 aber behielt seinen Charakter und Hitze und Trockenheit herrschten bis in den October vor. Für die Landwirthschaft im All-

gemeinen war es jedoch grade kein ungünstiges, auch trugen sich die guten Folgen auf das nächstfolgende über, und es ward dieses ein sehr fruchtbares. Indeß aber fiel doch schon am 24. October Schnee und auch der November war rauh.

Die vielen Stürme des Schicksals, welche mich getroffen hatten, wirkten endlich auf meinen Körper und warfen mich nieder. Dazu kam noch die Trostlosigkeit meiner Frau, die auf mein Gemüth wirkte. Da finde ich denn in meinem Tagebuche sehr viele Stellen, welche einen Ueberdruß am Leben ausdrücken und mir die Hoffnung auf einen baldigen Tod sehr süß machten. Im Rathe der Vorsehung war es jedoch anders beschlossen. Bereits habe ich seit jener Zeit schon wieder mehr als ein Vierteljahrhundert hinter mir und noch fühle ich mich rüstig, führe auch die Feder noch so gut wie damals. Und doch habe ich in diesem Zeitraume so viel erlebt und durchgekämpft, wie aus den weiteren Mittheilungen ersichtlich sein wird.

Das im J. G. Cotta'schen Verlage erschienene Werk „die Politik der Landwirthschaft," welches seiner Zeit eine sehr gute Aufnahme im Publikum fand, fing ich in den letzten Monaten des Jahres an und vollendete den ersten Band im Anfange des Jahres 1835. Neben demselben schrieb ich für viele Journale, übernahm auch die Mitredaction der von Carl Ernest Mayer in Wien herausgegebenen „Oesterreichischen landwirthschaftlichen Zeitschrift," welche ich nach einigen Jahren wieder aufgab. Die in Prag herausgekommenen „Oekonomischen Neuigkeiten" wurden mir auf eine eben nicht sehr redliche Weise entzogen, obgleich mein verewigter Freund, der Hofrath C. Chr. André, mir dieselben als ein Vermächtniß und als eine Ausgleichung dafür bestimmt hatte, daß ich deren Redaction in den letzten Jahren seines Lebens allein besorgte, er aber im Besitz des Blattes bis an seinen Tod blieb. So erfüllte sich der Satz: nulla calamitas sola, es traf mich Schlag auf Schlag. Daß ich nicht unterlag, verdanke ich Gott allein, der mich mit seltener Körper- und Geisteskraft ausgerüstet hat.

Anstatt der landwirthschaftlichen Zeitschriften trat ich nunmehr mit belletristischen und politischen in Verbindung. Für das Stuttgarter „Morgenblatt", sowie für das „Ausland" und das „Inland" (alle drei im

Cotta'schen Verlage) arbeitete ich fleißig und es boten mir meine vielen Reisen des Stoffs genug. Auch bei der „Tribüne," von Dr. Wirth redigirt, hatte ich mich engagirt. Diese Zeitschrift war das Wetterleuchten, welches dem politischen Gewitter von 1848 voranging und Dr. Wirth war ein radikaler Demokrat. Meine Theilnahme an dem Blatte dauerte jedoch nicht lange, weil seine Tendenz mit meinem politischen Glaubensbekenntnisse nicht übereinstimmte. Dagegen hielt ich fest an der Allgemeinen Zeitung, und arbeitete viel für dieselbe, so lange Stegmann lebte und ihr Redacteur war. In Verbindung bin ich mit ihr jedoch immerfort geblieben und sie war mir stets ein willkommnes Organ für mein volks- und landwirthschaftliches Streben. Sie hat mir manche süße Genugthuung gewährt und mir insbesondere in den österreichischen Staaten viel Freunde erworben. Namentlich gab es in Ungarn Männer von hoher Stellung, die auf das, was ich darin mittheilte, Werth legten. So unter andern Graf Johann Esterházy, welcher seinem Vorleser es zur Pflicht machte, jedesmal nachzusehen, ob etwas von mir darin stünde und, wenn das war, es ihm zuerst vorzulesen.

Vom Jahre 1829 an correspondirte ich auch für den Schwäbischen Merkur und ich habe bei meinen Reisen durch Würtemberg oft die Freude gehabt, daß Leute, welche hörten, ich sei aus Schlesien, mir sagten, daß diese Zeitung immer recht viel Interessantes aus jenem Lande bringe. Die Verbindung mit ihr wird, wie ich hoffe, bis an mein Lebensende dauern.

Der Zeit nach am längsten arbeite ich für die (im Verlage von Wilh. Gottlieb Korn erscheinende) Schlesische Zeitung. Mit ihr kam ich im Jahr 1821 in Verbindung, welche von da an ununterbrochen fortgedauert hat. Zu ihr kam später die Breslauer Zeitung, für welche ich die ersten Artikel im Jahre 1834 schrieb. Seitdem habe ich zu ihr eben so fest gehalten, wie zu der Schlesischen. — Auch für das schlesische Provinzialblatt — welches nunmehr eingegangen ist — lieferte ich Artikel, ebenso für das vom Professor Weber und Kammerrath Plathner eine zeitlang herausgegebene „Jahrbuch der Landwirthschaft." Dies Blatt hielt sich, trotz des regen Strebens der Herausgeber, nur

wenige Jahre, sowie es überhaupt eine unerfreuliche Erscheinung ist, daß sich in Schlesien keine landwirthschaftliche Zeitschrift lange hält. Die Ursach hievon ist in dem Charakter der schlesischen Landwirthe zu suchen, welche im Allgemeinen mehr praktisch als theoretisch sind, und auf das, was über ihr Fach geschrieben wird, nicht sonderlich achten, auch grade nicht sehr leselustig sind. Durch die landwirthschaftlichen Vereine ist jedoch bei ihnen ein regerer Geist eingezogen, welcher die Isolirung etwas beseitigt.

Das Jahr 1835 trat ich unter sehr düsteren Aussichten an. Drückende Nahrungssorgen trübten meine häusliche Lage, in welcher sich besonders meine gute Gattin sehr niedergedrückt fühlte. Ein Ereigniß aber zerstreute sie und richtete sie auch etwas auf. Es war der Brautstand ihrer jüngsten Tochter aus der ersten Ehe. Ihr Bräutigam, der Superintendent Bock aus Nimptsch, war ein sehr geachteter Mann und konnte ihr ein gutes Loos anbieten, und das war es, was uns beide aufheiterte, nur drückte meine Frau der Kummer wegen der Ausstattung, die dennoch leichter zu bewerkstelligen war, als wie sie sich vorstellte.

Mir meinerseits schien ein neuer Stern aufgehen zu wollen. Eine Einladung des Fürsten Eugen von Lichnowsky (des Vaters des in Frankfurt gemordeten Fürsten Felix) ladete mich auf seine Güter bei Troppau ein, um die dasigen weltberühmten Schäfereien anzusehen und ein Gutachten darüber abzugeben. Es war am 18. Januar, als ich daselbst im Centralorte Kuchelna ankam und dort mit dem Bevollmächtigten des Fürsten, dem Hofrath v. Dedovich zusammentraf. Das trockene Jahr von 1834 hatte Futtermangel in den Oekonomieen zur Folge, und solchen traf ich auch hier, so daß die edlen Schafheerden in keinem sehr günstigen Zustande erschienen. Der Hofrath hatte die Direction erst seit einem halben Jahre angetreten und er hatte gleich anfangs einen schweren Stand. Der glänzende Ruf, dessen sie sich schon seit Anfang dieses Jahrhunderts erfreuten, war in den letzten Jahren etwas erbleicht, und es handelte sich darum, ihn wieder herzustellen. Das war für Herrn v. Dedovich keine leichte Aufgabe, die ihm noch durch die eben angegebene Bedrängniß erschwert wurde. Sein eminentes Talent

für dieses Fach kam ihm jedoch zu statten und die nachfolgenden Jahre haben bewiesen, was er zu leisten vermochte. Fast alle Jahre, wo ich sie in der Folge wiedersah, war der Fortschritt unverkennbar, auch stieg die Rente bis auf eine Höhe, wie man sie kaum für möglich hätte halten mögen. Die Zahl von 8000 Schafen brachte blos durch verkauftes Zuchtvieh die Summe von 36,000—40,000 Thlr. ein, und es hatten sich diese Schäfereien das Monopol errungen, daß man nur in ihnen das Vorzüglichste zu finden glaubte, und daß alle diejenigen, welche sich daraus anstammten, schon dadurch eine gute Meinung für sich erlangten. Seit die Merinozucht in Europa betrieben wird, hat keine Schäferei einen so weit verbreiteten Ruf gehabt und so glänzende Geschäfte gemacht, wie die Fürstlich Lichnowsky'sche und diesen Ruf wird sie auch in den Jahrbüchern der Landwirthschaft behalten, mag er auch immerhin nicht mehr so glänzend sein, wie zu jener Zeit. Sie hat die Hauptgrundlage gegeben für die schlesische Merinozucht, welcher man gegenwärtig den Vorrang vor der jedes anderen Landes einräumt.

Wie der Winter von 1833—34, so war auch der von 1834—35 ein sehr gelinder. Die mehrmals beginnende Kälte hielt keinen Bestand und im December sowohl, wie im Januar kamen viele Regentage vor. Dennoch gab das Jahr 1835 eine gesegnete Ernte, wozu unstreitig die große Wärme und Trockenheit des Jahres 1834 den Grund gelegt hatte. Auch der Februar war mild und brachte wahre Frühlingstage, an denen schon der Pflug auf den Aeckern thätig war. Selbst ein von Schneegestöber begleitetes Gewitter am 3. März brachte keine besondere Veränderung hervor. Es war, als wäre unsere Zone in den beiden Jahren weiter nach Süden gerückt. Für den Betrieb der Landwirthschaft war das sehr günstig, nur ermuthigten die niedrigen Preise der Produkte nicht gerade zur Vermehrung derselben. Verfolgen wir den Gang der Witterung weiter, so finden wir, daß dieselbe in eine neue Phase getreten sei, in welcher leider Erscheinungen eintraten, die einen verderblichen Ausgang nahmen. Man kann, ohne paradox zu sein, annehmen, daß schon damals der Grund zu der, einige Jahre später sich zeigenden Kartoffelkrankheit und anderen mit ihr zugleich auftretenden Anomalieen in der Atmosphäre gelegt war. Ja man kann noch weiter zurückgehen und

annehmen, daß das Erscheinen der Cholera (1830) in Europa das allererste Indicium solcher Abnormität war.

Mein fortwährendes Streben ging nunmehr, da mir mein Wirkungskreis in Senftenberg genommen war, dahin, mir einen neuen zu schaffen. Zu dem Ende beschloß ich, Vorlesungen über Staats-, Volks- und Landwirthschaft in Breslau zu halten. Münsterberg, was mir aus Ursachen, die ich früher erzählt, zuwider war, und wo ich nur meiner Gattin zu Gefallen wohnen blieb, war nicht der Ort, wo ich mich regen konnte, zumal noch diese Stadt in der ultima Thule liegt, und noch dazu in jener Zeit nach allen Richtungen hin durch grundlose Straßen in der ungünstigen Jahreszeit von der übrigen Welt wie abgeschnitten war. Welches Opfer ich brachte, daß ich dort blieb, das habe ich später erst recht einsehen gelernt, wo ich, nach dem Tode meiner Frau, nach der Hauptstadt Breslau übersiedelte. — In meinem Vorhaben der gedachten Vorlesungen ward ich durch den damaligen Redacteur der Breslauer Zeitung, den Doctor Melzer, bestärkt und unterstützt. — Im Ganzen hielt ich acht Vorlesungen, die jedoch nur wenig besucht waren, mir folglich auch nichts einbrachten, als etwa das, daß mein Name mehr bekannt wurde. — Meine Lage und mein Gemüthszustand wirkten nachtheilig auf meinen Körper, so daß ich krank wurde und in die Heimath zurück reisen mußte, wo ich dann mehrere Wochen auf dem Krankenlager zubrachte. Ich war damals so hinfällig, daß ich heute, wo ich das niederschreibe (am 30. Januar 1856), also nach 21 Jahren mich weit kräftiger fühle, als damals.

So bittere Erfahrungen ich auch gemacht und so viel Undank ich auch geerntet habe, so haben doch auch wohlwollende Männer sich mir als wahre Freunde bewiesen. Ein solcher war auch der Obristlieutenant, Freiherr v. Falkenhausen auf Pischkowitz bei Glatz. Derselbe gab sich Mühe, mir eine angemessene Stellung zu verschaffen und entwarf den Plan zu einer landwirthschaftlichen Lehranstalt auf der ihm zugehörigen Herrschaft Wallisfort, auf welcher er mir das Directorium zugedachte. Aber auch dieser Plan scheiterte, weil die Regierung eine Subvention, um welche er einkam, verweigerte.

Trotzdem, daß alle meine Pläne scheiterten, verlor ich doch den

Muth nicht und entwarf immer wieder neue. So faßte ich den Entschluß, nach Rußland zu gehen, und schrieb deshalb an meinen Freund, Ernest Meyer in Wien und bat ihn, sich für mich bei der dasigen russischen Gesandtschaft zu verwenden. Obgleich hierauf nicht alsbald ein günstiger Erfolg eintrat, so kam mir doch später ein Anerbieten von dort, welches ich jedoch, da mittlerweile sich mir eine andere Gunst des Schicksals geboten hatte, nicht annahm, wovon ich im weiteren Verfolge sprechen werde.

Unterdeß blieben die vielen Journale, für welche ich arbeitete, der Anker, an welchem ich mich hielt. Neben den Artikeln, die ich für sie lieferte, war ich auch an größeren selbstständigen Werken thätig. So schrieb ich im Sommer 1835 den zweiten Theil der Politik der Landwirthschaft. Diese vielen geistigen Arbeiten hielten mich physisch und moralisch aufrecht, sie sind es auch, die mir einen Namen gemacht, und mir sehr ehren- und werthvolle Bekanntschaften gebracht haben.

Einen sehr verdrießlichen Zwischenact gab mein Prozeß mit Senftenberg. Ich hatte einen, als Rabulist bekannten, Rechtsanwalt angenommen, welcher ein großes Selbstvertrauen zeigte und den Prozeß schon für gewonnen hielt. Hinterher bewies es sich indeß, daß er der Sache nicht gewachsen war, und mir mehr Schaden als Nutzen machte.

Kaum hatte ich im Monat Juni den zweiten Theil der Politik der Landwirthschaft fertig, als ich schon wieder ein neues kleines Werk schrieb, welches unter dem Titel: „Wie soll der Landwirth bei der Verwerthung seiner Producte spekuliren?“ bei Cotta in Stuttgart herauskam. Bald darauf fing ich das Werkchen an: „Guter Rath beim An- und Verkauf von Landgütern.“ Am seligen Baron v. Cotta hatte ich überhaupt einen willigen Verleger, der mit mir das Abkommen getroffen hatte, Alles, was ich schrieb, in Verlag zu nehmen und zwar ein- für allemal gegen ein Honorar von 3 Friedrichsd'or (17 Thlr.) für den Druckbogen. Nach seinem Tode ward es freilich anders.

Die Spekulation auf ein Unternehmen nach Rußland, zu der ich wenig Neigung hatte, ward durch eine andere ersetzt. Es war im September, wo mir mein Freund Meyer aus Wien schrieb, daß ein Graf Beldi aus Siebenbürgen mit mir auf seinen Gütern eine Antheil-

schäferei zu errichten wünsche. Hierauf ging ich freudig ein und in kurzer Zeit kam ein vorläufiger Vertrag durch Correspondenz zu Stande, ohne daß wir uns gegenseitig persönlich kannten. Der Graf überwies alsbald eine Summe zum Ankauf von Schafen und ich hatte nun große Eile nöthig, um die Sache bei der vorgerückten Jahreszeit noch in's Werk zu setzen. — Ich kaufte 400 Schafe und die dazu benöthigten Widder. Da ich dieselben aber aus mehreren Schäfereien zusammen suchen mußte, so vergingen einige Wochen, ehe sie vollzählig waren. Erst am 6. October konnten sie abgehen und hatten einen Weg von 120 Meilen vor sich. Ich selbst reiste erst am 19. October nach.

In Schlesien fanden in diesem Herbste viele Festlichkeiten statt, weil großes Manöver vor dem Könige und dem Kaiser von Rußland war. Alle diese Festlichkeiten konnte ich, da ich das Land vielfach durchkreuzte, mit ansehen.

Am 18. October war in der Nacht ein tiefer Schnee gefallen und dieser stellte mir ein schlimmes Prognostikon für meine Reise, noch mehr aber für den Transport meiner Schafe. Auf den Sudeten, über welche ich reisen mußte, lag der Schnee mehr als Fuß hoch und das erschwerte die Fahrt so, daß ich täglich kaum 6 Meilen vorwärts kam. Im flachen Lande in Mähren war der Schnee geschmolzen, wodurch aber die Wege grundlos geworden waren. Um meine Reise möglichst zu beschleunigen, mußte ich immer bis in die Nacht hinein fahren, was — da mir das Land und die Straßen fremd waren — große Schwierigkeiten und Gefahren hatte, noch dazu, da ich mit eigenen Pferden reisete.

Am 23. October holte ich die Schafe bei Straßnitz in Mähren ein. Sie hatten also in den 17 Tagen, seit welchen sie von Hause weggetrieben waren, noch keine 30 Meilen, d. i. noch nicht den vierten Theil des ganzen Weges zurückgelegt. Die Sache war aber die: den Treibern hatte ich Reisegeld bis nach Pesth mitgegeben, hatte aber nicht auf den Grenzzoll gerechnet, da sie, wie mir von dort aus geschrieben wurde, transito gehen sollten. Das war aber am ungarischen Grenzzollamte zu Skalitz nicht angenommen worden und sie mußten deshalb meine Ankunft abwarten. Ich selbst war auf diesen Fall nicht vorbereitet, und konnte daher den Treibern auch nur soviel geben, daß sie zur Noth einige

Meilen über die Grenze kamen und dann warten mußten, bis ich weitere Mittel geschafft hatte. Zum Glück war ich an einen Verwandten des Grafen Beldi, einen Baron v. Baldacci in Bela bei Gran adressirt, zu dem ich fuhr, da aber nur mit vieler Mühe Geld bekam, mit welchem ich wieder zurück fuhr und den Transport flott machte. So kam die Heerde endlich mit Mühe und Noth bis auf die Güter des Barons, wo sie, nach dessen Vorschlage, überwintern sollte, weil er den Marsch bis nach Siebenbürgen in dieser Jahreszeit für geradezu unmöglich erklärte. — Da ich mich jedoch mit ihm wegen der Verpflegung nicht einigen konnte, so ließ ich sie im Vertrauen auf Gott weiter treiben. Das war am 4. November. Die Kälte war im Steigen und täuschte meine Hoffnung auf den noch einmal zurückkehrenden Herbst.

Ich kam nach Pesth und hier fand ich bei meinem Freunde v. Bartossagh Hülfe. Durch ihn ward ich in das Großhandlungshaus des Herrn Friedrich Lindemann eingeführt und erhielt da Credit, den ich auch, so lange ich in Ungarn Geschäfte hatte, immer behalten habe. So konnte ich denn den Schaftreibern das nöthige Geld zur Weiterreise geben und sie gingen am 6. November früh von Pesth ab. Ich folgte ihnen am 7. nach und überholte sie sehr bald.

Es gehörte in der That der Muth der Verzweiflung dazu, dies Wagstück zu unternehmen, indem mir meine Pesther Freunde versicherten, daß zu dieser Jahreszeit die Reise durch Niederungarn selbst für die Einheimischen eine Kühnheit sei, wozu man sich nur durch die äußerste Nothwendigkeit bestimmen ließe. — Indeß nahm sich der Himmel meiner insofern an, daß der harte Frost die grundlosen Wege härtete. Nun war es gerade zur Zeit der Messe in Pesth, wo unzähliges Fuhrwerk die Straßen bald glatt fuhr, so daß ich, anstatt im Kothe zu versinken, auf herrlichem Gleise dahinrollte. — Da jedoch Niederungarn etwas unwirthlich und für den Reisenden nicht gerade sehr sicher ist, so nahm ich in Pesth einen Lohndiener, Namens Johann Schulz, an, welcher der Landessprachen, nämlich der ungarischen und der wallachischen, mächtig, außerdem aber auch ein starker und entschlossener Mann war und die vorhabende Tour auch früher schon gemacht hatte. Ich konnte mit ihm in aller Art zufrieden sein, denn er war rührig, treu und ergeben. Ueber-

dies machte ich die Tour mit eigenen Pferden und hatte also auch einen sicheren Kutscher.

In den Gegenden, welche ich nun durchreiste, ging mir eine neue Welt auf. Erst unterhalb Pesth geht nämlich das eigentliche ungarische Wesen an und das stellte sich insbesondere dadurch in seiner ganzen Eigenthümlichkeit dar, daß die Straßen im vollsten Sinne des Wortes mit Fuhrwerk und Viehheerden bedeckt waren, die alle nach Pesth zusteuerten. Ich fuhr bis in die Nacht hinein. Nebel lagerte auf dem Lande, der nur schwach von dem Mondscheine durchbrochen wurde. So kam es denn, daß Alles, was uns entgegen kam, erst in der Nähe unterschieden werden konnte. Wahrhaft grotesk nahmen sich insbesondere die zahlreichen Ochsenheerden mit ihren langen Hörnern aus, wenn sie durch den Nebel sichtbar wurden; nicht minder war das auch mit den Schweinen der Fall. Und dazu die Treiber, welche mehr den amerikanischen Wilden, als Einwohnern von Europa glichen. Dicke Pelzmützen auf den mit buschigem Barte und struppigen Haaren versehenen Köpfen, mit einer Pelzbunda behangen, unter welcher die nackte Brust hervorleuchtete, schritten sie trotzig einher, und wenn solche Gestalten schon am Tage keine erfreulichen Erscheinungen sind, so waren sie das in der nächtlichen Dämmerung noch weniger. Indeß kann ich bekennen, daß ich keine Furcht hatte, zumal mir mein Diener versicherte, daß von diesen Treibern kein Straßenanfall zu fürchten sei und daß sie ihre Diebstähle höchstens auf Vieh richteten, welches in der Nacht im Freien verbleibt. Das machte mich aber für meine Schafe bange und dennoch ging keins auf die Art auf dem ganzen Transporte verloren.

In Pilis, einem bedeutenden Dorfe, ward das erste Nachtquartier gemacht. Als wir am herrschaftlichen Schlosse vorüberfuhren, erzählte mir mein Johann eine schaurige Geschichte. Hier hatte nämlich vor nicht langer Zeit der Sohn seinen Vater erschossen. Man sah das als eine Strafe des Himmels an, weil dieser Vater früher auch Hand an den seinigen gelegt hatte. Das Schloß war matt vom Monde beleuchtet und meine Phantasie spiegelte mir Rachegeister vor, die es umschwebten. Dennoch schlief ich in dem eben nicht comfortablen Quartier recht gut und ohne Träume.

Den folgenden Tag kam ich bei guter Zeit nach Szolnok, blieb aber, da weiter vorwärts kein Nachtquartier zu finden gewesen wäre, hier. An Unterhaltung fehlte es nicht, da dieser Ort ein Stapelplatz an der Theiß ist, wo eine Masse von Rohproducten ausgeladen und von da weiter ins Land und nach Pesth verfahren wurden. Jetzt vermittelt die Eisenbahn, welche in Szolnok eine Hauptstation hat, diesen Transport. Des Abends hatte ich eine höchst originelle Unterhaltung. Es hielt sich nämlich in dem Gasthofe, wo ich eingekehrt war, eine wandernde Schauspieler-Truppe, die im Ganzen aus fünf Personen bestand, auf, und diese gab eine Vorstellung. Die Bühne war nur etwa zwei Fuß hoch und die Zuschauer saßen kaum vier Fuß von derselben entfernt. Unter letzteren waren einige österreichische Offiziere, welche gemüthlich ihre Pfeife rauchten und das Kunstrichteramt — mit großer Milde — übten. Leider beschränkte sich mein Genuß nur aufs Sehen, da der Dialog ungarisch war. Aber auch daran hatte ich genug. Der Hauptakteur war ein starker, mit buschigem schwarzen Barte versehener Mann, der eine Lunge hatte, welche den Saal erdröhnen machte. Seine Gestikulation und Mimik war so lebendig, daß ich daraus einen Theil dessen, was er sprach, errathen konnte. Die Prima-Donna schien eine Zigeunerin zu sein und machte ihre Sache ziemlich gut, auch richtete sie sehr kokette Blicke auf die Offiziere. Ein Mädchen, ebenfalls sehr zigeunerhaft, schien noch nicht volle Uebung zu haben. Ein Paar Kinder machten das Personal voll. Das ganze Schauspiel dauerte etwa eine Stunde. Dekoration und Garderobe war mehr als einfach, denn erstere bestand aus einigen Lumpen, welche Coulissen vorstellten, und letztere, außer einem alten Soldatenrocke, den der Hauptakteur trug, aus den gewöhnlichen Kleidern der Truppe. Trotzalledem zeigte sich das anwesende Publikum vollkommen befriedigt. Das Stück schien ein Drama zu sein, wie die auf den Gesichtern der Zuschauer sich zeigende Rührung bewies; dennoch liefen viel heitere Scenen mit unter, bei denen sie in lautes Gelächter ausbrachen.

Den nächsten Tag kam ich nach Vania (ein Marktflecken), dessen Besitzer der oben genannte Baron v. Baldacci war. Sein Hofrichter (Oberbeamter) nahm mich freundlich auf, und da es noch früh am Tage war, so führte er mich in seiner Wirthschaft umher, deren Führung frei-

lich von der unseren sehr abwich. Indeß sah ich doch auch Lehrreiches darin, wie unter Anderm die milde Art, mit welcher seine Dienstleute mit dem Vieh umgingen. Meine Aufmerksamkeit ward durch die Bauart der Gebäude erregt. Da in jener Gegend Holz und Steine rar und theuer sind, so bedient man sich viel des Schilfes, welches man senkrecht aufstellt und mit Erde so bewirft, daß es eine Mauer bildet, die fester ist, als man glauben sollte, auch hinlänglichen Schutz gegen die Witterung gewährt. Das Dach errichtet man in derselben Art, wie ich es schon beschrieben habe. Auch als Brennmaterial surrogirt man das Schilf dem Holze. Ich sah dem Calfactor, der mein Zimmer heizte, eine Weile zu, wie er immer ein Bund nach dem andern in den Ofen schob und damit Stunden lang fortfuhr. Die Oefen sind in jener Gegend von konischer Form und von Lehmpatzen erbaut. Da die Wände derselben sehr dicht sind, so dauert es lange, ehe sie sich erwärmen, wofür sie aber auch sehr lange wiederhalten, so daß mein Zimmer am andern Morgen erst recht warm war.

Weiter ging es nun, immer den Grenzen Siebenbürgens zu. Meine Absicht, die nächste Nacht in Groß-Wardein zu sein, erreichte ich nicht, und ich mußte in Kerusteſch übernachten. Das Wirthshaus daselbst hatte zwar ein Extrazimmer, welches aber nicht zu verschließen war. Demselben gegenüber war die allgemeine Gaststube, in welcher ungarische und wallachische Bauern lärmten und zechten. Mein Johann mußte mit in meinem elenden Zimmer und zwar dicht an der Thüre schlafen. Erst gegen Mitternacht verlor sich das Toben und ich schlief dann ruhig bis an den Morgen.

In Groß-Wardein kam ich in der Frühe an, ließ mir aber nicht so viel Zeit, um den Tag hier zuzubringen, so gespannt ich auch auf den Ort war durch die Ballade: „In Ungarland zu Groß-Wardein", die ich in meiner Jugend oft mit großer Rührung hatte singen gehört. Der Nimbus, den meine Phantasie um diesen Ort gezogen hatte, schwand bei der Ansicht desselben. Er ist, wie die meisten ungarischen Ortschaften, weitläufig gebaut, indeß waren zu jener Zeit die meisten Häuser niedrig und von Holz und Lehm gebaut. Nach dem großen Brande, welcher ein Jahr später einen bedeutenden Theil der Stadt (gegen 1500 Häuser)

zerstörte, ist sie zwar etwas besser aufgebaut worden, ist deshalb aber immer noch kein glänzender Ort. — Es war an dem Tage, wo ich dort ankam, gerade Wochenmarkt, und dieser bot ein für mich ganz neues und originelles Schauspiel, denn es war auf demselben ein unbeschreibliches Gewühl, und da dasselbe durch Menschen aus mehreren Nationen (Deutschen, Ungarn und Wallachen) zusammengesetzt war, so gab das die buntesten Scenen.

Nachmittags fuhr ich weiter und kam bis nach Telegd. Die Herberge, in welcher ich einkehrte, war in ihrem Aeußern nicht einladend. So schlecht indeß auch in Ungarn dergleichen Wirthshäuser sind, so findet man doch in jedem derselben Extrazimmer, wo man wenigstens allein sein kann. Der Name Zimmer ist freilich eine bloße Euphonie, denn es sind meistentheils nur Kammern, die weiß übertüncht sind. Uebrigens bekommt man auch Betten, die wohl schlecht sind, aber doch dem Bedürfniß genügen. Da nun daneben die Kost gerade nicht schlecht ist, man auch mitunter keinen üblen Wein bekommt, so läßt es sich immer noch durchkommen. Die Bedienung wird meistentheils durch männliche Dienstboten geleistet, obgleich das mitunter auch durch weibliche geschieht, die zumeist nicht häßlich, nebenbei auch nicht übermäßig spröde sind.

Jetzt war ich in der Nähe der Gränze von Siebenbürgen. Einschieben will ich aber erst, daß ich meine Pferde in Vania zurückgelassen hatte und von da an mit Vorspann fuhr. Derselbe wird von Bauern geleistet, man muß aber erst einen Paß vom Gubernium in Pesth haben, wenn man ihn bekommen soll. Einen solchen hatte ich und so ward ich ohne Anstand befördert. In der Regel werden vier Pferde vorgespannt, deren Ansehen meistentheils sehr schlecht ist, die aber dessenungeachtet sehr rasch laufen. Die Taxe dieses Vorspanns war sehr gering und betrug für die Meile ohngefähr einen Conventionsgulden. — Je näher ich aber Siebenbürgen kam, desto schlechter ward dieser Vorspann, jedoch entging ich dem Geschick, mit Ochsen fahren zu müssen, was, wie mir erzählt ward, auch oft genug vorkommen soll. — Ein gutes Frühstück, welches ich in Elesd nahm, stärkte mich zu der heutigen Tour (12. November), auf welcher ich bis tief in die Nacht hinein fahren mußte. Der Weg war durch den harten Frost und das viele Fahren sehr glatt geworden,

so daß die Pferde fortwährend glitten, oft genug auch stürzten. Ein sehr verstockter Wallache fuhr mich auf der letzten Station nach Hunyady. Er wollte an der ersten besten Schmiede anhalten, um die Pferde schärfen zu lassen, und da ich das nicht zugab, so fuhr er ohne Weiteres vor ein Wirthshaus, um dort, da es bereits dunkel wurde, zu übernachten. Ich mußte allen Ernst und die Drohung von Hieben anwenden, um ihn zur Weiterfahrt zu bewegen. So ging es denn in die Nacht hinaus in einer Gegend, die in üblem Rufe stand und wo selbst mein unerschrockener Johann meinte, es thue ihm leid, daß er hier nicht sein Gewehr bei sich habe. — Nicht lange, so kamen wir in ein Gebüsch, in welchem eine Menge Bauern lagerten, welche hier Nachtquartier hielten. Mein Kutscher hielt ohne Weiteres an, und alsbald traten einige Bauern an uns heran. Jener bat sich Feuer für seine Pfeife aus, währenddem immer mehrere herankamen. Mein resoluter Johann aber scheuchte sie zurück und drohte mit harter Strafe, wenn sie uns anhalten wollten; denn ich sei ein kaiserlicher Commissär, der rasch weiter reisen müsse. Sie traten ehrerbietig zurück und wir fuhren nun weiter. — Es war bereits über 9 Uhr in der Nacht, da wir in Hunyady ankamen. Wir fuhren an einem Gasthofe vor, wo wir aber nicht aufgenommen wurden. An einem andern ging es besser und Wirth und Wirthin waren freundlich und gefällig. Schlafen zu gehen ohne zu Abend gegessen zu haben, lag nicht in meinem Wunsche, da ich durch die lange Fahrt hungrig geworden war. Die Wirthin aber bot Alles auf, was Küche und Keller vermochten, und da der Hunger das Mahl würzte, so hielt ich eine köstliche Tafel, wornach ich fest und ruhig schlief, was hier eine Bedeutung hat, da dieser Flecken in einem üblen Rufe steht. Er soll von zurückgebliebenen Hunnen gegründet sein, und es scheint seine Bevölkerung das zu bestätigen, da sie vom Typus der Magyaren abweicht. Die hiesigen Einwohner aber fühlen sich durch die Benennung „Hunnen" beleidigt und es soll darüber oft zu blutigen Händeln kommen. — Beifügen will ich hier noch, daß der Schimpfname „Hunsfot" das corrumpirte Hunnus fuit sein soll.

Nur sechs Meilen hatte ich noch nach Klausenburg (Kolosvar) und doch kam ich, weil der Vorspann in Hunyady so spät eintraf, erst des Abends dahin. Unterwegs bewunderte ich mehrere sehr glänzend ge-

baute Schlösser und Meierhöfe, welche ich dort nicht geahnt hatte. Die Besitzer derselben sind vorzüglich durch die Pferdezucht reich geworden, die in Siebenbürgen sehr florirt. Klausenburg ist eine ächt ungarische Stadt und das Magyarenthum macht sich daselbst sehr breit. Im Ganzen ist sie aber nichts weniger als schön, auch ist ihre Lage nicht vorzüglich. — Hier bekam ich im Gasthof, den ein Deutscher hielt, die erste Kunde davon, daß ich erwartet werde: denn es hatte Graf Beldi Bestellung für mich gemacht. Wie froh mich das stimmte, läßt sich leicht denken. Mein Quartier war erträglich. Eins aber mißstimmte mich, und das war das fortwährende Schneewetter. Man fuhr bereits allenthalben zu Schlitten.

Am nächsten Tage kam ich endlich an das ersehnte Ziel, und das war St. Kiraly, der Wohnort des Grafen Beldi. Zuvor hatte ich die Stadt Thorenburg (Thorda) zu passiren. Sie nimmt sich in der Ferne mit ihren alten Thürmen und Bastionen recht stattlich aus, ist aber im Innern ein schlechtes Nest. Ich fand, weil Markttag war, den Gasthof überfüllt, mußte auch lange auf den Vorspann warten. Indeß fehlte es mir in dem Menschengewühle nicht an Unterhaltung.

Ein kleiner Bube lenkte das Viergespann, welches ich hier bekam. Ich würde bei einem solchen Kutscher ängstlich gewesen sein, wenn ich nicht schon in Ungarn gesehen hätte, daß solche Burschen mit unerwarteter Gewandtheit fahren. Indeß glitten die stumpfen Pferde fast bei jedem Schritte aus, was den Buben aber wenig inkommodirte, bis endlich das Sattelpferd zusammenstürzte und sammt dem Reiter eine ziemliche Strecke von den andern drei Pferden fortgeschleift wurde. Kaum aber standen sie still, so sprang der kleine Kutscher auf die Seite, handhabte seine Peitsche, schwang sich im Nu in den Sattel des aufspringenden Pferdes und jagte nun schneller als zuvor. Von der Abhärtung und Gewandtheit solcher Burschen hat man in Deutschland keinen Begriff.

Endlich kam ich (14. November) in St. Kiraly an, traf aber den Grafen Beldi nicht zu Hause, ward jedoch von dessen Mutter, einer überaus liebenswürdigen Dame, auf's Freundlichste und Herzlichste empfangen und war in wenig Stunden wie zu Hause, so daß ich schnell die Beschwerden der Reise vergaß. Mittlerweile ward ein Bote an den Grafen abgefertigt und ein Baron v. Kemmeny, ein Verwandter des Hauses,

der am Orte ansässig war, eingeladen, um mich zu unterhalten. Er brachte einen deutschen Offizier von den Szeklern mit und der Abend verging da auf's Angenehmste.

Ein Blick durch das Fenster am andern Morgen zeigte mir die Schneemassen, welche die Nacht hindurch gefallen waren und machte mich ernstlich besorgt wegen der Ankunft meiner Schafe. Im ganzen Lande jammerte man über den früh eingetretenen Winter, indem Kartoffeln, Kukuruz und andere Früchte noch zum Theil im Felde waren und zu verderben drohten.

Graf Beldi kam am andern Morgen sehr früh an und wir fuhren nun sofort auf eine Besitzung des Baron Kemmeny, die im Gebirge lag und auf welcher die Schafe den Winter hindurch bleiben sollten. Ich fand das dort in Menge vorhandene Futter vortrefflich und hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als daß die armen Thiere nur bald dort sein möchten. Wir machten die Tour zu Schlitten und der Baron lenkte die Pferde. Da ging es über Stock und Block im sausenden Galopp, so daß wir die Tour von 4 ungarischen (= 5 deutschen Meilen) in $2^1/_2$ Stunden machten. Fällt auch auf solchen Parforce-Reisen ein Pferd, so läßt man es liegen, nimmt bald ein anderes und die Fahrt geht nach wie vor.

Nachdem unsere Abrechnung gemacht war, fuhr ich am 17. Novbr. wieder zurück, weil mir Alles daran lag, zu sehen, wie es um die Schafe stand. Ich traf sie in Groß-Wardein, zwar nicht in sonderlichem, immer aber doch in besserem Zustande, als ich erwartet hatte. Nun versah ich die Treiber mit ausreichendem Gelde und setzte meine Rückreise mit erleichtertem Herzen fort. Von Vania aus fuhr ich dann wieder mit eigenen Pferden, und da der Weg sehr gut war (in Ungarn lag nämlich noch kein Schnee), so ging es rasch weiter, so daß ich schon am 24. November in Pesth ankam, wo ich bis zum 27. blieb. Wie wohl mir hier unter meinen Freunden war, kann man ermessen, wenn man an die Fatiguen und Fährlichkeiten denkt, die ich ausgestanden hatte.

Am 27. November reiste ich von Pesth ab und zwar nach Wien, bis wohin ich bei den durch eingefallenes Thauwetter schlecht gewordenen Straßen fünf Tage brauchte und erst am 1. Dezember ankam. — Da das Unternehmen nach Siebenbürgen ein ziemlich lucratives war, so folgt

wohl von selbst, daß ich mehreres in Wien für meine Frau und Töchter kaufte, womit ich denselben eine Weihnachtsfreude machen wollte.

In meinem Prozesse mit Senftenberg zog ich meinen erprobten Freund, den Ritter Franz von Heintl, zu Rathe, der mir angab, welche Wege ich weiter einzuschlagen habe. Leider half mir das bei dem damaligen Rechtsgange in Oesterreich wenig, da ich den Hauptimpuls (mit Geld) nicht geben konnte.

Endlich ging mein Weg nach der lange ersehnten Heimath. Am 3. December reiste ich von Wien ab und kam am 9. in Münsterberg an. Welch eine lange Zeit gegen jetzt, wo man in 12 Stunden von Wien nach Breslau kommt! — Mit welcher Freude ich von den Meinigen aufgenommen wurde, das brauche ich nicht zu versichern. Länger als sieben Wochen war ich abwesend gewesen und hatte in dieser Zeit eine Reise in Gegenden gemacht, die man in meinem Vaterlande für noch unwirthbarer hielt, als sie in Wirklichkeit sind. Aber diese Reise fiel in eine Jahreszeit, wo Jeder gern zu Hause bleibt, ward auch durch den frühen Winter so beschwerlich gemacht, daß ich in der That dem Himmel nicht genug danken konnte, sie ohne irgend einen erheblichen Unfall zurückgelegt zu haben. Das erkennend war da auch die Freude bei der Wiederkehr desto größer. Zu Hause fand ich den Winter eben so eingekehrt, wie in Siebenbürgen, und da war mir denn auch am heimathlichen Herde unbeschreiblich wohl.

Fest saß ich nun wieder am Schreibtische und verarbeitete den auf der Reise gesammelten Stoff für die Zeitschriften „das Morgenblatt“ und „das Ausland“. Der Weihnachtsabend war einer der frohesten, den ich in meiner Familie verlebt und das Jahr schloß mit den schönsten Hoffnungen für die Zukunft.

Achtzehntes Kapitel.

Fernere Ereignisse in meinem Leben.

Aufenthalt in der Heimath. Zeitiges Frühjahr 1836 mit nachfolgender Kälte im Mai. Zweite Reise nach Siebenbürgen. Sanction (Landtagsabschied) in Presburg. Darstellung Siebenbürgens. Das Land der Sachsen. Langer Aufenthalt in Siebenbürgen. Rückkehr in die Heimath.

In das einförmige Leben, wie es fast überall in Provinzialstädten geführt wird, kam in Münsterberg einige Abwechselung durch die in jener Zeit dort herrschende Geselligkeit und durch das Zusammenhalten der gebildeten Welt. Ressource und Liebhabertheater gaben an den Sonntagen im Winter manche frohe Stunden; auch traten durch meine und meiner Freunde Anregung (im Jahre 1836) eine Anzahl gebildeter Männer zusammen und stifteten einen sogenannten Räthselklub, in welchem man sich durch Aufgabe und Lösung von Charaden, Logogryphen und Räthseln unterhielt. Aus demselben ging später der schon angeführte literarische Verein hervor, der sich die Aufgabe gestellt hatte, durch Vorträge und Verhandlung von wissenschaftlichen Gegenständen sich zu unterhalten und gegenseitig zu belehren. Es würde dieser Verein, der seine Aufgabe sehr gut löste, auch einer größeren Stadt keine Schande gemacht haben.

In den ersten drei Monaten des Jahres 1836 führte ich wieder fleißig die Feder, bearbeitete den auf meiner Reise gesammelten Stoff, correspondirte viel für diejenigen politischen Blätter, an denen ich Mitarbeiter war, und fing nebenbei das Werkchen an: „Das goldene Vließ", welches ich Mitte desselben Jahres vollendete. Zwischendurch aber machte ich auch viele Reisen behufs Ankaufs von Schafen, die im Sommer wieder nach Siebenbürgen gehen sollten. So konnte mir die Zeit nicht lang werden, auch ergiebt sich, daß ich sie nicht im Müßiggange hinbrachte. Zu alledem kam noch eine Krankheit im Februar, die mich

viele Tage an's Lager fesselte. Eine lange Periode hindurch verging überhaupt kein Jahr, wo ich nicht eine solche Niederlage gehabt hätte, und ich kann Gott nicht genug danken, daß ich gegenwärtig in meinem hohen Alter von nahe an 80 Jahren weniger Krankheitsanfälle als in früherer Zeit habe.

Am 28. März 1836 starb mein Vater im Alter von 83 Jahren. Ich hatte ihn nur noch auf seinem Krankenlager gesehen und es ward mir, da ich die Anzeige seines Todes bei der Rückkehr von meiner Reise zu spät erhielt, nicht die Genugthuung, ihn zu seinem Grabe zu begleiten. Meine Mutter folgte ihm zwei Jahre später in ihrem 82. Lebensjahre und auch bei ihrem Begräbniß konnte ich nicht sein, da ich mich eben auf einer weiten Reise befand. Sie ruhen neben einander auf dem Friedhofe zu Gottesberg. Noch heute ist dort ihr Andenken im Segen.

Der Frühling trat in diesem Jahre zeitig ein und es blühten schon am 10. April die Kirschbäume. Ueberhaupt war dieser Monat so schön und mild, wie es oft der Mai nicht ist. Aber es blieben auch die Nachwehen nicht aus, denn vom 8. bis 14. Mai herrschte Kälte, wie sie sonst nur im Februar vorkommt, und es machte dieselbe erheblichen Schaden an den Früchten, so daß das auf die Ernte des Jahres einen ungünstigen Einfluß hatte.

Am 26. April trat ich meine zweite Reise nach Siebenbürgen, und zwar diesmal unter günstigeren Auspicien, als im vorigen Jahre, an. Zunächst nahm ich meine Richtung nach den westlichen Karpathen, weil ich dort einen Freund, der mir Schafwidder aufgenommen hatte, besuchen wollte. Seine Besitzung lag im Waagthale. Ich fand die Thiere in schlechtem Zustande, weil sie nach ungarischer Art behandelt worden waren, was sie nicht vertrugen. Nur die Hälfte davon konnte ich nach Siebenbürgen abgehen lassen, und erlitt, da die übrigen so gut als verloren waren, einen empfindlichen Verlust. — Von hier ging ich nach Pressburg, wo ich mich bei einem Gastfreunde sehr wohl befand und ein Paar Tage sehr interessant verlebte. Meiner Wohnung gegenüber war die königlich ungarische Residenz. Da nun gerade die Sanction (der Landtagsabschied) stattfand, so konnte ich die Feierlichkeit mit großer Muße mit ansehen. Mehrere Male sah ich den Kaiser Ferdinand mit seiner

Gemahlin am Fenster und konnte, da die Straße, welche zwischen der Residenz und meiner Wohnung lag, schmal ist, beide genau beobachten. Der Kaiser war von der Last der Regierung niedergedrückt, aber seine geistreiche und lebhafte Gemahlin schien ihn aufzurichten. Seine anspruchslose Persönlichkeit stach gegen das imposante Auftreten der ungarischen Magnaten sehr ab. — In demselben Hause, wo ich wohnte, hatte Fürst Metternich sein Quartier. Er trat höchst bescheiden auf, da er wußte, daß ihm die Ungarn nicht hold waren. Es war dies am 2. und 3. Mai.

Am 4. fuhr ich von hier nach Wien und blieb daselbst bis zum 8. Mai. In dieser Zeit war die Thierausstellung im Augarten und es waren da, wie immer, eine Menge von Edelleuten und Beamten versammelt. Am 6. kam der Kaiser dahin und hier schien er weniger beengt zu sein, als wie ich ihn in Presburg gesehen hatte. Die Versammlung am Nachmittage dieses Tages, in welcher die gewöhnlichen Besprechungen stattfanden, war zahlreich besucht und ich befand mich da unter einer Zahl von Bekannten und Gönnern. Besonders zugethan waren mir die katholischen Geistlichen, deren sich stets eine große Anzahl an den Ausstellungen betheiligten.

Bei einem Besuche bei dem Banquier Popp machte ich die Bekanntschaft eines russischen Großen, der mir Anerbietungen zu einer Antheilschäferei auf seinen Gütern machte. Da dieselben jedoch noch eine Strecke hinter Moskau lagen, mir also gar zu fern waren, ich überdies zu Unternehmungen nach Rußland weder sonderlich Lust, noch viel Muth hatte, so lehnte ich das Anerbieten ab. — Desgleichen lernte ich hier auch den griechischen Fürsten Suzo mit seinem Enkel kennen, was mir recht interessant war, zumal der Fürst sich auf einer wichtigen Mission in Wien befand. — Wien war mir überhaupt sehr lieb geworden, weil ich dort so viel liebe Bekannte und Gönner aus den höheren Ständen hatte.

Am 9. Mai reiste ich nach Pesth ab und kam dort am 12. an. Das Theater war mir daselbst jedesmal eine Erholung, weshalb ich es denn auch stets besuchte, was ich auch am Tage meiner diesmaligen Ankunft that. Es ward die Braut von Messina und zwar sehr vorzüglich gegeben. Zwei Tage später hörte ich die Oper „der Barbier von

Sevilla", wo Fräulein Henriette Karl gastirte und rauschenden Beifall erntete, später auch engagirt wurde. Ich habe diese Sängerin jedesmal mit besonderem Vergnügen gehört, denn sie gefiel mir selbst im Vergleich mit der Schechner in München und der Malibrau in Paris.

Nachdem ich mehrere Tage vergeblich auf den nach Siebenbürgen bestimmten Transport von Schafen gewartet hatte, reiste ich endlich am 15. Mai ab. — Kaum wird man es glauben, daß mich die jetzige Reise nach Niederungarn — mitten im Frühlinge — weniger ansprach, als die im winterlichen Herbste des vorigen Jahres. Die Sache findet ihre Erklärung darin, daß damals mir Alles neu, auch meine Spannung überaus groß war; jetzt aber die Oede der großen Steppen, wo so wenig Ortschaften sind und nur selten ein Baum einen Ruhepunkt für das ermüdete Auge giebt, in trauriger Art sich zeigte. Einige Abwechselung aber gewährte mir die Fata-Morgana, die man hier so oft und in mannigfaltiger Gestalt sieht. Da meint man in nicht weiter Ferne große Ortschaften mit Schlössern und Parks zu sehen und wenn man näher kommt, sind es kleine vereinzelte Gebüsche. Wiederum breitet sich vor dem Blicke ein weitgedehnter blau leuchtender See aus, so daß man bange wird, wie man darüber kommen soll. Aber er zieht sich, je näher wir ihm zu kommen meinen, immer weiter zurück. Spaß machte mir die ängstliche Miene meines Kutschers beim Anblick dieser Erscheinung und er sprach mir endlich die Besorgniß aus, daß wir hier doch nicht weiter kommen könnten, bis er sich dann beruhigte, da er sah, daß dieser See vor uns floh. — Wahrhaft grotesk erscheinen in diesen Luftspiegelungen die Rinderheerden mit ihren langen Hörnern, wenn sie aus dem Dunstmeere auftauchend wie riesige Ungeheuer einherschreiten und uns gleichsam zermalmen zu wollen drohen. Wie leichte Elfen tanzen zwischendurch hoch aufsteigende Säulen daher, die, wenn sie sich begegnen und zusammenstoßen, wie Wolken emporsteigen. Es sind die Windwirbel, die bei Trockenheit fortwährend über die Ebene ziehen. — Diese Erscheinungen sind aber auch fast das Einzige, was die Monotonie unterbricht. Vergebens sucht das Auge nach einem Ruhepunkte, denn nur bei sehr durchsichtiger Atmosphäre nimmt man die Conturen der weithin gelegenen Karpathen wahr.

Zwischen Berczel und Czegled hörte ich (und zwar erst am 16. Mai) die erste Nachtigall. Da dachte ich an eine Seherin, welche mir im vorigen Jahre in Czegled viel Erfreuliches für die Zukunft vorher gesagt hatte. — Ohne besondere Vorkommnisse setzte ich meine Reise fort. Nur von meinem Nachtquartiere in Barod, jenseit Groß-Wardein, will ich ein Paar Worte sagen. Ein seltenes Zusammentreffen überfüllte das dasige Gasthaus, welches im Ganzen nur fünf Fremdenzimmer hatte, von denen bereits, als ich ankam, drei an eine Gräfin mit ihrer Dienerschaft vergeben waren. Von den übrigen beiden erhielt ich das eine und in dem andern fanden sich bald darauf noch zwei Herren ein. Als es schon dunkel geworden, kamen noch zwei an, für welche nunmehr kein Platz war. Es waren Armenier, deren Geschäft der Viehhandel war, den sie großartig betrieben. Der Eine von ihnen kam zu mir und bat mich höflich, ihn und seinen Gefährten in meinem Zimmer aufzunehmen. So klein dies nun auch war, so willigte ich doch ein und hatte nicht Ursache, es zu bereuen, da sie anständige und vielgereiste Leute waren, die mir viel Interessantes mittheilten. Sie schienen viel Geld bei sich zu führen, waren auch gut bewaffnet. Da die herumstreichenden Industrieritter wissen, daß diese Handelsleute reich sind, so stellen sie ihnen auch besonders nach, weshalb diese sich stets gefaßt halten, Anfällen zu begegnen. — Wäre dies Gasthaus nicht so stark besetzt gewesen, so hätte wohl ein Einbruch stattfinden und ich mit ihnen in Gefahr gerathen können. — Der Eine erzählte, daß sein Bruder in der Moldau, wo er allein reiste, auf die Art um's Leben gekommen wäre. — Da ich zu jener Zeit die Idee gefaßt hatte, meine Reise über Siebenbürgen hinaus in die Wallachei auszudehnen, so warnten sie mich und gaben mir mehrere Vorsichtsmaßregeln an. Ich unterließ diese Reise, obgleich ich von Wien aus ein Empfehlungsschreiben nach Bukarest an den Fürsten Ghika bei mir hatte.

Ohne weitere Fährlichkeit kam ich in Siebenbürgen an und fand dieses Land romantisch schön, wozu die gute Jahreszeit das ihrige beitrug. Durch den Grafen Beldi ward ich in mehrere Häuser eingeführt, wie z. B. in das des Präsidenten Grafen Cornis, dann in die der beiden Grafen Johann und Adam Bethlen, wo ich überall mit Gast-

freundschaft aufgenommen wurde und viele Auszeichnungen erfuhr. So z. B. veranstaltete der Graf Johann Bethlen ein Diner, bei welchem mir der Ehrenplatz neben der Wirthin des Hauses angewiesen und mir zu Liebe fast nur deutsch gesprochen wurde, was übrigens der siebenbürgische Adel sehr rein und in gutem Accent spricht. Es herrschte da eine Ungezwungenheit und eine Freimüthigkeit, die mich höchlich ansprach. Man findet solche nicht überall, obgleich ich sie — besonders in Oesterreich — fast in gleichem Grade getroffen habe. Von dem Zwange und der Steifheit, wie man sie so häufig in Preußen in höherer Gesellschaft trifft, ist dort wenig wahrzunehmen. Wie freimüthig sich die siebenbürgischen und eben so auch die ungarischen Magnaten auch den höchsten Personen gegenüber äußern, davon gab Graf Franz Beldi einst ein Beispiel. Er ward nach seiner Rückkehr aus Amerika, wo er sich eine Zeit lang aufgehalten hatte, in Wien der Kaiserin von Oesterreich vorgestellt und gab derselben auf die Frage: was er dort gesehen und gelernt habe, die rückhaltlose Antwort: „Vieles, Ew. Majestät, was bei uns eingeführt zu werden verdiente."

Eine Menge Touren machte ich im Lande und lernte es da in allen seinen Theilen kennen. Wie ein Blumengarten erschien die Mezö-Seg (Mesöscheg), zu deutsch Fruchtland, weil hier ein ausgezeichneter Boden für den Getreideanbau ist, den man jedoch meist zur Viehweide und Grasung liegen läßt und nur theilweise anbaut. Die Reichhaltigkeit der Flora von Siebenbürgen ist bekannt und auf dem genannten Landstriche strahlt sie in ihrer ganzen Glorie. Hier ist das Gosen der Bienen, die noch viel mehr eintragen könnten, wenn man ihre Zucht erweiterte und verbesserte, obgleich ohnehin schon Wachs und Honig in Menge gewonnen wird. — Die vielen Gesellschaften, in welche ich eingeführt wurde, machten mich mit einem großen Theile des hohen Adels des Landes bekannt. So kamen wir denn auch auf die Güter des Grafen Telecky, welcher durch seinen Sohn, der ein Jahr auf der Akademie des Landbaues zu Möglin (bei Vater Thaer) gewesen war, die dasige Schäferei kennen gelernt und edle theure Thiere von da bezogen hatte. Dieselben wurden mir vorgezeigt, befanden sich aber in verwahrlostem Zustande und waren sogar von der Raude (die in Ungarn und Siebenbürgen so häufig vorkommt)

befallen. Mein mir abgefragtes Urtheil fiel da etwas hart aus, denn es lautete: „Es seien hier sehr edle und hochgeborene Persönlichkeiten in eine Zigeunerhütte verschlagen.“ Die Gesellschaft lachte darüber, aber auf den Eigenthümer machte es einen unangenehmen Eindruck. — Man war zu jener Zeit eifrig für die Einführung edler Schafe in Siebenbürgen bedacht und sie würden dort sicher sehr gut gedeihen, wenn man sie so wie in Deutschland zu behandeln verstände. Zu denen, welche ich dorthin brachte, gab ich zwar deutsche Schäfer mit, aber diese arteten in gleichem Grade, wie die Schafe aus und so hat die Sache keinen festen Fuß gefaßt.

Bei meinem Aufenthalte in Siebenbürgen konnte ich den Mai und Juni hindurch viele Gewitter beobachten, die eine Erscheinung boten, wie man sie in Deutschland nicht überall wahrnimmt. Sie entstanden fast urplötzlich, entluden sich im Augenblick sehr heftig, zogen aber auch ebenso schnell vorüber. Die Configuration des Landes mag davon die Ursache sein, da dasselbe ringsum von den Karpathen umwallt ist und auch in der Mitte keine bedeutenden Ebenen hat, sondern dort nur schmale Flußthäler und Hügelzüge vorkommen.

Da man, wie ich schon anführte, damals für die Edelschafe in Siebenbürgen enthusiasmirt war und da auch die Heerde, welche ich im Herbste unter so unsäglichen Schwierigkeiten aus Schlesien dahin gebracht, sich ziemlich gut den Winter hindurch gehalten hatte, so erwachte die Lust bei sehr vielen Grundbesitzern und ich bekam ansehnliche Bestellungen, die am 7. Juni bei Gelegenheit des Diners beim Grafen Johann von Bethlen gemacht und contrahirt wurden. Sie beliefen sich auf ein Paar Tausend Stück, auch wurden bei Abschluß der Verträge bedeutende Anzahlungen gemacht. Das Geschäft hätte für mich sehr einträglich werden können, wenn nicht später traurige Zwischenfälle vorgekommen wären, die ich weiterhin erzählen werde.

Nun reisete ich auf die Güter des Grafen George Beldi, um dort die weiteren Einrichtungen für die Schäferei zu treffen und insbesondere auch die Schur einzuleiten. Da es jedoch mit letzterer noch einige Tage Zeit hatte, so benutzte ich diese zu einem Abstecher nach Hermannstadt. Im Lande der Sachsen, in welches ich bei Mühlenbach eingetreten war, befand ich mich wie im Vaterlande. Deutsches Wesen

und große Gemüthlichkeit, dazu die protestantische Confession, sprachen mich ungemein an, wozu auch noch die Behäbigkeit der Bevölkerung beitrug. In Herrmannstadt kam ich am 11. Juni, an einem Sonntage, an, ging bald spazieren, besuchte eine Garten-Restauration, sowie des Abends das Theater und vergaß darüber, daß ich wohl 160 deutsche Meilen von der Heimath entfernt war. Das Theater daselbst war deutsch und ziemlich gut besetzt. Man gab eine Wiener Posse und da amusirte mich die Kindlichkeit einer neben mir sitzenden Dame, die sich ganz dem Eindruck des Stückes hingab und recht aus Herzensgrunde laut lachte. — Herrmannstadt ist zwar völlig deutsch, aber es wohnen auch Magyaren und Wallachen darin, auch fehlt es in den Vorstädten nicht an Zigeunern.

Am folgenden Tage machte ich einen Abstecher nach dem rothen Thurmpasse, besuchte die Contumaz und setzte meinen Fuß auf wallachisches Gebiet, freilich nur ein paar Hundert Schritte und zwar unter Begleitung eines Sanitätsdieners, weil es mir sonst hätte passiren können, in die Contumaz bei meiner Rückkehr gesperrt zu werden. Dieselbe besteht aus einer Menge von Gebäuden und war selbst damals, wo der Aufenthalt darin auf den vierten Theil der gewöhnlichen Zeit von 40 Tagen, d. i. auf 10 Tage, herabgesetzt war, ziemlich stark besetzt. In dem dasigen Gasthause fand ich recht gute Küche und trinkbaren Wein, auch in dem anwesenden Personale, was aus verschiedenen Nationalitäten bestand, interessante Unterhaltung. — Im Zollamte am rothen Thurmpasse traf ich Beamtete, die aus Wien waren. Sie jammerten über ihre Abgeschiedenheit und waren glücklich, als ich ihnen aus der Heimath Nachrichten brachte, die sie so selten erhielten. — Wahrhaft wild romantisch ist die dortige Gegend. Tobend durchströmt die Aluta (Alt) den engen Paß; an den steilen Berglehnen standen die Tscherdaken der Gränzer und sahen wie große Adlerhorste aus; tiefer unten weideten einzelne Rinder, die wie Gemsen an den Bergwänden klommen. Nicht selten stürzt eins hinab und zerschlägt sich fürchterlich, wenn es nicht gar den Tod von dem Sturze hat, wie ich ein solches an der Straße liegen sah.

Am 13. Juni reisete ich von Herrmannstadt zurück nach Boden, einem Gute des Grafen Beldi, wo unsere Schafe standen, die jetzt geschoren werden sollten. Hier hatte ich nun eine schwere Arbeit vor mir,

weil die Leute, die mir zur Disposition gestellt wurden, völlig unbekannt mit der Art und Weise waren, wie wir in Deutschland die Schafe waschen und scheeren. Zu meiner Assistenz hatte ich einen aus Schlesien mitgebrachten Schäfer, welchen ich schon ein Paar Monate vorher vorausgeschickt und der bereits einige Worte wallachisch gelernt hatte, so daß er sich schon etwas mit den Leuten verständigen konnte. — Die Schafe wurden in der Marosch, einem ziemlich reißenden Strome, geschwemmt, und es war zu verwundern, daß da kein Unglücksfall vorkam. Die besten Dienste leisteten die Zigeuner, die überhaupt, wo Schwierigkeiten zu überwinden, trefflich zu brauchen sind. Besonders war einer unter ihnen, der ganz ächte Typus seines Stammes, der mir viel Freude machte. Es drang da ein Widder über die Stangen hinaus, welche gezogen waren, um die Thiere nicht in den Strom gerathen zu lassen, und ich hielt ihn schon für verloren, sah aber, daß der alte Zigeuner nicht weit von ihm war. Ich rief ihm zu, zeigte ihm einen Silberzwanziger, und er, die Bedeutung verstehend, stürzte sich dem Widder nach und brachte ihn glücklich an's Ufer. Mit freundlichem Grinsen zeigte er seinen Kameraden die zwei blanken Silberstücke, die ich ihm gegeben hatte.

Bei der Schur, welche dort nur durch Männer vollzogen wird, hatte ich meine besondere Noth, weil diese Leute sich nicht mit den deutschen Scheeren zu behaben wußten, indem sie sich stets der ihrigen (sogenannter Schneiderscheeren) bedienten. Anfangs wollten sie gar nicht heran und stellten unverschämte Forderungen (20 Kr. W. W. pr. Stück) und als ich dies nicht bewilligte und sie abgehen wollten, trat der Vogt, ein sehr stämmiger Mann, vor, erhob seinen Kantschu und drohte dem ersten, der abgehen wollte, damit. Das half und sie stellten sich nun in Reihe und Glied. Zum Setzen und das Schaf auf den Schooß zu nehmen, konnte ich sie lange nicht bewegen. Als aber der deutsche Schäfer ihnen zeigte, wie sie es machen sollten, bequemten sie sich dazu. Ihre Methode war nämlich die: sie faßten das Schaf bei den Vorderbeinen, setzten es hinten auf, klemmten es zwischen ihre Füße und schoren es von oben nach unten. Um ihnen Muth zu machen, nahm ich selbst eine Scheere und schor ein großes Stück Vließ ab. Da standen sie um mich herum und lachten wie die Kinder, machten es am Ende aber doch nach, so daß zuletzt die Sache

ziemlich gut ging. — Ich hätte wohl gewünscht, es hätte ein geschickter Zeichner diese Scene aufgenommen.

Die Neugier hatte Jung und Alt aus dem Dorfe herbeigezogen und ich konnte mich der Zuschauer nur durch den Kantschu meines Vogtes erwehren. Unter den Schaulustigen bemerkte ich auch zwei schwarzbärtige Gestalten, die sich im Vordergrunde hielten und den Scheerern ganz nahe traten. Eben war ich im Begriff, sie hart zurück zu weisen, als ich vom Vogte den Namen „Pope" aussprechen hörte. Wirklich waren es zwei Geistliche der griechischen Kirche, denen man den Priester äußerlich wahrlich nicht ansah. Die Stellung der niederen griechischen Geistlichkeit ist in Siebenbürgen in der That aber kaum besser, als die eines Tagelöhners, denn ihre Besoldung ist höchst gering, so daß sie, um zu bestehen, zum Ackerbaue greifen und mit eigenen Händen arbeiten müssen. Wie es um ihre wissenschaftliche Ausbildung stehen möge, das mag man sich denken, wenn man hört, daß Fälle vorkommen, wo Grundherren als Patrone ihre Bedienten als Popen anstellen. — Die Wallachen in Siebenbürgen bekennen sich zur griechischen Kirche und zwar dem Mehrtheile nach zur unirten.

Endlich waren meine Geschäfte vollendet, und so wohl ich mich auch in Siebenbürgen befunden hatte, so war meine Sehnsucht nach der Heimath, von welcher ich nunmehr schon so lange entfernt war, groß und ich trat mit inniger Freude die Rückreise an. Auf derselben kam ich wieder über Groß-Wardein, welches den Tag vor meiner Ankunft von einer furchtbaren Feuersbrunst heimgesucht worden war, durch welche nahe an 1500 Häuser in Asche gelegt worden waren. Ich fand noch die rauchenden Trümmer, aus denen zwischendurch Flammen aufschlugen. Das Elend war gränzenlos und das Herz brach Jedem, der die Jammergestalten zwischen den Brandstätten sah. Bei der damaligen Bauart dieser Stadt war die Ausdehnung des Feuers, welches heftiger Sturm vermehrt hatte, erklärbar, indem die Häuser meistentheils mit Schindeln, manche auch mit Stroh gedeckt waren. Der große Haufe sah übrigens Wunder in manchen dabei vorkommenden Erscheinungen. So z. B. war die reformirte Kirche mitten in den Flammen unversehrt geblieben und stand wie eine Oase in der Wüste da. Noch wunderbarer aber war ein kleines

mit Stroh gedecktes Haus nicht weit davon vom Feuer verschont geblieben.

Um die durch ihre großen Jahrmärkte berühmte Stadt Debreczin zu sehen, nahm ich meine Richtung dahin. Sie bietet aber so wenig Merkwürdiges dar, daß ich in ein Paar Stunden mit ihrer Besichtigung fertig war und, nachdem ich hier übernachtet, frühzeitig weiter fuhr. Ich reisete ziemlich großartig. In Siebenbürgen hatte ich vier Pferde gekauft, mit denen es rasch vorwärts ging; dazu hatte ich in Klausenburg einen Bedienten angenommen, der in großer Bedrängniß war und gern nach Wien — von wo er gebürtig — zurück wollte. Derselbe zeigte sich jedoch als Lump und ich jagte ihn in Pesth davon.

Mein nächstes Nachtquartier nahm ich in Kis-Uj-Szallas, wo es überaus lustig herging. Es waren nämlich kaiserliche Werber anwesend, die da gute Geschäfte machten. Mehrere junge Bursche trugen bereits den interimistischen Dolman und waren, vom Weine berauscht, ausgelassen lustig. Einige lose Dirnen ließen sich die Cour von ihnen machen, was andere junge Leute, die noch bedächtig zur Seite standen, locken sollte. Ihre anwesenden Mütter hielten diese jedoch zurück. Rauschende Zigeuner-Musik erscholl dazwischen und es wurde flott nach derselben getanzt. Bald nach mir kamen drei Kapuziner aus Groß-Wardein an und es fehlte nur noch, daß einer von ihnen sich zum Sittenprediger aufgeworfen hätte, um Wallensteins Lager recht natürlich aufgeführt zu sehen. Die feisten Pfäfflein schienen besonderes Wohlgefallen an der recht hübschen Wirthin zu finden, denn sie schielten fortwährend verstohlen nach ihr hin.

Am andern Morgen kam es zum Abmarsch und die neu angeworbenen Burschen hingen jetzt gewaltig die Flügel, auch fehlte es nicht an einem Strome von Thränen, welche die Mütter und die Liebchen derselben ihnen nachweinten.

Am zweiten Tage nachher (28. Juni) kam ich nach Pesth. Meine siebenbürgischen Pferde hatten die Probe gut bestanden, denn sie hatten eine Tour von 63 Meilen in 7 Tagen gemacht, ohne daß man ihnen Ermattung ansah. Drei Tage verweilte ich hier, wo ich wie in der Heimath war und meine Correspondenzen nach allen Richtungen führte. Alsdann ging es den geraden Weg nach dem Vaterlande zurück. Bei

Grau begegnete ich einem Transport von Schafen, den meine gute Gattin — die für solche Aufträge ein besonderes Talent besaß — von Schlesien aus befördert hatte. Die Thiere waren zu meiner Freude sehr munter und die Treiber guten Muthes. Ausreichend mit Gelde versehen, trieben sie weiter und ich eilte vorwärts. Da ich durch die wiederholten Reisen auf der ganzen Route sehr bekannt geworden war, so fand ich auch in den Gasthäusern überall eine gute Aufnahme. Das war nun auch insbesondere in Senitz — einem Marktflecken — der Fall, wo ich mich jedesmal auf ein Nachtquartier einrichtete und daselbst sehr gemüthlich versorgt war. Ueberhaupt muß ich die Bonhommie der Gastwirthe in den österreichischen Staaten rühmen, zu welcher noch die gute Küche kommt, was beides angenehm auf den Reisenden wirkt.

Endlich kam ich am 8. Juli glücklich bei den Meinigen an. Wie groß die Freude war, das brauche ich nicht zu beschreiben. Meine Abwesenheit hatte 74 Tage gedauert, und da ich so weit entfernt und in Gegenden gewesen war, wo zu jener Zeit das Reisen noch mit vieler Beschwerde, ja Gefahr verbunden war, so konnten wir dem Himmel nicht genug danken, der mich beschützt und meine Unternehmungen gesegnet hatte.

Zunächst hatte ich nun die Aufgabe zu lösen, die bestellten Schafe einzukaufen, was nicht leicht war, da solche Verkäufe um diese Zeit außer der Regel sind, indem sie meist nur im Winter vorkommen. Nun befiel mich noch auf der desfallsigen Reise ein bedenkliches Unwohlsein, was leicht hätte in Nervenfieber ausarten können, wenn meine gute Natur mich nicht davor geschützt hätte. Dennoch warf es mich bei meiner Rückkehr auf's Krankenlager, welches ich fast 14 Tage lang hüten mußte. Die Gewandtheit meiner Gattin kam mir zu statten, denn sie machte, während ich krank darniederlag, einige Einkäufe zu meiner vollen Zufriedenheit.

Bis zu Anfang August fühlte ich mich unpäßlich und nur allmählig erholte ich mich gänzlich. Bei den vielen und verwickelten Geschäften und Arbeiten, die ich hatte, war mein Unwohlsein sehr peinlich und es würde mir dasselbe mehrfachen pekuniären Nachtheil gebracht haben, wenn mich meine Frau nicht so gut vertreten hätte. Wo es galt, etwas zu erwerben, da war sie unermüdlich, nur ging sie zuweilen etwas zu weit, was nicht immer Gewinn brachte, wenn ich mich mit fortreißen ließ.

Es vergingen einige Wochen im Monat August, ehe ich alle die bestellten Schafe beisammen hatte, bis denn endlich der letzte Transport am 21. abging. Ob nun gleich dieses Geschäft gewinnbringend war, so machte mir es doch nicht wenig Mühe und Arbeit, auch war viel Risiko damit verbunden. Ich mußte Leuten, die als Treiber dienten, und die, wie ich nur zu oft inne ward, nicht ganz verlaßbar waren, hohe Werthe anvertrauen. Ein Marsch von fast 150 Meilen war für edle Schafe wahrlich keine Kleinigkeit und es waren die Thiere mancherlei Gefahren ausgesetzt. Dennoch kamen sie ohne große Verluste an den Ort ihrer Bestimmung. Es hätten diese Transporte einen wesentlichen Einfluß auf die Veredlung der Schäfereien in Siebenbürgen haben können, wenn dort nicht so sehr viel Schwierigkeiten zu überwinden gewesen wären und wenn mir nicht auch da menschliche Bosheit in den Weg getreten wäre, wovon ich bald sprechen werde.

Der Monat September (1836) brachte keine besonderen Ereignisse für mich und ich verlebte denselben bei meinen gewöhnlichen Geschäften.

Nun kam der October, wo mich viele harte Schläge trafen. Eine Partie Wolle, welche ich an Zahlungsstatt aus Siebenbürgen erhalten hatte, konnte ich nur schwer und mit namhaftem Verluste verkaufen, und nachdem ich das kaum bewerkstelligt hatte, bekam ich von dort höchst unangenehme Nachrichten. Ein Schäfer, den ich hatte hinschicken wollen, der sich aber so benahm, daß ich ihn zurücklassen mußte, hatte dorthin geschrieben und aus Rache meine dahin geschickten Schafe auf's Aeußerste verdächtigt. Das bestimmte die Empfänger, mir die Zahlung vorzuenthalten oder die Schafe überhaupt nicht anzunehmen. Bei dieser weiten Entfernung und bei der damaligen Art zu reisen, konnte ich nicht schnell hingehen, um die Sachen auszugleichen. Auf mein Ersuchen nahm sich jedoch Graf Franz Beldi, sowie das Handlungshaus Sabel in Klausenburg meiner an. Ich sandte sodann einen Beamten dahin und dennoch dauerte es sehr lange, ehe die Sache ausgeglichen war. Während dieser Zeit lebte ich in steter Unruhe und insbesondere war meine Gattin trostlos. Die Verluste, die ich auf die Art erlitt, waren groß und verschlangen zum großen Theil wieder den früher gehabten Gewinn.

Im Monat October arbeitete ich fleißig an dem Werke: „Guter

Rath beim Ein- und Verkauf von Landgütern", was im Anfang 1837 bei Cotta in Stuttgart erschien. Am Schreibtisch gewann ich allezeit meine Ruhe und meinen Gleichmuth wieder und so ist es auch immerfort geblieben. Wie fleißig ich zu jener Zeit war, das bewies ich damit, daß ich, sowie nur das eben gedachte Werkchen fertig war, alsbald ein neues unter dem Titel: „Das goldene Vließ" anfing. Es bewies sich damit die Elasticität meines Geistes, daß, so viel Kummer und Sorge auch auf mir lastete, sie ihn nicht niederdrücken konnten.

So verliefen auch die beiden letzten Monate des Jahres. Wir feierten ein trauriges Weihnachtsfest, was uns besonders dadurch betrübte, daß wir unseren Kindern nicht, wie sonst, eine Freude mit Geschenken machen konnten. Am Schlusse des Jahres schrieb ich in mein Tagebuch: „Dies Jahr wechselte mit Freuden und Leiden. Im Anfange schien es, als würde ich aus aller Noth und Bedrängniß kommen, aber durch die Bosheit und Schändlichkeit eines Nichtswürdigen ward Alles zertrümmert."

Neunzehntes Kapitel.

Kummer und Sorgen und neue Reisen.

Abnormer Winter von 1837/38. Tharandt, Professor Schweitzer. Legationsrath Kelle in Stuttgart. Weihern, Baron Lozbeck. Ellingen, Fürst Wrede. Die erste Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth. Die Stammschäfereien in Lohmen und Stolpen. Winter bis in den April hinein. Herbstreise nach Ungarn.

Das neue Jahr 1838 kündigte sich mit Sorgen und Kummer an. Die Angelegenheit in Siebenbürgen war noch nicht geordnet und jeder von dort erhaltene Brief erschreckte mich. — Ein neues Werk: „Ueber die Bildung des Landwirths im weitern Sinne des Worts" beschäftigte mich jetzt und gewährte mir eher Erholung als Mühe. Ueberhaupt haben mir alle meine literarischen Arbeiten wahren Genuß gewährt und sowie ich beim tiefsten Kummer die Feder in die Hand nahm, so richtete ich mich auf und bekam stets neuen Muth. Meine Subsistenz zwang mich allerdings zum Arbeiten, aber ich that es doch mit Freuden. Freilich würde ich manches Werk gründlicher haben abfassen können, wenn ich nicht so schleunig hätte arbeiten müssen.

Als hätte ich noch nicht Sorgen genug, so mußte ich jetzt in einen Injurienprozeß mit einem in Münsterberg wohnenden Arzte verwickelt werden. Die Sache war diese. Derselbe hatte einen meiner Freunde, einen Major a. D., in einem öffentlichen Blatte auf eine gemeine Weise angegriffen und ich trat für denselben auf und bezeichnete den Angriff mit gemein. Das ward dem Arzte mitgetheilt und er verklagte mich, daß ich seine Ehre verletzt habe. Ich verlor in der ersten Instanz, ward aber in der zweiten freigesprochen. In der Meinung des Publikums aber gewann ich durch diesen Handel. Dennoch machte er mir Mißbehagen, weil mir jeder Prozeß verhaßt ist und mir das Wort schon unangenehme Gefühle erregt.

Von allen Seiten stürmte es nun auf mich ein. Aus Abetsried in Bayern, wo ich, wie ich schon mitgetheilt, eine Pachtung und auf derselben einen Verwalter angestellt hatte, bekam ich von diesem sehr trostlose Berichte und anstatt der Hoffnung, daß ich von dem, was ich bereits auf das Unternehmen verwandt hatte, etwas herausbekommen sollte, ging mich derselbe um Zuschuß an, den ich ihm aber nicht schicken konnte.

Endlich bekam ich am 5. Februar eine Abrechnung aus Siebenbürgen, die aber ein sehr trauriges Resultat zeigte. Doch hatte diese das einzige Gute, daß ich endlich aus der Spannung und Ungewißheit herauskam, in welcher ich zeither gelebt hatte. Als Linderung erhielt ich nicht lange darauf einen Brief vom Grafen George Beldi, der mir diesen Ehrenmann als wahren Cavalier zeigte, indem er als Vermittler in dem auftrat, was ich noch in jenem Lande abzuwickeln hatte. Ich sandte nun einen Bevollmächtigten hin, der die Sache zwar nach seiner Art nicht schlecht betrieb, wobei aber mein Interesse nicht auf's Beste gewahrt war. Für die erlittenen Verluste ward mir wenig mehr zu Theil und ich mußte froh sein, daß endlich die ganze Angelegenheit abgeschlossen war.

Anfang März trat ich nun eine neue Reise nach Bayern und Würtemberg an, deren Hauptzweck eine persönliche Zusammenkunft mit dem Freiherrn von Cotta war. Dieser Ehrenmann war und blieb meine Stütze und ich habe es sehr zu beklagen gehabt, daß später, als sein Sohn Chef des Hauses wurde, die Verbindung, in welcher ich mit dem Vater so lange gestanden hatte, gelockert wurde. Das Wetter war beim Antritt meiner Reise, im Verhältniß zur Jahreszeit, ausnehmend schön, hielt aber nicht Bestand, denn es ging schon nach einigen Tagen aus dem anscheinenden Frühlinge in den Winter zurück. Schon am 3. März fing es an zu schneien und das verstärkte sich von Tage zu Tage. — Der Winter war überhaupt sehr anormal. Im Anfang November trat er mit Schneegestöber ein, setzte dann wieder um und es blieb bis gegen Weihnachten schönes Herbstwetter. Dann kam Ende Dezember Schnee und Frost, der den Januar hindurch meistentheils anhielt. Der Februar gerirte sich wie ein Frühlingsmonat, ihm aber folgte der launige März mit vollem Winter.

Von Dresden aus fuhr ich nach Tharandt und lernte den Institutsdirector Professor Schweitzer kennen und hochschätzen. Mit ihm verlebte ich viele Stunden höchst angenehm und das freundliche Verhältniß, was sich hier anknüpfte, hat eine Reihe von Jahren gedauert.

Am Morgen des 6. März fuhr ich weiter. Ich reiste mit eigenen Pferden. Die Nacht hindurch war Schneegestöber und ich kam nur mit vieler Anstrengung durch die Schneemassen hindurch, so daß ich erst um Mittag in Freiberg ankam und froh war, am Abend nach Oederan zu gelangen.

Auf der ganzen Tour über das Erzgebirge hatte ich mit Wegen zu kämpfen, die wegen des vielen Schnees kaum zu passiren waren, so daß ich vielfach aufgehalten wurde.

Endlich gelangte ich am 13. März nach Stuttgart, traf aber zu meinem Leidwesen den Freiherrn v. Cotta nicht anwesend. Mittlerweile kam ich viel mit meinem Stiefsohn Wolfgang Menzel zusammen, lernte bei ihm auch den geistreichen, als staatswirthschaftlichen Schriftsteller rühmlichst bekannten Legationsrath Kelle kennen und verlebte da viele Stunden in geistigem Genusse. Zwischendurch machte ich Ausflüge auf die königlichen Domänen, die Achalm und Mon-Repos, wo mir es an Unterhaltung nicht fehlte. — Am 20. kam Cotta endlich an und meine Angelegenheiten mit ihm wurden geordnet.

Der Winter übte unterdeß sein Regiment fort und Schnee und Kälte kehrten immer wieder. Bei solchem Wetter reiste ich am 22. März von Stuttgart ab und konnte natürlich nur kurze Tagereisen machen, so daß ich erst am 24. zu Mittag in Augsburg ankam. Es waren an diesem Tage früh 12 Grad Kälte (Reaumur) und man fuhr zu Schlitten. Alsbald machte ich Besuche bei Dr. Kolb und Professor Lebert (den Redactoren der Allgemeinen Zeitung) und dem Dr. Wiedemann (Redacteur des Auslandes). Mit allen Dreien hatte ich vielfache Besprechungen wegen meiner Correspondenz für diese beiden Blätter. Ein Besuch auf der Domäne Weihern, dem Freiherrn von Lozbeck gehörig, war für mich in hohem Grade befriedigend, da ich dort eine Oekonomie fand, die eben so vorzüglich wie opulent eingerichtet war. Hier sah ich recht, was Geld mit Industrie gepaart zu schaffen vermag.

Am 26. März (dem ersten Osterfeiertage) reiste ich weiter und zwar über Landsberg nach Abetsried, was ich, wie schon angeführt, von dessen Besitzer gepachtet und einem Verwalter zur Bewirthschaftung übergeben hatte. Die ganze Oekonomie basirte — da sie eine Art von Alpenwirthschaft war — mehr auf Viehzucht als auf Ackerbau. Sie war klein und konnte nur durch Rodungen von dazu gehörigen Waldstrecken vergrößert werden, was denn auch geschah. Eine edle Schäferei dort aufzustellen, war mein Hauptzweck. Leider aber waren die Weidetriften sehr schwierig, wozu noch kam, daß der Verwalter wenig Praxis in der Schafzucht hatte, so daß große Verluste entstanden und der größte Theil der theuer angeschafften Schafe zu Grunde ging. Zwischen ihm und mir entstand Disharmonie, die vollends einen besseren Fortgang hemmte. Da eilte ich denn wieder hinweg und ließ die Sache ihren Gang gehen.

Von dort ging es über Stahremberg nach München, wo ich am 29. März ankam. Hier war ich, da ich so viele Freunde und Bekannte hatte, wie zu Hause. Unter denselben nahm der Hofrath Dr. Medicus den ersten Platz ein. Er war mir von der ersten Stunde unserer Bekanntschaft an ein Freund in der edelsten Bedeutung des Wortes, auch hatte ich durch ihn den Feldmarschall Fürsten Wrede kennen gelernt, der mich jedesmal, wenn ich ihn besuchte, mit ungemeiner Leutseligkeit aufnahm, was auch diesmal geschah. — In der innigen Anhänglichkeit und im größten Wohlwollen gegen mich that es der Staatsrath v. Hazzi dem Hofrath Dr. Medicus gleich. Bei ihm fand ich bei meiner jedesmaligen Anwesenheit in München stets die zuvorkommendste Aufnahme. Auch der Freiherr v. Lozbeck gehörte zu denen, deren besonderer Gunst ich mich erfreute.

Da ich nun auch in München jedesmal das Theater besuchte und damals die Schechner in ihrer Glanzperiode war, so fehlte es mir daselbst weder an Zerstreuung, noch an Vergnügen. Von allen berühmten Sängerinnen, die ich gehört, übertraf sie, nach meinem Urtheile, fast jede. Mit mir stimmte Wolfgang Menzel überein und es äußerte dieser einstmals: er könne es seinem Freunde Wagen nicht verzeihen, daß dieser die herrliche Sängerin der Bühne entführt habe.

Nach zwei sehr glücklich verlebten Tagen reiste ich am 31. März von

München ab. Der Tag war regnicht und die Nacht brachte neuen Schnee. Dem Wunsche des Fürsten Wrede zufolge kehrte ich in Ellingen ein, um die dasige Oekonomie anzusehen. Sie zeigte eine glänzende Außenseite, ließ aber in einem Hauptzweige, den der Fürst gerade am meisten liebte, nämlich in der Schäferei, viel zu wünschen übrig: denn so opulent auch alles Uebrige war, so fand ich die armen Thiere in traurigem Zustande, auch hatten die Heerden bereits große Verluste erlitten. Der Fürst hatte mir auch schon in München seine Noth geklagt und er erwartete mein Urtheil über seine Schäferei, welches freilich kein günstiges sein konnte. An Geldopfern hatte es derselbe nicht fehlen lassen, es war ihm aber damit gegangen, wie so manchem Andern; der Erfolg blieb aus.

In Nürnberg sah ich die erste Eisenbahn, nämlich die von hier nach Fürth, die zur damaligen Zeit des Tages zwei Züge, nämlich den einen mit Pferden, den andern mit einer Lokomotive beförderte. Dem letztern vertrauten sich nur die Muthigen an, die Furchtsamen aber zogen den erstern vor. Damals ahnte man noch nicht, wie kurze Zeit es dauern würde, wo Eisenbahnen nach allen Richtungen gehen sollten. Man staunte die Sache immer noch wie ein Wunder an.

Der Winter hörte auch im April noch nicht auf und wenn auch einzelne Frühlingstage erschienen, so kam immer wieder Kälte und Schneegestöber dazwischen. Meine Reise ward dadurch erschwert und verlängert und ich kam erst am 7. April wieder in Tharandt an, wo ich einen Tag verweilte, Besuche in der Nachbarschaft (unter andern in Weißtrupp) machte und sodann am 8. mit Professor Schweitzer nach Lohmen und Stolpen fuhr, wobei wir den ganzen Tag Schneegestöber hatten. Da der Hauptzweck meines Besuches an diesen beiden Orten die Besichtigung der dasigen königlich sächsischen Stammschäfereien war, so finde ich es angemessen, anzugeben, auf welchem Standpunkte ich dieselben damals fand.

Der Hauptcharakter von beiden war verschieden. Die Heerde von Lohmen trug eine zarte sanfte Wolle, die aber, da die Thiere weder besonders groß, noch bis auf alle Extremitäten bewachsen waren, nicht sonderlich in's Gewicht schlug. Die in Stolpen leistete in dieser Beziehung mehr, nur stand die Wolle gegen die Lohmener in Feinheit und Zartheit

zurück. Es hatten aber beide Schäfereien gerade zu jener Zeit viel Anfechtung erfahren und es waren in den landwirthschaftlichen Zeitschriften harte Urtheile über sie ausgesprochen worden. Das war die Ursache, weshalb dem Director Professor Schweitzer viel daran lag, meine Meinung über dieselben zu hören. Diese war folgende: Das edle Blut sprach sich überall darin aus, nur schien man zeither kein sicheres und festes System befolgt zu haben, was dann zu Rückschritten Veranlassung geworden war. Dazu kam, daß im übrigen Deutschland und ganz besonders in Schlesien die Merinozucht außerordentlich vorschritt und dort bereits viele Schäfereien vorhanden waren, welche die beiden hier in Rede stehenden überflügelten. Der oftmalige Wechsel bei der Direction schien der Hauptgrund zu sein, daß die beiden hochedlen Heerden, die ursprünglichen Quellen der deutschen Merinozucht, nicht in gleicher Art, wie viele Privatschäfereien, fortschritten. Sie haben diese in der Folge zwar wieder eingeholt, sind aber nie mehr dahin gelangt, an der Spitze zu stehen.

Nach meiner Rückkehr in die Heimath widmete ich mich wieder meinen gewöhnlichen Geschäften und es verflossen die beiden Monate April und Mai ziemlich einförmig. Briefe aus Siebenbürgen, die mittlerweile eingingen, waren fast alle sehr unangenehm, so daß ich beschloß, die ganze dasige Angelegenheit um jeden Preis zu Ende zu bringen. — Unterdeß bot sich mir ein neues Geschäft in einer Schafsendung nach Würtemberg dar. Die Thiere waren für die dasige königliche Schäferei auf der Achalm bestimmt und ich suchte möglichst vorzügliche zu senden. Dennoch machten sie dort nicht den guten Eindruck, den die gemacht hatten, welche ich zehn Jahre früher aus meiner Schäferei zu Reindörfel dahin gesandt hatte. Trotzdem aber waren sie vom Könige gut aufgenommen worden und ich erhielt als Rückladung ein paar große Fässer Wein aus den königlichen Kellern.

Im März starb meine Mutter im 80. Jahre, nachdem sie den Vater, der schon 1836 starb und 83 Jahre alt geworden war, noch zwei Jahre überlebt hatte. Beide ruhen, wie ich schon angeführt habe, neben einander auf dem Friedhofe zu Gottesberg.

Der Juni verfloß ohne besondere Ereignisse. Im Juli war das erste das, daß ich aus Wien und Klausenburg zugleich Briefe erhielt,

wovon mir der eine die Beendigung meines drei Jahre lang gedauerten Prozesses mit dem Baron v. Senftenberg ankündigte, der andere aber den Trost gab, daß auch meine dortige Angelegenheit bald zu Ende kommen werde. Beide erleichterten mein Herz um vieles und ob ich gleich nunmehr wieder völlig arm war, so gewann ich doch den freien Gebrauch meiner Geisteskraft auf's neue und konnte hoffen, mit Gottes Hülfe mich wieder empor zu arbeiten. — Meine literarischen Arbeiten setzte ich fleißig fort, was mir stets die angenehmste Unterhaltung war. So blieb Alles bis zu Ende August.

Anfang September beförderte ich einen neuen nicht unbedeutenden Schaftransport nach Ungarn; ich selbst aber reiste am 8. desselben Monats diesem nach. Das Unternehmen war wieder ein gewagtes, da ich noch keine feste Bestellung auf die Schafe hatte. Dennoch machte ich es im Vertrauen auf die göttliche Hülfe, die nie ausgeblieben war und auch diesmal zur rechten Zeit kam. — Einer meiner Neffen begleitete mich auf dieser Reise, der aber, etwas phlegmatischen Temperaments, wenig zur Unterhaltung auf derselben beitrug. Er liebte die körperlichen Genüsse mehr als die geistigen. — Wir kamen am 15. September in Pesth an und hatten mit meinen eigenen Pferden die Reise von 63 Meilen wieder in 7 Tagen gemacht, genau in der Zeit, die ich sonst auf derselben brauchte. Bedenkt man, daß ich auf dieser Reise die Sudeten und die Karpathen zu passiren hatte und die Wege nicht die besten waren, so muß man über die Ganghaftigkeit und Ausdauer dieser Thiere erstaunen, auch halten wohl nur ungarische Pferde (denn solche hatte ich) so viel aus.

Bei Pesth war Herbstübung eines in Ungarn stehenden Armeecorps und wir hatten da eine seltene Unterhaltung. Die dort aufgestellten Truppen gehörten zu den vorzüglichsten der österreichischen Armee und insbesondere war die Cavallerie ausgezeichnet. Man konnte kaum etwas Imposanteres sehen, als z. B. das — fast 2000 Mann starke — Husaren-Regiment Erzherzog Ferdinand. Roß und Reiter waren wie aus einem Gusse.

In Pesth fehlte es mir nie an Unterhaltung. Das Theater, die Dampfschifffahrt auf der Donau, Spaziergänge nach Ofen und der Umgang mit lieben Freunden machten mir meinen dasigen Aufenthalt jedes-

mal höchst angenehm. Dazu kam noch, daß ich gute Geschäfte mit meinen Schafen machte, die am 19. sehr munter ankamen. So vereinigte sich diesmal Alles, mir glückliche Tage zu bereiten. Mein Neffe befand sich hier überaus wohl, denn für leibliche Genüsse ist in Pesth ausreichend gesorgt. Für die Flaneurs (zu Deutsch „Bummler") ist hier ein herrlicher Aufenthalt. Die vielen Kaffeehäuser, die reiche Kost mit dem feurigen Weine, die drei Theater und daneben die gesellige Liebenswürdigkeit der Einwohner können auch den Hypochonder aufheitern.

Wie beliebt der Palatin, Erzherzog Joseph, beim Volke war, das bewies sich bei jeder Gelegenheit. Er war einige Zeit abwesend von hier (in Wien) gewesen und kehrte am 22. September des Abends auf dem Dampfschiffe zurück. Da war Pesth und Ofen an beiden Donauufern prachtvoll illuminirt und es herrschte allgemeiner Jubel, der sich auch im Theater, welches festlich geschmückt und erleuchtet war, aussprach. Und diese Beliebtheit zeigte sich — wenn auch bei den Deutschen am meisten — in allen Nationalitäten, so wenig auch die Magyaren und Slaven sich mit dem deutschen Elemente, sowie mit der deutschen Regierung innig befreunden konnten.

Nach zehn in Pesth froh durchlebten Tagen traten wir die Rückreise an. Mein Neffe trennte sich schwer von dieser Stadt, wo er auf eine Anstellung gehofft hatte. In Mähren begegneten wir viel österreichischem Militär, weil dort Herbstmanöver war. Eine interessante Nacht hatten wir auf der letzten Station in Herrmannstadt (in Oesterreichisch-Schlesien). Dort war eine Glockenweihe gewesen und an sie schloß sich ein Ball im Gasthofe, in welchem wir Quartier genommen hatten. Da ging es bunt her und obgleich wir die ganze Nacht wenig Ruhe hatten, so ließen wir uns das gern gefallen, zumal die Gäste zwar ausgelassen fröhlich, aber in keiner Art roh waren.

Endlich langten wir am 2. October in der Heimath an und da ich gute Nachrichten nach Hause brachte, so machte das die Meinigen sehr glücklich. Die wenige Zeit, welche ich nun zu Hause verlebte, verwandte ich zu schriftstellerischen Arbeiten. Indeß war ich genöthigt, bald wieder Reisen in allen Richtungen des Vaterlandes zu machen, weil ich nach Ungarn bestellte Schafe zu kaufen hatte. Es waren aber diese Reisen

keine unangenehmen, weil ich überall gut aufgenommen wurde, indem man zu jener Zeit die übrigen Zuchtschafe nicht allzuleicht los wurde und weil ich auch gute Preise zahlen konnte. — Am 9. October ging eine ziemlich bedeutende Anzahl nach Pesth ab, mit denen ich aber, obgleich sie bestellt waren, viel Verdruß hatte. Es waren nämlich viele derselben unterwegs lahm geworden, was seinen Grund darin hatte, daß einer meiner Verkäufer, Herr Schl. aus L. bei Grottkau, unredlich genug gewesen war, mir klauenkranke Thiere — die freilich zur Zeit, da ich sie kaufte, gesund waren, das Uebel aber im Blute hatten — zu verkaufen, bei denen die Seuche unterwegs ausbrach, weshalb denn die Annahme in Pesth verweigert wurde. Nur nach langen Unterhandlungen fand eine Einigung statt und ich mußte mir so bedeutende Abzüge gefallen lassen, daß ich, anstatt Gewinn, bedeutenden Verlust von dieser Sendung hatte. Während dieser Unterhandlungen, die brieflich geführt wurden und mehrere Wochen dauerten, verlebte ich wieder sehr unruhige und traurige Tage. Es schien, als sollte ich aus dem Kummer nicht mehr herauskommen.

In dieser Zeit faßte ich auf's Neue die Idee, ein landwirthschaftliches Institut zu errichten, wozu mein Freund und Gönner, der Obristlieutenant Freiherr v. Falkenhausen, die Hand bot. Der Regierungspräsident Freiherr v. Kottwitz in Breslau war sehr dafür, weniger aber stimmte der Oberpräsident von Schlesien, Herr Dr. von Merkel, dafür. Die Sache scheiterte, trotzdem daß andererseits der Herr Amtsrath v. Schönerwerk zu Prieborn seine Hand bot, um die Anstalt in seinem Bereiche zu gründen. Allenthalben aber thürmten sich Schwierigkeiten auf und ich mußte die Idee fallen lassen. — Es lag einmal in meinem Geschick, als Privatmann mein Leben zu führen, dabei aber immer und überall meine Unabhängigkeit zu bewahren.

Ein anderer Plan, den ich faßte, nämlich den, meinen Aufenthalt in Pesth zu nehmen, kam ebenfalls nicht zur Ausführung, obgleich er wohl leichter durchzuführen gewesen sein würde, wie der eines landwirthschaftlichen Instituts im Vaterlande. Einige Jahre früher munterte mich, wie ich schon weiter oben erzählt, eine Gräfin Esterhazy auf, nach Ungarn zu kommen, was ich — wie sie mir versicherte — nie Ursache zu bereuen haben würde. Ich war im Hause des Grafen in Ungarn fast

einheimisch und würde zunächst die Direction seiner Güter erhalten haben. Ich äußerte im Scherz gegen die Gräfin, man solle mir nur in Ungarn ein Landgut schenken, so wolle ich sofort hinkommen. Sie wollte mich beim Worte nehmen und meinte, sie werde schon dafür sorgen, daß mir diese Forderung gewährt würde. Meine gute Gattin, welche bei dieser Unterhaltung zugegen war, hegte Bedenken und hing überdies so an ihrem Vaterlande, daß sie sich nicht entschließen konnte, dasselbe zu verlassen. — Wir haben, als uns später so viel Ungemach traf, es beide bereut, nicht auf das Anerbieten eingegangen zu sein.

Die letzten Monate des Jahres 1837 verliefen ohne besondere Ereignisse und das war auch mit den ersten dreien im Jahre 1838 der Fall. Kummer und Sorge wechselte mit frohen Tagen, nur waren der letztern weniger als der traurigen. Meine Reiselust verminderte sich nicht und wenn ich auch damit keine Schätze eroberte, so gewann mein Leben dadurch ein gewisses Relief, auch gewährt mir die Rückerinnerung an alles das, was ich auf Reisen gesehen, gelernt und erlebt habe, in meinem Alter manchen Genuß.

Zwanzigstes Kapitel.

Neue Reisen und mannigfaltige Erlebnisse.

Drei neue Reisen im Jahre 1838 nach Ungarn. Ueberschwemmungen der Donau. Romantische Gegenden im Süden des Landes. Mezö-Hegyes. Gefährliche Nachtfahrt. Wiederholte Reisen nach Ungarn im Jahre 1839. Erlebnisse auf denselben. Neue Schaffendungen dorthin. Besuch in Al-Tschud. Der Palatin Erzherzog Joseph.

Der Winter von 1837 zu 38 war ein sehr wechselvoller. Schon im November trat er ein, setzte dann wieder ab, brachte im Januar viel Schnee und Kälte, war im Februar theilweise mild, dann wieder streng und brachte dann im März plötzlich Wärme, durch welche starkes Thauwetter eintrat, was insbesondere in Ungarn großes Unheil beim Eisgange stiftete und in Pesth eine unerhörte Ueberschwemmung veranlaßte, die einen großen Theil von dieser Stadt sowie von Ofen verwüstete.

Eine neue Reise nach Ungarn trat ich am 28. März an. Unterwegs hörte ich die traurigsten Nachrichten über die Verheerungen, welche die Donau acht Tage vorher angerichtet hatte. Daß dieselben nicht übertrieben waren, konnte ich, als ich an Ort und Stelle kam, mit eigenen Augen sehen. Die schrecklichsten Verwüstungen sah ich sowohl in Pesth wie in Ofen: ganze Straßen waren zusammengestürzt und die geflüchteten Einwohner hatten sich einstweilen in provisorisch errichteten Baracken niedergelassen. Nahe an tausend Häuser waren in beiden Städten eingestürzt. Jetzt nach 20 Jahren sind sie neu erstanden und, wie sich denken läßt, viel besser, als sie ehedem waren, wieder aufgebaut.

Eine neue Bekanntschaft, die ich diesmal in Pesth machte, war die eines Herrn von Algyni, eines Ehrenmannes im vollsten Sinne des Wortes. Seiner Freundschaft verdanke ich viel und er hat sich meiner in meinen damaligen Angelegenheiten in Ungarn sehr thätig angenommen. Er lud mich zu einer Reise nach Niederungarn ein, wo er in der Gegend

von Arad ein Besitzthum und nebenbei bedeutende Gutspachten hatte. Wir traten die Reise am 10. April an und übernachteten bei seinem Bruder in Gyorgyö, unweit der Theiß. Bei diesem fanden wir echt ungarische Gastfreundschaft und ich hatte blos zu bedauern, daß unser Aufenthalt nur eine Nacht währte. — Am andern Tage ging unsere Reise nach St. Miklos, wo Herr v. Algyni eine Besitzung hatte, in welcher ich mich an einer sehr geordneten und rationell geführten Oekonomie erfreute.

Von hier fuhren wir nach ungarischer Art mit Vorspann in einem Tage funfzehn Meilen und kamen doch noch bei guter Zeit in Elek einem großen Dorfe, an, wo ein guter Gasthof war, in welchem wir übernachteten. Ueberhaupt ist an den meisten Orten in Ungarn die Unterkunft besser, als man sich das in Deutschland gewöhnlich vorstellt. Unser Nachtmahl bestand aus Fischen aus der Theiß, die wir von Szolnok mitgebracht hatten und die so vorzüglich waren, daß sie nur von den Seefischen übertroffen werden.

Auf der Tour, welche wir diesen Tag machten, hatten wir eine Fährlichkeit zu Wasser zu bestehen. Es tritt nämlich im Frühjahr die Theiß weit über ihre Ufer und überschwemmt sehr viele Quadratmeilen. Obgleich wir nicht gerade in ihre Nähe kamen, so hatten wir doch ein Stück Inundationsland zu passiren. Wir waren etwa noch eine Meile von einem Dorfe entfernt, als sich in ziemlicher Nähe eine große Wasserfläche ausbreitete. Ich hielt sie Anfangs für eine Fata Morgana, die man im Sommer auf den ungarischen Ebenen sehr häufig sieht; mein Gastfreund aber klärte mich auf, daß wir es hier nicht mit einer Erscheinung, sondern mit der Wirklichkeit zu thun hätten. Je näher wir nun kamen, desto mehr überzeugten wir uns, daß hier kein Entrinnen sei, denn es ging der Weg, welcher der Sicherheit wegen mit Stangen bezeichnet war, gerade durch diesen See. Zu unserm Troste kreuzten einige Kähne auf demselben, von welchen wir den einen bestiegen, während ein anderer den Wagen geleitete. So kamen wir denn glücklich hinüber. Hätten wir den Weg aber im Wagen ohne Geleit machen sollen, so wäre große Gefahr gewesen, wie wir an den Schwankungen des Wagens, sowie daran

wahrnehmen konnten, daß die Pferde stellenweise beinahe bis an den Rücken im Wasser gingen und mitunter schwimmen mußten.

Am 13. April kamen wir in Sebes (Schebesch), der Besitzung des Herrn v. Algyni, an. Hier ward ich von ihm und seiner liebenswürdigen Familie auf's Zuvorkommendste aufgenommen. Ein eigenthümlicher Anblick, den wir beim Eintritt in den Hausflur hatten, war ein daliegender, eben erlegter Wolf, der als Wahrzeichen der dasigen Gegend gelten konnte, in welcher diese Bestien noch hausen, da sie vielfach mit Bergen und hohen Waldungen durchzogen ist, die von Menschen so wenig betreten werden, daß man dort nur höchstens Holzschläger und Jäger antrifft. Da sieht man noch Urwälder mit tausendjährigen Eichen. Dieselben werden mit riesenhaften Schlingpflanzen, ähnlich wie in Amerika, durchzogen und es ist daselbst die Vegetation an den südlichen Berglehnen fast so üppig wie unter den Tropen. Es hausen da noch Bären und Wölfe und der Adler horstet auf den hohen Berggipfeln. — Wir machten mehrere Touren durch die Thäler dieser Gebirge, von denen eins immer romantischer war, als das andere. Im Kreise einer so lieben Familie und abgeschieden von der übrigen Welt verlebte ich da sehr glückliche Tage, so daß mir die Abreise schwer wurde.

Herr v. Algyni begleitete mich mit einem seiner Bekannten bis nach Arad. Wir kamen durch das, wegen seines vortrefflichen Weines berühmte Menescher Gebirge, nach Villagos (Villagosch) und passirten da die Gegend, wo im letzten Aufstandskriege die ungarische Armee unter Görgey kapitulirte. Damals ahnte man freilich noch nichts von den nachfolgenden wichtigen Zeitereignissen. Für mich hatte die Gegend durch ihre vorzügliche Schönheit das größte Interesse: denn sie ist wahrhaft entzückend. Einigermaßen ward uns der Genuß durch einen heftigen Sturm, der uns überfiel, gestört, denn es drohte derselbe mehrere Male uns den Wagen umzuwerfen. Indeß gewährte er uns auch einige Unterhaltung durch das Spiel, welches er mit den Tscharden und einzeln stehenden Feldhütten trieb. Diese Gebäude sind sehr leicht von schwachen Holzstücken und Stangen aufgeführt und das Dach wird durch gegen einander gestemmte Stangen hergestellt, auf welche wiederum Latten gebunden werden. Eingedeckt wird es aber einfach mit Schilf, welches mit

großer Geschicklichkeit auf einander gefaßt wird und ohne alle weitere Befestigung dennoch dem Wind und Wetter widersteht. Macht aber ersterer ein Loch in ein solches Dach, dann geht die Zerstörung rasch vor sich und es währt nicht gar lange, so ist es vernichtet. Das sahen wir denn auf unsrer Reise vielfach und es flog das Schilf durch die Luft und bildete eine Art von Schneegestöber um uns, so daß die Pferde häufig davor scheuten und wir in nicht geringer Gefahr waren.

Von Arad nahmen wir unsere Richtung nach Mezö-Hegyes (Mesö-Hedjesch), dem weltberühmten Staatsgestüt in Niederungarn. Auf unser Gesuch ward uns von dem Commandanten desselben (einem österreichischen Obristen) gestattet, die ganze großartige Anstalt in genaueren Augenschein zu nehmen und es ward uns ein Wachtmeister als Führer beigegeben, welcher uns Alles, was wir zu sehen wünschten, zeigte und die nöthigen Erklärungen dazu gab. Mehr als tausend Zuchtpferde waren da aufgestellt und man konnte die Raceverschiedenheiten derselben an den einzelnen Exemplaren studiren. — Die ganze Anstalt hatte eine streng militärische Verfassung und das sämmtliche Personal bestand aus Offizieren und Soldaten. Das Areal derselben umfaßt mehr als eine deutsche Quadratmeile und bildet ein regelmäßiges Viereck, an dessen Seiten hin Wohnungen und Wachthäuser für das Personal erbaut sind. Das Ganze ist eine vollkommene Ebene ohne irgend einen Hügel, der Boden ein sehr fruchtbarer. Derselbe wird von den hier befindlichen Soldaten bewirthschaftet und ich fand ihn gut bestellt und sah üppige Saaten darauf. Ehemals bedurfte die Anstalt bedeutender Zufuhr von außen, zu der Zeit aber, als ich sie sah, erzeugte sie alle Producte selbst. Einen eigenthümlichen Anblick gewährte es, wenn man so 20—30 Pflüge mit militärischer Präcision daher fahren und gute Ackerarbeit verrichten sah. Jede Abtheilung von Pflügern war von einem Unteroffizier zu Pferde beaufsichtigt. — Daß sämmtliche Pferde sich in sehr gutem Zustande befanden, setzt man wohl von selbst voraus.

Von hier kehrte mein Gastfreund, Herr v. Algyni, nach Arad zurück, ich aber reiste, von seinem Bekannten, einem Herrn v. S., begleitet, weiter und wir kamen auf die Nacht nach Oroshaz, ein Dorf im Districte der Kumanier, wo wir im dasigen Gasthofe gut aufgehoben

waren. Dieser Volksstamm zeichnet sich durch seine körperliche Vigorosität, sowie durch seine Grandezza fast noch vor den Magyaren aus, übrigens spricht er die Sprache von diesen. — Die gute und opulente Küche, welche wir hier fanden, that uns wohl, da wir den Tag über nicht sonderlich viel genossen hatten; auch war unser Nachtlager gut und reinlich.

Ein heiterer Morgen leuchtete uns entgegen, als wir unsere Weiterreise antraten. Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, das erfuhren wir auch hier. Nach 10 Uhr trübte sich der Himmel, der schwach anfangende Regen nahm von Minute zu Minute zu und fiel endlich so dicht, daß unser Weg sehr schlüpfrig wurde. Es war am 19. April und die Tage vorher waren sehr schön und warm gewesen. Mit dem Regen vereinigte sich sehr bald ein starker Wind, so daß das Wetter wahrhaft unwirsch wurde. In einer kumanischen Ortschaft machten wir Mittag. Wirth und Wirthin redeten uns zu, da zu bleiben, weil keine Aussicht auf Besserung sei und wir über die Pußten von hier nach Töröf St. Miklos schlechtes, ja gefahrvolles Fahren haben würden, besonders wenn uns die Nacht überfallen sollte. Mein Reisebegleiter hätte gern der Warnung des Wirths gefolgt, ich aber hatte mir durchaus in den Kopf gesetzt, weiter zu reisen. Ein paar Stunden später bereute ich meine Hartnäckigkeit.

Unser Weg ging an der Theiß aufwärts und näherte sich dem Strome öfters bis auf einige Klaftern. Er war hoch angeschwollen, der Sturm peitschte seine Gewässer und trieb sie am Ufer zu hoher Brandung, so daß der aufsprühende Gischt in unsern Wagen schlug. Wellen von 6—8 Fuß Höhe jagten sich. Wir fuhren am östlichen Ufer und da der Wind aus Westen kam, so zogen diese Wellen drohend gegen uns heran. So lange es Tag war, durften wir keine Gefahr fürchten, als aber endlich der Abend hereinbrach, da ward die Sache bedenklicher. Das Schlimmste, was wir zu fürchten hatten, war ein Abkommen vom Wege, der auf den Pußten selbst am Tage nicht immer leicht inne zu halten ist. Zum Glück glitzerte das Wasser, trotz der rabenschwarzen Nacht, ziemlich hell und wir wurden es immer bald gewahr, wenn wir dem Strome zu nahe kamen. Unser Kutscher Joschka (Joseph) schien zwar etwas be-

denklich zu sein, zeigte aber dennoch vollen Muth, da er die Gegend genau kannte. Trotzdem aber kamen wir das eine Mal vom Wege ab, wurden es aber noch zeitig genug gewahr, so daß wir bald wieder auf den rechten Weg gelangten. Endlich kamen wir, nach überstandenen Fährlichkeiten, glücklich am Ziele an, ließen uns in gastfreiem Hause wohl sein und schliefen die Nacht vortrefflich.

Am 21. April trat ich meine Rückreise nach Pesth an. Auf derselben sollte ich den Zustand der Wege kennen lernen, wie er bei nasser Witterung in Ungarn ist. Ich kam in die Nähe von Szolnok und hörte von fern her ein Rufen und Schreien, als wenn eine Armee herauzöge. Es war eine Colonne von Fuhrwerk, welche im Kothe feststaß. Der Fahrdamm an der Theiß hin glich einem Sumpfe, und kaum war ich auf demselben angelangt, als auf einmal mein Wagen feststand. Ich stieg ab und sah nun, daß die Speichen der Räder so voll von schwarzem, pechzähem Schmutze saßen, daß jedes derselben nur ein runder Klumpen war, der sich nicht mehr drehte. Zum Unglück fehlte es mir an einem Werkzeuge, um diesen Koth abzumachen, und es mußte mein Kutscher einen Weidenast abschneiden, um ihn hierzu zu benutzen. Kaum aber waren wir flott und etwa 100 Schritt gefahren, als wir dasselbe Hinderniß zu beseitigen hatten. So ging es fort bis nach Szolnok. Auf die Art brachte ich auf einer Wegstrecke, wo ich bei Trockenheit etwa eine Viertelstunde gebraucht haben würde, über zwei Stunden zu. Von Szolnok nahm ich sodann Vorspann von vier Pferden, die mich durch die Sümpfe, die überall auf der Straße waren, auf die Station Abony brachten, von wo an der Weg wieder so war, daß ich ihn, wenn auch mit großer Schwierigkeit, mit meinen eigenen Pferden fahren konnte.

Endlich kam ich am 23. April nach Pesth, hatte also zur Zurücklegung eines Weges von etwa 10 Meilen über zwei Tage gebraucht. Gegenwärtig fährt man ihn auf der Eisenbahn in zwei Stunden.

In Pesth verweilte ich eine Woche, schloß Geschäfte auf Schafe ab, schrieb viel für die Allgemeine Zeitung, den Schwäbischen Merkur und für die beiden Breslauer Zeitungen, genoß aber nebenbei den Umgang lieber Freunde und besuchte auch fleißig das Theater. So verging mir die Zeit rasch und angenehm.

Meine diesmalige Rückreise machte ich über Schemnitz und Kremnitz. Dort sah ich eine Menge von Merkwürdigkeiten, wobei mir die Gefälligkeit und Humanität der Beamten sehr behülflich war. Ich fuhr in die Bergwerke ein, bewunderte die kolossalen Baue in denselben, ergötzte mich an den flimmernden Gold- und Silberadern, besuchte in Kremnitz die Münze, wechselte mir zum Andenken einige frisch geprägte weltberühmte Kremnitzer Dukaten und mehrere Silberstücke ein und schied endlich, in die heiterste Stimmung versetzt, von diesen beiden Orten, wo ich hätte vergessen können, daß ich in Ungarn und nicht im lieben deutschen Vaterlande war, dessen Zunge ich überdies hier mehr hörte, als die magyarische und slavische.

Wunderbar schöne Ansichten bietet das Waagthal und die Reise durch dasselbe bot mir die köstlichsten Genüsse. Etwas verkümmert wurden mir zwar dieselben durch die Fahrt über das hohe Gebirge von Sillein, die wirklich fast halsbrecherisch war, und an welche sich noch eine sehr gefährliche Passage durch die Waag anschloß. Das Wasser hatte kurz zuvor die Brücke weggerissen, und da bei den damaligen ungarischen Zuständen an die Errichtung einer Nothbrücke nicht sobald gedacht wurde, so mußten alle Fuhrwerke durch das Wasser passiren. Ich hatte einen Lootsen auf meinem Wagen und wäre ohne denselben, wie ich mich bei der Durchfahrt überzeugte, in die augenscheinlichste Lebensgefahr gerathen.

Von der Noth und dem Elende, welchen die Bewohner der Karpathen ausgesetzt sind, bekommt man einen Begriff, wenn man dies Gebirge in der Gegend von Jablunka passirt.

Die Häuser oder vielmehr Hütten der Ortschaften liegen zerstreut an den Bergen umher und müssen ohne Zweifel im Winter durch Schneegestöber oftmals so von einander abgesperrt sein, daß sie lediglich auf sich selbst beschränkt sind und da Hunger und Kummer zu leiden haben. Die kleinen unfruchtbaren Ackerstücke der Einwohner reichen meistentheils nur aus, um etwas Kartoffeln anzubauen, die dann auch ihre fast einzige Nahrung sind. Von dieser Gegend aus gehen die fast in ganz Deutschland, sowie auch in Ungarn und Polen bekannten Drahtbinder, welche stets erst nach langer Wanderung, auf welcher sie sich kleine Kapitalien sammeln, zurückkehren und in der Heimath das Erworbene verzehren, sich aber dann als-

bald wieder auf die Wanderung begeben. — Es ward mir von solchen erzählt, die dieses Wanderleben fast ein halbes Jahrhundert fortgesetzt haben.

Ueber Teschen, welches ich da zum ersten Male sah, reiste ich der Heimath zu. Diese Kreisstadt hat, da die ganze Umgegend sehr stark bevölkert ist, einen ziemlich lebhaften Handelsverkehr, der sich am Wochenmarkte, welchen ich gerade traf, ganz besonders zeigte. Der hiesige Menschenschlag, aus Slaven bestehend, ist ein sehr kräftiger und vornehmlich gilt das auch vom weiblichen Geschlecht. Originell ist dessen Kleidung, bei welcher der kurze Rock auffällt, welcher nur ein wenig bis unter das Knie reicht und die vollen drallen Waden in schönster plastischer Form zeigt.

Am 7. Mai langte ich endlich in der Heimath an, von wo ich nahe an zwei Monate abwesend gewesen war. Einen Monat blieb ich nun zu Hause, wo ich wieder die Feder fleißig führte, mich auch nach der langen Abwesenheit sehr gemüthlich und wohl fühlte.

Schon am 7. Juni trat ich eine neue Reise nach Ungarn an. In Pesth angekommen, hörte ich von dem Großhändler Lindemann, mit welchem ich in Geschäftsverbindung stand, daß der Palatin von Ungarn, Erzherzog Joseph, bei ihm hatte anfragen lassen, wann ich wieder nach Pesth kommen werde und daß derselbe zugleich den Auftrag gegeben hatte, ihm alsbald meine Ankunft zu melden. Ich eilte nun sofort hinüber nach Ofen, um mich dem hohen Herrn vorzustellen. Es war an einem Sonntag Morgen (15. Juni) und derselbe war in der Messe. Sein Privat-Secretär, Herr von Trauner, versprach mir, dem Erzherzoge gleich bei dessen Rückkehr meine Ankunft zu melden. Mittlerweile kehrte ich nach Pesth zurück. Nach etwa einer Stunde kam Herr von Trauner zu mir und kündigte mir an, daß Se. k. k. Hoheit mich empfangen wolle. Sein Wagen wartete unten an der Thür und ich fuhr nun mit dem genannten Herrn hinüber auf das Schloß. Derselbe versicherte mir unterwegs zu wiederholten Malen, wie lieb es ihm sei, mich zu Hause getroffen zu haben, da der Erzherzog ihm den gemessenen Befehl ertheilt habe, mich alsbald aufzusuchen und zu sich einzuladen. Auf dem Schlosse angekommen, bat mich der dienstthuende Kammerherr, ein klein wenig zu verziehen, weil gerade der Kanzler des Reichs, Graf Cyraky, Audienz

habe. Im Vorzimmer warteten eine Menge von Herren, darunter viele Offiziere. Sobald Graf Cyraky herauskam, meldete mich der Kammerherr und alsbald trat der Erzherzog an die Thüre, hieß mich willkommen und winkte mir einzutreten. Auf den Gesichtern der wartenden Herren drückte sich Verdruß aus über die mir geschehene Bevorzugung. — Der hohe Herr empfing mich mit einer Herablassung und Leutseligkeit, die mich in Verlegenheit brachte. Er sagte, daß er mich aus der landwirthschaftlichen Literatur längst kenne und sich freue, jetzt meine persönliche Bekanntschaft zu machen. Nun entspann sich eine lebhafte Unterhaltung, in welcher der Erzherzog eine Belesenheit zeigte, die mich in Erstaunen setzte. Aus meinen Schriften führte er Mehreres an, worauf ich mich erst besinnen mußte. Dann kamen die ungarischen Agrar-Verhältnisse zur Sprache, über welche sich der hohe Herr mitunter scharf aussprach. Mit denselben auf meinen vielen Reisen in Ungarn bekannt geworden, fällte ich über Mehreres ein günstiges Urtheil, was er aber damit niederschlug, daß er meinte, es sei dies Urtheil wohl nur eine Artigkeit von meiner Seite.

Die Unterhaltung dauerte über eine halbe Stunde und ich stand wie auf Nadeln, da ich wußte, welchen Ingrimm die draußen Harrenden gegen mich haben würden. — Endlich ward ich entlassen, nachdem mich der Erzherzog noch zu einem Besuche in Al-Tschud eingeladen hatte. — Wahrhaft giftige Blicke wurden mir von den Herren im Vorzimmer zugeworfen. Des Abends theilte mir der Baron v. Podmanizky mit, daß ich durch meine Audienz beim Palatin einen wahren Rumor in Pesth und Ofen angerichtet habe, indem eine Menge vornehmer Leute um meinet- (eines verdammten Schwaben) willen hatten länger als eine Stunde antichambriren müssen. — Bekanntlich nennen die Magyaren und Slaven in Ungarn alle Deutsche „Schwaben". Von meinem Besuche in Al-Tschud spreche ich später. Dasselbe war ein wahres Tusculum, in welchem der Erzherzog in ländlicher Zurückgezogenheit lebte und sich persönlich um den Betrieb der Oekonomie bekümmerte.

Noch zehn Tage verweilte ich in dem mir sehr lieb gewordenen Pesth. Während dieses Aufenthaltes schloß ich mit dem Baron v. Podmanizky einen Vertrag zu einer Antheilschäferei, die wir in's Große zu betreiben beabsichtigten. Nicht allein sollte eine Heerde von Edelschafen aus

Schlesien auf seinen Gütern, Azod und Zubehör, aufgestellt werden, sondern wir machten auch Anstalten zur Pachtung der dem Baron v. Baldacci gehörigen Herrschaft Sár, wo gute Triften der Schafzucht günstig waren. Das Unternehmen hatte aber nicht den günstigen Fortgang, den ich mir davon versprochen hatte, wie ich weiterhin zu berichten habe. Zwar war der Director des Baron Podmanizky eine Stütze für das Unternehmen, da er, von Geburt ein Sachse, mit der edlen Schafzucht vertraut war; aber es traten Umstände ein, die der Sache hinderlich waren, obgleich ich einen tüchtigen Beamten aus Schlesien auf der Herrschaft Sár anstellte, der aber, mit den dasigen Landesverhältnissen unbekannt, nicht mit dem Erfolge wirken konnte, wie es sonst wohl hätte geschehen können. — Kurz und gut: das Unternehmen brachte mir wenig Gewinn, wohl aber viel Verdruß, Kummer und Sorge. Indeß hatte ich dabei doch auch manchen Genuß, weil ich in dem noblen Hause des Barons viel frohe Tage verlebte und auch auf dem Pachtgute angenehme Beschäftigung und Unterhaltung fand.

Während meines diesmaligen Aufenthaltes in Pesth wurden einstweilen nur die Einleitungen zu dem Unternehmen gemacht und ich reiste nun zurück, um in meinem Vaterlande Anstalten zum Ankaufe von edlen Schafen zu treffen. Da ich mir, wie schon gesagt, große Vortheile von der Sache versprach, so machte ich die Rückreise in sehr froher Stimmung und freute mich im voraus auf den Eindruck, den diese Aussichten auf meine gute Gattin machen würden, die in solchen Sachen sehr spekulativ war.

Hier will ich einstweilen noch einschalten, daß der Beamte aus Schlesien, von dem ich schon sprach, bereits in Pesth angekommen und anfangs eigentlich für einen Grundbesitzer bestimmt war, der große Güter in Nieder-Ungarn besaß. Es war dies ein sehr wohlhabender Großhändler in Pesth, der einen Theil seines Vermögens in Grundbesitz angelegt hatte, auf welchem er aber keine lukrativen Geschäfte machte, weil die Verwaltung nicht besonders ging. Diesem Gebrechen sollte durch den schlesischen Beamten abgeholfen werden. Nun aber hatte der Besitzer nicht Energie genug, durchzugreifen, und so kam es denn, daß er sich des früheren Beamten nicht entledigte, indem dieser entschieden gegen ihn

auftrat und seinen Abzug geradezu verweigerte. Da ich den neuen auf seinen Antrag und durch ihn bevollmächtigt engagirt hatte, so kam ich in eine sehr verdrießliche Stellung und es stand ein Prozeß in Aussicht, der für mich eine Menge Weitläufigkeiten herbeigeführt haben würde. Zum Glück kam die angegebene Pachtung dazwischen und ich war nun froh, den Beamten für dieselbe zu haben. Er bekam da eine gute Stellung und war sehr erfreut, daß es so gekommen war.

Nachdem ich nun mit dem Baron den Vertrag auf eine zu errichtende Antheilschäferei abgeschlossen hatte, an welchem auch ein Graf von Wartensleben Theil nahm, trat ich die Rückreise in's Vaterland an, um jetzt die betreffenden Schafankäufe zu machen. Bei meiner Bekanntschaft mit fast allen Heerden der Provinz wurde mir es leichter, dieselben zu bewerkstelligen, als jedem Andern. Es war eigentlich außer der Zeit, da es mitten im Sommer war und Zuchtschafe in der Regel nur im Winter verkauft werden. Dennoch gelang es mir, die benöthigte Anzahl aufzubringen.

Meine Rückreise hatte ich diesmal von Pesth aus über Presburg und von da durch den westlichsten Flügel der Karpathen über St. Johann (einen Marktflecken dicht an der Grenze) gemacht. Hier finden jährlich einige bedeutende Viehmärkte statt und ich traf gerade einen solchen. Das Treiben und Drängen auf demselben ging über alle Vorstellung und es entwickelten sich da die seltsamsten Bilder von Menschen- und Thiergruppen. Zu verwundern war es, daß trotz der mangelnden Polizei keine erheblichen Störungen der öffentlichen Ordnung vorkamen.

Was ungarische Pferde — wie ich solche zu meiner Reise hatte — zu leisten vermögen, das erprobte ich auch diesmal: denn ich machte die Tour von Pesth bis zu mir nach Münsterberg wieder in sieben Tagen, obgleich sie incl. der Umwege, die ich nahm, 68 Meilen betrug und ich dabei die Karpathen und die Sudeten zu übersteigen hatte.

Nur 14 Tage gönnte ich mir Ruhe zu Hause. Am 6. Juli (1838) war ich zurückgekommen und schon am 19. ging ich an die Schafeinkäufe, mit denen ich aber — mit wenigen Unterbrechungen — bis zu Anfang August zubrachte, so daß die Thiere die Reise erst am 7. August antreten konnten. Ich selbst folgte am 16. nach. Wohl hatte ich zu Treibern

ziemlich verlaßbare Leute, aber dennoch war ich stets bei solchen Transporten sehr unruhig. Am 28. August trafen die Schafe (ein Transport von 400 Stück) in Aszod an der Matra, einem Gute des Baron von Podmanizky, glücklich ein, ohne daß sie unterwegs erheblichen Verlust erlitten hatten. Es waren im Ganzen nur 6 Stück eingegangen. Der Weg, den sie gemacht hatten, betrug etwas über 60 Meilen und es kamen, da sie hierzu 21 Tage gebraucht hatten, auf jeden Tag 3 Meilen. Die Kosten des Transports betrugen per Stück etwa 15 Sgr. excl. Grenzzoll, der einige Kreuzer per Kopf war.

Ehe ich mich auf dergleichen Geschäfte einließ, hatten mich mehrere meiner Freunde gewarnt, dabei mit Vorsicht zu Werke zu gehen und mich vor Allem im Voraus wegen der Bezahlung zu sichern, weil, wenn es damit stocken sollte, ich in große Verlegenheit kommen würde. Ein Prozeß in Ungarn, so stellte man mir vor, sei eine Sache, deren Ausgang ich nicht erleben würde, und es sei dann viel besser, sich zu vergleichen und ein Opfer zu bringen. — Zum Glück kam ich überall auf Ehrenmänner und bin solchen Verlegenheiten entgangen. Brachten mir nun auch diese Geschäfte keine Reichthümer, so konnte ich doch etwas davon erübrigen und ich ward in Stand gesetzt, in diesem Jahre im Anfang September ein Haus in Münsterberg zu kaufen, was insbesondere meine Gattin sehr glücklich machte, da dies Haus sehr comfortabel und mit einem kleinen Garten versehen war, in welchem sie sich den Sommer hindurch sehr wohl fühlte. Von nun an war ich, ganz gegen meine Neigung, aber zu ihrer größten Genugthuung, noch mehr an diesen Ort gebunden, der mir, aus weiter vorn angeführten Gründen, zuwider war.

Der Schafsendung im August folgte noch eine zweite zu Ende September, die ziemlich eben so stark war, wie die erste. Mit dieser ging es weniger glücklich, als mit jener, denn erstens war sie länger (und zwar 26 Tage) unterwegs, und zweitens waren auf dem Marsche 20 Stück eingegangen, auch kamen die Thiere weit mehr abgetrieben an, als jene, so daß auch später noch mehrere darauf gingen. Das waren traurige Vorzeichen für den weiteren Fortgang des Unternehmens, die sich leider späterhin bestätigten.

Nachdem ich dann noch den Pachtvertrag mit dem Baron von Pod-

manizky und dem Grafen v. Wartensleben geschlossen und die Einrichtung für die Verpflegung der Antheilschäferei getroffen hatte, gaben mir die Herren zum Abschiede noch ein gemüthliches ungarisches Frühstück in Gyöngyös. Ich will dasselbe beschreiben: Um einen Kamin, in welchem ein lustiges Feuer flackerte, saßen wir, sechs an der Zahl, in einem Halbzirkel. Auf einem Tische neben uns standen große Weinflaschen und Teller mit Brod und rohem Speck. Neben den Tellern lagen zugeschnitzte, 8—10 Zoll lange Stäbe, an welche Stücke rohen Speckes gesteckt und sodann über das Feuer gehalten wurden. Unter fortwährendem Umwenden bratete derselbe und so wie er gar war, legte man ihn auf's Brod, nachdem man ihn zuvor mit Paprika (türkischem Pfeffer) bestreut hatte und aß ihn dann mit großer Behaglichkeit. Dabei ward dem feurigen Rothwein vom Matragebirge fleißig zugesprochen und die ganze Gesellschaft war in der frohesten Laune. Man muß den delicaten ungarischen Speck kennen, um zu wissen, wie er in dieser Gestalt auf kräftigem Brode und mit starken Wein-Libationen versehen, mundet.

In die Heimath Anfang November zurückgekehrt, füllte ich meine Zeit mit literarischen Arbeiten aus. Neben den vielen Correspondenzen, die ich führte, schrieb ich in dieser Zeit ein Werkchen unter dem Titel: „Rathgeber für die ungarischen Schafzüchter," welches bei Hartleben in Pesth herauskam. Bei meinen vielen Reisen in Ungarn und der Menge von Bekanntschaften, die ich da machte, fühlte ich mich in Stand gesetzt, die Bemängelungen in der ungarischen Schafzucht und die Mittel zu deren Abhülfe anzugeben. Da das Buch eigentlich nur lokal war, so ist es auch in Deutschland wenig bekannt geworden.

So schloß das Jahr 1838, welches für mich zu den segensreichen gehörte und in welchem ich mich viel bewegt, aber dabei mannigfachen Genuß gehabt hatte. — Die Hoffnung, endlich ein sorgenfreies Leben durch Erwerbung eines kleinen Vermögens zu erringen, hatte sich auf's Neue belebt und doch ward sie in der Folge immer wieder vereitelt. Ich verstand es einmal nicht, glücklich zu spekuliren und mein Talent und meine Stellung zu meinem Vortheil auszubeuten.

Mit frohem Herzen trat ich das Jahr 1839 an, denn ich versprach mir viel von dem Pachtunternehmen in Ungarn. Mittlerweile machte ich

neue Schafeinkäufe im Vaterlande. Unser Plan ging nämlich dahin, die Pachtung noch auszudehnen und eine zahlreiche edle Schafheerde dort aufzustellen, die unter den obwaltenden Umständen sehr rentabel zu werden versprach. Da in den Monaten Januar und Februar der eigentliche Schafverkauf in Schlesien stattfindet, so war mir jetzt das Geschäft leichter als im Sommer vorher und ich konnte da auch eine bessere Auswahl treffen.

Eine wohlthätige Abwechselung waren mir die in der gedachten Angelegenheit nöthigen Reisen mit dem festen Sitzen am Schreibtische. Ich war diesen Winter mit der Abfassung des Werkes: „Ungarn, durch die Augen eines Deutschen gesehen" beschäftigt, welches Hartleben in Pesth in Verlag nahm, es aber in Leipzig herausgab. Es ist in zwei Bänden erschienen, wovon ich den ersten im Winter von 1838/39 vollendete. Meine Absicht war, es Sr. k. k. Hoheit, dem Erzherzog Joseph, Palatin von Ungarn, zu dediciren, und ich suchte um die Erlaubniß bei dem hohen Herrn nach, indem ich demselben zugleich das Manuscript einreichte. Er nahm mein Gesuch huldreich auf, gab mir aber den Bescheid, daß, so sehr ihn auch meine Arbeit anspräche, er dennoch die Dedication nicht wünsche, weil das Publikum, und insbesondere die Ungarn, glauben würden, ich habe vieles in sehr günstigem Lichte dargestellt, um ihm damit zu schmeicheln.

Der März 1839 war bis zu Ende sehr rauh und brachte vielen Schnee und Frost. Für mich war das eben nicht erfreulich, da ich in diesem Monate wieder nach Ungarn reisen mußte. Es war mir nämlich durch den Großhändler Lindemann ein neuer Antrag zu einer Antheilschäferei von einem Grundbesitzer gemacht, welcher im nördlichen Ungarn in der Nähe der Beskiden (einer Abtheilung der Karpathen) ansässig war. Da sich jedoch meine Abreise dahin verzögerte, so war, als ich dort ankam, dieser Herr bereits von Pesth abgereist und die Sache ward verschoben.

Diese neue Reise war eigentlich in jeder Art eine vergebliche und schon der Beginn derselben zeigte ihr Mißlingen an. Erstens war es die unfreundliche Witterung, die mich zum Aufschube veranlaßte; dann wurde ich krank, was jedoch nur ein paar Tage währte; und endlich ward noch eins meiner Pferde lahm. — Als sie dann nicht länger aufzuschieben war,

trat ich sie am 20. März an. Die ungünstige Witterung hatte überall die Wege verdorben, so daß ich nur kurze Tagereisen machen konnte und erst am 29. in Pesth ankam, folglich zwei Tage mehr als gewöhnlich gebraucht hatte, wobei meine Pferde noch sehr abgetrieben wurden. — Mein Aufenthalt in Pesth war nur kurz, denn ich reiste schon am 2. April wieder ab. Das Wetter änderte sich nicht, denn es gab den April hindurch noch viel Kälte und Schneegestöber, so daß z. B. am 3. April dasselbe so arg war, daß ich in Gran nicht auf der Fähre übersetzen konnte und deshalb meine Reiseroute dahin änderte, daß ich die Richtung nach Presburg einschlug und damit einen Umweg von 8—10 Meilen machte, folglich erst am 11. in der Heimath anlangte.

Ein kleines Intermezzo, welches die Rückreise brachte, will ich hier erzählen. In Sternberg in Mähren nahm ich ein Frühstück und sah da einen jungen Mann, der mir durch seine originelle Erscheinung auffiel. Ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an und erfuhr, daß er Deny heiße und Schauspieler sei. Er war auf der Wanderschaft von Steiermark nach Berlin, hatte sich in Wien einige Tage aufgehalten und ging nun über Breslau nach Berlin. Der Bonvivant war in ihm nicht zu verkennen, aber sein Humor sprach mich an, so daß ich ihm anbot, mit mir zu fahren, was er auch mit Freuden annahm. Sein ganzes Reisegepäck bestand in einem kleinen Ränzchen und allem Anschein nach galt der Ausspruch des Simonides von demselben: omnia mea mecum porto. Nicht reicher, wie um seine Garderobe, schien es um seine Reisekasse zu stehen und er nahm es sehr dankbar an, daß ich ihn freihielt und noch dankbarer, als ich ihm 5 Thlr. vorschoß, die er mir sofort von Berlin aus schicken wollte, was ihm jedoch entfallen sein mag. — Bei seiner leichten Bekleidung hatte er viel von der Kälte zu leiden, obgleich ich ihm eine Decke zum Einhüllen gab. Er unterhielt mich sehr gut, indem er mir eine Menge von seinen Schauspielerfahrten und Abenteuern erzählte, was mit solchem Humor geschah, daß es mir viel zu lachen gab.

In Troppau, wo wir übernachteten, wäre es ihm bald schlimm ergangen. Vorschriftsmäßig mußten wir unsere Reisepässe auf die Polizei schicken und als wir sie am andern Morgen zurückholen ließen, ward meinem Gefährten der seinige vorenthalten, er selbst aber persönlich auf

das Polizei-Bureau citirt. Es schien da manches nicht ganz in Ordnung zu sein und ich sah ihm die größte Verlegenheit an. Ich rieth ihm, da wir hier so nahe an der preußischen Grenze waren, seinen Paß im Stiche zu lassen, in aller Stille voraus zu spazieren und sich draußen wieder zu mir in den Wagen zu setzen. Sein Ränzchen behielt ich in meinem Wagen und er kam unangefochten in's Freie. In Neisse trennte er sich von mir und nahm seinen geraden Weg nach Breslau, wo er, wie er mir mittheilte, Gastrollen geben wollte, von denen ich aber nichts vernommen habe.

Den ganzen April hindurch war naßkaltes Wetter, was mir bei meinen vielen Hin- und Herreisen nicht angenehm war. Endlich hatte ich einen neuen bedeutenden Haufen von Zuchtschafen beisammen, die am 30. April ihren Marsch nach Ungarn antraten. Der Mai begann mit sehr schönem Wetter, wo Wärme und Feuchtigkeit das Wachsthum sehr förderten, was auch für meine auf der Reise befindlichen Schafe von wesentlichem Nutzen war. Sie hatten diesmal auf dem Marsche bis nach Pesth 24 Tage zugebracht, woran das schlechte Wetter mit Schuld war; dennoch aber kamen sie gesund und wohl an. — Indeß drohte ein neues Verderben. Die im Herbste nach Aszod gebrachten Schafe wurden von den Blattern befallen und wir erlitten dadurch bedeutenden Verlust. Das Uebel riß deshalb im Großen ein, weil sie nicht geimpft waren, was man in Schlesien schon lange nicht mehr thut, in Ungarn aber nur selten unterläßt.

Meinerseits hatte ich die Reise am 7. Mai angetreten und war am 14. in Pesth eingetroffen. Da hatte ich denn 10 Tage Zeit, Touren hin und her zu machen. Die eine ging nach Al-Tschud, dem Sommersitze des Palatins. Dort ward ich dem hohen Herrn durch seinen Güter-Präfecten, Herrn v. Herrmann, vorgestellt und sofort von ihm zu Tische geladen. Es war am 16. Mai und ein sehr schöner Tag. Bevor es zur Tafel ging, spazierte ich im Park und im Wirthschaftshofe umher und ergötzte mich an der großen Ordnung und Opulenz, die ich allenthalben sah. Die normalen Viehbestände aller Art erfreuten das Auge und befriedigten den Kenner auf's Höchste. Die hier stehenden Reserveschuppen waren noch mit Luzerne- und Esparsette-Heu vom vorigen Jahre an-

gefüllt und auf den Feldern war man bereits schon wieder mit der Ernte des neuen beschäftigt. Dieser ungewohnte Anblick frappirte mich dermaßen, daß ich dem Erzherzoge, als er mich bei Tische um meine Meinung über seine Oekonomie fragte, bemerkte, es sei das allerdings vortrefflich, aber ich hielte es für einen nicht ganz vortheilhaften Disconto, wenn so vieles Futter erst nach Jahren ausgenutzt werde. Da antwortete er mir, daß ich diese Ansicht wohl vom Standpunkte der schlesischen Landwirthschaft haben könne. In Ungarn aber sei das anders, weil da zuweilen so trockene Jahrgänge kämen, daß wenig oder nichts wüchse, wo dann das Vieh, wenn man keine Vorräthe habe, verhungern müsse, was ein noch schlechterer Disconto sei.

Die Unterhaltung beim Mittagsmahle war sehr lebhaft. Die Tischgesellschaft bestand aus dem Erzherzoge und seinen beiden Söhnen, dem Güterpräfecten Herrmann, dem Gouverneur des jüngern Prinzen und mir. Ich bekam meinen Platz neben dem Prinzen Stephan, der seinem Vater zur Rechten saß, angewiesen. Wenn nun der Palatin schwieg, so nahm Prinz Stephan das Wort und ich konnte nicht genug antworten. Die Unterhaltung drehte sich um volks- und landwirthschaftliche Gegenstände und riß gar nicht ab, so daß das Essen nur eine Nebensache war. Die Leutseligkeit des hohen Herrn ging so weit, daß ich mir nur immer im Stillen sagen mußte, wem ich gegenüber saß, um mich nicht gehen zu lassen. Wie unterrichtet Höchstderselbe war, das ging aus allen seinen Aeußerungen hervor und es war keine leichte Aufgabe, überall die richtige Antwort zu geben, auch würde mir das noch schwerer geworden sein, wenn mich nicht seine große Leutseligkeit und Humanität ermuntert hätte.

Die Aeußerung des Palatins über den schlechten Disconto des Landwirths, der nicht auf Futtervorräthe für eventuelle Fälle bedacht ist, findet in diesem Jahr 1858, wo ich dies niederschreibe, ihre volle Bestätigung. Welch' ein Schatz wäre jetzt ein Vorrath aus früheren Jahren und aus welcher Verlegenheit würden da unsere Landwirthe gerissen werden!

Nachdem die Tafel aufgehoben war, trat der Palatin an mich heran, sagte mir, daß er bald nach Ofen zurückreisen müsse, aber seinem Güter-Inspector aufgetragen habe, mir Alles, was ich noch zu sehen wünsche,

zu zeigen. Dann näherte sich mir Prinz Stephan, reichte mir die Hand und sprach: Leben Sie wohl! Es wird mir Freude machen, Sie einmal wieder zu sehen.

Eine halbe Stunde später fuhr ich mit dem Güter-Inspector auf die andern Meierhöfe. Ueberall fand ich da die größte Ordnung und Zweckmäßigkeit. Insbesondere war es die Schafschwemme und die in der Nähe derselben stehende Schurtenne, die mich ansprach. Beides war von einer reizenden Landschaft umgeben und es hatte mir hier der Palatin eine Ueberraschung zugedacht, die mich entzückte. Derselbe hatte nämlich dem Inspector aufgetragen, daß er — wenn wir in die Nähe kommen würden — beide Thore der Schurtenne öffnen lassen sollte, wodurch, wie ich bald erzählen werde, ein herrliches Diorama sich aufthat. Wir fuhren von Al-Tschud ein kleines Thal entlang und hier zog ein Gewitter rasch über uns hin, dem bald wieder Sonnenschein folgte. Jetzt bildete sich vor uns ein Regenbogen und in demselben Moment öffneten sich die breiten Thore der Schurtenne und es stand der Regenbogen wie eine Glorie über dem Gebäude. Der Anblick war über alle Beschreibung prächtig und es vermehrte der Himmel die mir von dem Erzherzoge zugedachte Ueberraschung. Hinter dem Gebäude war eine mit saftig grünem Gebüsch bekleidete Berglehne, die durch die offenen Thore sichtbar ward und wie in einen Rahmen gefaßt da lag. — Die Schafschwemme war in einem Teiche neben einer Mühle angelegt und dabei auch eine Sturzwäsche angebracht, so daß die Wolle sehr weiß wurde. Da die Schur dann mit gleicher Sorgfalt vollzogen ward, so stellte sich das an sich sehr edle Product auf's Günstigste dar, erhielt auch jedesmal angemessene hohe Preise.

So hatte ich denn einen sehr glücklichen Tag verlebt, dessen ich mich noch jetzt mit großer Genugthuung erinnere. Später sah ich auch das dem Palatin zur Nutznießung stehende Kameralgut Kisch-Irmä, unweit der Theiß in Nieder-Ungarn, und fand auch dort Alles auf rationelle Art eingerichtet und betrieben. Der Güter-Präfect des Erzherzogs, Herr Herrmann, war ein Deutscher, aus Mähren gebürtig, und er hatte den Posten auf Empfehlung bekommen, füllte ihn aber auf glänzende Art aus. Als er ihn antrat, verlangte der Palatin einen Anschlag und Plan zur weiteren Bewirthschaftung. Herrmann legte einen vor, bei welchem er

sich aber 100,000 fl. C.-M. als disponibel ausbat, die er jedoch zu 6% zu verzinsen versprach, auch im Laufe der Zeit aus den Gutsrevenuen tilgen wollte. Der Erzherzog sagte zu und Herrmann hat sein Wort gelöst. Seine Bekanntschaft machte ich durch den Buchhändler Hartleben in Pesth. Er war als ein mürrischer und unzugänglicher Mann verschrieen und das war die Ursache, weshalb ich seine Bekanntschaft früher nicht gesucht hatte. — Ich kam dann mit ihm in ein sehr freundliches Verhältniß und habe frohe Tage in seinem Hause verlebt.

Es war aber dieser schöne Tag fast der einzige Lichtblick auf meiner diesmaligen Reise, auf welcher fast Alles fehl ging. Die Schafe konnten auf der vorgenannten Pachtung nicht untergebracht werden und standen nun auf einem kleinen Landgute bei Pesth, wo ihre Unterhaltung große Kosten verursachte. Trotz aller Mühe, die ich mir gab, sie irgendwo anzubringen, gelang mir das dennoch nicht. Dazu kam dann noch fortwährendes Regenwetter, was den Mai hindurch immer wiederkehrte. Das Alles hätte mich trostlos machen können, wenn mich nicht mein festes Vertrauen auf die Hülfe Gottes aufrecht erhalten hätte.

Mittlerweile trat ich die Reise nach Kaschau an, um die durch Lindemann angeknüpfte Bekanntschaft mit einem Grundbesitzer aus jener Gegend, wovon ich schon sprach, persönlich zu machen. — Dort kam ich am 31. Mai an, hörte aber zu meinem Bedauern, daß dieser Herr sein Gut verpachtet habe und nun aus dem vorgehabten Projecte nichts werden könnte. So verweilte ich denn nur einen Tag daselbst, den ich in trauriger Stimmung zubrachte, trotzdem man mir alle mögliche Aufmerksamkeit erwies und mir Unterhaltung zu verschaffen bemüht war. — Besseres Wetter auf der Rückreise heiterte mich ein wenig auf. In Kapolna, in dessen Nähe später im Insurrectionskriege eine Schlacht vorfiel, machte ich Nachtquartier und vergaß daselbst ein Bettlaken, wovon vielleicht nach der Schlacht Binden für die Verwundeten gemacht worden sind. — Wie beruhigend zuweilen geringfügige Dinge auf das Gemüth des Menschen einwirken, davon machte ich hier eine Erfahrung. In einem kleinen Gastzimmer angekommen, öffnete ich sogleich das Fenster und da bog sich ein blühender Akazienzweig herein und strömte mir seinen süßen Duft zu. Das machte einen so wohlthätigen Eindruck auf mich, daß ich augen-

blicklich meine trübe Stimmung vergaß, mich aufheiterte und den Zweig für das Symbol einer besseren Zukunft hielt.

Nach Pesth zurückgekehrt machte ich alle möglichen Anstalten zur Unterbringung und resp. zum Verkauf meiner Schafe. Endlich vernahm ich, daß mein Freund und Landsmann, der Güter-Director Sorge, mit dem Grafen Stahremberg auf Oroszi im Neograder Comitate über dieselben gesprochen und sie ihm zum Ankaufe empfohlen hatte. Sofort reiste ich zu ihm und es ward der Handel geschlossen, der freilich für mich nicht günstig war. Indeß lernte ich an diesem Magnaten einen vortrefflichen und ehrenwerthen Mann kennen, in dessen Hause ich später frohe Tage verlebte. Es ging in demselben höchst anständig, aber — wie in allen solchen Häusern in Ungarn — zwanglos her. Das eine Mal kam eine Anzahl österreichischer Offiziere dahin, die außerordentliches Leben in's Haus brachten, was mich — obgleich ich sonst dergleichen nicht gerade liebe — vortrefflich unterhielt, besonders da diese Herren größtentheils sehr liebenswürdig in ihrer Unterhaltung waren.

Nunmehr wurden die Schafe aus ihrer hier gehaltenen Cantonirung befreit und nach Oroszi befördert. Leider waren die Kosten dieser Cantonirung so hoch, daß ich davor erschrak; auch hatte der Beamte, den ich als Führer derselben mitgegeben hatte, sich dem Vergnügen mehr als der Sorgfalt für die Thiere gewidmet und ich fand daher diese in schlechtem Zustande. Aber nicht ich allein, sondern auch ungarische Grundherren haben die Erfahrung gemacht, daß deutsche Beamte, die in jenes Land gehen, oftmals den Erwartungen nicht entsprechen, die man von ihnen hegt, und daß sie auf die Art ihrem Ruf geschadet haben. Viele gehen mit gar zu glänzenden Hoffnungen hin und glauben, es sollen ihnen dort die gebratenen Tauben in den Mund fliegen.

Nachdem ich nun den Kummer mit den Schafen los war, reiste ich auf das Pachtgut Sár, um nach der dortigen Schäferei zu sehen, die ich gerade nicht in der besten Verfassung fand. Leider mußte ich zu bösem Spiele gute Miene machen und dem angestellten Beamten Alles überlassen, da ich mich nur kurze Zeit aufhalten und keine wesentlichen Anstalten zur besseren Administration treffen konnte.

Von da nahm ich meinen Weg nach Szetscheny, einem Grafen

von Forgatsch gehörig. Mit diesem schloß ich, unter Vermittelung seines Güter-Directors Sorge, einen Vertrag zur Aufstellung einer edlen Schäferei, der mir übrigens auch gerade keinen großen Segen brachte. Es walteten einmal in diesem Jahre feindselige Mächte über allen meinen Unternehmungen, so daß fast jede einen ungünstigen Ausgang nahm.

Dennoch verlor ich den Muth nicht, hegte immer noch die besten Hoffnungen für das Pachtunternehmen, hatte auch mit dem Baron von Podmanizky beschlossen, die dasige Schäferei durch Zukauf in Schlesien noch zu vermehren, was denn auch geschah.

Da ich nun so viele und große Verluste erlitten hatte, so kam ich mit meinen Geldangelegenheiten sehr in's Gedränge, so daß ich oft kaum wußte, wo aus noch ein. Der Kummer, der mich und meine gute Gattin drückte, verstimmte uns beide, und so kam es auch vor, daß wir denselben durch manchen häuslichen Zwist noch größer machten. Am unglücklichsten fühlte ich mich stets, wenn sie sich von den Nahrungssorgen so einnehmen ließ, daß sie alle Hoffnung für die Zukunft aufgab. Mir hat glücklicherweise die Vorsehung ein Temperament gegeben, das mich immer bald wieder ruhig werden läßt, und ich finde dann auch immer wieder Auswege. Wenn aber meine Frau sich der Muthlosigkeit so ganz hingab, dann brachte mich das manchmal fast zur Verzweiflung.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Neue interessante Reisen nach Ungarn.

Das Bad Füred am Plattensee. Keßtely. Weiterreise über Fünfkirchen nach Kroatien. Essek. Rückfahrt an der Donau herauf. Von Pesth aus durch die mittleren Karpathen, über Leutschau und Käsmark nach Galizien und durch dasselbe zurück nach Schlesien. - Interessante Bekanntschaften, schöne Gegenden. Volksthümliches. Winter von 1839/40. Die Güter des Grafen von Larisch-Münnich in Oesterreichisch-Schlesien. Reise nach Ungarn. Fortgesetzte Bereisung der Gräflich Larisch'schen Güter. Die Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe in Brünn.

Nicht volle zwei Monate verlebte ich zu Hause, wo ich, wie immer, die Feder fleißig führte. Schon am 19. August trat ich eine neue, in diesem Jahre wieder die dritte Reise nach Ungarn an. In Szetscheny und Sár besichtigte ich die dort aufgestellten Schäfereien und kam dann nach Pesth, wo ich bis zum 2. September verweilte und dann eine weitere Reise in das südöstliche Ungarn machte, was ich noch nicht kannte, wo es mir denn auch nicht an vielen neuen Beobachtungen fehlte. Mein erstes Nachtquartier war in Stuhl-Weißenburg, jener geschichtlich merkwürdigen Stadt, die jedoch gegenwärtig wenig mehr von dem Glanze zeigt, den sie in der Vorzeit hatte. — Die Gegend von Pesth aus dorthin gehört zwar nicht zu den fruchtbarsten von Ungarn, kann aber nichtsdestoweniger eine gesegnete genannt werden; auch sah ich auf der Durchreise einige recht geregelte Oekonomien. Die Großartigkeit des ungarischen Weinbaues sieht und bewundert man hier, macht aber nebenbei die Bemerkung, daß in demselben noch weit mehr geleistet werden könnte, wenn man ihn rationeller betreiben wollte, wozu indeß in der neueren Zeit schon Schritte gethan worden, die wohl zu dem erwünschten Ziele führen können.

Ueber Vesprim ging es am andern Tage nach Füred am Plattensee, wo das Bad und der Gesundbrunnen im Sommer zur Zeit der Saison eine Menge von Gästen vereinigt. Es währt aber diese Saison nicht lange, denn sie beginnt erst in der Mitte Juni und geht schon mit

dem August zu Ende. Während dieser kurzen Zeit herrscht hier ein großes Gewühl und da der Localitäten zur Aufnahme der Gäste wenig sind, so müssen viele derselben in der Nachbarschaft ein Unterkommen suchen. Pferd und Wagen stehen da oftmals unter freiem Himmel und Leute aus den unteren Klassen halten nächtlichen Bivouak.

Als ich dort ankam (3. September), war der Ort leer und nur noch ein paar Nachzügler hielten sich als Gäste auf. Es war noch früh am Tage und ich benutzte die Zeit zu einem Spaziergange in den Parkanlagen eines an den Ort stoßenden Gebüsches. Auf den Punkten, welche Aussicht auf den See gewähren, genoß ich des herrlichsten Anblicks, der an Schönheit und Großartigkeit dadurch gewann, daß eben ein Gewitter über denselben hinzog und sich hinterher ein Regenbogen zeigte. Zur Verschönerung des Prospectes trägt die eine Viertelstunde von Füred in den See vortretende Halbinsel Tihany viel bei. Das auf ihr erbaute Kloster mit seiner Kirche wird am Fuße von den Wellen bespült und die dort wehende Luft ist äußerst gesund, daher auch, wie mir erzählt wurde, die Bewohner des Klosters sehr alt werden sollen.

Rauh und uneben ist der Weg von hier nach Tapolcza, wohin ich meinen Weg nahm und eine nicht allzu gute Nacht in dem dasigen Gasthofe zubrachte. Eigenthümlich sind die großen, gleich Säulen dastehenden Steinblöcke, die man hier eine Strecke lang in der Nähe der Straße stehen sieht und anfangs für Ruinen alter Burgen hält. Ueberhaupt ist diese Gegend reich an Steinen und deshalb der Ackerbau beschwerlich. Es wird ziemlich viel Weinbau betrieben, auch ein recht gutes Gewächs gewonnen, was seinen Glanzpunkt am Berge Badotschen hat, wo einer der stärksten Ungarweine wächst. Ich ließ mir denselben schmecken und er bekam mir gut, denn ich schlief prächtig darnach, trotzdem ich eine ganze Flasche getrunken hatte. Bekanntlich verträgt man auf Reisen weit mehr, als zu Hause, das habe ich überall erfahren. So z. B. trank ich in der Regel den Tag hindurch 2—3 Flaschen, weil auf jedem Haltepunkte ein Seidel ($^1/_4$ Maß) genommen wurde, und ich erinnere mich nicht, jemals davon eigentlich berauscht worden zu sein. Nur in eine heitere Stimmung ward ich dadurch versetzt, zumal wenn der Wein gut war.

Mit großer Spannung näherte ich mich der Ortschaft Keßtely,

wo die vom Grafen Georg Festetits gestiftete landwirthschaftliche Lehranstalt sich befindet, die unter dem Namen „das Georgikon" bekannt ist. — Dort angekommen meldete ich mich sofort bei der Direction und ward von den Herren auf's Zuvorkommendste aufgenommen. Sie wetteiferten unter einander, mir alles Sehenswerthe, was die Anstalt bot, zu zeigen, führten mich in den botanischen Garten, sodann auf die der Anstalt überwiesenen Versuchsfelder, wo ich mich an der Ordnung und dem zweckmäßigen darauf angewandten Systeme erfreute. — Nachmittags ward dann noch ein Ausflug auf einige zur Herrschaft gehörige Meierhöfe gemacht und da wir fortwährend in der Nähe des Plattensees (Balaton) blieben, so bot uns dieser ein stets abwechselndes Schauspiel. Interessant war der Anblick, wenn die Riesenschatten der Wolken über den See daher zogen und wenn Strichregen sich aus denselben ergossen. Und als endlich der Abend herankam, die Heerden von der Weide zurückzogen, die Schalmeien und zwischendurch das Rufen und Schreien der Hirten erscholl, der Reiher rufend über den See zog und die untergehende Sonne das Alles mit einem magischen Lichte beleuchtete, da hatte ich vor mir eine Idylle so schön und erhaben, wie sie keine Worte darzustellen vermögen.

Mit einer gewissen Traurigkeit verließ ich am nächsten Morgen diesen lieben Ort. Weiter nach Südost ging meine Richtung um die Spitze des Plattensees herum nach Legyel-Toti, um dort den berühmten Pferdezüchter Baron Fechtig zu besuchen. Leider traf ich ihn nicht dort, da er sich tiefer unten in Ungarn, in der Bacsa, befand, wo er große Pachtungen entrirt hatte. Indeß ward ich von seinem Hofrichter (Güter-Inspector) gastlich aufgenommen und es ward mir von ihm Alles gezeigt, was ich nur zu sehen wünschte. Wir fuhren auf die Pußta, wo die Pferde des berühmten hiesigen Gestüts weideten, und ich hatte da die Bequemlichkeit, die edlen Thiere sich frei und ungezwungen bewegen zu sehen. In der That gab das einen herrlichen Anblick! Als wir in den Wirthschaftshof zurückkamen, blieben wir am Eingange desselben stehen, um die eben von der Weide zurückkommenden Pferde an uns vorbeiziehen zu lassen. In vollem Jagen kamen sie, an Zahl mehr als ein halbes Hundert, daher gestürmt mit aufgerichtetem Kopf und gestrecktem Schweif, wodurch sie sich in ihrer herrlichsten Gestalt zeigten. — Der Baron hat später einen Theil

dieses Gestüts verkauft, den Ueberrest aber in die Bacsa auf seine Pachtung genommen.

Am andern Tage ging es weiter und zwar in eine Gegend, die wegen ihrer Unsicherheit berüchtigt war. Erst den Tag vorher waren sechs Räuber eingefangen und in feste Haft gebracht worden. Ein Panduren- (Gensd'armen-) Wachtmeister, dem ich mein Bedenken wegen meiner Weiterreise mittheilte, gab mir den Trost, daß nach diesem Fange die Gegend auf längere Zeit sicher sein werde, ich mithin ruhig weiterreisen könne. Nun aber handelte es sich um den Weg, der mir völlig unbekannt war. Ich bat den Hofrichter um einen sichern Boten und er konnte mir keinen besseren als einen Zigeuner mitgeben, welcher als herrschaftlicher Postbote die ganze Umgegend genau kannte und den mir dieser Herr als überaus verlaßbar rühmte, was ich denn auch völlig bestätigt fand. Nur war es traurig, daß ich mich nicht mit ihm unterhalten konnte, da er nicht deutsch und ich nicht ungarisch verstand. Ich ließ ihn neben dem Kutscher auf dem Bock sitzen und als ich ihn mit ein paar Worten, die ich ungarisch gelernt hatte, anredete, wandte er sich mit heiterer Miene zu mir, weil er glaubte, ich könne seine Sprache. Damit war es aber bald aus und es konnte ferner die Unterhaltung nur durch Zeichen geführt werden.

Nun ging es vorwärts. Meine Pferde waren durch die kleinen Touren, welche ich die Tage vorher gemacht hatte, wenig angegriffen und hatten Lust zum Laufen. Der Führer schlug überall die geradesten Wege ein und so wichen wir meistentheils von der Straße ab und fuhren über Pußten und Felder dahin. Wenn wir an einzelnen Tscharden vorüberkamen, da blickten die Einwohner neugierig heraus; ihre Gesichter waren aber nicht sonderlich ansprechend, denn sie verriethen bei den meisten etwas Spitzbübisches. In der That sind auch die Bewohner solcher Tscharden die Helfershelfer und Hehler der Räuber. — Die Entfernung von Legyel-Toti bis nach Kaposvar, meinem heutigen Ziele, betrug fünf ungarische (= 7 deutsche) Meilen und dennoch kam ich dort schon gegen 1 Uhr zu Mittag an, obgleich ich erst früh um 7 Uhr ausgefahren war. Der Flecken Kaposvar ist eine sogenannte Comitats- (Kreis-) Stadt und da ich hier Garnison fand, so herrschte großes Leben. Der Gasthof, in welchem ich einkehrte, war, von außen gesehen, ein stattliches Gebäude;

seine innere Einrichtung aber war elend, ob es gleich der einzige war, in welchem anständige Reisende einkehren konnten. Im Saale desselben war ein Theater aufgerichtet, auf welchem eine herumziehende Truppe Vorstellungen gab. Ich sah eine solche des Abends mit großem Ergötzen und obgleich ich die Sprache nicht verstand, so hatte ich doch genug an der Mimik. Die Zuschauer waren für mich eben so interessant. Es herrschte da eine solche Ungezwungenheit, daß z. B. die anwesenden Offiziere gemüthlich ihre Pfeife rauchten und das Publikum sich unbefangen mit Conversation unterhielt.

Weiter führte mich mein Weg nach Fünfkirchen (ungarisch Petsch). Diese Stadt gewährt einen ziemlich imposanten Anblick mit ihrem Dome und mehreren Kirchen. Sie liegt an einem Bergabhange, und da sie nicht gerade schlecht gebaut ist, so präsentirt sie sich sehr vortheilhaft. — Es wimmelte darin von Militär, weil ein ganzes Regiment einquartiert war, welches nach Szigeth (berühmt durch Zriny's heldenmüthige Vertheidigung) zur Herbstübung marschirte. Alle Gasthöfe waren besetzt und es gelang mir erst nach langem Umherfahren, Quartier zu bekommen. Als Neuigkeit hörte ich da von einem großartigen Diebstahle, der einige Tage vorher in der dasigen Domkirche verübt, aber auch bald darauf entdeckt worden war. Es waren da eine Menge von goldenen und silbernen Geräthen entwendet worden. Begangen hatte ihn ein Fleischer aus einem von Fünfkirchen nicht weit entfernten Dorfe. Daß er so bald entdeckt wurde, das schrieb der Räuber dem Umstande zu, daß er bei Verübung des Raubes auf die Schultern eines Heiligen gestiegen sei, der ihn dann verrathen habe. — Einen Tag verweilte ich in dieser Stadt, dann ging es in südlicher Richtung weiter hinab nach Kroatien.

Auf dieser Tour fand ich mehr Cultur und Civilisation, als ich erwartet hatte. Es war ein Festtag und die Bevölkerung im Feststaate, der bei den besseren Klassen in eigentlichen Luxus ausartete. Ich sah da Damen in die neuesten Wiener Moden gekleidet. Das Landvolk aber trug noch meistentheils seine Nationaltracht, die sehr kleidsam ist und die kräftigen und wohlgebildeten Körpergestalten vortheilhaft hervortreten läßt.

In der Ortschaft Darda, wo ich übernachtete, kam mir ein Bild des größten Jammers vor die Augen. Eine Schauspielerin aus Klau-

senburg in Siebenbürgen lag im Pferdestalle hülflos auf dumpfigem Stroh von heftigem Fieber gerüttelt. Sie war von ihrem Manne verlassen worden und, aller Mittel entblößt, lag sie da. Ich machte den barmherzigen Samariter, ließ ihr etwas zu essen geben und gab ihr noch ein Almosen. Die Wirthin, welche zuvor hartherzig gegen sie gewesen war, nahm sich jetzt ihrer an, gab ihr eine Decke und redete ihr freundlich zu. — Es ist, insbesondere in den unteren Theilen Ungarns, keine Seltenheit, daß man solchen vom Fieber heimgesuchten Gestalten begegnet, weil hier fast das ganze Jahr hindurch Fieber herrschen, die vornehmlich fremde Reisende befallen.

Am 11. September kam ich nach Essek, der Hauptstadt Kroatiens. Sie ist bedeutend befestigt, liegt an der Drau und ist von einer freundlichen Landschaft umgeben. Der Ort besteht aus drei Abtheilungen, wovon die mittlere die stärksten Festungswerke hat. Da ich frühzeitig ankam, so hatte ich Zeit genug, herum zu schlendern und mich an den freundlichen Umgebungen zu ergötzen. Da die Stadt eine ziemlich zahlreiche Besatzung hat, so herrscht viel Leben daselbst, insbesondere da auch die Schifffahrt auf der Drau Handel und Verkehr befördert. Ich konnte da des Originellen vieles sehen. Was ich nicht erwartet hatte, war der Grad von Kultur, den ich hier an den Menschen und im socialen Verkehr wahrnahm. Die Bevölkerung gewährt eine bunte Mischung und zwischen derselben spielt das Militär eine Hauptrolle. Da dasselbe fast aus lauter deutschen Truppen besteht und ziemlich zahlreich ist, so hört man auch viel deutsch sprechen. Sehr ergötzten mich die Kapellen des Militärs, die ich sowohl in den Gärten, wie auch des Abends auf dem Marktplatze spielen hörte. Mit einem Worte, ich habe mich in Essek einen Tag sehr wohl befunden, der besonders auch durch den Anblick der schönen, diesen Ort umgebenden Natur eine Zugabe bekam.

Auf meiner Rückreise an der Donau hinauf waren meine Nachtquartiere in Mohacs, was durch die in den Türkenkriegen hier gelieferte Schlacht geschichtlich merkwürdig ist; dann in Tolna, einem sehr belebten Marktflecken, und in Földvar, welches dies Jahr (1858) durch eine Feuersbrunst fast gänzlich eingeäschert worden. Ich kam daselbst zeitig an, bestieg eine Anhöhe nahe an der Donau, weidete mich an der hübschen

Rundsicht und machte, bei einem Blicke, den ich auf den um den Fuß der Anhöhe liegenden Marktflecken wandte, die Bemerkung, wie verheerend wohl hier eine Feuersbrunst wirken müßte, wenn der Ort einmal von einer solchen heimgesucht werden sollte. Sie ist leider in Erfüllung gegangen.

Nach einem Aufenthalte von vier Tagen in Pesth trat ich die Rückreise an, die ich aber auf einem sehr weiten Umwege machte, denn ich nahm meinen Weg nach Norden in die Beskiden.

Unterwegs berührte ich Szetscheny, wo meine Schafe standen, deren Haltung und körperlicher Zustand mir gerade keine sonderliche Freude machten und wo wenig Hoffnung auf einen guten Verkauf derselben war. In einem Zickzack an der Matra hin ging es nun nach Gyöngyös, in dessen Nähe die Herrschaft Sár lag. Hier fand ich die Schäferei und die ganze Oekonomie in einem bedenklichen Zustande, so daß ich froh war, als sich der Baron v. Podmanizky zu einer Auflösung unseres gegenseitigen Vertrags bereitfinden ließ. Ich bekam meinen Antheil an Schafen heraus und schickte denselben zu denen, die ich noch in Szetscheny stehen hatte. — Obgleich dieser Abschluß mir wenig Gewinn brachte, so befreite er mich doch von einer großen Sorge, die freilich insofern noch nicht ganz behoben war, als meine Schafe am letztern Orte gerade nicht zum besten aufgehoben waren. Dennoch reiste ich mit erleichtertem Herzen weiter.

Auf der Tour, die ich über Rosenau (einem Städtchen mit dem Sitze eines katholischen Bischofs) nahm, kam ich durch romantisch-schöne Gegenden, die mich meinen Kummer vergessen ließen. Es war ein Sonntag, den ich zur Hälfte in Rosenau zubrachte und da viel Unterhaltung an dem nationalen Sonntagstaate der Bevölkerung hatte. Es herrscht hier ziemlich viel Kultur, sowohl in Beziehung auf Landbau, als auf geistige Bildung.

Auf meinem Wege nach Leutschau fuhr ich irre und mußte eine ganze Strecke wieder zurück, was in dieser rauhen Gebirgsgegend um so unangenehmer war, als der Weg die Pferde sehr angriff, auch die zu machende Tagereise keine kleine war. So kam ich erst an, als es schon Abend wurde. — In meiner Erwartung von Leutschau hatte ich mich getäuscht. Ich hatte eine gut gebaute, freundliche Stadt zu finden er-

wartet und fand eine finstere und malpropre. Auch vom Gasthofe galt dasselbe, so daß ich eben nicht Neigung hatte, mich hier lange aufzuhalten und schon am andern Tage wieder abreiste.

Beim Eintritt in die Zips (das Zipser Comitat) ergriff mich gleich ein sehr frohes Gefühl, als ich gleich im ersten Städtchen (Iglo) an einem hübschen Gebäude über der Thüre die Inschrift las: „Evangelische Mädchenschule". Die Einwohner waren also Deutsche und von evangelischer Confession. Beides aber ist der Mehrtheil der Bewohner der Zips. Was mich aber ebenfalls auf's Angenehmste ansprach, das waren die in mehreren Richtungen angelegten guten Kunststraßen mit steinernen Weg- und Meilen-Zeigern. Ich glaubte mich da auf einmal in die civilisirtesten Gegenden Deutschlands versetzt.

Nunmehr war ich in die Beskiden eingedrungen und der kolossale Berg-Complex der Karpathen, die Fatra genannt, lag vor mir. Seine südliche Schildwache, der gegen 6000 Fuß hohe Königsberg, war noch in Wolken gehüllt, als ich an seinem Fuße hinfuhr. Dieselben fingen jedoch allmählich an sich zu zerstreuen, bis sich endlich der ganze Koloß unverhüllt zeigte. Aber noch traten ihm gegenüber die höheren Berge nicht hervor. Als ich jedoch näher an Käsmark kam, rissen auch dort die Wolken auseinander und es waren mir einzelne Blicke in diese Alpenwelt gestattet. Dennoch genoß ich die herrliche Scene erst am andern Morgen, weil bis zum Abende die höchsten Spitzen umflort blieben.

Ich schlief in Käsmark, obgleich mein Nachtquartier wenig Luxus bot, gut, erwachte aber am Morgen in gedrückter Stimmung, die sich jedoch alsbald aufheiterte, da ich einen Blick durch's Fenster that und die großartige Scenerie sah, wie sie hier an der Natur dargestellt ist. So nahe, daß man meinte, sie seien mit den Händen zu ergreifen, standen die Bergriesen da und es überragte immer einer den andern. Ueber alle aber erhoben sich die Eisthaler und die Lomnitzer Spitze. Ich machte einen sehr vergnügten Morgenspaziergang, rüstete mich aber bald zur Weiterreise, die nur eine gute Meile über Käsmark hinaus zu einem Bekannten ging. Derselbe hatte eine ansehnliche und sehr verständig geführte Oekonomie in Kreuzdorf. Alle seine Felder lagen an Bergabdachungen gegenüber dem hohen Gebirge und waren gegen Osten und

Norden durch einen Bergwall geschützt. Seine Wohnung aber war auf einer Anhöhe erbaut, von wo aus man das Diorama des ganzen vielköpfigen Bergstockes ganz nahe und klar vor sich hatte. Hier verlebte ich einen der glücklichsten Tage meines Lebens, wozu auch die Anwesenheit eines lieben Gastes bei dem Besitzer das ihrige beitragen half. Es war der evangelische Pfarrer Kunze aus Schwaboz. Dieser, ein Mann von vielem Wissen und feiner Weltbildung, schloß sich eng an mich an und begleitete mich auch auf der Abreise bis nach Altendorf, an der Grenze von Ungarn und Galizien gelegen. Wir trennten uns dann mit Schmerz gleich alten langjährigen Freunden.

Ueber den Grenzfluß, den Dunajec, führte eine so gebrechliche Brücke, daß man während der Ueberfahrt in der größten Gefahr war. Der Eintritt entspricht dem, was man auf der Weiterreise durch Galizien findet. Zwar sind die Hauptstraßen chaussirt, aber lassen manches zu wünschen übrig. Die aus den Karpathen herabströmenden reißenden Flüsse beschädigen sie häufig, nehmen auch oftmals Brücken mit fort, mit deren Wiederherstellung es gewöhnlich nicht rasch geht. — Ich übernachtete in einer Judenschenke in Jordanow, die voll betrunkener polnischer Bauern war, bekam aber ein erträgliches Extrazimmer, wo ich von dem Lärmen etwas entfernt war und ziemlich gut schlief. Ein zweites Nachtquartier in diesem Lande hielt ich in Seypusch, wo es aber besser war. Es ist in der Nähe dieser Stadt ein Gnadenort und so herrscht hier reges Leben. Sehr viel sieht man hier von Goralleu (Bergbewohnern), die durch ihre nette — den Gemsenjägern in Tirol ähnliche — Tracht einen guten Eindruck machen. Der ganze Menschenschlag ist ein kräftiger und hübscher, so daß man ihn gern sieht. Diese Gorallen sind als Pascher (Schmuggler) berüchtigt, und sie machen der zwischen Ungarn und Galizien aufgestellten Grenzwache viel zu schaffen.

Biala in Galizien und Bielitz in Schlesien sind nur durch die zwischen fließende Weichsel getrennt und stehen zu einander in ähnlichem Verhältnisse, wie die beiden Schwesterstädte Ofen und Pesth. Die erstere ist zum Theil neu und hübsch gebaut, die andere aber meistentheils alt und gerade nicht glänzend. In ihr aber befindet man sich plötzlich in Deutschland und zwar in dessen südöstlichstem Winkel. Was man —

wüßte man es nicht schon — nicht erwarten würde, so ist ein zahlreicher Theil der hiesigen Einwohner evangelisch. Es ist bekannt, daß die hiesige Kirche dieser Confession zu den ältesten in Schlesien gehört. Das mit ihr verbundene Gymnasium steht in gutem Ruf, wird auch viel von Ungarn besucht. Ueberhaupt steht die Zips (in Ungarn) mit dieser Stadt in vielfacher verwandtschaftlicher und socialer Verbindung. Ihre Gewerbthätigkeit ist bekannt und sie steht — unter österreichischer Hoheit — mit dem Kaiserstaate in vielfachem gewerblichen und commerciellen Verkehr.

Nach meiner Rückkehr am 9. October verlebte ich die drei letzten Monate des Jahres 1839, sowie die ersten beiden im Jahre 1840 bei den Meinigen. Da lag ich denn der Schriftstellerei wieder fleißig ob und schrieb außer meinen vielen Correspondenzen den ersten Theil des Werkes: „Ungarn durch die Augen eines Deutschen gesehen", von dem ich schon sprach.

Der Winter war sehr wechselnd. Schon in den letzten acht Tagen des Octobers, sowie in den ersten des Novembers, hatten wir Schnee und Kälte; dann blieb es bis Weihnachten unbeständig und ziemlich mild, bis im Januar neue Kälte kam, die aber auch nicht lange währte. Mir verfloß derselbe sehr schnell, da mir meine vielen Arbeiten, sowie der Umgang mit Freunden und Bekannten die Zeit verkürzten.

Eine sehr wichtige Episode trat in diesem Jahre für mich ein, indem ich durch Vermittelung des Baron v. Cotta die Bekanntschaft des Grafen v. Larisch-Mönnich auf Freistadt und Karvin in Oesterreichisch-Schlesien machte. Derselbe hatte gewünscht, daß ein landwirthschaftlicher Schriftsteller von Ruf seine ausgedehnten Landgüter in Mähren und Schlesien bereisen, begutachten und demnächst auch beschreiben möchte. Gegen den Baron Cotta hatte er diesen Wunsch geäußert und dieser mich ihm dazu vorgeschlagen. So bekam ich denn eine Einladung, der ich am 21. April 1840 folgte. — In Karvin ward ich von dem General-Secretär des Grafen, Herrn Martin Staniek, aufgenommen und von diesem waren die Einleitungen zu meiner Bereisung bereits getroffen worden. Derselbe, ein durchaus gründlich praktischer Landwirth, noch mehr aber ein Geschäftsmann von eminentem Talent, begleitete mich überall und da wir fast in Allem in unseren Ansichten übereinstimmten,

so wurden wir bald vertraute Freunde. Ich habe in seinem Umgange viel gelernt und viele genußreiche Tage verlebt. Er genoß — und das mit vollem Rechte — das unbedingteste Vertrauen seines Principals. Wie sehr er dieses verdiente, bewies er damit, daß er während seiner langjährigen Administration die Güter desselben auf einen mehr als dreifach so hohen Ertrag, wie der frühere war, gebracht hat.

Bei meiner Bereisung vollzog ich auch die Classifikation der zahlreichen (nahe an 40,000 Stück betragenden) hochedlen Schäfereien und es beschäftigte mich das 12 Tage. Indeß war das immer nur erst der Anfang meiner Bereisung, die ich dann im Sommer fortsetzte.

Am 1. Mai reiste ich von Karvin ab, um nach Krakau zu gehen. Unterwegs hatte ich noch eins von den Gräflich Larisch'schen Gütern zu sehen und so kam ich den Tag nur bis nach Skotschau, dann den zweiten Tag nach Wadowitz und dann am dritten nach Krakau. Das Wetter war ungünstig, denn es brachte neue Kälte und in der Nacht Schnee. Indeß änderte es sich bald wieder und ich hatte es zu einer Tour nach Wielicka, die ich am 5. Mai machte, schön. — Ich will hier einschieben, daß ich fast auf allen meinen Reisen die Correspondenz mit den politischen Blättern, nämlich der Allgemeinen Zeitung, dem Schwäbischen Merkur und den beiden Breslauer Zeitungen, fortsetzte und Berichte für sie von allen den Orten schrieb, wo ich mich nur einen oder ein paar Tage aufhielt. — Krakau war mir in vielfacher Hinsicht interessant, daher benutzte ich auch die paar Tage, welche ich mich dort aufhielt, fleißig und war sowohl in der Stadt, wie in ihrer Umgebung fortwährend auf den Füßen. Einen besondern Eindruck machten die dasigen Juden auf mich. Ihr Original-Typus ist in jeder Art auf ihnen ausgedrückt.

Am 6. zu Mittag reiste ich nun weiter nach Ungarn und zwar auf Wegen, die sehr schlecht, mitunter auch gefahrvoll waren. Der einzige Ort, wo ich, wie man mir in Krakau gesagt hatte, ein erträgliches Nachtquartier finden konnte, war Istepnik. Da bekam ich wenigstens ein, wenngleich unsauberes Extrazimmer und mittelmäßige Kost. Am folgenden Tage gelangte ich bis ein paar Meilen hinter Neumarkt, wo ein einzeln stehendes Wirthshaus, „zum Wiener" genannt, mir Aufnahme gewährte, die ich für die hiesige Gegend als sehr gut bezeichnen konnte.

Wenn es auch nicht anzurathen ist, in dergleichen isolirt stehenden Wirthshäusern zu übernachten, so ist man in solchen Gegenden doch oft dazu genöthigt, wenn man nicht in einer elenden Dorfschenke oder gar unter freiem Himmel zubringen will. Hier war ich indeß erträglich untergebracht, nur um das Futter für meine Pferde stand es knapp.

Ich kam nun auf demselben Wege wieder nach Ungarn, auf welchem ich im Herbste zuvor zurückgereist war. In Kreuzdorf, wo ich eine kleine Antheilschäferei hatte, fand ich es traurig. Die Räude herrschte in derselben und die Thiere waren in desolatem Zustande. Da fiel denn auch die Wollschur sehr dürftig aus, so daß sie kaum die Verpflegungskosten auf das Jahr deckte. Die Schuld lag an dem dasigen Personale, welches edle Schafe zu halten und zu pflegen nicht verstand. Da jedoch die hier hingegebene Heerde nicht zahlreich war, so war auch der Verlust, den ich erlitt, nicht allzugroß.

Mein Ziel ging nun wieder nach Pesth. Herr B. aus Kreuzdorf begleitete mich bis nach Schwaboz, zum Pfarrer Kunze, bei dem wir den Abend gemüthlich zubrachten. Derselbe war den Deutschen ungemein zugethan und sprach sich leidenschaftlich darüber aus, wie glücklich er sein würde, wenn er in Deutschland leben könnte. In seinem Hause herrschte auch durchaus deutsche Sitte und mir war, als wäre ich im Vaterlande.

In Szetschenyi, was ich unterwegs auf der Reise nach Pesth besuchte, erwartete mich derselbe traurige Anblick, den ich in Kreuzdorf gehabt hatte, d. h. meine Schafe befanden sich in jämmerlichem Zustande, trotzdem mein Freund und Landsmann, Director Sorge, versicherte, daß zu ihrer Verpflegung alles Mögliche gethan worden sei. Aus alle diesem kann man ersehen, was der edlen Schafzucht in Ungarn noch überall für Hindernisse im Wege stehen und man wird es da nicht mehr wunderbar finden, wenn jährliche Verluste von 10—20 %, ja zuweilen noch höhere, vorkommen.

So kam ich denn in keiner sehr fröhlichen Stimmung nach Pesth, wozu dann noch trat, daß eine neue Spekulation, die ich hatte, fehl ging. Deshalb hielt ich mich auch nur drei Tage hier auf und machte meine Rückreise durch dieselbe Gegend, durch welche ich hergekommen war. Zu erwähnen habe ich von derselben nur mein Nachtquartier in Murany, welches in einer Thalschlucht gelegen, eine Herzoglich Coburg-Cohary'sche

Besitzung ist, deren Meierhöfe brillant gebaut sind. Bei dem am Orte befindlichen Hofe ist auch der Gasthof herrschaftlich, aber verpachtet. Er ist für die dasige Gegend sehr comfortabel zu nennen und ich befand mich recht wohl daselbst. Der Wirth, ein gebildeter und artiger Mann, theilte mir sehr vieles über die dasige Gegend mit und hatte viel von deren Unsicherheit zu erzählen. Die Gelegenheit für Strauchdiebe ist auch hier vortrefflich, denn es ist da viel Waldung, und eine Menge von Thalschluchten erschweren das Einfangen der Räuber. Solcher waren erst vor Kurzem fünf eingefangen, standrechtlich abgeurtelt und demnächst aufgehangen worden. Eine große Zierde giebt der Ortschaft Murany die alte auf steiler Felshöhe gelegene Burg, von welcher aus man eine herrliche Ansicht der romantischen Umgebung hat.

Es war ein herrlicher Sonntag-Morgen, an welchem ich von hier abreiste, und ich machte die schwierige Reise über hohes Gebirge in der frohesten Stimmung. Den Abend traf ich bei meinem Freunde, dem Pfarrer Kunze, ein und es ward somit der ganze Tag ein vollendet schöner. Von da ging es nach Kreuzdorf, und es vergingen mir die beiden Tage, welche ich da zubrachte, auf's Angenehmste. Wir machten Besuche in dem Städtchen Bela bei gebildeten und sehr liebenswürdigen Menschen und ich befand mich da wie in einem Kreise meiner Freunde in der Heimath.

Die Rückreise, welche wieder durch Galizien ging, war in vielfacher Art keine angenehme. Die wenige Bequemlichkeit, die ich auf derselben hatte, dazu noch ein starkes Unwohlsein, welches mich überfiel, verleideten sie mir auf's Höchste, so daß ich dem Himmel dankte, als ich endlich am 1. Juni zu Hause anlangte, wo ich indeß wieder nur ein paar Wochen verweilte und sodann meine Besichtigungsreisen auf den Gütern des Grafen Larisch wieder aufnahm.

Zunächst fing ich mit denen, die in preußisch Schlesien liegen, an. Die Herrschaft Sackrau bei Kosel war die erste, auf welche ich kam. Ich fand hier eine umfassende und großartige Oekonomie. Es besteht die Herrschaft aus mehreren Dörfern und Meierhöfen, in welchen auf dem einen, in Ostroschnitz, zu jener Zeit eine Rübenzucker-Fabrik im Betriebe war, die aber späterhin abbrannte und darauf kassirt wurde. Nach-

dem das geschehen, wurden Trockenhäuser zum Abtrocknen der Rüben angelegt und letztere sodann nach Nieder-Suchau, zur Herrschaft Karvin gehörig, abgefahren. Dort ist eine Zuckerfabrik in großartigem Betriebe, die mehr als 200,000 Ctr. Rüben verarbeitet, die jedoch sämmtlich erst getrocknet, gemahlen und dann macerirt werden. Es ist dies das Schutzenbach'sche Verfahren. Da es sich hier darum handelt, sämmtliche Rüben von den vielen Gütern des Grafen in der einen Fabrik zu verarbeiten, so ist das Abtrocknen wegen des Transportes, der mitunter 6—8 Meilen beträgt, geboten. — Ich kehre nun zu meiner Besichtigung zurück.

Auf der Herrschaft Sackrau, deren Flächen-Inhalt über 5000 Morgen beträgt, ward ein dem Boden und den klimatischen Verhältnissen angemessener Fruchtwechsel inne gehalten. Der Boden daselbst gehört übrigens zu dem besten in Schlesien, und da auch das Klima gemäßigt ist, so folgt von selbst, daß man sehr reichliche Ernten auf demselben erzielt. Nebenbei fehlt es nicht an Betriebskapital, so daß der Wirthschafts-Dirigent auch im Stande ist, das, was er für gut findet, mit Kraft auszuführen. So zeichnen sich denn auch die Fluren der Herrschaft in der Regel vor allen denen in der Nachbarschaft aus, wovon mich bei meiner Besichtigung der Augenschein auf's Klarste überzeugte.

Von hier ging es nach Bluschzau, im Kreise Ratibor und dicht an der österreichischen Grenze gelegen. Dies Gut gehört zum Majorat Karvin, ist aber bedeutend kleiner, als die Herrschaft Sackrau, ward aber in gleicher Art rationell bewirthschaftet.

Am 18. Juni kam ich nach Freistadt, wo ich die persönliche Bekanntschaft des Grafen machte und von ihm mit jener gewinnenden Art aufgenommen wurde, welche sowohl den vornehmen Weltmann, wie den leutseligen Herrn bezeichnete. Da war es kein Wunder, daß ich mich auf's Wohlthuendste angesprochen fühlte. Dazu kam noch die romantisch schöne Gegend von Freistadt und der Garten und Park am Schlosse. Es war das ein Vorschmack von den vielen schönen Tagen, die ich weiterhin auf diesen Besichtigungsreisen genoß.

Nachdem ich hierauf noch einige Tage mit dem General-Secretär Staniek auf den zur Herrschaft Karvin gehörigen Meierhöfen Rundschau gehalten hatte, reiste ich in die Heimath zurück, wo ich denn zunächst die

zur Beschreibung der Güter erforderlichen Notizen ordnete und zur weiteren Bearbeitung vorbereitete.

Schon im Anfang August nahm ich meine Besichtigungsreisen auf den Gräflich Larisch'schen Gütern wieder auf und dehnte sie diesmal bis auf die Herrschaft Svietlau, Privateigenthum der Frau Gräfin, aus. Hier befand ich mich auf dem alten romantisch gelegenen Schlosse ein paar Tage außerordentlich wohl, da die Gegend wunderschön ist und der Wirthschafts-Inspector Alles aufbot, mir den Aufenthalt angenehm zu machen. Unter Andern waren in dem, am Fuße des Schloßberges gelegenen Städtchen Bukowitz eine Menge Virtuosen, welche, obgleich nur Handwerker, doch musikalisch so ausgebildet waren, daß sie eine Kapelle bildeten, die auch den Kenner befriedigte. Dieselbe war eine Schöpfung der verstorbenen Mutter der Gräfin (einer Gräfin Haugwitz), die als große Freundin der Musik sie in der Art gestiftet hatte, daß sie jungen Leuten am Orte musikalischen Unterricht ertheilen und sie auf die Art zu Mitgliedern der Kapelle ausbilden ließ. Sie bekamen sämmtlich eine Besoldung, deren Höhe sich nach der Anciennität und den Leistungen richtete. Uebrigens betrieben sie ungestört ihre Profession — meist Tuchmacherei — und sie hatten da eine sehr beachtenswerthe Unterstützung.

Die Oekonomie in Svietlau hatte ganz eigenthümliche landwirthschaftliche Verhältnisse. Zum Ersten ist dort eine Gebirgswirthschaft, denn es ist das ganze Terrain nur Berg und Thal. Alsdann waren da viele Hundert Joch Bergwiesen, auf denen sehr gutes und gesundes Gras wuchs. Diese wurden durch lauter Robot abgeerntet und es waren da, wenn dies geschah, viele Hundert Fröhner von der ganzen Herrschaft versammelt. Sie wurden von den betreffenden Ortsrichtern beaufsichtigt und hatten Musik bei sich, die ihnen in den Ruhestunden zum Tanz aufspielte. So wurden ihnen die Robottage zu Festtagen. Die Wiesen wurden nur einmal im Jahre und zwar Ende Juli gemäht. Wenn dann aber der Spätherbst kam, so erwartete die Fröhner ein neues Fest, und das war die Haselnuß-Lese. Es waren nämlich viele Berglehnen mit Gebüsch bewachsen, was meist aus Haselnußstauden bestand. Sie trugen fast alle Jahre Früchte, die von den Robotern gesammelt und gegen eine erhaltene Quote an die Herrschaft abgeliefert wurden. Dieselbe erhielt

auf die Art alljährlich mehrere Hundert Wiener Metzen Haselnüsse. — Eine dritte Eigenthümlichkeit waren auf dieser Herrschaft die vielen daselbst erzeugten Pflaumen, deren Ernte sich bei guten Jahren über tausend Wiener Metzen *) belief und die dabei noch von so besonderer Güte waren, daß die Wiener Obsthändler sich darnach rissen und sie immer um 15 bis 20 % höher als andere bezahlten. Fast alle auf der Herrschaft befindlichen Hügel waren mit Pflaumenbäumen bepflanzt und es waren, wenn die Ernte kam, die Fröhner der ganzen Herrschaft beisammen, um sie zu vollziehen. Da ging es ähnlich her, wie in der Weinlese und es gab die heitersten Winzerfeste.

Von hier machte ich einen Abstecher nach Ungarn, besichtigte meine dasigen Schäfereien und kam in einer Rundreise durch Galizien wieder in die Heimath zurück.

Endlich war meine letzte Tour in diesem Jahre (1840) eine Reise nach Brünn im September zur Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe. Dieselbe war nicht so zahlreich besucht, wie die früheren und späteren; auch fühlten sich die versammelten Mitglieder nicht gerade sehr angesprochen und befriedigt. Ich kam erst am dritten Tage der Eröffnung an und verweilte nur zwei Tage. Die das Jahr darauf in Stuttgart stattfindende war glänzender.

Die letzten Monate im Jahre war ich wieder sehr fleißig mit der Feder, denn ich schrieb nunmehr ein Werk unter dem Titel: „Die rationelle deutsche Landwirthschaft in Praxi dargestellt auf den Gütern des Grafen v. Larisch-Mönnich." Dieses Werk enthält die specielle Beschreibung dieser Güter.

*) Es ist hier von getrockneten die Rede.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Häusliche Ereignisse und Besuche auf den Gräflich v. Larisch'schen Gütern. Königs-Manöver im September 1841. Landwirthschaftliches Fest in Breslau. Die Fürstlich Lichnowsky'schen hochedlen Schäfereien. Höchst interessante Reise in's Banat und auf die Wallachisch-Illyrische Militärgrenze (Belgrad, Temesvar, Mehadia). Aufenthalt in der Heimath. Reise nach Stuttgart zur Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe. Viele interessante Bekanntschaften, besonders mit dem russischen Staatrath v. Maslof.

Im Jahr 1841 ward ich wieder von der Krankheit heimgesucht, an welcher ich fast alle Jahre zu leiden hatte. Es war ein Schnupfenfieber, welches fast jedesmal zur Grippe ausartete. Sonst kam sie gewöhnlich schon im December, diesmal erst im Februar. Indeß ging sie ziemlich schnell und leicht vorüber, so daß sie meine Arbeiten nur auf kurze Zeit unterbrach.

Im Monat Februar drohte und zwar am 11. meiner Familie ein großes Unglück. Meine älteste Tochter war in Gefahr verstümmelt oder getödtet zu werden. Ein Dienstmädchen hatte eine steinerne, mit Wasser gefüllte Flasche auf die Platte im Ofen gestellt, und diese verschlossen. Meine Tochter, welche die Platte öffnete, ward von einer furchtbaren Explosion zurückgeworfen, der Ofen flog in Trümmern umher, aber das gute Kind blieb, wie durch ein Wunder, unbeschädigt.

Der Frühling fing das Jahr schon im März mit sehr mildem Wetter an, nachdem wir im Februar strenge Kälte gehabt hatten. Schon am 1. April hatten wir starke Gewitter, nach denen es aber, der gewöhnlichen Ordnung entgegen, mild blieb, auch kam im Mai nichts mehr nach.

Die ersten vier Monate brachte ich in der Heimath zu, dann machte ich eine flüchtige Reise nach Wien, von der ich aber schon am 8. zurückkehrte. Sie hatte einen Besuch bei dem Grafen Larisch zum Zweck. Sonst verlief der Monat ohne besondere Ereignisse; außer dem, daß der

Graf den Wollmarkt in Breslau mit seiner Wolle persönlich besuchte, sich aber dabei nicht sonderlich vergnügte, weil der Markt flau ging und er sich da sehr langweilte. Die Wolle erfuhr da mancherlei Kritik, die besonders durch Jalousie hervorgerufen wurde. Man gönnte ihr das Aufsehen nicht, welches sie vermöge ihrer vorzüglichen Qualität und Menge machte und suchte sie nun zu bekritteln. Ich reiste aus Verdruß früher ab, der Graf aber verkaufte bald darauf die Wolle zu seiner Zufriedenheit. Ein Hauptzweck ward erreicht, nämlich der, daß diese bedeutende Schur auf dem Breslauer Markte bekannt und dann später stets dahin verkauft wurde.

Den Sommer hindurch waren viele und starke Gewitter. Die Ernte aber war eine gute. Ich besuchte wiederholt die Güter des Grafen v. Larisch und beobachtete mit Vergnügen den Gang der dasigen Oekonomien. Insbesondere interessirte mich die Vertiefung des Bodens durch Untergrundpflüge. Auf den dasigen Lokalitäten war diese Methode ganz an ihrem Platze: denn es war der Boden nicht allein streng gebunden, sondern er hatte auch eine undurchlassende Unterlage. Graf Larisch sprach schon damals eine Idee aus, die er gern realisiren wollte und welche der zur jetzigen Zeit allgemein gewordenen Drainirung der Aecker ähnlich war. Diese ward dann, als sie in Deutschland bekannt wurde, auf seinen Gütern im Großen ausgeführt. Ueberhaupt wurden da, wo man einen vorhabenden Zweck erreichen wollte, keine Kosten gescheut. So z. B. wurden Wiesenmeister verschrieben und großartige Wiesenwässerungen angelegt. Die vielen hundert Joch Teiche waren allmählig in Wiesen und tragbare Aecker verwandelt worden, wozu, um sie völlig trocken zu legen, große Kanäle gegraben wurden. Der Zuckerrübenbau ward in ausgedehnter Art betrieben, um das Rohmaterial für die große Zuckerfabrik in Nieder-Suchau zu beschaffen. Ganz besonders stark ward die Kalkdüngung angewandt, wozu die Kalksteinbrüche und die Steinkohlen-Bergwerke auf der gräflichen Herrschaft förderlich waren. Man brannte den Kalk im Freien in kleinen Haufen und wenn dabei auch mehr Brennstoff verbraucht wurde, als wenn man in Oefen gebrannt hätte, so kam das bei der Nähe und Wohlfeilheit der Steinkohlen nicht darauf an, zumal sie auf dem eigenen Reviere gewonnen

wurden. Die Häufchen waren so klein, daß sie nur einige Schubkarren Kalkstein enthielten, unter welchen man die Steinkohlen legte, sodann die Häufchen mit Erde bedeckte und dann anzündete. Wenn sie ausgebrannt und abgekühlt waren, wurden sie gestreuet und untergepflügt. Der Erfolg war überaus günstig und es ward die Ertragsfähigkeit der Aecker außerordentlich erhöht, so zwar, daß sie sich überall schon von weitem vor denen des Bauern auszeichneten.

Da nun auch alle Viehbestände auf diesen Gütern veredelt und im besten Zustande waren, so fand der Landwirth hier überall Befriedigung und es war die Bereisung derselben in jeder Art belehrend und unterhaltend. Noch wirthschaftet man in demselben Systeme fort, und es können die dasigen Oekonomien nach wie vor als Musterwirthschaften dienen.

Politisch sind sie ebenfalls auf's Beste geordnet. Sie sind nämlich in 16 einzelne Districte getheilt, die am Centralorte Karvin ihren Vereinigungspunkt haben. Dort werden alle 14 Tage in der Hauptkanzlei die sämmtlichen Beamten versammelt, über das Geschehene wird referirt und weitere Beschlüsse gefaßt. Jeder District ist ein Ganzes für sich, aber das Hauptganze ist ihre Vereinigung am Centralorte Karvin. In der aufzubringenden Rente sind sie normirt und es richtet sich nach dieser Norm die Rente, welche der Beamte aufzubringen hat. Erreicht er damit blos das Normale, so ist seine Tantième eine mäßige, kommt er aber höher, so steigt diese in einer bestimmten Scala. Was ein District dem andern an Produkten abgiebt, das wird ihm von diesem nach feststehenden Sätzen vergütigt. So hat denn namentlich der in Nieder-Suchau sehr viel an die übrigen für Zuckerrüben zu zahlen. Sämmtliche Districte bilden gleichsam einen wohl geordneten Föderativ-Staat, in welchem die größte Ordnung herrscht und Alles auf's Zweckmäßigste in einander greift. Die Seele des Ganzen war zu jener Zeit der General-Secretär Staniek und ist es, soviel ich weiß, auch heute noch (im Jahr 1858), obgleich das Alter ihm die Verwaltung seines schweren Postens wohl bald zur Unmöglichkeit machen wird.

Welches Interesse solche Oekonomien für mich, als passionirten Landwirth, haben mußten, kann man sich denken; es gehören daher auch

die Jahre von 1840—42, wo ich mich so oft und längere Zeit dort aufhielt, zu den interessantesten meines Lebens.

Größere Reisen machte ich im Jahre 1841 nicht. Einen beachtenswerthen Moment gab mir das große Manöver bei Schweidnitz, welches König Friedrich Wilhelm IV. im Anfang September abhielt und zu dessen Schlusse außer vielen Festlichkeiten von der Stadt Breslau und von den Ständen der Provinz noch ein großes landwirthschaftliches Fest veranstaltet wurde. Es fiel das Alles so glänzend aus, daß der König den Ausspruch that: „Schlesien ist für sich allein ein Königreich." Bei diesem Feste fanden originelle Aufzüge von Schauthieren und fast allen Landesprodukten statt, und auch die Forsten waren dabei vertreten, welche Urwaldstämme von ungeheurer Länge und Stärke vorüberführten. Es endigte mit einem Wettrennen und der König erklärte sich ganz besonders zufrieden über das Ganze.

Im Herbste des Jahres 1841 schrieb ich das Werk: „die Schafzucht Schlesiens," welches bei W. G. Korn in Breslau herauskam, aber nicht den Anklang fand, den man sich wohl davon versprechen konnte. Die schlesischen Landwirthe sind einmal mehr fleißige Praktiker als große Theoretiker und das Bücherlesen über ihr Fach gehört nicht zu ihren Passionen.

Die Kälte trat frühzeitig ein und wir hatten am 20. und 21. September starke Reife, bei denen das Kartoffelkraut und die Georginen erfroren. Die gewöhnliche Regel aber bewährte sich, nämlich die, daß nach zeitigen Nachtfrösten im Herbste die Witterung später noch lange mild bleibt, denn es geschah dies bis zu Weihnachten, so daß noch kurz vor dem Feste der Pflug im Felde ging.

Neben dem angezeigten Werke concurrirte ich auch bei einer von der Brünner Gesellschaft ausgeschriebenen Preisschrift: „Ueber den Flachsbau," wofür ich den Preis erhielt.

Da das Jahr 1841 im Ganzen für mich ein gutes gewesen war, so trat ich auch mit frohem Muthe und viel Hoffnung in das von 1842 ein. Dasselbe begann auch so, daß diese Hoffnungen sich schon im Januar erfüllten, wo ich mich mehrere Tage auf den Fürstlich v. Lichnowsky'schen Gütern aufhielt und die dasigen hochberühmten Schäfereien gründlich

kennen lernte. Vermittelungen bei Verkäufen von Böcken und Mutterschafen brachten mir neben der Unterhaltung, die sie mir gewährten, auch Gewinn. Bereits hatte ich 20 Jahre früher bei meinen Reisen durch Schlesien auch insbesondere die Schäfereien der Provinz genauer kennen gelernt, eine Menge derselben auch während dieser Zeit von Jahr zu Jahr gesehen und konnte nun vergleichen, in welchem Verhältnisse diese hochberühmten zu den übrigen standen. Das Ergebniß war das, daß sie an der Spitze von allen standen und mit vollem Rechte den hohen Ruf genossen, dessen sie sich so lange Zeit hindurch erfreuten. Fürst Eduard interessirte sich lebhaft dafür und er hatte an dem Director von Dedovic eine feste Stütze, denn es manipulirte derselbe so verständig und umsichtig, daß der Glanz von Jahr zu Jahr sich erhöhte, und die Rente, welche sie trugen, bis zu einer enormen Höhe stieg. Noch haben sie sich darauf erhalten und wenn auch die eingehenden Summen nicht mehr so groß wie damals sind, so kommt das nur daher, weil seitdem zu viel Concurrenz von andern Seiten eingetreten ist.

In demselben Monat besichtigte ich auch die Schäfereien des Grafen v. Maguis in der Grafschaft Glatz. Hatten diese gleich nicht den Glanz wie die Fürstlich Lichnowsky'schen, so erfreuten sie sich dennoch schon wegen ihres alten edlen Blutes, einer großen Celebrität; auch hatten sie schon früher zur Veredlung der schlesischen Schafzucht wesentlich beigetragen. — In den Häusern der beiden Grafen, Anton und Wilhelm, genoß ich ungemein viel Gastfreundschaft: sie waren in jeder Art noble Kavaliere, vor denen ich allezeit die höchste Achtung gehegt habe.

Am 6. März reiste ich zum hundertjährigen Kirchen-Jubiläum nach Gottesberg. So feierlich mir nun auch dasselbe war, so fand ich doch keine volle Befriedigung, weil ich so wenig alte Bekannte dort traf. Die größte Schuld hiervon trug ich jedoch selbst und zwar durch meine Zurückgezogenheit, so daß die Festordner erst nachträglich erfuhren, daß ich zugegen gewesen war. — Lebhaft erinnerte ich mich dabei des fünfzigjährigen Jubiläums, was ich als Knabe von acht Jahren erlebt hatte. Die kleinsten Umstände von damals schwebten mir noch vor. Ich verglich

jene Zeit mit der Gegenwart und knüpfte daran mancherlei ernste Betrachtungen.

Als meteorologische Merkwürdigkeit führe ich an: daß es noch am 9. April bei 4 Grad Kälte schneite und daß sich das bis zum 14. fortsetzte, auch noch einmal — nachdem am 15. milde Luft gewesen — am 16. sich wiederholte. Das war eine strenge Nachlese, die der im Ganzen sehr mild gewesene Winter hielt.

Eine neue, sehr interessante Reise nach Ungarn trat ich am 17. April an, auf welcher ich zuerst auf den Gütern des Grafen Larisch ein paar Tage verweilte. — Ein Baron v. Izdenczy hatte an mich geschrieben und mich zu einem Besuche auf seinen Gütern im Banate eingeladen. Er hatte gelesen, was ich über Ungarn und seine landwirthschaftlichen Verhältnisse geschrieben und veröffentlicht hatte und zog in seinem Briefe den Schluß, daß ein Mann, der das Alles so treu und richtig aufgefaßt, wohl am besten im Stande sein müsse, Rath zu ertheilen, wie dort das Mangelhafte zu verbessern sei. Mit seiner Einladung verband er auch das Gesuch, ihm einen schlesischen Beamten mitzubringen. So reiste ich denn mit diesem zusammen, und unsere Tour ging über Pesth. Dort angekommen, ergriff mich einige Unruhe, als ich bei Lindemann weder Geld noch Briefe vorfand, die nach des Barons früherem Schreiben bereits dort hätten angekommen sein müssen. Indeß hatte ich Credit bei diesem Hause, so daß ich ohne Anstand Geld zur Weiterreise erhielt.

Unsre Reise ging mit dem Dampfschiffe nach Semlin, wo wir, nach kurzem nächtlichen Aufenthalte in Mohacs — der durch eine Reparatur des Steuerruders veranlaßt ward — am andern Tage Abends 7 Uhr ankamen. Das Drängen und Treiben bei der Ankunft war ungeheuer, indem das Schiff eine große Menge von Passagieren am Bord hatte. Unterwegs hatte es schon überall viel Unterhaltung gegeben, weil auf dem Schiffe eine Menge von Nationalitäten vertreten waren, unter denen der orientalische Typus vielfach hervortrat. Am Interessantesten wurde die Fahrt, als wir von Peterwardein und Neusatz weiter fuhren und die Gegend von Syrmien durchkreuzten. Hier traten viele Reisende aus jenen Gegenden, besonders von Karlowitz an, zu, und wir

konnten nicht genug den hiesigen schönen und kräftigen Menschenschlag bewundern.

In Semlin fanden wir im Gasthofe zum Brauhause leidliche Unterkunft. Früh am andern Morgen durchwanderte ich die eben nicht elegante Stadt. Es war an einem Sonnabende und auf dem Markte war da, weil an diesem Tage die meisten Einwohner ihre Lebensbedürfnisse für mehrere Tage einkauften, großes Leben. Insbesondere bewunderte ich die ungeheuren Karpfen, die hier zum Verkauf kamen, und von denen einige zwanzig und mehrere Pfund wogen. Man bezahlte das Pfund mit 12 Kr. W. W. ($1^1/_2$ Sgr.). Da war der Wunsch sehr natürlich, einige Stück mit mir nach Hause nehmen zu können.

Wir hatten schon frühzeitig Anstalt zu einer Ueberfahrt nach Belgrad gemacht und ein sogenannter Reinigungsdiener (unterer Sanitätsbeamter) hatte die Erlaubniß dazu bei dem Gouverneur von Semlin eingeholt. Ein Kahn, von Cordonisten geführt, stand bereit. Wir bestiegen ihn mit mehreren andern Passagieren und setzten über die Save. Am Ufer bei Belgrad gelandet, empfingen uns türkische Bettler und Frauengestalten, die von unten bis an die Nase und von oben bis über die Stirn verhüllt waren. Das Wenige, was wir von ihrem Gesicht sahen, war nicht geeignet, den Wunsch zu erregen, das ganze Gesicht zu sehen. — Ueber eine Anhöhe, wo der Weg mit Steingeröll bedeckt war, stiegen wir hinauf. Das erste stattliche Gebäude, welches wir sahen, war das neue, von dem Bruder des damaligen Fürsten angelegte Theater, welches aber noch seines völligen Aufbaues wartete. Gleich dahinter wohnte, in dem Hause eines Kaufmanns, der serbische Kommandant, vor dessen Thür eine Schildwache stand, die in ihrer Montur sehr viel Aehnlichkeit mit einem preußischen Schützen hatte. Verglich man ihre Haltung mit der der türkischen Soldaten, so fiel das entschieden zu ihren Gunsten aus.

Nachdem wir uns in einem serbischen Gasthof ein wenig restaurirt hatten, traten wir eine Wanderung durch die Stadt und Festung Belgrad an. Einen schärferen Contrast, wie da die Serbenstadt mit der Türkenstadt darbietet, wird man selten so nahe bei einander finden. In ersterer ziemliche Eleganz in den vielen Neubauten, in der andern ver-

fallene Wohnungen und Schmutz an allen Ecken. Dort europäische Gesittung, hier orientalische Starrheit. Wir traten in ein türkisches Kaffeehaus, und sahen da alte Türken ihr Nargila mit einer Ruhe und einem Phlegma rauchen, daß man sie für leblos hätte halten können. Ein paar Derwische saßen im Hintergrunde und glotzten uns mit fast thierischem Blicke an. — In den überall offen stehenden Handwerksstätten und Krambuden kauften wir Einiges, wobei es aber so wortkarg herging, daß die Verkäufer nur einzelne Laute von sich hören ließen und der Handel immer in ein paar Minuten gemacht war.

Auf dem Palamedon, über welchen wir beim Aufsteigen zur Festung kamen, zeigte uns unser Führer die Pfähle, auf welchen die Anführer des letzten Aufstandes gespießt worden waren, und erzählte uns haarsträubende Scenen, die dabei vorgekommen waren. Wir eilten weiter und gelangten vor die Residenz des Gouverneurs, damals Kiamil-Pascha. Meine Absicht war, mich ihm vorstellen zu lassen, woran ich aber durch den Besuch eines Pascha's aus Konstantinopel, sowie des österreichischen Generals v. Hauer verhindert wurde. — Der Marstall des Gouverneurs war nicht glänzend ausgestattet, denn wir sahen darin nur wenige und darunter fast keine ausgezeichneten Pferde. — Die Festung war in sehr schlechter Verfassung und würde in dem dermaligen Zustande nicht schwer zu nehmen gewesen sein. — Einen greulichen Anblick gewährte der Begräbnißplatz, über welchen wir beim Herabsteigen der Festung kamen. Eine Menge Gebeine lagen, von Hunden ausgescharrt, umher und wir entfernten uns in möglichster Eile von da.

So hatten wir denn von dem weltberühmten Belgrad eben kein freundliches Bild in uns aufgenommen, dazu hatte uns ein heißer Tag noch sehr ermüdet, so daß es uns sehr wohl that, wie wir wieder in unserm Gasthofe anlangten. Ein ziemlich gutes Mittagsmahl ward uns hier noch durch die Erzählungen des Wirthes (eines Deutschen) gewürzt, der uns viel von den Intriguen der Fürstin, sowie von der russischen Hofpartei mittheilte und eine eben nicht erbauliche Chronique scandaleuse vor uns aufschlug. Die Corruption, wie er sie uns darstellte, war fast unglaublich, so wenig auch an seinen Erzählungen zu zweifeln war.

Am folgenden Tage bestiegen wir früh ein kaiserliches Ponton*), in welchem wir von Semlin aus nach Pancsova fuhren. Diese Fahrt ward dadurch anmuthig, daß eine Menge von Kähnen auf der Donau sich bewegten, die mit Grenzsoldaten besetzt waren. Es fand nämlich gerade der Wechsel und die Ablösung der Grenzwache statt. Zudem war es ein Sonntag, wo auch Landleute Lustfahrten machten. Von Pancsova reisten wir mit Privatfuhrwerk weiter, blieben in dem sehr stark bevölkerten Marktflecken Sacse die Nacht, wo wir viel Originalität der Bevölkerung fanden und kamen Montag nach Temesvar.

Am Baron v. Izdenczy fand ich einen höchst gefälligen Mann, der sofort Alles aufbot, mir meinen Aufenthalt in Temesvar angenehm zu machen. Er führte mich in einigen dasigen adeligen Häusern ein, ebenso auch führte er mich des Abends in's Theater. Den andern Tag machte er mich mit einem Herrn v. Karacsony bekannt, von dem er wußte, daß er mich wegen seiner sehr bedeutenden Oekonomien um Rath fragen würde, was auch später, jedoch mit sehr geringem Erfolge geschah.

Am dritten Tage ging es nach Monostor, der Besitzung des Barons. Hier konnte ich den Bodenreichthum des Landes nicht genug bewundern, mußte aber bedauern, daß derselbe so schlecht ausgebeutet wurde. Mit dem deutschen Beamten, den ich mitgebracht hatte, ward nun ein Wirthschaftsplan entworfen, bei welchem ein verständiger Fruchtwechsel zu Grunde gelegt wurde. Um Düngung durfte man nicht verlegen sein, weil das Land auch ohne solche 8—10 Rapsernten in ununterbrochener Folge brachte. Wer das nicht selbst gesehen, muß nothwendig an der Wahrheit zweifeln. Fast eine Klafter tief lag die reichste Modererde und unter dieser fand sich ein Lager von reichem Lehmmergel. — Das Banat besitzt einen solchen Bodenreichthum, daß mit seinem Ueberflusse die Mark Brandenburg gedüngt und für immerwährende Zeiten fruchtbar gemacht werden könnte. — In dem entworfenen Wirthschaftsplane waren auch die Kartoffeln mit aufgenommen. Diese wuchsen

*) Zur Erklärung muß ich angeben, daß zu der Zeit, wo wir in Belgrad waren, die Contumaz sehr gelinde war, so daß man, mit einem sogenannten Reinigungsdiener ohne Anstand hinüber und herüber kommen konnte. Bei den aus der Türkei kommenden Reisenden war sie damals auf zehn Tage bestimmt.

aber üppig in's Kraut, setzten aber nur wenig und kleine Knollen an. Es mußte ihnen daher der Mais surrogirt werden, um die Branntweinbrennerei mit Rohstoff zu versehen.

Von Monostor aus führte mich der Baron zu einem Herrn v. Csekonitz, dem die Herrschaft Hatzfeld gehörte. Auf dieser war der Bodenreichthum noch überschwenglicher und es hatte da der Oekonom nur zu raffiniren, wie er diesen schwächen könne, weil nämlich fast alle Früchte, wegen übergroßer Geilheit, sich lagerten und wenn auch nur wenig Regen kam, verdarben. — Die Gegend war in der Vorzeit unstreitig ein See, ward dann zum Sumpfe, den man in der Neuzeit entwässert und in Fruchtland umgeschaffen hat. Dasselbe hatte zu jener Zeit, trotz seinem unerschöpflichen Bodenreichthum, noch so wenig Werth, daß man das Joch zu 1600 Quadratklaftern (= $2^1/_4$ preußischen Morgen) zu 1 Fl. Conv.-Münze jährlich verpachtete. Die derzeitigen Besitzer, oder vielmehr ihre nächsten Vorfahren hatten unter der Regierung von Maria Theresia die Ländereien umsonst bekommen, weil das Land durch die vorhergegangenen Türkenkriege entvölkert und zur Wüste geworden war. Nebst vielen Deutschen, die meistentheils aus Abenteurern bestanden, waren auch eine Menge Serben eingewandert. Von den Familien dieser Einwanderer, sowie von neuen Zuzüglern bevölkerte sich die Provinz allmählig. Reich zu werden, war da nicht schwer, da man Alles umsonst hatte, das Land, auch bei der saumseligsten Bestellung, reiche Frucht brachte, die, wenn auch niedrig verwerthet, dennoch die Kasse füllte. So kommt es denn auch, daß noch jetzt im Banate viel Reichthum gefunden wird, und das selbst auch bei den eingewanderten deutschen Bauern. Namentlich war solches auch in Hatzfeld der Fall, wo der Grundherr sehr reich und die Bauern es in ihrer Art nicht viel weniger waren, wie man das überall wahrnehmen konnte.

Nach Temesvar zurückgekehrt, führte mich der Baron bei dem Kommandirenden der Wallachisch-Illyrischen Militärgrenze, dem Grafen Auersperg — seinem Schwager — ein, und wir wurden da für den andern Tag zum Diner geladen. Hier ward für die nächsten Tage eine Reise die Grenze entlang besprochen und beschlossen. Da dem Grafen bekannt war, daß ich diese Reise veröffentlichen werde, so lag ihm daran,

daß ich Alles in bester Ordnung sehen und beobachten konnte, auch daß ich alle Bequemlichkeiten genösse. Zu dem Ende waren an die Grenz-Commando's Ordres wegen Vorspann ergangen, ihnen auch aufgegeben worden, uns Alles zu zeigen, was wir zu sehen wünschten.

Wir traten dann die Reise am 9. Mai an und gelangten noch an demselben Tage bis nach Karan-Sebes, wo eine Divisionsstation war. Hier wurden wir bei unserer Ankunft von den Stations-Offizieren bewillkommt, mit denen wir uns bis gegen Mitternacht auf das Vorzüglichste unterhielten.

Am andern Morgen stand frühzeitig unser Militärvorspann vor der Thüre und es ging nun im raschen Trabe hinaus. Gleich vor der Stadt kamen wir auf eine gut gebaute Chaussee, auf welcher wir, da die Pferde sehr muthig waren, wie im Fluge dahin fuhren. Auf mich machte die Gegend, sowie unsere rasche Fahrt den angenehmsten Eindruck. Das Land ist, obgleich hier gebirgig und nicht von der besten Beschaffenheit, gut angebaut, die Straßen mit Obstbaum-Alleen besetzt, die Ortschaften reinlich und gut gebaut. Alles ist da militärisch geordnet; die Dorfpolizei wird überall von Stations-Offizieren ausgeübt, und die Divisionsstationen überwachen die allgemeine Landespolizei. Tritt man in eine Kanzlei, so erstaunt man, wenn man Leute im kuhhärnen Plaid im Büreau arbeiten und die Ordres mit der schönsten Schrift abschreiben sieht. Die Offiziere fanden wir überall eben so gebildet, wie zuvorkommend und gefällig, kurz wir reisten wie die Prinzen.

So kamen wir nach Ruxberg, wo ein Paar Brüder Hoffmann eine große Eisengießerei hatten, die uns in allen ihren Theilen und Einrichtungen gezeigt wurde. Dieser Ort ist völlig abgelegen und es müssen die Nahrungsmittel von fern hergeschafft werden, wofür die Eigenthümer sorgten und sie den Arbeitern auf's Billigste abließen. Es war überhaupt das Ganze auf's musterhafteste eingerichtet und geordnet. Das Thal selbst, wo Ruxberg liegt, schneidet in den Arm der Karpathen ein, welcher Ungarn von Siebenbürgen trennt.

Wir kehrten auf die Nacht nach Karan-Sebes zurück und fuhren dann am andern Morgen in südwestlicher Richtung weiter. Bewunderns-

werth viel vollbrachten wir an diesem Tage, denn wir besuchten Mehadia, hielten uns dort ziemlich lange auf, um alle Merkwürdigkeiten zu sehen und kamen doch noch bei guter Zeit in Orsova an. Viel ersparten wir allerdings an Zeit durch die rasche Fahrt, auf welcher wir immer nicht viel über eine halbe Stunde an der Meile brauchten. — Das Andenken an Mehadia gehört zu den lieblichsten, die ich in meiner Erinnerung bewahre und deshalb theile ich noch Nachfolgendes über diesen interessanten Ort mit.

Die Herkules-Bäder in Mehadia sind weltbekannt und waren es schon zur Zeit der Römer. Wenn man vom Norden her kommt, so sieht man Trümmer der Bauten aus jener alten Zeit und diese vermehren sich, je mehr man sich dem Orte nähert. Der Flecken Mehadia liegt am Eingange der Schlucht, in welcher sich die Bäder befinden. Dieselbe ist so eng, daß sie an vielen Stellen nur gerade breit genug ist für die Fahrstraße, neben welcher die aus der Schlucht hervorströmende Czerna her fließt. Steigt diese hoch, so überfluthet sie die Straße und sperrt das Thal ab, so daß man nur auf rauhen und steilen Gebirgspfaden heraus kann, auf denen dann auch die Lebensmittel herüber geschafft werden müssen. Der Badeort, aus hübschen massiven Wohnhäusern bestehend, ist auf einen kleinen Raum beschränkt, der wohl kaum fünfzig Morgen betragen mag. Er ist überdies auf hügeligem Terrain erbaut und es stehen daher auch die Häuser bald hoch, bald niedrig. — Aber das enge Thal ist wahrhaft romantisch schön und es trägt zu dieser Romantik mehreres bei. Zuerst die Bergriesen, die es bewachen, wovon der Democlet der höchste ist; dann der Nimbus des hohen Alterthums und die aus ihm in unsere Zeit herüberragenden großartigen Römerbauten; ferner die verschiedenen Nationalitäten, in denen hier der Occident und Orient repräsentirt sind, und endlich das milde Klima. Hier wachsen an den Bergen Gartenblumen wild, die wir bei uns mit Mühe in den Gärten aufziehen, wie z. B. Tulpen, türkischer Flieder, Primeln u. dgl. m. Jeden Schritt, den man macht, beobachtet man etwas Neues. Die Romantik wird noch durch schauerliche Räubergeschichten vermehrt, die man sich von der Gegend erzählt und wo man die Höhlen nachweist, in denen sich die Räuber aufgehalten haben.

Es ward uns schwer, diesen herrlichen Ort zu verlassen, den wir unter der Leitung des Stations-Offiziers in allen seinen Einzelnheiten gesehen hatten. Zuletzt kamen wir noch bei dem allgemeinen im Freien dampfenden Bade vorbei, dessen sich das Volk unentgeltlich bedienen darf. Da war es wie an dem Teiche zu Bethesda und ein Jeder drängte sich heran, um von der Wohlthat Gebrauch zu machen. Die übrigen Bäder aber sind abgesperrt, bieten jedoch wenig eigentlichen Comfort. Ihre Heilsamkeit ist bekannt und sie ist es, welche alljährlich so viel Kurgäste hier zusammenführt. Die meisten sind aus dem Kaiserstaate und zwar aus allen Provinzen desselben. Nächstdem wird Mehadia auch viel von den Bojaren der Donau-Fürstenthümer besucht. — Zu dem vielen Interessanten dieses Ortes treten noch die überall angebrachten Votivtafeln, von denen noch einige aus der Römerzeit vorhanden sind.

In Orsova fanden wir nur mit Noth Unterkunft. Es war nämlich soeben ein Dampfschiff von Pesth herabgekommen, welches zahlreich mit Passagieren besetzt war, die alle Räume im Gasthofe in Besitz genommen hatten. Endlich nahm uns ein Unterbeamter bei sich auf und wir waren da gut untergebracht.

Am andern Morgen machten wir einen Ausflug an der Donau hinauf. Ein munterer wallachischer Bursche, den wir mit seinem Fuhrwerk gemiethet hatten, fuhr uns auf der längs der Donau hin mit großen Kosten erbauten vortrefflichen Chaussee hin wie im Fluge. Die Gegend ist wildromantisch, die Straße geht meistentheils an und unter hohen Felswänden hin und macht dabei so viele Windungen, daß man alle Augenblicke glaubt, sie gehe nicht weiter. Außer den in den Tschardaken hausenden Grenzsoldaten trifft man hier wenig menschliche Wesen und Wohnungen. Noch vereinsamter aber ist die gegenüber liegende Grenze von Serbien, die wie völlig ausgestorben erscheint. — Den Römer-Werken würdig zur Seite steht der riesenartige Bau dieser Straße; auch sind die kolossalen Sprengungen der ungeheuren Felsblöcke, die hier sonst die Schifffahrt in der Donau beengten und gefährlich machten, ein wahres Riesenwerk.

Wir hatten die Tour, obgleich sie mehrere Meilen hin und zurück betrug, in wenig Stunden gemacht und kamen bei guter Zeit nach Or-

sova zurück, wo wir noch ein Nachtquartier machten, auch noch Zeit genug hatten, uns die Umgegend anzusehen. Das österreichische Gebiet endet hier in einem kleinen Dreieck, welches zwischen Serbien und der Wallachei eingekeilt ist und eine starke Grenzwache erfordert, mit welcher hier auch eine Contumaz verbunden ist. — Originell ist hier ein Wochenmarkt, auf welchen von jenseit aus Serbien und der Wallachei Handelsleute mit ihren Landesprodukten kommen. Er heißt die Stella. Eine Barrière trennt die diesseitigen Käufer von den jenseitigen Verkäufern, und dieselbe ist mit Sanitätsdienern besetzt, welche darüber wachen, daß keine gegenseitigen Berührungen vorkommen. Alles Geld von drüben her muß erst ein Essigbad durchmachen, ehe es den hiesigen Empfängern ausgehändigt wird. Wir kauften Datteln, Feigen und türkische Confitüren; Alles war sehr wohlfeil, ebenso auch war der dafür zu entrichtende Steuersatz niedrig. Die Waaren dagegen waren vortrefflich und mit denen, die ich davon in die Heimath brachte, machte ich den Meinigen große Freude.

Die ganze Reise ward noch durch vortreffliches Wetter verschönt, sie war folglich in aller Art höchst genußreich.

In der Landespolizei findet man alsbald, wenn man wieder in das Provinzial-Ungarische eintritt, einen grellen Abstich. Verfallene Brücken und löcherige Wege, wie man sie hier alsbald wieder zu passiren hat, sind dort (auf der Militärgrenze) nicht zu sehen. Der Landbau wird daselbst, trotzdem die Einwohner nur Nutznießer sind, mit musterhaftem Fleiße betrieben. Den freundlichen Anblick, welchen dort die Gärten und Obst-Alleen bieten, findet man in Ungarn nicht, wenigstens dort nicht, wo Magyaren wohnen, eher noch in den von Deutschen und Wallachen bevölkerten Districten. Ganz besonders werden die Pflaumen gezogen, die man dann zu Zwetschen-Branntwein (Schlibowitz) verarbeitet. Gerathen sie sehr, so sehen das die Grenzoffiziere nicht gern, weil dann der Branntwein sehr wohlfeil wird und Trunksucht veranlaßt. — Wie einträglich der Obstbau auf der Militärgrenze im Allgemeinen sei, das kann ein einzelnes Beispiel beweisen. Ein Dorf in der Nähe von Karan-Sebes führt bei guten Jahren für mehr als 8000 Fl. Conv.-M. Obst nach Ungarn aus.

Wohlbehalten kamen wir nach Temesvar zurück. Nur sechs Tage hatte die ganze Reise gedauert und wir hatten da mehr als fünfzig Meilen gemacht und so sehr viel Interessantes gesehen. Die Erinnerung an dieselbe gewährt mir einen Lichtblick in meinem Leben.

Nur noch einen Tag verweilte ich in Temesvar, berührte auf der Rückreise wieder Monostor und eilte dann nach Pesth zurück. Ueber das Banat aber gebe ich noch einige Bemerkungen, welche für die Leser belehrend sein können.

Von dem ungeheuren Bodenreichthum, mit welchem dieser Landestheil begabt ist, gab ich schon Andeutungen. Indeß gilt das nur von den beiden Comitaten, dem Torontaler und dem Temescher, denn im dritten, dem Crassover wechselt der Boden, auch ist er da mitunter hügelig und bergig. Hier aber hat die Natur andere Arten von Reichthümern niedergelegt. Man gräbt da nämlich Steinkohlen und gewinnt auch Eisen. Alsdann ist auch da der Weinbau in ziemlichem Flor. Die Weißkirchner Weine sind bekannt und in Ungarn beliebt, gehen aber wenig außer Land. Aber ebenso wie der Ackerbau in den beiden fruchtbaren Comitaten, ebenso steht auch der Weinbau in diesem dritten auf keiner hohen Stufe. Auch mit dem Berg- und Hüttenwesen könnte es besser gehen. — Die Banater Steinkohlen sind von vorzüglicher Qualität. Baron Sina vertritt dort den Haupttheil der Gewerkschaft.

In ganz Europa ist Ungarn als eine Kornkammer bekannt, was sie auch ist, aber in noch viel größerem Maße sein könnte, wenn in diesem Lande die Agrikultur die Stufe erreichte, welche sie z. B. in Deutschland inne hat. Es würde dann wohl mindestens das Doppelte von dem erzeugen können, was es jetzt producirt. In Ungarn selbst aber nennt man wiederum das Banat die Kornkammer. Der Weizen, welcher daselbst erzeugt wird, ist weltbekannt und es kommt davon alljährlich ein bedeutendes Quantum in die deutsch-österreichischen Länder, insbesondere auch nach Wien, wo man ohne diesen Weizen gar nicht glaubt, die feinen weißen Backwaaren herstellen zu können. — Wäre nun in dieser Provinz nicht das Klima bedenklich und würde dieses Bedenken nicht noch durch das ungesunde Trinkwasser vermehrt, so wäre sie ein wahres Gosen und mit Allem begabt, was für eine zahlreiche Bevölkerung dienlich wäre.

Letztere aber ist bis jetzt noch so dünn, daß im Durchschnitt noch nicht 2000 Seelen auf eine deutsche Quadratmeile kommen, wo sich recht gut 5000 würden ernähren können. — Für mich war es von großem Interesse, diesen gesegneten Landstrich, von dem ich schon so viel hatte erzählen gehört, kennen zu lernen und da ich dabei an dem Baron v. Izdenczy einen so vortrefflichen Gesellschafter und Wegweiser hatte, so ward die Reise für mich in gleichem Grade unterhaltend und belehrend.

Nach einigen Tagen Aufenthalt in Pesth eilte ich in die Heimath zurück, wo ich am 25. Mai glücklich ankam. Hier verlebte ich ein Paar Monate vielfach beschäftigt, aber vergnügt und froh im Kreise meiner Familie. Nur ein einziger nicht gerade bedeutender Zwischenact kam im Juli vor. Ein Bekannter hatte sich meine Assistenz beim Antritt einer bedeutenden Gutspacht in Oberschlesien erbeten. Als Taxator zugezogen, lernte ich die Ansichten und Principien der übrigen Taxatoren kennen und konnte daraus den allgemeinen Schluß ziehen, daß in diesem Geschäft meistentheils noch große Unsicherheit und vielartige Beschränktheit der Ansichten stattfindet. So kam es denn vor, daß die Taxen der beiden Parteien mitunter so auseinander gingen, daß die eine noch nicht die Hälfte von der andern betrug. — Es ist zu bedauern, daß wir immer noch keine feste Basis haben und die Sachen noch gar so sehr von dem Arbitrium der Taxatoren abhängen, wo es doch so oft darauf ankommt, den einen Theil nicht auf Kosten des andern zu begünstigen oder zu beschädigen.

Bis in den September war ich zu Hause, dann aber trat ich im Anfange dieses Monats eine Reise nach Stuttgart an und zwar in der Absicht, daselbst die Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe zu besuchen. Um keinen Preis hätte ich dieselbe auslassen mögen, einmal weil ich in jener Stadt so liebe Freunde hatte, die ich bei dieser Gelegenheit sehen konnte; zum Zweiten aber auch, weil man sich von dieser Versammlung viel versprechen durfte, da der König von Würtemberg — den bei der vorjährigen, die in Brünn stattfand, ein Ungar den König der Landwirthe nannte — wie vorauszusehen war, persönlichen Antheil an der Versammlung nehmen werde.

Die Eisenbahnen fehlten damals noch und es ward die Reise im Postwagen gemacht. Bis nach Dresden ging es mit der Frequenz noch an, aber weiter hinaus ward sie immer stärker, so daß mehrere Beiwagen gegeben werden mußten. In Nürnberg traf ich mit mehreren Bekannten aus Böhmen zusammen, was denn die Reise sehr unterhaltend machte. — Da der Postanschluß nicht überall sogleich stattfand, so ging auch die Reise langsam und ich brachte auf ihr 8 Tage (vom 12.—19. incl.) zu. Gegenwärtig macht man sie auf der Eisenbahn in zwei Tagen. — Wie würde es wohl demjenigen, der viel reist, vorkommen, wenn er auf einmal in jene alte Zeit versetzt würde? Ueberall würde er mit der Zeit nicht auskommen und überhaupt glauben, daß aller Geschäftsverkehr aufhören müsse.

In Stuttgart traf ich mit dreien meiner Stiefkinder zusammen, nämlich der Geh. Räthin Treutler, Wolfgang Menzel und dem Geh. Kriegsrath Menzel aus Berlin. Erstere war auf einer weiteren Reise den Rhein herauf krank geworden, lag in Ludwigsburg darnieder und konnte erst einige Tage später mit ihrer Familie nach Stuttgart kommen.

Am 21. September war die erste Sitzung. Die Versammlung war ungemein zahlreich. Staatsrath v. Gärtner war erster und der Hofkammerrath v. Weckherlin zweiter Vorsitzender, beides tüchtige Männer, unter deren Leitung diese Versammlung eine der interessantesten von allen wurde, die stattgefunden haben. Von Seiten des Königs war außerordentlich viel zur Verherrlichung derselben gethan worden. Es wurden Ausflüge auf seine Privatgüter Weil und Klein-Hohenheim gemacht, wozu die königlichen Equipagen und eine Anzahl vierspännige Postwagen gestellt wurden. Daselbst bewunderten die Gäste die vortrefflichen Oekonomien, sowie die prachtvollen Viehstämme. Hintennach folgte in Klein-Hohenheim ein Souper im Freien, bei welchem es überaus munter herging. Bei demselben floß der Eßlinger Champagner in Strömen, der, beiläufig gesagt, dem französischen nicht gar so sehr nachstand. Die ganze große Gesellschaft ward dadurch sehr animirt und es gab in der Dunkelheit bei der Abfahrt mehrere Scenen der Verwirrung. Ich fuhr mit ein Paar der Festgenossen in einem mit zwei königlichen Pferden bespannten Wagen, wovon das eine

durch das lange Stehen und den vielen Lärm ungeduldig geworden war und über die Stränge schlug. Das machte mich furchtsam, so daß ich ausstieg und zu Fuß ging, was mir übrigens bald sehr übel bekommen sollte. In der Dunkelheit fiel ich nämlich ein paar mal und zerschlug mir den Kopf auf der steinigen Chaussee. Die vielen freundlich blinkenden Lichter von Stuttgart zeigten mir endlich den Hafen des Friedens, in den ich mit großer Freude einlief und dann eines süßen Schlafs genoß.

Außer einigen andern neuen Bekanntschaften, die ich in Stuttgart machte, hatte ich auf der Rückreise das Glück, mit dem russischen Staatsrath v. Maslof zusammen zu treffen, mehrere Tage mit ihm zu reisen und da recht innig befreundet mit ihm zu werden. Er hatte ebenfalls die Stuttgarter Versammlung besucht, wie er das auch die Jahre vorher mit den andern gethan hatte. Dort lernte ich ihn nur oberflächlich kennen, jetzt aber ward diese Bekanntschaft zur innigen Freundschaft. Die fünf Tage, die ich in seinem Umgange zubrachte, gehörten zu den frohesten meines Lebens. Er war die Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit selbst. Die Trennung von ihm, die in Prag erfolgte, war mir schmerzlich. Wir haben in der Folge viel correspondirt und seine Briefe sind mir ein wahrer Schatz. Ihm hatte ich es auch — da er Generalsecretär der Moskauer Ackerbaugesellschaft war — zu verdanken, daß ich von dieser das Diplom als Ehren-Mitglied, sowie die Erinnerungsmedaille erhielt.

Ohne weitere Ereignisse kam ich am 7. October in meiner Heimath an und fand da sehr viel Arbeit, die mir aber mehr eine Lust als eine Last war, und die ich deshalb auch rasch beförderte. Ohne diese Arbeiten, die ich bis in mein hohes Alter fortsetze und bis an meinen Tod fortzusetzen hoffe, hätte mein Leben mir viel weniger Genuß gewährt.

Der Winter fing im Jahr 1842 schon im November an, brachte Schnee und Kälte so viel, daß man glaubte, es werde so fort gehen. Im December setzte er wieder aus und blieb auch — wie ich weiterhin anführen werde — sehr milde.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Neuer Wirkungskreis. Abermalige Reise nach Ungarn. Beschäftigungen zu Hause. Herbstreise in's Banat und glückliche Rückkehr. Familien-Kummer. Schluß des Jahres 1843. Das Jahr 1844 beginnt wieder mit Reisen, bringt aber keine besonderen Ereignisse. Abnormer Winter, besonders in den ersten Monaten des Jahres 1845. Meine helfenden Freunde. Zeitiges Frühjahr und darauf folgende geringe Ernte im Jahre 1846. Fortgesetzte Schriftstellerei im Jahre 1847. Milder Winter. Der Tod eines Kanarienvogels. Ausflug nach Ungarn. Eine wichtige Bekanntschaft.

Das Jahr 1843 brachte mir einen neuen Wirkungskreis. Mein Schwiegersohn, Gatte meiner ältesten Stieftochter, der Geh. Commerzienrath Treutler, kaufte das Rittergut Leuthen unweit Breslau, welches er am 15. Februar übernahm und von welchem er mir die Oberaufsicht übergab. Da dasselbe an 3000 Morgen Fläche enthält, so ließ sich eine Oekonomie auf demselben einrichten, in welcher ziemlich alle Zweige vertreten waren. Diese Einrichtung ward dadurch erleichtert, daß es an den pekuniären Geldmitteln nicht fehlte. Zu verbessern gab es vieles, sowohl an Aeckern wie an Wiesen. Ich fand da einen etwas schwerfälligen Beamten, der sich nicht leicht aus dem gewohnten Zuge herausbringen ließ und der manche meiner Anordnungen dem Anscheine nach befolgte, sie aber, wenn ich nicht da war, wieder fallen ließ. Nun aber konnte ich mich daselbst immer nur zeitweilig aufhalten und war jeden Monat höchstens 4 — 5 Tage dort. Da konnte ich denn nicht beurtheilen, ob und wie meine Anordnungen in meiner Abwesenheit waren ausgeführt worden. So gingen denn auch die Fortschritte nicht so rasch, wie es sonst der Fall gewesen sein würde. Dennoch hob sich die Oekonomie sichtlich, die Viehbestände mehrten sich und die Ernten wurden reichlicher, wofür auch Thatsachen sprachen. So z. B. zählte die Schafheerde bei der Uebernahme nur 1600 Stück und drei Jahre darauf 2500 Stück, und die Wolle, welche sonst fast immer nicht über 70 Thlr. der Centner ge-

golten hatte, galt über 100 Thlr. — Der Rindviehbestand betrug bei der Uebergabe Alles in Allem, die Zugochsen mit eingeschlossen, 80 Stück, dann aber 120 Stück. Die Ernten vermehrten sich von 2500 Schock auf 3000 Schock. Dabei aber werden jetzt, da eine Branntweinbrennerei angelegt worden, über 300 Morgen mit Kartoffeln angebaut, wo man sonst kaum 50 Morgen dazu verwandte. — Der Anbau des Rapses war früher versucht, aber wieder aufgegeben worden, weil der Beamte meinte, er passe nicht auf diese Aecker. Dennoch werden seitdem alle Jahre gegen 100 Morgen und zwar mit gutem Erfolge angebaut. So hat sich denn das Gut so gehoben, daß die ganze Oekonomie den Blick und die Kritik des Sachkundigen verträgt und daß sein Werth sehr gestiegen ist. Wieviel solches betragen möge, ist daraus zu entnehmen, daß es für 130,000 Thlr. angekauft ist und daß vor ein paar Jahren 220,000 Thlr. vergeblich dafür geboten wurden.

Wie ich schon angeführt habe, war der Winter von 1842/43 sehr mild. Den ganzen Dezember und Januar hindurch hatten wir nur wenig Schnee und Kälte und im Februar war es fast wie im Frühlinge, so daß die Vegetation eintrat. Das erleichterte die Frühjahrsbestellung, die in Leuthen — wo es so nöthig war — völlig normal vollzogen werden konnte. Das beruhigte mich darüber, daß ich gleich anfangs nahe an zwei Monate abwesend sein mußte, weil ich abermals eine Reise nach Ungarn vorhatte. Dieselbe trat ich am 3. März an und sie ging hinab nach Niederungarn in die Gegenden der Theiß, wohin ich durch den Baron v. Izdenczy im Namen eines Herrn v. Cz. eingeladen worden war, welche Einladung ich übrigens schwerlich angenommen haben würde, wenn ich dessen Libertinage — von der ich weiterhin Andeutungen geben werde — gekannt hätte. Diese Andeutungen werden übrigens ein Bild davon geben, wie es zu jener Zeit manche junge Kavaliere in Ungarn trieben und wie sie ihr Vermögen durchbrachten.

Den Herrn v. Cz. sollte ich in Pesth treffen, wo wir das Weitere verabreden wollten. Aber erst als ich den andern Morgen abreisen wollte, kam er, da ich schon im Bette lag, zu mir und gab mir nur oberflächliche Auskunft, fügte aber bei, daß Dr. H. in Arad mir das Weitere mittheilen werde. So fuhr ich denn mit einem sogenannten Stellwagen und zwar

in sehr gemischter Gesellschaft ab. Den andern Tag Nachmittags kamen wir in Arad an, wo ich mich sogleich zu dem gedachten Herrn begab. Ich fand an ihm einen sehr angenehmen Mann, der mir überall hülfreich an der Hand stand. Aus einigen hingeworfenen Aeußerungen entnahm ich, daß er die Leichtigkeit des Herrn v. Cz., mit welcher dieser die Sache nahm, nicht billigte. — Indeß fuhr ich hinaus auf dessen Gut M., was 4 Meilen von Arad entfernt war. Dort traf ich einen alten Bekannten als Wirthschafts-Inspector angestellt und hatte also doch an dem einen Anhalt.

In der ganzen inneren Einrichtung, sowohl der Oekonomie wie des ganzen Hof- und Hauswesens, fand ich es wie bei einem reichen Bojaren in den Donau-Fürstenthümern und es fehlte da auch nicht an einer Art von Harem, nur waren die Odalisken nicht streng abgesperrt und eben so wenig scheu. — Eine französische Gouvernante wohnte als Erzieherin von drei lieblichen Töchtern des Herrn v. Cz. im Schlosse, ließ sich aber, wenngleich sehr schonend, über die viele Abwesenheit und freie Lebensweise ihres Herrn Patrons aus. Durch beides ward er zu großen Geldausgaben veranlaßt und es litten dabei seine Finanzen, die sonst hätten sehr geordnet sein können.

Meine Aufgabe war, seine ansehnliche Besitzung in genauen Augenschein zu nehmen und darnach einen geregelten Bewirthschaftungsplan zu entwerfen. Mir blieb dazu ziemlich viel Zeit, da ich anstatt weniger Tage drei volle Wochen dort verweilen mußte. Ich konnte nämlich nicht eher wieder abreisen, als bis Herr v. Cz. von Pesth zurück war. Bei meiner Zusammenkunft mit ihm hatte er mir daselbst versprochen, in 5—6 Tagen nachzukommen und siehe da, er ließ 22 Tage auf sich warten. — Wäre mir nun die Zeit nicht zu kostbar gewesen, so hätte es sich da schon leben lassen, indem ich gut untergebracht war, auch Gelegenheit zu mehreren Ausflügen hatte. Ich ward da in der Gegend fast einheimisch und da mir Equipage zu Gebote stand, so benutzte ich dieselbe zu Ausflügen in die Umgegend. Die Stadt Arad ward fleißig besucht, auch machte ich durch den Dr. H. manche Bekanntschaft daselbst. Eine sehr interessante derselben war die des Hofrath Bonhidy. — Zu einem Diner bei demselben geladen, fand ich daselbst eine ausgesuchte Gesellschaft, darunter

auch mehrere junge Edelleute von echt magyarischem Korn. Ich kam neben einem derselben zu sitzen und hatte zur rechten Seite die Frau des Hauses. Das Gespräch kam auf dies und jenes und endlich spielte der junge Edelmann auf eine nicht allzu zarte Weise auf die deutsche Regierung von Ungarn an. Seine scharfen Aeußerungen widerlegend, wäre ich bald mit ihm in Zank gerathen. Er aber gab nicht nach und meinte, er wolle lieber die russische Knute ertragen, als diese gleißnerische deutsche Herrschaft. Ruhig antwortete ich ihm, daß ich das seiner Neigung überlassen müsse, die allerdings nicht mit der meinigen übereinstimmte. — Als wir von Tische aufstanden, bemerkte mir die Frau Hofräthin sehr artig, daß sie sich sehr gefreut habe, wie ich den jungen Mann auf die Art abgefertigt hatte.

Um mir die Zeit zu vertreiben, machte ich auch einen Abstecher nach Temesvár, um den dort wohnenden Baron v. Izdenczy zu besuchen. Bei ihm traf ich den griechischen Bischof, einen geistreichen und gemüthlichen Mann, dessen Unterhaltung mir viel Interesse gewährte. Er war mit dem Herrn v. Cz. verwandt, auch früher sein Vormund gewesen. Mißbilligend sprach er sich über das aus, daß mich derselbe so warten ließ, sowie auch darüber, daß er seine lieben Kinder so vernachlässigte und Monate lang von ihnen getrennt und nur seinem Vergnügen lebte. Er trug mir mündlich auf, seinem ehemaligen Mündel zu sagen, daß er eben nicht zufrieden mit ihm sei; ich aber hütete mich wohl, eine so heikle Botschaft auszurichten.

Eines Abends (ich glaube, es war am 30. März) trat die französische Gouvernante sehr hastig in mein Zimmer und rief mir zu: Monsieur, un phénomène! Ich ging hinab in den Hof und sah im Südwesten einen großen hellstrahlenden Kometen, dessen Schweif wohl gegen 30 Grad betrug. Er war dann nur noch zwei Abende sichtbar. Mir ist es immerfort räthselhaft geblieben, daß von demselben so wenig in den öffentlichen Blättern gesagt wurde, denn wie er dort in jener Gegend erschien, war er so groß und glänzend, wie der von 1811. Auch das war so wunderbar, daß er so plötzlich erschien und in so kurzer Zeit nicht mehr sichtbar war.

Endlich kehrte Herr v. Cz. zurück und ich schloß meine Angelegenheit mit ihm eben nicht in der freundlichsten Weise ab. Ohne Zweifel ist

später seine Oekonomie in derselben Verfassung wie früher geblieben, wie das mit mancher andern in Ungarn der gleiche Fall war.

Mich welch' leichtem Herzen ich nunmehr abreiste, das kann man sich denken. Mir war es, als wäre ich aus einer Gefangenschaft befreit. Es war das am 9. April und ich fuhr an diesem Tage eine gute Strecke. In Telektehaza (einer kumanischen Ortschaft) blieb ich über Nacht. Dieser — den Magyaren nahe verwandte — Volksstamm zeichnet sich durch seine Vigorosität und seine Grandezza aus. Man lebt unter ihm sehr behaglich, auch ist bei ihm für des Leibes Nahrung überall reichlich gesorgt. — Am 10. April überfiel mich auf der Tour von Csanad nach Ketschkemet ein furchtbarer Sturm, der mir einen Begriff davon gab, wie ein solcher in der Wüste erscheint. Demselben ging ein Gewitter voraus, was sich in einem starken Regenguss entlud, worauf sich der Himmel völlig aufklärte, der Sturm aber von Stunde zu Stunde zunahm. — Niederungarn hat zwischen seinen fetten Marschländern einige nicht unbeträchtliche Strecken von Sanddünen, und eine solche zieht sich auch hier mehrere Meilen weit hin. Der rasende Sturm wirbelte den feinen Sand hoch in die Luft und es verdunkelte sich die Sonne dermaßen, daß sie nur noch wie eine glühende Kugel, die mit Schlacken belegt ist, durchleuchtete. Die Wege waren mit Sand so verweht, daß keine Spur von einem Gleise mehr sichtbar blieb, wenn auch ein Wagen erst ein paar Minuten zuvor durch den Sand gefahren war. Fuhrwerke, die mir entgegen kamen, sah ich immer erst, wenn sie in meine Nähe kamen; freilich hörte ich die Fuhrleute viel früher, als ich sie sah, weil sie gewaltig auf ihr Vieh, was im Sande kaum durchwatete, schreien mußten, um es vorwärts zu treiben. Indeß wand ich mich glücklich durch und erreichte Ketschkemet noch zeitig genug, von wo ich am andern Tage nach Pesth weiter fuhr.

Nach einem fünftägigen Aufenthalte in Pesth trat ich meine Rückreise an und zwar die Donau aufwärts auf einem Dampfschiffe, dessen Fahrt bis nach Preßburg 18 Stunden dauerte. Von hier reiste ich ohne Zögern weiter in meine Heimath zurück, wo ich zu meiner Freude die Meinigen wohl fand und frohe Tage verlebte. Die Revision der Oekonomie zu Leuthen war jetzt eine meiner ersten Beschäftigungen. Ich fand

da manches zu rügen und wieder in's rechte Gleis zu richten. Indeß fand ich in den überall zu treffenden Dispositionen Unterhaltung, bereicherte auch meine ökonomische Praxis. Ein Hauptactus, der jetzt hier vorkam, war die Schafschur, welche ich mit möglichster Sorgfalt vollziehen ließ, was mir ziemlich viel Mühe machte, da die Scheererinnen der Umgegend ihre Arbeit sehr schlecht machten und förmlich erst abgerichtet werden mußten. — Der Wollmarkt fiel 1843 nicht sonderlich günstig aus, was für den Besitzer von Leuthen gerade, da es der erste war, den er mitmachte, nicht ermuthigend sein konnte.

Später besuchte ich wieder die Güter des Grafen v. Larisch und fand daselbst, wie immer, in dem großartigen und intelligenten Betriebe aller ökonomischen Zweige viel Befriedigung. Mit diesem Besuche verband ich auch einen andern beim Grafen Blücher in Raduhn, wo ich ein Seitenstück zu der Oekonomie in Karvin fand. So mußte ich mich wohl, da ich hier ganz in meinem Elemente war, sehr behaglich fühlen, zumal ich bei solchen Gelegenheiten auch meine Reiselust befriedigen konnte, was nebenbei meiner Gesundheit sehr zuträglich war.

Der Sommer dieses Jahres brachte viel Regen und das besonders im Monat Juni, so daß man bedenklich wegen der Ernte wurde, es ward aber im Juli besser und dieselbe stellte sich als gut heraus. — Alsdann hatten wir schon Mitte September Nachtfröste.

Im October unternahm ich abermals eine Reise nach Ungarn und zwar hinab in's Banat. An die schwierige und fatigante Tour von Pesth nach Niederungarn war ich bereits gewöhnt und so machte ich sie auch diesmal ohne große Beschwerde und zwar wieder im Stellwagen. In Temesvar hoffte ich meinen Freund, den Baron v. Izdenczy, zu finden, täuschte mich aber. Derselbe hatte mich einem Herrn v. Karatsony empfohlen und dieser ihm den Wunsch ausgesprochen, daß ich ihn auf seinen Gütern besuchen und dieselben systemisiren möchte. So reiste ich denn von Temesvar aus dahin. Der Name der Herrschaft war Baulok und sie lag südlich von der gedachten Stadt. Der Weg dahin war abscheulich und es war, als sollte er mir einen Vorgeschmack von dem geben, was ich dort finden würde.

Es war gegen Mittag, als ich dort ankam, den Besitzer aber nicht

zu Hause fand. Er war mit einer Anzahl von Gästen auf der Jagd, die hauptsächlich dem Wolfe galt. Bis zu seiner Rückkehr hatte ich Zeit, mich in der Nähe umzusehen, wo ich denn so manches wahrnahm, was mir neu war. Endlich kam die Jagdgesellschaft zurück und zog wie das wilde Heer im Kastell (Schlosse) ein. Es war ein Rumor, als wenn eine feindliche Armee einrückte. Der Hausherr begrüßte mich in dem mir angewiesenen Zimmer, war aber dabei so ungezwungen, daß er mich alsbald wieder verließ, so daß ich für den ersten Augenblick nicht recht wußte, woran ich mit ihm war. — Es ward zu Tische gerufen und da fand ich eine Gesellschaft von nahe an 20 Personen, da jedoch der Hausherr unverheirathet war, so war auch keine Dame unter den Gästen. Es ging während dem Essen lebhaft her und die Unterhaltung ward vorzugsweise in ungarischer Sprache geführt. Mich traf das gute Loos, daß ich neben dem Hofrath Ambrosi, einem sehr artigen und fein gebildeten Mann, zu sitzen kam, mit dem ich mich angenehm unterhalten konnte. Die Tafel war in hohem Grade opulent und der Wein floß auf's Reichlichste. Nicht weniger als sechs Sorten wurden während der Dauer des Diners herumgereicht und es hatte auf die Art jeder Gast eine ordentliche Batterie von Gläsern vor sich stehen. Daß Alle sehr animirt wurden, kann man sich denken, und auch ich war es, so sehr ich mich auch anfangs beengt gefühlt hatte.

Nach der Tafel gruppirten sich die Gäste und promenirten in den Zimmern umher. Hofrath Ambrosi nahm mich beim Arm und geleitete mich unter Anderm in ein erotisches Gemach des Hausherrn, was mit einer Gardine verhangen war, hinter welcher zwar schöne, aber höchst lascive Bilder den Hineinschauenden überraschten. Die Befriedigung der Sinnlichkeit nach allen Richtungen ist dort, wo schon orientalische Sitte herüberstreift, ein Hauptstreben und die reichen Kavaliere sind darin wahre Virtuosen. Reich aber war Herr v. Karatsony, denn es hatte ihm sein Vater, der durch den Viehhandel große Schätze gesammelt, ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen. Da jedoch derselbe von niederer Herkunft war, so verordnete er in seinem Testamente, daß sein Sohn den größten Theil der Erbschaft an milde Stiftungen abtreten möge, wenn er eine Dame vom höhern Adel heirathen sollte, und sprach die Meinung

aus, daß ihn die Braut doch nur des Geldes wegen nehmen, deren Familie ihn aber geringschätzig behandeln würde.

Am ersten Tage meines dortigen Aufenthalts konnte ich wenig von dem vernehmen, weshalb ich hingekommen war, am andern aber begab ich mich mit dem Hofrichter (Oekonomie-Director) zur Besichtigung der Güter. Sie umfaßten nahezu 8000 Joch (= 18,000 preuß. Morgen) und hatten fast durchgehends einen sehr reichen Boden. Die Bewirthschaftung war mehr eine Nomaden-, als eine Ackerbau-Wirthschaft, und es trug das Joch dem Besitzer kaum einen Gulden Rente. Diese reichte aber zur Bestreitung des Aufwandes, den derselbe machte, lange nicht aus und er benutzte daher, wie es bei den meisten jungen ungarischen Kavalieren Sitte war, seinen Credit.

Hier ein geregeltes Ackerbau-System einzuführen, war unter den obwaltenden Umständen geradezu eine Unmöglichkeit und hätte nur zu Stande gebracht werden können, wenn ich eine Kolonie von fleißigen deutschen Arbeitern mitgebracht hätte. Der Rindviehstand war bedeutend, aber er war den ganzen Sommer hindurch auf Weide gestellt, auch kamen von den vielen Kühen nur ein kleiner Theil zur Milchnutzung in den Stall, die übrigen blieben im Freien und zogen da ihre Kälber auf, die ohne weitere Pflege in der Heerde aufwuchsen und, wenn sie ein paar Jahre alt waren, verkauft wurden. Von den Kuhkälbern wurden jedoch alljährlich ein Theil eingereiht und dagegen alte Kühe ausgemerzt. Die kastrirten Ochsen aber kamen alle mit 3—4 Jahren zum Verkauf. Der Hofrichter benutzte als seinen Antheil gegen 30 Stück und hatte nebenbei noch so viel andere Naturalnutzungen, daß deren bei uns in Deutschland viele nicht ganz kleine Grundbesitzer kaum so viele haben. — Die Schäferei war im Verhältniß zur Größe des Areals klein und betrug kaum 2000 Stück, war auch von geringer Wollqualität. — Wäre es nun möglich gewesen, hier das System einer deutschen Oekonomie einzuführen, so hätte bei dem Bodenreichthum das Joch auf wenigstens 10 Gulden Rente gebracht werden können. Das war es auch, was dem Herrn v. Karatsony vorgeschwebt haben mochte, als er mich zu sich einladen ließ. Da ich nun aber Zaubermittel hätte haben müssen, um so etwas zu Stande zu bringen und nach einem sechstägigen Aufenthalte noch wenig hatte orga-

nisiren können, so entschwand mir der Muth und ich sann auf die Rückkehr. Natürlich war Herr v. Karatsony mit dem Resultate nicht ganz zufrieden und wir schieden zwar auf höfliche, aber nicht allzu freundliche Weise.

Nun ging es ohne Aufenthalt zurück über Temesvar nach Monostor, wo ich den Baron v. Izdenczy zu finden hoffte, der aber mittlerweile nach Banlok gefahren war, um mich dort zu sprechen; er kam jedoch vor meiner Abreise noch zurück und ich konnte ihm mein Leid klagen. Am andern Tage reiste ich mit erleichtertem Herzen nach Pesth ab und von dort kehrte ich ohne alle Gefährde in meine Heimath zurück. Hier fand ich leider meine Lieben in düsterer Stimmung, welche durch ein verdrießliches Familienereigniß hervorgerufen war. Es betraf die Verheirathung meiner älteren Tochter, bei welcher von Seiten der Verwandten des Bräutigams sehr widerliche Intriguen vorkamen, deren weitere Folgen sich auf die Zukunft forttrugen und mir und meiner Gattin viel Kummer und Sorgen bereiteten.

Von dem Jahre 1843 habe ich nur noch zwei Notizen nachzutragen: die eine ist die von einem Besuche, den ich dem landwirthschaftlichen Vereine in Glatz machte, in welchen ich durch den Baron v. Zedlitz-Neukirch auf Pischkowitz eingeführt und dort mit vieler Auszeichnung aufgenommen wurde; und die andere die, daß am 9. Dezember ein Gewitter mit heftigem Sturme war, welches in den Kirchthurm zu Heinrichau einschlug, denselben entzündete und in eine Ruine verwandelte.

Im Ganzen konnte ich das Jahr ein für mich gesegnetes nennen, denn meine auswärtigen Geschäfte waren gut gegangen und der neue Wirkungskreis in Leuthen vermehrte meine Subsistenzmittel. Nur der Kummer mit meiner Tochter nagte an meinem Herzen, trug auch viel zur düstern Stimmung meiner Gattin bei.

Das Jahr 1844 begann ich mit einer Reise nach Karvin, auf welcher ich unterwegs auch die Fürstlich Lichnowsky'schen Schäfereien besuchte. Da ich nun diese und die Gräflich Larisch'schen unmittelbar nach einander sah, so konnte ich einen genauen Vergleich von beiden anstellen, der dahin ausfiel, daß die ersteren mehr der Richtung der Zeit huldigten als die andern, weshalb in jenen auch der Zuchtviehverkauf mehr florirte

als in diesen. Für mich war es von hohem Interesse und gewährte mir einen besondern Genuß, diese großen und hochedlen Schäfereien in ihren inneren Details zu mustern, die darin vorkommenden Erscheinungen zu verfolgen und dadurch meine Praxis in diesem Fache zu bereichern, wozu die Conversation mit den beiderseitigen Directoren, dem Hofrath v. Dedovich und dem General-Secretär Staniek, beides Koryphäen im Fache, insbesondere beitragen half.

Im Januar und Februar trat endlich der Winter ein, der viel Schnee brachte. Besondere Ereignisse für mich trugen sich nicht zu. Im März machte ich eine Rundreise durch Schlesien, um neue Notizen über die Schäfereien des Landes zu sammeln, weil ich vorhatte, einen Nachtrag zu meinem Werke: „Die Schafzucht Schlesiens", zu schreiben. Auf dieser Reise lernte ich denn noch viele Schäfereien genauer kennen und bekam einen allgemeinen Ueberblick über die Gesammtheit derselben, der mir zeigte, welchen Schatz mein Vaterland an denselben hatte. — Wohl hätte ich froh und glücklich leben können, wenn der Kummer mit meiner Tochter nicht gewesen wäre, der mich und meine gute Gattin niederdrückte. Es handelte sich nun darum, sie zu versorgen, und ich reiste im Lande umher, um eine kleine Besitzung für sie zu erwerben, die ich zwar endlich fand, wobei ich aber so übel ankam, daß ich dabei mein sauer erworbenes und zusammengespartes kleines Vermögen verlor und mich in meinem vorgerückten Alter ferner nur durch meinen Fleiß erhalten konnte. — Im Laufe des Sommers schrieb ich das Werkchen: „Die Zukunft von Deutschlands Wollproduction und Wollhandel." Alsdann gründete ich auch „Die schlesische Bauern-Monatschrift", die sich aber noch nicht volle zwei Jahre gehalten hat. Es traf sie dasselbe Schicksal, was bis jetzt alle landwirthschaftlichen Zeitschriften erfahren haben, die in Schlesien herausgekommen sind.

Das Gütchen, was ich für meine Tochter gekauft hatte, lag in Dahme bei Liegnitz. Es hatte weniger als mittelmäßigen Boden und war so vernachlässigt, daß es unter Anderm in der Schäferei an den nöthigen Sprungböcken fehlte und der Besitzer sich ein paar elende Thiere geborgt hatte. Die Trift war übrigens günstig. Ich schaffte sofort einen neuen Stamm aus der Gräflich v. Larisch'schen Schäferei an und hatte

die Genugthuung, eine recht schöne Heerde in kurzer Zeit aufgebracht zu haben, die auch eine lohnende Rente trug. Nur waren leider die andern Revenuen nicht ausreichend, um die Zinsen des Ankaufs-Kapitals zu decken und nebenbei sehr viele nothwendige Meliorationen auszuführen. Hätte ich selbst überall an Ort und Stelle sein können, so würde es vielleicht noch gegangen sein; da ich aber Alles meinem Schwiegersohne überlassen mußte, so hätte es Collisionen gegeben, wenn ich mich in zu Vieles hätte mischen wollen. Wie es ferner wurde, das erzähle ich weiterhin.

So hatte denn das Jahr eine bedenkliche Lage für mich eingeleitet, die im weitern Verlaufe der Zeit zunahm und mir viel Kummer und Sorgen brachte, welche mich bei meinem zunehmenden Alter niederdrücken mußten, obgleich mich der liebe Gott wunderbar stärkte und mir die Elasticität meines Geistes auch unter dem härtesten Drucke erhielt.

Die Schafclassificationen, welche ich in den zwanziger Jahren, wo ich die Kämmereigüter der Stadt Münsterberg in Pacht nahm, aufgegeben hatte, waren es, die ich nun wieder übernahm und die mir den Winter hindurch nicht allein Unterhaltung gewährten, sondern auch ein Einkommen brachten.

Im Uebrigen verfloß das Jahr ohne besondere Ereignisse. Meine Gesundheit war ziemlich gut, auch lebte ich in meiner Häuslichkeit zufrieden und glücklich.

In gleicher Art wie das vorige, verlebte ich auch das Jahr 1845. Vollziehung von Schafclassificationen, Reisen nach Kuchelna und Karvin, sowie in mehrere Gegenden des Vaterlandes zogen mich viel von meinem Hause ab, machten mir aber dann auch den Aufenthalt wieder desto lieber. Die Unruhe und Sorge für meine Kinder kehrten stets wieder, konnten mich aber doch nicht ganz niederdrücken.

Dies Jahr zeichnete sich durch die Abnormität des Winters und des darauf folgenden Frühjahrs aus. Bis spät in den März herrschte Kälte, wobei auch viel Schnee fiel, so daß man fast den ganzen Monat hindurch zu Schlitten fuhr. Die Kälte ging an einigen Tagen auf 15 Grad, was auch am 30. März (am ersten Osterfeiertage) der Fall war. Selbst an diesem Tage schneite es noch, änderte sich aber so rasch, daß der 31. ein schöner Frühlingstag war und dann der April warm

blieb, so daß wir schon am 25. April starke Gewitter hatten. Der Sommer war ziemlich warm und die Ernte ging Mitte Juli an, war auch eine ausgiebige. Der Herbst war sehr lang und es blieb mild bis zum 13. Dezember, wo endlich Schnee fiel. Den November hindurch hatten wir wahre Frühlingstage, so daß auch die Saaten sehr stark wurden. Leider aber folgte hierauf im nächsten Jahre eine knappe Ernte, wie ich weiterhin noch anführen werde.

Gleich in den ersten Tagen des Jahres 1846 machte ich eine Reise nach Kuchelna, und zwar zu dem Zwecke, daselbst einigen Gutsbesitzern beim Ankauf von Schafböcken mit Rath an die Hand zu gehen. Ich war da ganz in meinem Elemente und lernte die dortigen hochberühmten Schäfereien so genau kennen, daß mir auch die kleinsten Details derselben bekannt wurden. Die Züchtung ward mit so großer Sorgfalt und Intelligenz vollzogen, daß wegen der Vererbung der Zuchtthiere wohl kein Zweifel aufkommen konnte. Die Erfolge, welche dieselben nicht allein in Schlesien, sondern auch nach außen hin hervorgebracht haben, sind aber auch so glänzend gewesen, daß der Ruhm der schlesischen Wolle ihnen zu einem großen Theile zugeschrieben werden muß.

Später reiste ich in die Grafschaft Glatz, wo ich die Schäfereien zu Pischkowitz, Eckersdorf und Ullersdorf musterte. Am letzteren Orte verlebte ich einen besonders glücklichen Tag in dem Hause des höchst gemüthlichen — nun schon seit vielen Jahren verewigten — Grafen Wilhelm von Magnis. Da noch einige andere Kavaliere zugegen waren, so feierten wir ein wahres Symposion, wobei jedoch Gott Bacchus mehr als die Göttin Minerva den Vorsitz führte. Einen vortrefflicheren Wirth, wie ihn Graf Magnis machte, kann es nicht leicht geben, und er war überglücklich, wenn er Alle um sich recht froh sah. Dieser frohe Tag war der 16. Januar 1846.

Der Winter war so mild, daß es in der zweiten Hälfte des Februar volles Frühjahr wurde, und da der März das fortsetzte, so trat das Wachsthum dermaßen ein, daß der Roggen Anfang April schon so hoch stand, daß sich die Krähe darin verstecken konnte und man ihn überall, wo er sehr üppig aufwuchs, beschneiden mußte. In der letzten Woche dieses Monats fing er an zu schossen. Der Raps stand dabei überall in der

Blüthe und der Weizen wurde beschnitten. Am 12. fingen schon die Kirschen an zu blühen und am 17. schlugen die Nachtigallen. Am 26. waren die ersten Gewitter, nach denen aber mehrere Reife folgten. Dann fiel am 1. Mai viel Schnee und den Tag darauf war harter Nachtfrost, worauf dann nach einigen Tagen wieder Wärme eintrat. Die späteren Folgen von dem Allen waren: Starker Rost in Roggen und Weizen und daraus hervorgehende geringe Schüttung, und dann die Kartoffelkrankheit, die auf arge Art wüthete. Das waren die Ursachen der großen Theurung und Hungersnoth im darauffolgenden Jahre. — Langjährige Beobachtungen und Erfahrungen haben mir gezeigt, daß nach sehr zeitigen Frühlingen die Ernten durchschnittlich geringer ausfielen, als nach späten. Im Roggen begann die diesjährige schon am 10. Juli, also 14 Tage früher als gewöhnlich.

In diesem Jahre hatte sich in Schreibendorf bei Strehlen ein Oekonomiebeamten-Verein gebildet, zu dessen Präsidenten ich mich nur mit Widerstreben machen ließ. Manche seiner Mitglieder waren dabei recht thätig, mehrere aber flau, so daß zuletzt die Versammlungen, welche immer an Sonntagen stattfanden, nur schwach besucht wurden und der Verein sich in sich selbst auflöste.

Im Ganzen verfloß dieses Jahr ohne besondere Begebenheiten für mich. Die Reisen nach Dahme füllten viel Zeit aus und leider holte ich mir dort stets wenig Trost, weil das Gut keine Rente trug und mir viel Kummer machte. — Im Monat November und Dezember vollzog ich mehrere Schafclassificationen, die sich von da an vermehrten und alle Jahre wiederkehrten.

Hinsichtlich der Witterung kam der seltene Fall vor, daß sie bis in den Dezember mild blieb, so daß wir erst am 1. November einen Reif bekamen, von welchem die Georginen erfroren. Der October war so warm, daß an vielen Tagen der Thermometer 17 — 18 Grad Reaumur zeigte und am 20. des Monats starke Gewitter waren. Ob nun gleich im November kalte Nächte kamen und dann am 30. der erste Schnee fiel, so wurde es doch am 3. Dezember wieder mild, was aber nur zwei Tage dauerte, denn am 5. fiel Schnee, der sich dann später in Menge einfand.

Das Jahr 1847 fing traurig an. Meine gute Gattin fiel in eine

schwere Krankheit, welche sie fast an den Rand des Grabes brachte. Ihr bedenklicher Zustand trieb ihre Kinder an, aus der Ferne zur Feier ihres Geburtstages (22. Januar) zu kommen, den wir dann auch recht feierlich begingen. Sie genaß endlich und der Himmel erhielt sie mir noch zwei Jahre.

Im Februar fing ich das Werk: „Die rationelle Schafzucht" an, was im Verlage von Cotta in Stuttgart erschienen ist. Da ich andere Geschäfte nicht hatte, so war ich sehr fleißig in dieser Arbeit und vollendete sie in kurzer Zeit. — Alsdann fing ich am 10. März an, diese meine Denkwürdigkeiten zu schreiben, die ich dann, mit oftmaligen langen Unterbrechungen, von Jahr zu Jahr fortgesetzt habe. — Im März wurde es so warm, daß schon am 25. Gewitter kamen. Dadurch aber kühlte sich die Atmosphäre so ab, daß ein paar Tage darnach Schneeplauen gingen, die bis in die Mitte des Aprils sich wiederholten.

Hier muß ich eine zwar sehr unbedeutende, aber in gemüthlicher Beziehung beachtenswerthe Begebenheit einschieben. Wir hatten einen Kanarienvogel, der äußerst zahm war, frei umher flog und, wenn er gerufen wurde, sich alsbald auf die ihm dargebotene Hand setzte. Stets aber fürchteten wir, daß er bei seiner Zahmheit einmal zu Schaden kommen werde. Das trat denn auch ein und das Unglück, an seinem Tode Schuld zu sein, traf eine Herzensfreundin meiner Töchter, ein überaus gutes und gemüthliches Mädchen. Der Vogel hatte sich oben auf die Kante der Thüre gesetzt und da diese von dem Mädchen zugemacht wurde, ward er erdrückt und fiel dieser todt vor die Füße. Der Jammer war groß und zwar bei der, welcher das Unglück begegnete, fast noch größer, als bei uns, obgleich er unser sehr großer Liebling gewesen war.

Im April faßte ich rasch den Entschluß zu einer Reise nach Ungarn, die ich auf Spekulation machen wollte. Diese mißlang. Ich hatte dabei besonders auf Herrn v. Török gerechnet, den ich bei der Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe in Breslau kennen gelernt hatte. Durch ihn wollte ich neue Verbindungen anknüpfen, wozu er mir auch Hoffnung machte. Da er jedoch die Sache sehr lau betrieb und ein Erfolg sehr zweifelhaft war, so gab ich sie auf und reiste nach zweitägigem Aufenthalte von Pesth wieder ab, so daß die ganze Reise nur zehn Tage

dauerte. Damals ahnte man dort die Katastrophe von 1849 noch nicht. Herr v. Török hatte sich lebhaft an der Insurrection betheiligt und ging darin unter.

Obgleich ich nunmehr keine weiteren Reisen in's ferne Ausland machte, so war ich dennoch wenig zu Hause, weil ich viel im Vaterlande in einer Menge von Schäfereien verkehrte. Meine Reisen betrugen sonst immer weit über tausend Meilen im Jahre, was zu jener Zeit, wo man noch keine Eisenbahnen hatte, sehr viel war und mancherlei Beschwerden mit sich führte, die ich jedoch bei meinem gesunden Körper und der Gewöhnung an Strapazen leicht ertrug.

Im Mai bekam ich ein sehr liebes Schreiben aus Gräfenberg von dem russischen General v. Tschertkof, der meine persönliche Bekanntschaft zu machen wünschte. Leider aber wollte es das Mißgeschick, daß das nicht geschah. Es war mir nämlich nicht möglich, alsbald zu ihm zu reisen, er selbst aber konnte, wie er mir schrieb, nicht zu mir kommen, weil er seine Kur nicht unterbrechen durfte. Als ich endlich ihn besuchen wollte, bekam ich die Nachricht, daß er unerwartet den Befehl seines Kaisers bekommen habe, sofort nach Rußland zurückzukehren. Das war mir denn sehr schmerzlich, zumal ich erfahren hatte, was für ein vortrefflicher Mensch dieser hochgestellte Mann sei, was ich insbesondere durch seinen Oberbeamten (Director Schramm, der mich später, und zwar in besonderem Auftrage seines Prinzipals, besuchte) bestätigen hörte. Dieser konnte mir ihn gar nicht genug rühmen und erzählte mir Züge von ihm, die ihn als einen Mann von seltenem Edelsinn charakterisirten. — Herr Schramm brachte mir Wollmuster aus seinen Schäfereien mit, die von einem hochstehenden Grade der Veredelung zeugten. Die Heerden waren aus Deutschland und zwar aus Sachsen und Schlesien angestammt und durch die verständige Züchtung des Oberbeamten auf diese Stufe erhoben worden.

Der Sommer von 1847 war — insbesondere im Monat August — naß, doch nicht so, daß die Ernte nicht hätte gut eingebracht werden können. Ihr Ergebniß war schlecht und daher kam es auch, daß die Theurung fortdauerte. — Die Nässe aber war für die Felder auf meinem Gute zu Dahme schädlich, weil sie meistens eine strenge undurchlassende Unterlage hatten. Vom Drainiren wußte man damals bei uns noch nichts. So

war denn die Herbstsaatbestellung sehr schwierig und konnte weder normal noch völlig ausgeführt werden, wodurch denn schon wieder eine schlimme Aussicht für das nächste Jahr eintrat, die sich leider auch bestätigte. Auf die Art wurde ich meinem Ruin immer rascher entgegen geführt. — Zum Glück war der Herbst ziemlich lang und zog sich bis in den Dezember hinein, wo noch vieles Zurückgebliebene nachgeholt werden konnte. — Hätte mich nicht eine besondere Vorliebe für die praktische Landwirthschaft für Vieles entschädigt, so würde mir das Gut ein wahrer Fluch gewesen sein. So aber erfreute ich mich an jedem, wenngleich nur kleinem, Erfolge und fühlte mich glücklich, wenn ich die Felder durchgehen und gleichsam jeden Halm und jede Pflanze beobachten konnte.

So mühe- und sorgenvoll nun auch das Jahr gewesen war, so hatte es meinen Muth nicht gebeugt und mein Vertrauen auf die Vorsehung nicht geschwächt. Ein köstliches Gut, d. i. volle Gesundheit, war mir ja zu Theil geworden. Wenn es uns nun auch zuweilen sehr bedrängt ging, so trösteten meine Gattin und meine Kinder mich stets mit der Bemerkung: „Väterchen, wenn Du nur gesund bleibst, so wird Alles gehen.“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Strenger Winter. Volks-Aufstände und mancherlei dabei gehabte Erlebnisse. Ein neues landwirthschaftliches Unternehmen. Ungewöhnlicher Jahrgang und dessen Einfluß auf die Vegetation und die Stimmung der Menschen. Trauriges Leben im Jahre 1849. Collisionen mit einem sehr gewissenlosen Manne. Tod meiner Frau. Anomale Witterungserscheinungen.

Der Winter von 1847 auf 48 gehörte zu den strengen, denn es stieg im Januar 1848 die Kälte bis auf 25 Grad Reaumur, auch währte er bis Mitte März, wo er jedoch schnell in den Frühling überging. Er brachte ein fruchtbares Jahr, in welchem die Getreidepreise weit unter die Hälfte der Höhe gingen, auf welcher sie das Jahr vorher gestanden hatten.

Am 18. März trafen die ersten Nachrichten über den Aufstand in Berlin ein, die zwar nicht ganz unerwartet kamen, da man durch die Revolution in Frankreich (die wie ein furchtbarer Brand reißend schnell von Westen her vorrückte) darauf vorbereitet war. Wie immer, so waren auch jene Nachrichten übertrieben, denn sie sagten: Berlin brenne an allen Ecken und das Gemetzle sei in der ganzen Stadt fürchterlich. Der Zündstoff zeigte sich auch bald in Breslau. Es bildeten sich Clubs in den Bier- und Branntweinhäusern, sowie in den Restaurationen. Ich kam vom Lande, wo es ebenfalls schon hin und wieder zu gähren anfing. Am 20. März war ich in Breslau, wo ich große Aufregung fand und wo sich die Scenen in Berlin wiederholen zu wollen schienen. Man widersetzte sich dem Abmarsche eines Regiments, welches Ordre hatte, nach Berlin zu gehen, und es wurden sogar die Schienen auf der niederschlesisch-märkischen Eisenbahn aufgerissen, um den Transport der Truppen auf derselben zu verhindern. — Um Beobachtungen zu machen, mischte ich mich in die Volkshaufen, wäre da aber — trotz aller Behutsamkeit —

bald mit fortgerissen worden und in unliebsame Verwickelung gerathen. Die Bürgergarde ward organisirt, erschien aber meistentheils in recht possirlichen Figuren. Durch sie wurde jedoch dem Hauptskandale vorgebeugt. Die Volkstribunen Graf Reichenbach und Semrau harangnirten, von der Rampe des königlichen Schlosses herab, den Volkshaufen, der sich zu Tausenden auf dem Platze vor dem Schlosse drängte. Umzüge mit verschiedenen Bannern gingen durch die Straßen der Stadt. Auf den öffentlichen Plätzen derselben wurden aus dem Stegreif Tribünen von Tischen und Stühlen errichtet und von Rednern bestiegen, welche das Volk auf's Höchste aufregten und von einer Republik sprachen. Mit dem Einschreiten des Militärs ward möglichst lange inne gehalten, theils weil man damit das Uebel nur ärger zu machen fürchtete, theils weil man erst Ordre von Oben erwarten wollte. Die obere Behörde hatte den Kopf verloren, der Oberpräsident war gleich anfangs flüchtig geworden und nur der Vicepräsident, Baron v. Kottwitz, bereits ein Greis, wich nicht von seinem Posten. Der Tumult verlief sich indeß allmählig in sich selbst ohne irgend einen Hauptactus. Ein solcher kam jedoch später vor. Der Hauptführer, Graf Reichenbach, stand bei den Tumultuanten in keinem günstigen Rufe, weil bekannt geworden war, daß er als Gutsbesitzer seine Insassen, Dienstboten und Arbeitsleute tyrannisirt hatte. So war ihm denn auch sein Anhang nicht treu ergeben. Er war es auch, der den Stifter der christkatholischen Gemeinde, den Kaplan Ronge, zu seinem Auftreten instigirt und damit den Samen zum Volksaufstande gesäet hatte. Es währte jedoch auch nicht lange, und er mußte endlich sein Heil in der Flucht suchen.

Der Aufstand trug sich aus der Hauptstadt auch bald auf's Land, und zwar durch von dort ausgehende Aufwiegler über, und hier artete er in sehr vielen Ortschaften in empörendste Brutalität aus. Eine Menge von Gutsbesitzern und deren Beamtete wurden gemißhandelt und ihr Eigenthum verwüstet. Das Volk war in hohem Grade verblendet und gab sich dem Glauben hin, daß die großen Gutsbesitzer mit ihm theilen müßten. An vielen Orten war man auch mit dem Plane und Entwurfe schon fertig und wollte factisch zur Ausführung schreiten. Den Grundherren wurden Concessionen abgezwungen, die sie gewähren mußten, wenn

sie nicht für ihr Leben besorgt sein sollten. Diese Concessionen wurden zwar hinterher nach den Landesgesetzen annullirt, Manche aber hielten sich durch sie verpflichtet und ließen sie wenigstens zum Theil bestehen.

Was aber am empörendsten sein mußte, war das, daß auch die wohlhabenden Bauern mit aufstanden und von der Beute Theil haben wollten, sie, die von keinem sie treffenden Drucke mehr sprechen konnten, die vielmehr ihrerseits einen solchen auf die ärmeren Volksklassen in ihrem Bereich ausübten. Manche aber haben für ihre Theilnahme an dem Aufstande ihre wohlverdiente Strafe empfangen, auch sind dem ärmeren Volke später die Augen aufgegangen, und es würde, wenn einmal ähnliche Ereignisse kommen sollten — was Gott verhüten wolle — sicher eher auf der Seite der Rittergutsbesitzer, als der Bauern stehen.

Um sich die damalige Aufregung und die große Erbitterung der Unterthanen gegen die Herrschaften zu erklären, muß man in die frühere Zeit der Feudalherrschaft zurückgehen. Ich habe im ersten Kapitel erzählt: wie ergrimmt ich einst als Knabe war, als ich eine Frau am Halseisen stehen sah und wie ich gern das Eisen zerhauen hätte. Dieser Ingrimm hatte sich von den Eltern auf die Kinder fortgeerbt, und ob auch der Druck längst aufgehört hatte, so wirkte er doch noch immer nach und machte sich im Jahre 1848 Luft. Zudem hatte sich durch das Edict von 1810 der Begriff von Freiheit in den Köpfen der Landbevölkerung festgesetzt, der so weit ging, daß dieselbe glaubte, sie müsse nicht blos persönlich frei werden, sondern nebenher auch die Grundstücke, von denen sie die Idee hatte, daß sie ihr rechtmäßig gehörten, zurück erhalten. Daß sich aber auch die Bauern von dieser falschen Vorstellung fortreißen ließen, war um so unbegreiflicher und unverzeihlicher, als sie bereits durch die Separationen und Reluitionen völlig freie Eigenthümer ihrer Grundstücke geworden waren. — Am empörendsten aber war es, daß sie ihre Wuth gerade an den mildesten Grundherren ausübten, wie an einem Grafen Magnis, einem Grafen Saurem u. a. Die waltende Gerechtigkeit aber übte hintennach ihr Recht, denn es entleibten sich einige von den Hauptmeuterern selbst, andere gingen auf ihren Besitzthümern zu Grunde, was nie geschehen wäre, wenn sie sich ruhig verhalten hätten.

Die sogenannten kleinen Leute sahen ihr Unrecht bald ein und

waren froh, wenn sie wieder in ihre alten Verhältnisse zurücktreten konnten und da ihr Brod fanden, was ihnen bei den Bauern nie geworden ist.

In den kleinen Städten war eigentlich der Trödel eben so arg wie auf dem Lande und es fühlten sich da die Pfahlbürger so recht in ihrer Wichtigkeit. Da kamen in der Bürgergarde höchst ergötzliche Scenen vor, die zu den herrlichsten Carricaturen Stoff gaben. — Man konnte überhaupt die damalige Aufregung wie eine epidemische Krankheit betrachten, die sich reißend schnell weiter verbreitete. Hinterher staunten und lachten noch Viele darüber, welche sie mitgemacht hatten.

Die Erschütterung aber, welche diese Auftritte in so vielen Ländern von Europa hervorbrachten, waren wie die eines wohlthätigen Gewitters, welches die Luft reinigt und neue Thätigkeit in das Leben der Geschöpfe bringt. Die Folgen haben das bewiesen. Die feindseligen Elemente haben sich ausgesöhnt, oder sind vielmehr noch in ihrer Aussöhnung begriffen, aber sie führen zu einer Art von Regeneration der menschlichen Gesellschaft. Gottes Hand ist dabei sichtbar und sie zeigt, daß das Menschengeschlecht noch lange nicht an dem Ziele ist, wohin sie es führen will. Nur eine neue Phase ist für dasselbe eingetreten.

In Leuthen waren in meiner Abwesenheit auch Scenen vorgekommen und man hatte dem Besitzer hart zugesetzt, der sich alsbald in die Hauptstadt flüchtete. Mir hatten die Leute dort auch gedroht, es mich auch entgelten zu lassen, daß ich gegen sie zu strenge sei; obgleich ich nur auf Ordnung hielt, dabei aber ihnen Manches zukommen ließ, was sie sonst nicht gehabt hatten. — Als ich nun einige Tage später dahin ging, wollte der Besitzer es nicht zugeben, weil er fürchtete, ich möchte persönlichen Anfällen ausgesetzt sein. Ich ließ mich jedoch nicht abschrecken und verließ mich auf meine Ruhe und meine Uebung mit dem Volke umzugehen. — Dort angekommen, traf ich die Arbeiter auf dem Felde und ging unbefangen an sie heran. Meinen Gruß erwiderten sie mürrisch, sahen mich auch überzwerg an, als ich anfing, mich mit ihnen zu unterhalten. Indeß ließ ich mich nicht irre machen, sondern blieb noch eine Weile bei ihnen stehen, wo das Eis allmälig zu thauen anfing, so daß es zuletzt das Ansehen hatte, als wüßten wir beiderseits nichts von den

Vorfällen der früheren Tage. — Die dasigen Dorfinsassen und Arbeiter gehörten freilich nicht zu den schlimmsten; aber dennoch hatten sie sich von den Aufwieglern fortreißen lassen, die ihnen vorgestellt hatten, daß sie ja die Zeit wahrnehmen möchten, wo sie frei werden und in Besitz von den Dominialfeldern kommten könnten. So hatten sie denn den Plan zur Vertheilung bald fertig und lebten der Hoffnung, in kurzem in den Besitz zu kommen. — Die Bessern und der Herrschaft Zugethanen unter ihnen wagten nicht, mit ihrer Meinung hervorzutreten, auch waren sie von den Rädelsführern bereits eingeschüchtert und durch sie an Eigenthum und Leben bedroht worden.

Als ich nach Münsterberg, meinem damaligen Wohnorte, zurück kam, fand ich daselbst ebenfalls Alles in der größten Aufregung. Vom Lande herein kamen Monstre-Deputationen an das landräthliche Amt, welche von diesem eine Menge von Concessionen erzwingen wollten. Der Landrath v. Wenzky — obgleich ein Greis — trat ihnen energisch entgegen und so zogen sie wieder ab. Indeß brach der Aufruhr auch in der Stadt aus, und es kamen die Behörden in großes Gedränge. Man wollte die Steuerkasse in Beschlag nehmen und es konnte der Haufe nur mit militärischer Gewalt auseinander getrieben werden. Die daselbst in Garnison liegende Schwadron Husaren rückte gegen ihn an, zersprengte ihn zwar, konnte jedoch nicht verhindern, daß er sich immer wieder auf's Neue sammelte, bis er sich endlich von selbst verlief. Einige Tage später kam ein neuer Krawall, wobei es bis zum Einhauen der Husaren kam. Da das jedoch mit flacher Klinge geschah, so gab es nur einige Contusionen, hatte aber für die Stadt die gute Folge, daß nunmehr die Ruhe wiederkehrte.

Mittlerweile kamen die Urwahlen. Man machte mich zum Wahlmanne für das deutsche Parlament, eine Ehre, die ich mit Bürgern aus der Stadt theilte, auf deren Collegialschaft ich nicht Ursache hatte, stolz zu sein. Ich war zum Abgeordneten vorgeschlagen, was aber zu meiner großen Freude durch eine Clique hintertrieben wurde, die mir ausstellte: ich sei zwar ein braver Mann, halte aber zu sehr zu den Dominien.

Der Frühling hatte zeitlich begonnen, und war so schön, daß schon am 7. April die Kirschen und am 20. die Aepfel blühten, sowie am 8.

die ersten Schwalben erschienen. Schon am 21. März waren die ersten und zwar sehr starken Gewitter, die sich am 9. April und zwar mit Schloßen wiederholten.

Im April schloß ich einen Vertrag mit einem Gutsherrn in der Gegend von Oblau. Derselbe hatte sein Gut durch Erbschaft überkommen, es hatte aber der Erblasser eine Menge Klauseln gemacht, die für den Erben lästig und unangenehm waren. Unter andern war ihm darin aufgegeben, sämmtliche Dienstboten, sowie den Beamten und Gärtner nicht zu entlassen, wenn dieselben sich nicht eines groben Vergehens gegen die Gesetze schuldig machten. Alle waren gut gestellt und namentlich konnte der Beamte frei schalten und walten, zumal der Herr kein Landwirth war. So brachte ihm denn das Gut an Gelde sehr wenig, an Verdruß aber sehr viel ein. Ich war mit seinem Vater bekannt und wurde von diesem eingeladen, mir das Gut anzusehen. Sowie das geschehen war, trat ich mit ihm in Verbindung. Wir schlossen einen Vertrag in der Art, daß eine Rente — die übrigens das Gut zeither lange nicht gewährt hatte — festgestellt ward, und der Ueberschuß derselben zu gleichen Theilen zwischen uns getheilt werden sollte.

Der Anfang war recht gut und ich durfte mir glänzende Erfolge versprechen. Aber nur zu bald lagen die Steine des Anstoßes in meinem Wege. Dem Beamten konnte es kein Vergnügen sein, nunmehr seine unabhängige Stellung beschränkt zu sehen und so sehr er das auch verbarg, so leuchtete es doch überall durch. Mit dem Besitzer, der zwar einen höchst noblen, dabei aber etwas besondern Charakter hatte, kam ich im Ganzen recht gut aus, obgleich der Mangel an gegenseitigem unbedingten Vertrauen überall unverkennbar war. Da konnten dann Spannungen nicht ausbleiben, die vom Beamten, vielleicht auch den Dienstboten durch Insinuationen veranlaßt und genährt wurden. Nun kamen in den nächstfolgenden Jahren Witterungsverhältnisse, die dem dasigen Boden nicht günstig waren und dem Ernteergebniß Eintrag thaten, was bei dem Besitzer Mißtrauen gegen meine Administration erregte. Dennoch aber gewannen wir verhältnißmäßig recht gute Ernten, die eine lohnende Rente in Aussicht stellten. Derselben aber trat ein sehr wesentlicher Punkt in den Weg und das war die allzutheure Administration, in

welcher ein großer Theil der Einkünfte aufging. — Dennoch hätte Alles recht gut gehen können, wenn der ganze Betrieb in Allem stricte nach meinen Anordnungen wäre geführt worden, was aber nicht der Fall war. Da ich nur ab und zu zur Stelle sein konnte, so fand ich wohl die Abweichung von meinen Instructionen, konnte sie aber nicht schlagend nachweisen, eben weil ich nicht zugegen gewesen war. Zu alledem kam noch, daß der Besitzer, da ich mir im Contracte unbeschränkte Vollmacht im ökonomischen Betriebe ausbedungen hatte, sich in seiner Autorität beeinträchtigt glaubte, was ich nur allzubald augenscheinlich wahrnahm. Kurz, die Spannung nahm dermaßen zu, daß in uns beiden der Wunsch rege ward, den Vertrag vor der Zeit aufzulösen. Er war auf zehn Jahre geschlossen, die Auflösung aber geschah schon nach fünf Jahren. Mir war sie sehr schmerzlich, weil ich am Orte mich stets sehr wohl befunden hatte und mir der dabei angelegte schöne Garten viel Genuß gewährte. Bei der Auflösung benahm sich übrigens der Besitzer eben so nobel, wie bei dem ganzen Geschäft.

Das Frühjahr trat, wie schon bemerkt, zeitig ein und die Einsaat konnte schon im März und Anfang April bestellt werden. Aber wie immer in solchen Fällen kam der hinkende Bote nach: denn es kam in der ersten Woche des Mai noch ein Winter mit Schnee und Nachtfrösten. — Die Wahlen zum deutschen Parlamente regten das Volk auf, auch verursachten sie mir, da ich Wahlmann war, viel Zeitversäumniß. — Als meteorologische Merkwürdigkeit muß ich anführen, daß am 19. Juni nach einer Hitze von 28 Grad im Schatten, in der Mitternachtsstunde ein furchtbares Hagelwetter kam, wo die Schloßen — Taubeneiern gleich — vielen Schaden an Dächern und Fenstern, sowie an den Feldfrüchten anrichteten. Der Juni war überhaupt sehr warm, was da machte, daß die Roggenernte schon am 10. Juli und die Weizenernte am 23. Juli, folglich einen halben Monat früher als gewöhnlich anging, und beide zu Ende dieses Monats vollendet waren.

Die politischen Unruhen verursachten erhebliche Störungen in allem Verkehr und so fiel auch der Wollmarkt sehr schlecht aus, und es mußte das Produkt um mehr als 20 % unter seinem Werthe verkauft werden. Zum Glück war die Ernte ungeachtet ihres frühen Eintritts eine gesegnete,

so daß die Landwirthe wenigstens darin einen Trost fanden. Freilich gingen auch die Fruchtpreise um sehr vieles herab. — Die anomale Witterung, wo die Temperatur oftmals binnen weniger als 24 Stunden von + 20 Grad auf + 7—8 Grad herabging und dann wieder eben so rasch stieg, hatte keinen nachtheiligen Einfluß auf die Vegetation gehabt, wohl aber schien es, als ob sie auf die Köpfe der Menschen wirke und das Revolutionsfieber erzeuge und nähre: denn die Krawalle verbreiteten sich, wie ich schon angab, mit reißender Schnelligkeit an allen Orten, bis ihnen endlich durch energisches Einschreiten der Behörden und des Militärs ein Ende gemacht wurde.

Am 19. August drohte mir ein großes Unglück. Ich stürzte nämlich des Abends in Leuthen über eine Treppe herab und fiel so auf den Kopf, daß es ein Wunder war, daß ich mir ihn nicht völlig zerschlug. Viele Wochen lang trug ich die Spuren dieses Falls im Gesicht. Die Vorsehung hatte unverkennbar ihre Hand über mir gehabt und mein Leben geschützt.

Zu den Merkwürdigkeiten der Witterung dieses Jahres gehörte es, daß die Wärme bis in den Monaten September und October ungewöhnlich stark war, so daß man am 11. September noch + 21 Grad und am 9. October noch 15 Grad beobachtete. Dabei kamen noch mehrere heftige Gewitter vor. So ging es bis zu Ende des Monats October fort. Dafür aber trat der Winter auch schon im Anfang November ein, und hielt sich bis zum 20. bei starkem Schneefall und Kälte, setzte aber wieder ab und die milde Luft, welche dann wieder eintrat, hielt bis zu Ende des Jahres an.

Auf meinem Lebenswege begegnete mir die ganze zweite Hälfte des Jahres nichts Außergewöhnliches. Meine Reisen, behufs der Besichtigungen von Schäfereien des Landes, gingen in der gewöhnlichen Ordnung vor sich. Auf denselben aber nahm ich bereits die Richtung wahr, welche sie in der neuern Zeit eingeschlagen haben und auf welcher sie die Größe der Thiere, sowie dichten Wollstand mehr als zeither in's Auge faßten. Früher war die hohe Feinheit der Wolle das Hauptziel, wornach die Züchter strebten, wobei sie aber — zu ihrem eignen Schaden — zu wenig auf die Körpergröße und den dichten Wollstand sahen.

In meinem häuslichen Leben machte es mir viel Kummer, daß meine gute Gattin mehrere ernste Krankheitsanfälle bekam, die mich um ihr Leben besorgt machten. Das gemüthliche Leben, welches wir so lange Jahre mit einander führten, hatte uns so an einander gekettet, daß Eins in dem Andern lebte und daß wir daher unsere bedrängte Lage ruhig ertrugen. Daß da eine Trennung durch den Tod dem überlebenden Theile sehr schmerzlich werden würde, war vorauszusehen. Leider trat diese schon im folgenden Jahre ein.

Das Jahr 1849 brachte mir unsäglichen Kummer. Gleich im ersten Monat kam das Gut, was ich in Dahme für meine Tochter gekauft, zur Subhastation und ging für den spottmäßigen Preis von 11,000 Thlrn. weg. Ein Jahr vorher hätte ich es für 23,000 Thlr. verkaufen können, wenn sich nicht mein ehemaliger Verkäufer einer Regulirung der Hypotheken widersetzt hätte. Die Sache war die. Ich wollte ein neues Kapital von 2000 Thlrn. aufnehmen, was mir auch von einer Vormundschaftsverwaltung zugesagt war, nur sollte mein Verkäufer mit einer Forderung von etwas über 1500 Thlr. zurücktreten, damit jene 2000 Thlr. pupillarisch sicher gestellt werden könnten. Dazu aber war er nicht zu bringen und es trat mein Käufer, da das Arrangement nicht zu Stande kam, zurück. Hintennach war es nur gar zu klar, daß jener nach dem Wiederbesitze trachtete und seinen Plan klug genug anlegte. Daß ich mich nicht behaupten könne und das Gut endlich zur Subhastation kommen müsse, war leicht zu errathen. Der Fall trat ein, und zu meinem Mißgeschick gehörte es, daß der Termin auf eine Zeit verlegt wurde, welche die allerungünstigste für einen Gutsverkauf war. Die unpassende Jahreszeit (im Januar) und die revolutionären Umtriebe im Lande schreckten die Käufer ab, und es erschienen außer meinem Gegner nur zwei, die aber — wie es sonnenklar war — nur zum halben Werthe kaufen wollten und als dieser überstiegen war, vom weitern Bieten abstanden. So fiel es denn für den angegebenen Preis in jene habsüchtigen Hände. Die gerichtliche Taxe war 17,000 Thlr. Ich hatte es dem Herrn für 18,000 Thlr. in einem Zustande abgekauft, wo diese Taxe, hätte sie vorgenommen werden sollen, kaum auf 15,000 Thlr. gekommen sein würde. Er hat es nach dem Besitz von ein paar Jahren

für 24,000 Thlr. wieder verkauft, ist mithin wohlhabend geworden, wogegen er, als ich ihm das Gut abkaufte, in höchst bedrängter Lage war, und kaum einen guten Rock auf dem Leibe hatte.

Liest man nun, was ich hier der strengsten Wahrheit gemäß niedergeschrieben habe, so wird wohl jeder rechtliche Mann erstaunen und empört sein, wenn er hört — wie ich weiterhin mittheilen werde — daß jener Herr mich nach einem Zeitraume von 7 Jahren gerichtlich wegen einer Summe von 1500 Thlrn., mit welcher er bei der Subhastation ausfiel, belangte, und mir auch das noch entzog, was ich als Sparpfennig für mein hohes Alter besaß. — Man sieht, daß ich so manches in der Welt erduldet, was ich glaube, daß ich es nicht verdient habe. Indeß hat es die Vorsehung zugelassen, und so muß es auch gut für mich sein.

Wetter und Volksstimmung waren in den ersten drei Monaten des Jahres 1849 sehr ähnlich. Einerseits bald Sturm, bald Sonnenschein, bald Winter, bald Frühling; andrerseits bald Ruhe und Friede, bald Aufregung und Krawall, bald Zufriedenheit und Heiterkeit, bald Unzufriedenheit und Lärmen. Man geht sicher nicht zu weit, wenn man die ungewöhnlichen Erscheinungen in der Atmosphäre — die wieder auf den Erd-Exhalationen basiren — als Ursache der politischen Umwälzungen annimmt, sowie ja auch der physische und psychische Zustand des Menschen sich gegenseitig bedingt.

Meinen sonstigen Kummer vermehrte der, den ich um meine Frau hatte, sehr erheblich. Sie kränkelte fortwährend und wir, meine Kinder und ich, wurden sehr ernstlich um ihr Leben besorgt. Zu meiner großen Betrübniß verwirklichte diese Sorge sich nur allzubald. Der Tod rief sie am 16. Mai ab. Ich war abwesend und bekam die Nachricht von ihrem Dahinscheiden erst den folgenden Tag. Die Nachricht sprach nur von großer Gefahr, in der ihr Leben schwebe, aber ich fand sie bei meiner Rückkehr als Leiche. Den Eindruck, den das auf mich machte, bin ich nicht im Stande zu beschreiben.

Ich kam erst am 18. Mai des Abends zurück und meine erste Frage war nach dem Befinden meiner Gattin. Die erhaltene Antwort: „sie ist todt," schmetterte mich fast zu Boden. Beim Anblick ihrer Leiche, die in seligem Frieden da lag, entstürzte mir ein Strom von Thränen, und

ich war wie vernichtet. Wie gern wäre ich mit ihr gestorben! — Vierzig Jahre hatten wir mit einander Freude und Leid getheilt und in Liebe und gegenseitiger Achtung ein glückliches Gemüthsleben mit einander geführt und nun war das mit einem Schlage vernichtet. Die Erinnerung an manchen Aerger und Verdruß, den ich ihr im Leben gemacht, trat lebhaft vor meine Seele und konnte kaum durch das Andenken der vielen glücklichen Tage, die wir mit einander verlebt hatten, gemildert werden. — In meinem Tagebuche schrieb ich an diesem Tage folgende Stelle nieder: „Heute Nachmittag $3^1/_2$ Uhr ist meine heißgeliebte Gattin ge„storben, sie, mit der ich 42 Jahre lang Freuden und Leiden getragen, „sie, die ich oft schwer betrübt und die mir stets eine treue, liebevolle „Gattin war. Wenn es eine Fortdauer nach dem Tode und eine Selig„keit giebt, so muß sie deren theilhaftig werden, denn sie war im vollsten „Sinne des Wortes gut und fromm. — Die allgemeine Liebe, die sie „bei Allen genoß, welche sie näher kannten, nimmt sie mit in's Grab, „denn diese sprach sich bei ihrem Tode und ihrem Begräbniß unzwei„deutig aus. Mich hat ihr Tod, bei dem ich nicht einmal gegenwärtig „sein konnte, tief erschüttert."

Eine im Leben oft von ihr an uns gestellte Bitte war die, wir möchten sie nur bei ihrem dereinstigen Tode nicht zu früh beerdigen, weil sie eine ungemeine Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden hatte. So ließen wir sie denn 4 Tage als Leiche im Hause und der Himmel war ihr auch da gnädig: denn die Zeichen der Verwesung traten erst mit dem vierten Tage ein. Bei ihrem Begräbnisse zeigte sich die allgemeinste Theilnahme und es flossen viel Thränen an ihrem Grabe, und insbesondere auch von Armen, deren Wohlthäterin sie gewesen war.

Von nun an zog ich mich immer mehr in mich selbst zurück und ward ernster, als zuvor. Die Beschäftigung mit der praktischen Landwirthschaft, wozu mir auf den beiden Gütern: Leuthen und Stannowitz Gelegenheit geboten war, gewährte mir Zerstreuung und Trost. Es kam die Zeit der Schafschur, die mich in Anspruch nahm. Sie fiel in diesem Jahre gut aus, auch ging der Wollmarkt gut. Die Wolle ward rasch und zu lohnendem Preise verkauft. Beides war für mich ersprießlich, da es mich in meiner Lieblings-Branche, der Schafzucht, begünstigte.

Die Roggenernte begann am 13. Juli, also wiederum früher als gewöhnlich; dagegen verzögerte sich die Weizenernte, mit der man erst am 8. August anfangen konnte. Im Ertrage waren beide gut und da auch die Sommerfrüchte gerathen waren, so folgten niedrige Getreidepreise, wo der Scheffel Roggen unter einem Thaler gekauft wurde. Dessenungeachtet aber wurden die Landgüter immer höher bezahlt, so zwar, daß die alten Landwirthe meinten, man bezahle sie schon viel zu theuer. Sie begriffen noch nicht, daß eine andere Zeit, als die von ihrer Jugend, eingetreten war, eine Zeit, wo wegen der zunehmenden Bevölkerung der Bedarf an Lebensbedürfnissen — die der Grund und Boden gewährt — zunimmt, mithin ihr Werth steigt; und wo die Intelligenz sich auf dem Felde der Landwirthschaft geltend zu machen anfing und zur Vermehrung der Erzeugnisse beitrug. Wie befangen diese alten Landwirthe in ihren Ansichten von den Zeitverhältnissen waren, davon führe ich nur ein Beispiel an. Ein Freund von mir, dem ich bei Antritt meiner Pacht im Jahre 1822 mittheilte, daß ich von der Gründung einer edlen Schäferei mir eine Haupt-Einnahme verspreche, meinte: „damit komme ich bereits zu spät.“ Wie sehr er sich täuschte, hat die Zeit bewiesen, denn es florirt dieser Zweig heute noch und wird hoffentlich auch noch lange blühen.

Der Herbst des Jahres 1849 war in den Monaten September und October sehr regnerisch, so daß die Saatbestellung nicht die günstigste war. Dagegen war die erste Hälfte des Novembers wahres Frühlingswetter, wo noch viele zurückgebliebene Feldarbeiten nachgeholt werden konnten. Nur dauerte das nicht lange, indem in der zweiten Hälfte Schneegestöber und Kälte kam, so daß es der December nicht schlimmer hätte treiben können. Das ward in den letzten Tagen des Monats so arg, daß fast aller Verkehr gehemmt wurde: denn das Schneetreiben war so heftig, daß die Wege dermaßen verweht waren, daß kein Fuhrwerk gehen konnte, und selbst die Posten Tage lang liegen blieben. Vier Tage lang waren in meinem Wohnorte Münsterberg keine Zeitungen angekommen. Käme so etwas in der jetzigen Zeit vor, so würde man fast verzweifeln. Selbst der Betrieb auf den Eisenbahnen, die man damals schon hatte, war auf einige Tage gehemmt und unterbrochen.

Ehe dieser Winter einbrach, hauseten die Mäuse in furchtbarer Art

auf den Feldern, was aber nur einen Strich von der Grafschaft Glatz an bis hinauf nach Ratibor und Oesterreichisch-Schlesien der Fall war, wo aber auch Saaten und Klee gänzlich von diesem Geschmeiß zu Grunde gerichtet wurden. In den folgenden Jahren rückten sie tiefer in's Land herab und kehrten bis zum Jahre 1857 einigemal zurück. Jedesmal aber sind sie eben so rasch, ja noch schneller verschwunden, wie sie gekommen waren.

Auch im December trieb der Winter sein ernstes Spiel und brachte, obgleich kurze Zeit von Thauwetter unterbrochen, ziemlich viel Schnee und Kälte. Die Reisen, welche ich stets in diesem Monat, behufs Schäferei-Revisionen mache, wurden mir dadurch zwar erschwert, haben mir jedoch stets zur Zerstreuung gedient und sind mir bis 1859 und auch jetzt noch im Jahre 1864 eine Unterhaltung und Stärkung meiner Gesundheit.

In der Literatur war ich zwar das Jahr nicht weniger fleißig, wie sonst, gewesen, hatte aber kein separates Werk verfaßt, sondern mich auf die Correspondenzen in den Journalen — die ich schon weiter vorn genannt — beschränkt, in diesen aber sehr viel geleistet. Das Jahr selbst aber machte den Schluß eines Abschnittes in meinem Leben, der vornehmlich durch den Tod meiner Gattin herbeigeführt worden war.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Meine Uebersiedelung nach Breslau. Frühe Ernte. Häusliches Zusammenleben mit einer befreundeten Familie. Volksaufregung und Kriegsrüstungen. Langer Herbst. Meine wankende Gesundheit. Meine Erwählung zum Vorsitzenden des Breslauer landwirthschaftlichen Vereins. Sehr zeitiges Frühjahr 1851, darauf aber auch früher Eintritt des Winters. Im Jahre 1852 wiederum ein zeitiges Frühjahr und frühe, aber knappe Ernte. Die Industrie-Ausstellung in Breslau. Anwesenheit des Königs, sowie der russischen Kaiserin in Breslau. Mißlingen von Güterkäufen. Häusliches Leben.

Das Jahr 1850 fing stürmisch an und Kälte und Schneegestöber, die im Dezember überhand genommen, dauerten im Januar fort. Meine erste Reise ging in die Grafschaft Glatz auf die Güter des Grafen v. Magnis und des Freiherrn v. Zedlitz, in deren Häusern ich mich jedesmal ganz besonders wohl und gemüthlich fühlte, weil beide Herren im vollsten Sinne des Wortes noble Kavaliere waren. Daß ich damit das Jahr begann, das durfte ich für ein gutes Vorzeichen ansehen.

Am 8. Januar zog ich nach Breslau, wozu ich durch meinen alten Freund, den Landrath v. Wenzky, veranlaßt wurde, welcher den Winter daselbst zubrachte. Längst hatte ich eingesehen, daß für meinen Geschäftskreis eine Provinzialstadt, wie Münsterberg, nicht paßte, zumal dieselbe (obgleich Kreisstadt) mehr als viele andere von dem Verkehr nach außen abgeschnitten war, wozu die schlechten Straßen nach allen Richtungen ganz besonders beitrugen. So lange meine Gattin lebte, blieb ich ihr zu Liebe dort, da sie sich in ihrem dortigen Kreise wohl befand, auch an unserm Hause wie an einem lieben Kinde hing. Besonders gefiel sie sich in ihrem kleinen Gärtchen, was sie mit eigener Hand pflegte und wo ihr, so zu sagen, jedes Blümchen freundlich zunickte. In den benachbarten Gärten hielten sich mehrere Nachtigallen auf, die aber nie bis in den unsern kamen, vermuthlich, weil er mit einer Seite an die Straße stieß. Nun aber kam im Frühjahr 1849 eine zu uns und stimmte ihr melan-

cholisch-süßes Lied an, was meine Frau auf's Höchste entzückte. Leider war es ein Sterbelied für die Gute, die in wenig Wochen darnach starb. Es war gleichsam, als hätte ihr der Himmel damit noch vor ihrem Tode eine besondere Freude machen wollen.

Meine Anhänglichkeit an Münsterberg war jedoch sehr gering. Denn hatte ich auch dort einige sehr liebe Freunde, so war mir doch während der Zeit, wo ich die Kämmerei-Güter in Pacht gehabt, von Seiten der Stadtverwaltung so viel Unbill widerfahren, daß mir das Leben an diesem Orte nur unangenehm sein konnte. So verließ ich ihn denn mit Freuden und würde ihm für immer den Rücken gekehrt haben, wenn nicht das Grab meiner Gattin dort wäre und wenn ich nicht meiner jüngsten Tochter mein dasiges Haus überlassen hätte.

Obgleich ich nun in Breslau einsam lebte und wenig in Gesellschaft kam, so befand ich mich doch bald recht wohl daselbst, wozu hauptsächlich der Umstand beitrug, daß ich von hier aus alle meine Reisen in der Provinz, sowie nach auswärts, mit viel größerer Bequemlichkeit als von Münsterberg aus machen konnte. Mein Umgang beschränkte sich auf einige wenige frühere Bekannte, unter denen der Geheime Oberbergrath Reil die erste Stelle einnahm. Leider ist er mir — obgleich viel jünger als ich — im Tode bereits vorangegangen. Es ist, wenn man ein so hohes Alter erreicht hat, ein sehr trauriges Gefühl, wenn so von den alten Freunden und Bekannten immer einer nach dem andern dahingeht und man zuletzt fast allein mitten in einer neuen Generation steht.

Mit meiner Gesundheit ging es im ersten Monat des Jahres nicht zum Besten, was mir meine Reisen verleidete und wobei die strenge Kälte, die am 22. Januar bis auf 24 Grad stieg, mir sehr lästig war. Indeß ging es mir auch im Februar nicht besser, obgleich derselbe gelind war, so zwar, daß schon am 21. die Lerchen sangen. Das Uebel des Magenkrampfes, der für mich ein wahrer Pfahl im Fleisch war, plagte mich in diesen Monaten wieder mit seiner ganzen Härte. Wer dasselbe nicht kennt, hat keinen Begriff von der Qual, die es verursacht, und von dem entsetzlichen Drucke, den es auch auf den Geist ausübt. Länger als ein halbes Jahrhundert habe ich daran gelitten, aber indem ich das niederschreibe (Anfang October 1859), fühle ich mich seit länger als einem

Jahre frei davon, was ich dem Gebrauche des Bullrich'schen Gesundheitssalzes verdanke.

Die milde Witterung, die wir im Februar hatten, hielt bis gegen die Mitte des März an, wo sie wieder in Kälte überging und harten Frost mit Schnee brachte. — Indeß brauchte ich die Homöopathie, die mir Hülfe zu bringen schien, was aber nur von kurzer Dauer war. Auf meinen vielen Reisen war mir mein Unwohlsein doppelt schmerzlich.

Die Regel, daß nach einem milden Februar stets noch rauhes Wetter im Frühjahr folgt, bestätigte sich auch in diesem Jahre, denn noch in den ersten Tagen des Mai hatten wir Schneeflauen und Nachtfröste. Umgekehrt ist es da im Herbste, wo nach einem rauhen September stets noch mildes Wetter im October und November folgt.

In landwirthschaftlicher Beziehung war ich fortwährend thätig und ließ mir die Beaufsichtigung der Güter Leuthen und Stannowitz sehr angelegen sein. Das Frühjahr war zwar mitunter kalt und rauh, was jedoch den Saaten, die sehr gut standen, nicht schadete. Die Schafschur war gut, nur der Wollmarkt entsprach den von ihm gehegten Erwartungen nicht; denn er ging sehr flau und die Preise wichen. — Die Ernte trat früh, schon in der ersten Hälfte des Juli ein, und da sie vom Wetter begünstigt wurde, so waren Anfang August Weizen, Roggen und Gerste schon in den Scheuern. Das Ergebniß war gut, aber die Getreidepreise fielen in Folge dessen. Der September war so warm, daß wir noch am 28. Gewitter hatten. Dagegen war aber der October regnerisch und unangenehm.

Das Ungemüthliche der Einsamkeit bestimmte mich im October dieses Jahres mit einer mir schon früher befreundeten Familie ein häusliches Zusammenleben einzugehen, was nicht allein auf meine Gesundheit, sondern auch auf meine Gemüthsruhe wohlthätig wirkte und mir seitdem das Leben in vieler Art heiterer gemacht hat.

Im November dieses Jahres machte die Erwartung eines Krieges mit Oesterreich sowohl hier in Breslau, wie in ganz Schlesien großen Rumor; auch erregten die Rüstungen allgemeinen Enthusiasmus. Die eingezogenen Mannschaften versammelten sich jubelnd um ihre Fahnen, die jungen Offiziere träumten schon von ihren Heldenthaten und meinten,

es sei ein Leichtes, mit Oesterreich fertig zu werden. Vielleicht würden sie — wenn es zum Ernst gekommen wäre — eines Andern überzeugt worden sein. Mir drängte sich die Erinnerung an 1806 auf. — Glücklicherweise blieb es bei Demonstrationen.

In meiner Familie kam im October ein trauriges Ereigniß vor. Mein Schwiegersohn, der Superintendent Bock zu Nimptsch, starb unerwartet und hinterließ eine zahlreiche Familie in dürftigen Umständen. Als derselbe ein Jahr zuvor die Rede am Grabe meiner Gattin hielt, ahnten wir Alle nicht, daß er — ein noch nicht alter und dabei kräftiger Mann — ihr so bald folgen würde.

Bis zu Weihnachten hatten wir mildes Wetter, so daß bis dahin der Pflug im Felde ging. Erst mit dem 27. Dezember trat der Winter ein, der aber noch Wochen lang keinen Bestand hielt. Ueberhaupt währten die schönen und langen Herbste schon seit längeren Jahren und es wurden die Landwirthe dadurch verwöhnt.

Das ganze Jahr hindurch hatte ich viel an Krankheit gelitten und da ich dem Greisenalter (von 70 Jahren) immer näher rückte, so mußte ich besorgt sein, ob mein Lebensziel nicht schon nahe sei. Aber es hat meinem Gott gefallen, mich auf's Neue zu stärken und er hat mir Kraft gegeben, noch zehn Jahre rastlos zu wirken und mir noch bis heute mein Leben erhalten. Obgleich nunmehr 10 Jahre älter geworden, fühle ich mich fast rüstiger als damals und darf die Hoffnung hegen, noch mehrere Jahre zu leben. Bin ich nun auch jed Stunde auf den Tod gefaßt und vorbereitet, so nehme ich doch mit dem innigsten Danke gegen Gott die Frist an, die er mir noch lassen wird, und er hat sie mir bis heute zu Ende des Jahres 1864 gelassen, und mich so gestärkt, daß ich meine Reisen und Geschäfte noch leicht und ohne große Beschwerde vollziehe.

Im Anfange des Jahres 1851 schrieb ich ein neues Werk unter dem Titel: „Der angehende rationelle Landwirth", welches in Prag herauskam. Trotz meiner vielen anderweitigen Beschäftigungen und Correspondenzen vollendete ich dasselbe doch in wenig Monaten, dennoch aber fühlte ich, daß die jugendliche Frische meines Geistes abgenommen habe. Doch aber giebt die Reife des Urtheils Ersatz dafür.

An meinem Geburtstage (14. Januar), an welchem ich mein

67. Jahr antrat, schrieb ich Folgendes in mein Tagebuch: „Werde ich das Jahr vollenden? Du, o Gott, allein weißt es.“ Ich war damals von der Ahnung durchdrungen, daß das mein letztes Jahr sein würde und glaubte nicht, daß mir die Vorsehung noch so viele schenken werde.

Mit wiederkehrender Kraft machte ich meine gewöhnlichen Reisen und befand mich auf denselben stets wohl. Sie dienten mir zur Zerstreuung und stärkten meine Körperkräfte, anstatt sie zu schwächen.

Am 3. März trat ich das Präsidium des Breslauer landwirthschaftlichen Vereins an und habe es bis jetzt behalten. Stets genieße ich die Genugthuung, daß man meine Mühe und mein Wirken für den Verein anerkennt und das treibt mich an, alle meine Kräfte aufzubieten, ihn in seiner Thätigkeit zu erhalten. Mein hohes Alter (78 Jahre) bestimmt mich jedoch, das Präsidium im nächsten Jahre — wenn auch mit großem Bedauern — aufzugeben.

Der Frühling trat in diesem Jahre sehr früh ein. Schon am 17. März war das erste Gewitter, dem in diesem Monat noch einige folgten, ohne daß — wie es sonst zu sein pflegt — die Atmosphäre sich dadurch abkühlte. Ja es traf sogar das Gegentheil ein, denn es ward nach jedem Gewitter wärmer. Das weckte denn die Vegetation, so daß die Saaten schon im März üppig wucherten und Wiesen und Auen grünten. Da das im April so fortging, so blühten am 20. schon die Obstbäume und der Raps und am 28. zeigte der Roggen schon Aehren. Indeß kamen im Mai noch mehrere rauhe Tage, an denen die Vegetation etwas zurückblieb. Wäre das nicht gewesen, so hätte die Ernte vielleicht schon Anfang Juli angehen können, was aber nunmehr erst in der Mitte dieses Monats stattfand. Sie war im Ganzen befriedigend.

Eine Merkwürdigkeit dieses Jahres war eine totale Sonnenfinsterniß am 28. Juli, welche, da es am Mittage so dunkel wurde, wie nach Sonnen-Untergang, einen eigenthümlichen, fast unheimlichen Eindruck machte. Veränderungen in der Atmosphäre brachte sie übrigens nicht hervor, denn es blieb nach wie vor schönes Wetter. — Der Aberglaube knüpfte an diese Sonnenfinsterniß viele finistre Prophezeihungen, die jedoch nicht eintrafen.

Eine literarische Hauptarbeit in diesem Jahre war das Werk:

„Deutschlands Merinowolle-Erzeugung", welches mir den Preis des Provinzial-Vereins von Brandenburg und Sachsen erwarb. Von weiteren besondern Lebensereignissen, die ich in diesem Jahre erlebte, habe ich nichts zu berichten. Mein Leben ging seinen regelmäßigen Gang und meine Beschäftigungen waren die gewöhnlichen.

Fast eben so früh, wie der Frühling gekommen, rückte auch der Winter ein, denn wir hatten schon am 20. November ein so heftiges Schneegestöber, daß die Eisenbahnzüge sowohl wie jede andere Communication gestört wurden. Indeß hielt der Winter nicht Bestand und es kam schon im Dezember wieder Thauwetter.

Das Jahr 1852 trat ich zwar mit Sorgen, aber auch mit Hoffnungen an. Es kam in diesem Jahre eine Erweiterung meines Geschäftskreises durch die in Breslau veranstaltete Industrie-Ausstellung vor, wobei ich im landwirthschaftlichen Fache eine Hauptrolle übernahm, die mir allerdings nicht wenig Mühe machte, mir aber die Genugthuung gewährte, daß, als das Königspaar die Ausstellung besuchte, die Königin mir viel Schmeichelhaftes über die getroffenen Arrangements sagte. Der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. ging aber leichter darüber hin. Daher mochte es wohl kommen, daß mir allemal, wenn unser Verein ein Fest veranstaltete, das Unglück passirte, daß ich die Gesundheit von Friedrich Wilhelm III. und nicht dem IV. ausbrachte.

Der Winter blieb im Ganzen mild, so zwar, daß wir schon im Februar wahre Frühlingstage hatten. Auch im März kam wenig Kälte und der April brachte den vollen Frühling. Da nun rauhe Tage, wie sie sonst nach so gelinden Wintermonaten noch im Mai zu kommen pflegen, auch nur noch einige folgten, so konnte man von einem ungewöhnlich zeitigen Frühjahr sprechen. Die Folge davon war eine sehr frühe Ernte, die schon in den ersten 10 Tagen des Juli anging. Erinnere ich mich aus früherer Zeit, wo die Ernte nur mit seltenen Ausnahmen nie vor dem 20. Juli begann, so mußten mich die mehrere Jahre hinter einander folgenden frühen Ernten befremden und zu dem Schlusse leiten, daß im Innern unsrer Erde, sowie in der Atmosphäre ungewöhnliche Vorgänge stattfinden mußten und ich fand da die in meiner Broschüre „Ueber die ungewöhnlichen Naturerscheinungen" aufgestellten Muthmaßungen zum

Theil bestätigt. — Das Ergebniß der Ernte war übrigens kein glänzendes und es trat im Laufe des Jahres Mangel ein, in Folge dessen die Getreidepreise bedeutend hoch gingen, wozu auch noch die Kartoffelkrankheit beitragen half.

Als mitwirkende Ursache der unausgiebigen Ernte konnte vielleicht angenommen werden, daß mitten in den Frühling — vom 16. bis zum 26. April — eine Kälte fiel, die an einigen Tagen in der Nacht bis auf — 6 Grad stieg und durch welche die Pflanzenwelt in ihrer Lebenskraft empfindlich angegriffen wurde. Der schnelle Uebergang von dieser Kälte in hohe Wärme mochte auch das Seinige beigetragen haben, denn letztere stieg schon am 30. April auf + 18 Grad. So war es denn nicht zu verwundern, daß am 1. Mai die Schwalben und Nachtigallen schon da waren und der Frühling in seinem vollen Flor prangte.

Ich komme auf die Industrie-Ausstellung zurück.

Im Monat Mai ward Breslau zweimal vom Könige Friedrich Wilhelm IV. und einmal von der russischen Kaiserin durch ihre Anwesenheit beglückt. Das erste Mal kamen die höchsten Herrschaften am 6. und 7. Mai an und verweilten zwei Tage, das zweite Mal kam der König mit seiner Gemahlin vornehmlich zu dem Zwecke, die Industrie-Ausstellung in Augenschein zu nehmen, an. Es war dies am 11. Juni und am 12. ward die Ausstellung von ihnen besucht. Breslau sah da zwei seiner schönsten Glanztage. Die königlichen Herrschaften mit ihrem ganzen Hofstaate, alsdann ein großer Theil des hohen und niedern Adels von Schlesien durchzog die Industrie-Halle und bewunderte die hohe Stufe der Industrie, auf welcher die Provinz schon damals stand. Die höchsten und hohen Herrschaften betrachteten alle Gegenstände mit größter Aufmerksamkeit und nahmen die Erklärungen und Aufschlüsse darüber huldvoll entgegen. — Mir ward, wie ich schon anführte, der große Vorzug, Ihrer Majestät der Königin, sowie Ihrer königlichen Hoheit der Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz Erklärungen über die ausgelegten hochfeinen Merinowolle-Vließe zu geben, welche Höchstdieselben mit großer Aufmerksamkeit anhörten.

Die Ausstellung dauerte bis in die letzten Tage des Juli und hat einen lange anhaltenden Eindruck im Lande erhalten. Derselbe war es

auch, welcher bald die Idee einer Wiederholung erzeugte, die dann vier Jahre später zur Ausführung kam. Besser wäre es freilich gewesen, einen längeren Zeitraum zwischen beiden verfließen zu lassen, denn es konnte diese zweite Ausstellung fast als mißglückt betrachtet werden, was vornehmlich der zu frühen Aufeinanderfolge zuzuschreiben war.

Der Sommer von 1852 war heiß und trocken und es ging die Roggenernte schon in den ersten zehn Tagen des Juli an, fiel aber gesegnet aus. Die Weizenernte, die ebenfalls gut war, folgte schon am 25. Juli und die der andern Früchte ging mit derselben Hand in Hand. So ward denn die ganze Ernte um einen halben Monat früher als gewöhnlich beendigt und man gewann volle Zeit zur Normalbestellung der Herbstsaaten.

Nach Beendigung der Industrie-Ausstellung machte ich eine mir nöthig gewordene kleine Erholungsreise in's Gebirge über Kupferberg, Fischbach, Erdmannsdorf und Volkenhain. Ungünstiges Wetter beeinträchtigte den guten Erfolg.

Im September wandte sich ein großer und reicher Fabrikant an mich wegen Ankauf eines Ritterguts in Schlesien. Ich war ihm von einem angesehenen Hause in Berlin empfohlen und durfte also auf volles Vertrauen bei ihm rechnen. Er kam nach Breslau und wir traten eine Rundreise durch Schlesien an, wo wir eine große Anzahl von Landgütern ansahen, die ihn aber alle nicht genug ansprachen. Die Sache ward bald ruchbar und es faßten sie insbesondere die Breslauer Güter-Mäkler in's Auge, die nunmehr den kauflustigen Herrn mit Anträgen aus allen Theilen des Landes bestürmten. Er hörte auf sie, ließ mich bei Seite und nicht lange, so vernahm ich, daß er sich in Oberschlesien angekauft habe, sowie auch, daß der Kauf viel mehr zu Gunsten des Verkäufers als des Käufers geschlossen sei. Ich hatte von der ganzen Sache nichts als viel Zeitversäumniß, erhebliche Ausgaben und keinen Dank. — Mit dergleichen Geschäften habe ich überhaupt ein wahrhaft merkwürdiges Mißgeschick. Meine Freunde, die meine Sachkenntniß und Erfahrung, sowie meine Redlichkeit kennen, haben mir von jeher angerathen, Vermittelungen bei Landgüter-Ankäufen zu übernehmen, weil beide Theile keinen besseren Vermittler bekommen könnten. Ich habe mich dadurch bestimmen lassen, meine Dienste anzubieten. Da ist es denn schon mehrmals vorgekommen, daß der Kauf

schon abgeschlossen war, ja daß sogar die Anzahlung schon auf dem Tische lag, und immer ward im letzten Augenblicke die Sache wieder rückgängig. Es scheint für mich ein Bann auf dergleichen Geschäften zu liegen. Wäre ich abergläubig, so würde ich ihn darin finden, daß ich beim ersten derselben, welches ich für einen Freund vermittelte, die Courtage einem jüdischen Mäkler überließ, der weiter nichts gethan hatte, als dem Käufer das Gut zu nennen, ohne daß derselbe auf den Antrag einging, was er erst alsdann that, wie er meine Meinung über das Gut gehört und es in meiner Gesellschaft besichtigt hatte. Ich legte da das Zeugniß ab, daß ich zu dergleichen Geschäften nicht geboren sei. Uebrigens hat sich mir bis auf den heutigen Tag noch oftmals Gelegenheit dazu geboten, der Ausgang ist jedoch stets derselbe gewesen, d. h. im letzten entscheidenden Augenblick ging die Sache auseinander.

Was mein häusliches Leben betrifft, so wich es in diesem Jahre wenig von dem gewöhnlichen ab, nur ward es mehrmals durch Kränklichkeit getrübt, die meine mir von Gott verliehene kräftige Natur jedoch stets überwand. Nach Glück, sowie nach Vergnügungen habe ich nie gejagt, denn mein größter Genuß ist immer häuslicher Friede und meine literarische Arbeit gewesen. Gesellschaft suche ich nicht, weiß sie aber, wo sie sich findet und meinem Geiste zusagt, zu schätzen. Das Theater liebte ich in meiner Jugend leidenschaftlich, so daß ich selbst — wie ich bereits erzählt habe — einst auf dem Punkte war, Schauspieler zu werden. Jetzt in meinem Alter besuche ich dasselbe selten, bin auch in der Wahl der Stücke, die ich sehen will, sehr gewählt, was sich leicht erklären läßt, da ich so viel Gutes und Vorzügliches in mehreren Hauptstädten Europas gesehen habe. — So bin ich denn zu einer philosophischen Ruhe gelangt, die mir das Leben angenehm macht. Von den Meditationen, welche ich da anstelle, will ich hier einige Proben mittheilen.

I. Der Landwirth auf seiner Flur.

An einem der letzten Tage im Mai ging ein Landwirth durch seine Fluren. Sein Herz war voll von Dank gegen den allmächtigen Schöpfer; über ihm ließen die Lerchen ihr Loblied zum Himmel schallen; um ihn neigten Blumen der mannigfaltigsten Art ihre Häupter und strömten

balsamische Düfte aus. Der Landwirth bog sich zu ihnen herab und bewunderte ihre Pracht. Da ward er aufmerksam darauf, wie verschieden sie alle an Größe, Höhe und Farbenschmelz waren. Einzelne ragten keck über die andern hervor und herrschten wie Königinnen unter ihrem Volke. Also auch hier, dachte er, findet eine Rangordnung statt. Aber nicht blos in der Höhe, sondern auch im Farbenschmuck zeichneten sich die Königinnen aus und schienen zum Herrschen geboren. Neben ihnen erhoben sich Einzelne und wenn sie sich auch nicht bis zur Höhe der Herrscherin emporschwangen, so ragten sie doch über die Masse des Volkes vor. Manche aber trieben es so weit, daß sie fast das Haupt der Herrscherin erreichten. Das waren die kühnen Häupter, die nach dem Range der Fürstin strebten und wohl, wenn sich die Gelegenheit fände, als Usurpatoren aufzutreten gedachten. Da war unter anderen eine, welche mit weißer Seide und Purpur angethan in der Entfernung von der Königin über einen großen Haufen hervorragte und nur noch auf die Gelegenheit zu lauern schien, wo sie sich losreißen und mit ihrem Haufen ein unabhängiges Reich bilden könnte. In Höhe und Farbenschmuck herrschte eine solche Mannigfaltigkeit, daß sie sich in Gruppen gliederten und eine Stufenleiter bildeten, die von dem niedrigsten bis zum höchsten Stande aufstiegen, alle aber brachten ihren Tribut dar in Farbenschmuck und Geruch.

Als nun der Landwirth so dastand in Staunen und Bewunderung, drang in sein Ohr ein melodisches Summen. Er sah hernieder und bemerkte fast in jeder Blume eine Biene, die beinahe von allen Blumen naschten, manche aber, die ihrem feinen Gaumen nicht mundete oder ihnen schädlich schien, überflogen. Auf diesen fanden sich Hummeln und bunte Fliegen ein, denn sie fanden hier für sich eine herrliche Kost, und je schöner und bunter ihre Gewänder waren, desto mehr gaben sie den übelduftenden den Vorzug. Das gab ihm ein Bild der menschlichen Gesellschaft. Sonderbar genug vermieden die Bienen gerade die Königinnen und flogen an ihnen vorüber, desto mehr aber waren diese von den Hummeln und bunten Fliegen besucht. Er sah da ein treffliches Bild des menschlichen Treibens.

Ein neuer Auftritt ging vor seinen Augen auf. Eine Ameisenschaar marschirte in unzählbarer Menge auf, nahm in geschlossenen Kolonnen ihren Weg über einen Rain herab und verlor sich in dem Blumen-

teppich. Sollten diese sich auch an den Blumen letzen wollen? dachte er und beobachtete sie aufmerksamer. Siehe, da kletterten sie an den Ranken von Diadelphen und Schlingpflanzen empor und haschten nach ihrer Beute. Diese bestand zumeist in Blattläusen, welche die Ameisen als leckeres Mahl verzehrten. Hin und wieder erhaschten sie auch eine bunte Fliege, die sie mit wenig Bissen tödteten und bis auf die Schale verzehrten. Noch hatte der Landwirth den Anführer dieser Schaar nicht gesehen; um ihn herbeizulocken, bediente er sich eines Kunstgriffs. Er strich mit seinem Stocke im Sande eine Linie und durchkreuzte damit die Bahn, auf welcher die Ameisen marschirten. Da entstand ein furchtbarer Aufruhr im Volke. Die ersten, welche an der durchbrochenen Bahn ankamen, stutzten einen Augenblick, gaben dann denen, die gegenüber ankamen, ein Zeichen, und zurück ging es von beiden Seiten, den Vordringenden ward ein Wink gegeben, wie gefährlich es sei, weiter zu kommen, und nicht lange, so hatte sich hüben und drüben ein Haufen gesammelt, der ernstlich zu berathen schien. Mitten in beiden hatten sich ein paar Anführer postirt, die nun Kriegsrath zu halten schienen. Man kam schnell zum Entschlusse. Die Kolonnen gingen ab und in einigen Minuten war die beschädigte Stelle der Bahn ausgebessert und der Zug ging nun wieder regelmäßig fort, aber nicht wie zuvor in vorgehender, sondern in rückgängiger Bewegung. Man räumte das Feld, denn man traute dem Landfrieden nicht, und nicht lange, so war das ganze Volk wieder in seinem Lager. Jetzt stach der Landwirth mit seinem Stocke in dasselbe und plötzlich entstand ein allgemeiner Aufruhr. Die Anführer brachen hervor, die Untergebenen aber gingen an das völlige Aufräumen des Lagers. Da war eine Emsigkeit, die nicht zu beschreiben ist. Alle beluden sich mit Lasten, die zwei- bis dreimal so schwer, wie sie selbst zu sein schienen und in unglaublich kurzer Zeit war in der Entfernung von etwa dreißig Fuß eine neue Festung fertig, in welche die Anführer feierlich einzogen. So war das trefflichste Muster eines Kriegszuges gegeben, an dem sich die menschlichen Heerführer ein Muster hätten nehmen können.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, die Blumen fingen an, ihre Kelche zu schließen, strömten aber erst noch ihre balsamischen Düfte reichlich aus und neigten sich zur Ruhe, die bescheidenen niedrig geborenen

zuerst, die hochgeborenen zuletzt. In der Burg der Ameisen ward es ruhiger, die Bienen waren schon in ihre Heimath zurückgekehrt, nur die Hummeln und bunten Fliegen summten noch. — Der Landwirth suchte tiefsinnig seine Heimath und ein schöner Traum spiegelte ihm das Bild des Tages wieder.

II. Der Schall und die Riechstoffe.

Höchst wunderbar ist der Schall, welcher sich in überstürzenden Wellen fortpflanzt, und noch wunderbarer ist es, daß diese Wellen sich mit ihren tausendfachen Kreuzungen doch gegenseitig nicht aufheben und vernichten. Man nehme nur ein Concert mit seinen vielen Instrumenten und Menschenstimmen, wo in jeder Secunde diese Wellen sich durchkreuzen und doch jede hörbar wird. Wie ist es möglich, daß in einem solchen Chaos nicht Alles ineinander verschwimmt und das Ganze nicht zu einem dumpfen Geräusch wird? Und doch stört in diesem durcheinander tosenden Zittern und Beben der Luft kein Ton den andern und es kommt ein jeder derselben genau zu Gehör; ja selbst jeder Mißton macht sich bemerkbar. Welche unbegreifliche Feinheit des Organismus des Ohrs gehört dazu, um solches möglich zu machen! — Aber ebenso erstaunenswürdig ist die Fortpflanzung des Schalls. Daß er sich in der freien elastischen Luft (dem Dunstkreise) auf weite Entfernung verbreitet, ist allenfalls noch erklärbar; aber daß er durch Hindernisse, wie Mauern, Schanzen, Wälder und dergleichen dringt, das bleibt dem menschlichen Verstande unerklärbar. Um die Bewunderung zu steigern, denke man sich den Kanonendonner einer Schlacht, der bei reiner Luft auf Entfernungen von 20—30 Meilen sich fortpflanzt, wie das z. B. bei der Schlacht von Austerlitz (1805) der Fall war, wo er bis tief hinein nach Schlesien gehört wurde. Wie aber ist es möglich, daß solcher Schall sich auch gegen den Wind, selbst wenn er stark ist, fortpflanzt? wenn das gleich auf viel geringere Entfernungen, als bei der günstigen Windströmung geschieht. Aber welche ungeheure Kreise beschreiben dann die Schallwellen, deren Halbmesser sich bis auf 20 Meilen erstreckt. In solchem Falle durchströmen diese Wellen ganze Länder, ohne jedoch dem sonstigen Schalle nur den mindesten Ein-

trag zu thun! Man denke sich, es wären diese Wellen sichtbar. Welches Gewoge durcheinander müßte das geben! — Eine dunkle Vorstellung leuchtet in dieser Beziehung aus der Idee der Alten über die Musik der Sphären hervor. Warum sollten nicht die Himmelskörper durch ihren raschen Umschwung Töne, und zwar harmonische, da ja Alles im Weltall Harmonie ist, hervorbringen, die wie ein liebliches Concert zusammenklingen? — Freilich vernimmt kein menschliches Ohr dieselben, aber höheren Wesen geben sie vielleicht das lieblichste Concert. — Ist unser Geist unsterblich*) und werden wir nach dem Tode zu jenen höheren Wesen versetzt, so wäre dieses Anhören ein Theil der uns vorbehaltenen Seligkeit.

Das künstlich gebaute Ohr, welches dem Gehör solch hohe Genüsse bereitet, ist eins der wohlthätigsten Organe, die der Schöpfer dem Menschen verliehen hat, und es ist fraglich, ob das Auge für ihn denselben Werth hat, so sehr man auch dieses für den wohlthätigsten Sinn hält. Dem Blinden ersetzen die andern geschärfteren Sinne den Mangel desselben, der Taube entbehrt diese Wohlthat.

Eben so wunderbar ist der Geruch und die Zartheit der Nerven dieses Sinnes. Ein Gran Moschus behält seine Geruchkraft auf viele Jahre und kann große Räume damit ausfüllen. Welche ungeheure Theilbarkeit des Stoffes setzt das voraus und in wie viel Millionen von Atomen muß er sich auflösen, um solche Wirkungen hervorzubringen! — Da ruft man unwillkürlich aus: In's Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist!

III. Zeit und Raum.

Will man beide ergründen und ermessen, so steht man zuletzt immer an einer verschlossenen und undurchdringlichen ehernen Wand. Beide sind ohne Anfang und ohne Ende. Du forschest und forschest und kommst allemal an einen und an denselben Schluß. Du fragst: Wann hat die Zeit angefangen? — Die Antwort bleibt aus, und glaubst du auch endlich

*) Ueber dieses Thema werde ich mich in einem anderen Abschnitt aussprechen.

ein Ziel gefunden zu haben, so legt dir der forschende Verstand immer wieder die Frage vor: was war denn vor diesem Ziele? — Und so gehst du rückwärts und kommst endlich zu dem Schlusse: die Zeit ist ewig und ohne Grenzen. Eben so geht dir es mit dem Raume. Du setzest dir vielleicht in demselben irgendwo ein Ziel und eine Grenze, siehe, so kommt dir der Gedanke: es muß hinter dieser Grenze doch auch etwas sein. So ist denn der endliche Schluß: der Raum ist eben so unbegrenzt wie die Zeit. Nur der menschliche Verstand hat seine Grenze, und will er darüber hinausdringen, so verwirrt er sich und könnte beim Weitergehen zuletzt wahnsinnig werden. — Und das Alles umfaßt und beherrscht der Weltgeist, der für den Menschen eben so unfaßlich ist, wie der Raum und die Zeit. Dieses unermeßliche Weltall durchdringt er, wer kann das begreifen? — So ist es denn sehr natürlich, daß die Alten in ihrer kindlichen Einfalt sich viele Götter schufen, die das Weltall regieren. Dieses aber umfaßte nach ihren kindischen Begriffen nur die Erde und die ihrer Meinung nach ihr zugetheilten Weltkörper: Sonne, Mond und Sterne.

Von dieser Unendlichkeit und Unermeßlichkeit konnte wohl Christus zu seinen Jüngern sagen: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Es mochte ihnen die Bedenklichkeit aufgestoßen sein, daß für die unzähligen Millionen von Menschen, die dem Glauben der Unsterblichkeit zufolge schon in jene Wohnungen eingegangen sind und immerfort eingehen, am Ende nicht mehr Raum genug sein werde. — Aber daß ein einziges Wesen alle die unendlichen Räume umfassen und durchdringen könne, das vermochte der beschränkte Verstand des Menschen nicht zu begreifen und er schuf sich Wesen, die dem Unendlichen beistanden, und das sind die Engel, die, wie die Bibel sagt, seine Befehle ausrichten. Die katholische Confession setzt diesen noch die Heiligen an die Seite. Vom protestantischen Standpunkte aus hat man das Abgötterei und einen neuen Götzendienst genannt, was es aber nicht ist, sondern nur ein Stützpunkt für den beschränkten Geist. — Wohl könnte es uns traurig stimmen, daß der Weltgeist uns einen Funken einhauchte, der uns zu höherer Forschung entflammt und dessen Geist er doch so beschränkt hat, wenn uns nicht der Gedanke wieder erheben müßte, daß dem Menschen die höhere

Erkenntniß für ein anderes Dasein vorbehalten ist. Dieser Gedanke wird noch erhebender, wenn wir zu den Geschöpfen niederer Ordnungen herabsteigen. Das Thier hat auch Bewußtsein, aber es fehlt ihm das höhere Denkvermögen und in seiner Vorstellung steht der Mensch weit erhaben über ihm. Man denke sich einmal die Vorstellung, welche eine Biene oder eine Ameise von dem Menschen haben mag und wie ihnen dieser als ein Gott vorkommen muß! — Und nun gar eine Milbe oder ein Infusionsthierchen; wie muß diesen der Mensch so groß und mächtig erscheinen, wie uns nur immer der Weltgeist erscheinen kann! — Sehr weise hat der Schöpfer alle von ihm ins Dasein gerufene Wesen auf eine so unendliche Stufenleiter gestellt, damit das vollkommenste derselben, der Mensch, an derselben emporklimme und sich bis zu der Ahnung des Ewigen, Unendlichen und Allmächtigen aufschwinge. — Aber hienieden soll er ja, wie die Schrift sagt, nur glauben, noch nicht schauen.

IV. Das Weltall und der Weltgeist.

In dem unbegrenzten Raume und in der unendlichen Zeit liegt das Weltall, aber nicht wie eine todte und unbewegliche Masse, sondern als etwas Lebendiges, ewig Bewegliches. — Wie ist das Weltall entstanden? Die Bibel antwortet: Aus Nichts! Wie kann aber etwas aus Nichts entstehen? Das begreift der beschränkte menschliche Verstand wieder nicht, weil, so weit seine Kenntniß und Anschauung reicht, jedes neu zu Entstehende seinen Urstoff haben muß. Aber wo soll dieser Urstoff zu finden sein? Er müßte, wie Zeit und Raum, ewig sein. Die Schrift antwortet hierauf: Der Wille des Allmächtigen rief ihn hervor, sie sagt: Gott sprach und es stand da. Wie es sein konnte, wer mag das fassen! Vielleicht gefällt es der Allmacht wieder einmal, den Urstoff in sein Nichts zurück sinken und neuen entstehen zu lassen. Diesen Gedanken spricht Christus aus, indem er sagt: Es wird ein neuer Himmel und eine neue Erde werden. Wann? Das kann ein endliches Wesen wiederum nicht begreifen. — Sich in alle diese Fragen zu vertiefen, ist Thorheit und kann den Menschen um den Verstand bringen. — Es gehört ein langes, erfahrungsreiches Leben dazu, um hier ruhig zu bleiben. Begreife ich

auch die Allmacht und Allweisheit Gottes nicht, so liegt sie dennoch in der durchlebten langen Zeit klar vor mir, und wenn dann auch die Zukunft noch so dunkel erscheint, so lehrt mich die Erfahrung, daß sie sich immer und gewöhnlich unerwartet wieder aufhellt. Ich ruhe, wie das Weltall, im Schooße Gottes, den ich nur ahnen, aber nicht fassen kann, und da kann ich ruhig erwarten, was weiter kommen wird: denn es muß doch Alles zu meinem Besten dienen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Winter und das Frühjahr 1853. Thierschaufest in Herrnstadt. Gründung der Zeitschrift: „Schlesische landwirthschaftliche Vereinsschrift." Mein Gesundheitszustand. Mission der Patres von der Gesellschaft Jesu. Das Jahr 1854 im Verlaufe der Witterung den vorhergehenden sehr gleich. Versammlungen des Breslauer landwirthschaftlichen Vereins. Thierschaufest in Schweidnitz. Anfang der Bewegung in der deutschen, vornehmlich in der schlesischen Merinozucht. Ueberhandnahme des intensiven Oekonomie-Betriebes. Große Ueberschwemmungen in Schlesien. Gewitter im Winter. Glänzender Wollmarkt im Jahre 1855. Reise in die Grafschaft Glatz.

Das Jahr 1853 fing mit eben so milder Witterung an, wie das vergangene geschlossen hatte und es war bis Ende Januar von einem Winter noch nichts zu sagen. Für mich, d. h. für meine Reisen, die ich im Winter zu machen hatte, war das sehr günstig. Im Februar stellte sich zwar Schnee und Kälte ein, hielt aber nicht an. In früheren Zeiten waren dergleichen Winter sehr lästig für das Reisen, weil da die Wege grundlos und fast nicht zu passiren waren; seit wir aber Eisenbahnen haben, ist dieser Uebelstand überwunden. Welch unendliche Strapazen und Gefahren, welch ungeheurer Zeit- und Geldverlust wären mir erspart worden, wenn ich diese Wohlthat 30 Jahre früher und vornehmlich auch auf meinen Reisen in Ungarn hätte genießen können! —

Die erste Hälfte des Jahres verfloß mir im gewöhnlichen Gange und ohne alle besondern Ereignisse. Kleine Reisen und viel literarische Arbeiten füllten meine Zeit aus. — Auch in der zweiten Hälfte ereignete sich wenig.

Am 1. September besuchte ich das Thierschaufest in Herrnstadt, wo ich die freudige Ueberzeugung mit hinweg nahm, daß ich bei gewichtigen Männern noch immer in hoher Achtung stand. Sie bewiesen mir dieselbe auf mancherlei Art, und erhoben meine Verdienste um die Landwirthschaft, freuten sich auch aufrichtig über meine, in so hohem Alter

ungewöhnliche, Munterkeit und Rüstigkeit. Dergleichen Manifestationen haben jederzeit einen wohlthätigen Eindruck auf mich gemacht, und das um so mehr, als ich stets sehr wenig Selbstvertrauen gehabt und von meinen Verdiensten immer sehr wenig gehalten habe. — So gewährten mir denn auch die Versammlungen des Breslauer landwirthschaftlichen Vereins, deren ich im Laufe des Jahres sieben abhielt, große Genugthuung, weil ich da immer die Achtung und Zuneigung der anwesenden Mitglieder unzweideutig wahrnehmen konnte.

In diesem Jahre gründete ich die Zeitschrift: „Schlesische landwirthschaftliche Vereinsschrift," wozu ich von mehreren Seiten aufgefordert war. Leider machte ich aber die Erfahrung, daß die schlesischen Landwirthe wohl allenfalls Schriften ihres Fachs lesen, aber zu eigenen Arbeiten und Mittheilungen schwer zu bringen sind. So blieben mir also dieselben fast allein und nahmen viel Zeit in Anspruch, ohne mir einen entsprechenden Gewinn zu gewähren. Dennoch hat die Zeitschrift acht Jahre hindurch bestanden, welch günstiges Loos früher noch keiner einzigen andern in Schlesien zu Theil geworden war.

Ich komme noch einmal auf die Witterung des Jahres zurück. Wie im vergangenen, so hatten wir auch in diesem einen milden und warmen Herbst, auch kamen noch im September und October Gewitter zum Ausbruch. Für die Landwirthe waren beide Jahrgänge überaus günstig, denn es war die Bearbeitung der Felder sehr leicht und die Ernte — sowohl im Getreide, wie im Heu — ward sehr gut und trocken eingebracht. Ueberhaupt haben wir in dem ganzen Jahrzehnt von 1850—1860 uns nicht beschweren dürfen, daß uns die Witterung die Feldarbeiten erschwert hätte. Erinnere ich mich da an frühere Zeitperioden, so war die Oekonomie zuweilen dermaßen von der Witterung benachtheiligt, daß man allen Muth hätte verlieren mögen. Es wird sicher wieder so kommen und das wird für unsere jungen Landwirthe um so empfindlicher sein, als sie durch die letzte Zeit verwöhnt worden sind. Dennoch aber spricht man von einer Reihe von schlechten Jahren, die wir bis zum vorigen gehabt haben sollen, aber man kann das nur für einen Ausbruch der Verwöhnung gelten lassen.

Was meinen Gesundheitszustand betrifft, so war er in diesem Jahre

bedeutend besser als im vergangenenen, so zwar, daß ich gleichsam das Gefühl hatte, als sei ich nicht ein Jahr älter, sondern vielmehr jünger geworden. — Wie es aber immer zu sein pflegt, so war dieses Wohlbefinden der Vorbote eines kränkelnden Zustandes, in den ich nur allzubald wieder verfiel, der jedoch nicht lebensgefährlich, obgleich störend genug für mich war.

Zu den Begebenheiten des Jahres 1853 zähle ich auch die Mission der Patres von der Gesellschaft Jesu, die in Breslau, sowie in ganz Schlesien großes Aufsehen machte. Ihre geistlichen Vorträge erregten das Interesse von Hoch und Niedrig, und mancher verstockte Sünder ward durch sie erschüttert. Die Gabe der Beredtsamkeit wohnte den meisten von ihnen in hohem Grade inne und da sie dabei auch viel Originalität entwickelten, so konnte es nicht fehlen, daß die Kirchen, wo sie predigten, stets überfüllt waren. Ich hörte mehrere der Vorträge an und gestehe, daß ich mich darin mehr erbaut habe, als in vielen matten Predigten unserer Geistlichen. Von dem damals ausgestreuten Samen ist mancher auf fruchtbaren Boden gefallen und hat gute Frucht getragen. Ja sogar sind manche Spötter bekehrt worden. Mochten nun auch ihre Zwecke sein, welche sie wollten, so konnte man sie doch als Werkzeuge der Vorsehung ansehen, deren sie sich bediente, um dem Verderben der Zeit Einhalt zu thun. — Was übrigens das Verderben der Zeit betrifft, so hat die Klage darüber gedauert, soweit die Geschichte der Menschheit reicht, und man hat stets die vergangene Zeit auf Kosten der Gegenwart gerühmt.

Im Januar des Jahres 1854 ging es mit meiner Gesundheit schlecht, so zwar, daß ich am 20. einen Schlaganfall hatte, der mein Leben bedrohte. Noch aber war das mir von der Vorsehung gesteckte Ziel nicht erreicht und ich genas völlig wieder, so daß ich meinem Beruf genügen, auch wieder mehrere Reisen machen konnte. Auf denselben ertrug ich auch den strengen Winter, welcher den Februar hindurch bis in die Mitte des März herrschte, ohne Nachtheil. In diesem Winter kam die seltene Erscheinung eines Gewitters vor, welches in der Nacht vom 24. zum 25. über Schlesien sich entladete. Auf den Winter folgte ein sehr unbeständiges Frühjahr, so daß es immer eine Woche Sommer, dann wieder eine Winter war, was bis Ende April so fortging.

In meiner Lebensweise änderte sich nichts. Ich befand mich in meiner Häuslichkeit wohl und die Besuche meiner Töchter waren Festtage. Die Last des Alters drückte mich nicht, da ich körperlich und geistig stark blieb und meine Berufsgeschäfte leicht und mit Freudigkeit erfüllen konnte.

Große Genugthuung gewährten mir die jedesmaligen Versammlungen des Breslauer landwirthschaftlichen Vereins, die immer zahlreich besucht waren, und wo stets die lebhaftesten Debatten und Verhandlungen gepflogen wurden. Mich dem Fortschritt in der Landwirthschaft der neuern Zeit anschließend, befand ich mich da jedesmal recht in meinem Elemente, denn ich hatte es von jeher mit meinem Fache sehr ernstlich gemeint. Im Verein befanden sich nicht blos Männer der Praxis, sondern auch der Wissenschaft und so wurden die Verhandlungen für Alle sehr lehrreich. Es herrschte in dem Verein der Geist der Eintracht und Ordnung und er gewann auch nach außen einen ehrenvollen Ruf, was ihm fortwährend neue Mitglieder zuführte. Alle Winter veranstaltete er einen Ball, der anständig und glänzend war, und zu dem auch viele Breslauer, die nicht zum Fache gehörten, Zutritt suchten. Ich befand mich da recht in meiner angemessenen Lebens-Sphäre und das trug zur Stärkung meiner Körper- und Geisteskräfte viel bei.

Als eine Begebenheit in meinem Leben zeichne ich das Thierschaufest in Schweidnitz auf, welches dort am 31. Mai (als erstes) gefeiert wurde. Ich machte dort mehrere mir sehr werthe Bekanntschaften und sonnte mich in den Beweisen der Achtung und des Wohlwollens, die ich dort so vielfach erfuhr. — Das Fest selbst verlief auf's Glänzendste, was vornehmlich dem Verdienst des Vorstandes des dasigen landwirthschaftlichen Vereins anzurechnen war. Man konnte es im vollen Sinne des Wortes ein Volksfest nennen, auch gehörte es zu den gelungensten im Lande. Dazu ward es noch vom herrlichsten Wetter begünstigt, wozu dann noch die reizende Umgegend das Ihrige beitrug, die sich bei dem schönen Wetter in ihrer ganzen Glorie zeigte.

Es kamen aber diese Feste in Schlesien, sowie überhaupt im preußischen Staate später auf als in andern Ländern. So bestanden sie z. B. in Oesterreich, Baiern und Würtemberg schon längst, als man in Preußen

die ersten veranstaltete. Hier aber nahmen sie einen so starken Anlauf, daß man bald in allen Kreisen welche abhielt. In den Jahren 1859 und 60 erlitten sie jedoch eine Unterbrechung, weil von Seiten des Staats die damit verbundenen Verloosungen untersagt wurden. Da aber diese ein Hauptactus dabei waren, so hörte gleichzeitig auch die große Theilnahme daran auf. Sobald jedoch das Verbot aufgehoben war, regten sich die Thierschauen dermaßen, daß z. B. in Schlesien von Seiten des Centralvereins der Beschluß gefaßt werden mußte, sie nur immer abwechselnd, ein Jahr um's andere, abhalten zu lassen. — Mögen sie nun auch manche Schattenseiten haben, so ist ihr großer Nutzen nicht zu verkennen, denn sie tragen vornehmlich zu den Fortschritten der ländlichen Viehzucht wesentlich bei, indem die da aufgestellten vorzüglichen Thiere die Beschauer spornen, ähnliche aufzuziehen.

Der Breslauer Wollmarkt im Jahr 1854 fiel glänzend aus und belebte die Liebe für die Schafe — die bei vielen Landwirthen schon sehr erkaltet war — auf's Neue. Um diese Zeit fing die Bewegung in der deutschen Merinozucht an, die den schlesischen Schäfereien sehr gefährlich zu werden drohte, und die einige Jahre darauf auf ihren Gipfel stieg. Man erhob nämlich das Feldgeschrei: „Viel Wolle und große Schafe!" Unsere Schäfereien waren augenscheinlich in beiden Eigenschaften zurück gegangen, was eine Folge ihres einseitigen Strebens nach der höchsten Wollfeinheit war. Die Körper der Schafe und die Menge der Wolle hatten abgenommen. Da nun auch die Preise der hochfeinen Wolle verhältnißmäßig nicht mehr so hoch waren wie früher, so fing man an zu rechnen und brachte heraus, daß eine feine Mittelwolle bei ihrem größern Schurgewicht mehr einbringe, als eine hochfeine. Doch übersah man auch nicht, daß die Zunahme der Wollquantität nicht nothwendig und unter allen Verhältnissen mit der Verminderung der Feinheit verbunden sei, und daß dazu vor allem auch eine Vergrößerung und Kräftigung der Körper in allen ihren Formen als oberster Lehrsatz angenommen werden müsse. Dieser Lehrsatz bildete sich dahin aus: daß man auf die genannten Eigenschaften sein Hauptaugenmerk richten und dabei besonders auch auf dichten Wollstand zu sehen habe. Die zeitherige Züchtungsart gab aber zu demselben noch das Amendement, daß man den

Adel des Bluts und die Feinheit der Wolle nicht fallen lassen dürfe. — Es entbrannte nun ein heftiger Kampf, und die Ansichten gingen mitunter diametral aus einander. Das Ende jedoch war ein stillschweigendes Compromiß der Parteien, was seinen Ausgang darin genommen, daß die Feinzüchter etwas von ihrer Strenge nachgelassen haben und der Wollmenge ihren gebührenden Platz neben der Wollfeinheit einräumen, die Massenzüchter aber nebenbei auch der Feinheit ihr Recht widerfahren lassen. Das ist der Standpunkt, auf dem wir jetzt (im Jahr 1861) stehen und auf welchem den Forderungen der Zeit ihre gebührende Rechnung getragen wird.

Was aber diese Forderungen anlangt, so sind sie ganz andere, als die, welche die Vorzeit stellte. Unsere Oekonomien sind aus der Extensivität in die Intensivität übergegangen. Das Grundeigenthum ist auf mehr als den doppelten Preis, den es in der Vorzeit hatte, gestiegen, was denn auch die Erzielung von mehr als doppelten Erträgen fordert. Das Land, was früher wegen seines niedrigen Werthes durch Benutzung zu Weide eine volle Rente gewährte, bringt auf dieselbe Art keine halbe mehr, weshalb sich für den Eigenthümer das Gebot herausstellt, es zur vollen Rente zu erheben, was er nur dadurch befolgen kann, daß er Alles, was sich nur irgend dazu eignet, in den Anbau zieht, um werthvolle Früchte zu erzeugen. Das zu können, bedarf er viel Dünger, den er beim Weidegange seines Viehes nicht zu erzielen vermag. Nun kommt ihm in unserer Zeit noch der Ankauf von Surrogaten zu Hülfe und setzt ihn in den Stand, weit größere Flächen als früher in den Anbau zu ziehen.

Da nun die Haltung der Schafe ohne ausreichende Sommerweide sehr schwer auszuführen ist, und da man die Stallfütterung mit denselben nur mühsam und ohne entsprechenden Gewinn durchsetzen kann, so muß sie schon sehr einträglich sein, wenn sie lohnen soll. Diese Einträglichkeit aber sucht man durch große und sehr wollreiche Thiere zu erzielen. Verfährt man jedoch hier in anderer Art einseitig, d. h. verabsäumt man bei der Menge die gute Qualität und Preiswürdigkeit der Wolle, so verfehlt man sein Ziel eben so gut, als wenn man über den letztern Eigenschaften die erste übersieht, wie das in früherer Zeit der Fall war.

Das Jahr 1854 war ein sehr regenreiches, und es zeichnete sich

darin vor allen der Monat August aus, wo dann furchtbare Ueberschwemmungen entstanden, die unsäglichen Schaden anrichteten. Diese Calamität betraf ganz besonders hart mein Vaterland Schlesien. Die Feldfrüchte hatten gut gestanden und würden eine sehr gesegnete Ernte gebracht haben, wenn nicht ein sehr beträchtlicher Theil durch die Nässe und Ueberschwemmung zu Grunde gerichtet worden wäre. Seit undenklichen Zeiten hatten die Flüsse keinen so hohen Stand gehabt, wie in diesem Jahre, und es berechnete sich der durch die Ueberschwemmungen angerichtete Schaden auf Millionen. Derselbe wurde aber durch die Nachwehen noch bedeutend erhöht: denn es konnte die Herbstsaat nicht regelmäßig bestellt werden, und es kamen tödtliche Krankheiten in die Viehheerden, die dadurch decimirt wurden. Das traf die Schäfereien am härtesten, von denen ganze Heerden ausstarben, wodurch viele Oekonomien auf Jahre hinaus den empfindlichsten Nachtheil hatten. — Zum Verwundern aber war es, daß der Verlust im Allgemeinen in weit kürzerer Zeit, als man geglaubt hatte, überwunden wurde, denn in etwa sechs Jahren waren die meisten Schäfereien wieder vollzählig. Nur die verständige und kräftige Wirthschaftsführung konnte dies Wunder bewirken. Indeß sind doch gar manche Besitzer durch diese Katastrophe zu Grunde gegangen.

Was die Herbsteinsaat betraf, so machte das schöne und günstige Wetter im Monat September vieles wieder gut und wir hatten im Spätherbste ziemlich kräftige Saaten, was auch vornehmlich dem fortdauernd guten Wetter im October zu verdanken war. Der Himmel schien recht augenscheinlich den angerichteten Schaden wieder gut machen zu wollen. — Im November ward der milde Herbst plötzlich durch den mit Kälte und Schneegestöber einbrechenden Winter vertrieben. Das Jahr schloß mit einem Gewitter am 31. December. Merkwürdig genug trat auch das neue Jahr 1855 seine Bahn mit einem solchen an, welches mit einem Orkan verbunden war. Der Winter hielt sich regelmäßig in den drei ersten Monaten. Die Kälte ging nicht über 18 Grad und der Schneefall war mäßig. So wurden mir denn meine Reisen nicht lästig, gingen auch immer nur in mäßige Entfernungen. Es blieb mir da Zeit genug, die Feder fleißig zu führen. Neben meinen Correspondenzen arbeitete ich

auch an zwei Brochüren; die eine sollte den Titel führen: „Der Einfluß der Landwirthschaft auf den Staat," die andere: „Ueber Pflege, Behandlung und Ernährung des Rindviehes," die ich aber beide nicht vollendet habe.

Das Frühjahr war im Ganzen schön, dagegen der Sommer kühl und regnicht, so zwar, daß die Ernte erst in den letzten acht Tagen des Juli anging; sie fiel indessen ziemlich gut aus. Sehr erfreulich für die Schafzüchter war der Wollmarkt. Das Product ging reißend ab, und die Preise stiegen um 20 % gegen das Vorjahr. In früherer Zeit würde eine so glänzende Conjunctur Veranlassung geworden sein zur Vermehrung der Schäfereien. Diesmal aber hatte sie blos den Erfolg, daß man den Schäfereien sich wieder zuwandte und sie nicht — wie es bereits vielfach geschehen — zu Gunsten des Rindviehes zurücksetzte.

Im August machte ich mit einigen Freunden eine Reise in die Grafschaft Glatz. Wir besuchten die dasigen Bäder und bestiegen auch die Heuscheuer. Das schöne Ländchen mit seinen romantischen herrlichen Partien gewährte uns einen Genuß, der mir noch heute lebhaft in Erinnerung ist. In der That kann man auch nicht leicht ein Land finden, welches auf so geringem Umfange des Herrlichen so vieles bietet. Seine malerischen Gebirgszüge; seine fruchtbaren schönen Thäler; seine muntere und fleißige Bevölkerung; seine sich über viele Zweige des Gewerbfleißes erstreckende Industrie; sein rationell betriebener Landbau mit seinen vorzüglichen Viehstämmen; und endlich auch sein lebhafter Grenzverkehr mit Böhmen, machen es zu einem der interessantesten Punkte auf Gottes schöner Erde. Die Romantik der Grafschaft Glatz wird auch noch erhöht durch die im Sommer stattfindenden Wallfahrten nach den beiden Gnadenorten: Wartha und Albendorf, die in zahlreichen Schaaren aus der Nähe und auch aus weiter Ferne daher ziehen und dann mit erleichtertem Herzen in ihre Heimath zurückkehren. Mag man von solchen Wallfahrten sagen, was man will; mögen viele Pilger dieselben mehr zu ihrem Vergnügen, als zu ihrer Erbauung mitmachen: so läßt es sich dennoch nicht bestreiten, daß sie von der Mehrzahl als Bußübung und in wahrer Andacht vollzogen werden und ihnen Erholung und Trost für ein ganzes schweres Jahr gewähren. — Man wolle mich hier nicht mißverstehen.

Der von der Last des Lebens niedergedrückte Mensch richtet seinen Blick zum Himmel und findet da Erleichterung und diesem glaubt er sich näher auf den Höhen, auf denen die Gnadenbilder stehen. So läßt es sich denn erklären, daß auch Protestanten an Wallfahrten Theil nehmen.

Wenn da der starke Geist Aberglauben und Abgötterei sieht, so geht er offenbar zu weit und entzieht den gedrückten Gemüthern einen Trost, der ihnen auf andere Weise nicht ersetzt werden kann.

Das Jahr 1855 war für mich im Ganzen nicht reich an Begebenheiten und besonderen Ereignissen; auch konnte ich es nicht zu den glücklichen und froh durchlebten zählen und das vornehmlich auch deshalb nicht, weil mein Gesundheitszustand kein guter war und meine Berufsgeschäfte mir wenig Segen brachten. Der Winter war mild und da auch die Getreidepreise mäßig waren, so gab beides für die Armuth eine große Erleichterung. Meinen Geburtstag (14. Januar) verlebte ich im Kreise meiner Lieben froh. Es war bereits der einundsiebenzigste und ich konnte Gott nicht genug für die Gnade danken, daß er mich in diesem hohen Alter so munter und rüstig erhielt.

Im Februar starb mein Stiefsohn, Rudolph Menzel. Durch seinen Tod ward seine Familie in eine sehr traurige Lage versetzt, die aber später durch die Vorsehung in eine günstige verwandelt wurde.

Meine Arbeiten und Reisen waren den Winter hindurch — der übrigens mild blieb — die gewöhnlichen.

Der Frühling trat zeitig ein, denn es blühten schon im April die Kirschbäume, auch hatten wir schon in diesem Monat Gewitter.

Der Wollmarkt gehörte zu den schlechten und es gingen die Preise sehr herab. Für mich ist dies allemal ein trauriges Ereigniß.

Eine Reise, die ich im Juni nach Polen machte, versprach mir viel; leider aber zeigte sich nachträglich, daß ich mich getäuscht hatte. Meine frühere Abneigung gegen dieses Land bestätigte sich als gegründet. Es wird weiterhin noch gesagt werden, welche Mühsalen und Gefahren meine nachfolgenden Reisen dahin mir gebracht haben. Ich besuchte auch den Warschauer Wollmarkt, wurde dort sehr fetirt, war aber dennoch sehr froh, als ich wieder in mein Vaterland zurückkehren konnte. Anstatt Gewinn, den ich mir von dieser Reise versprochen, hatte ich Schaden davon.

Am 19. Juli ging die Roggenernte an und 14 Tage später folgte die des Weizens.

Der 7. August war für mich ein Tag des Schreckens. Der Schwiegersohn meines Verkäufers von Dahme kam mit einer Forderung von einigen tausend Thalern zu mir, und drohte, wenn ich nicht sofort Bezahlung leisten würde, mit Klage und Execution. Daß jener die Sache so weit treiben würde, hatte ich nicht für möglich gehalten. Er, der mich um Alles gebracht hatte, verfolgte mich bis zum Schuldthurm. Mein Schreck kannte keine Grenzen und ich war nur froh, daß meine gute Frau das nicht noch erlebt hatte. Die Sache hat mir ein paar Jahre meines Lebens verbittert. Möge Gott diese Unbill nicht an meinen Widersachern rächen!

Solche Schläge wirkten erschütternd auf meine Gesundheit, so daß ich das ganze Jahr hindurch kränkelte.

Der October war ungewöhnlich schön und lieblich, dafür aber trat schon im November der Winter ein, der jedoch noch einmal absetzte. Fast in gleicher Art verlief auch der December.

Ich finde hier nöthig, mich wegen der Anführung der Witterung und der Jahrgänge zu rechtfertigen. Ich hielt diese Anführungen für nöthig, weil sie entschiedenen Einfluß auf den Gang der Landwirthschaft haben und auch Anhaltpunkte für die künftige Witterung geben. — Mögen da auch den Zeitgenossen die Erinnerungen noch frisch sein, so sind sie es doch den Nachkommen nicht, und daß mein Buch auch auf diese kommen werde, das hoffe ich.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Meine folgende Lebenszeit.

Reisen nach Polen. Schafgeschäfte nach Südamerika. Bewegung in der höheren Schafzucht. Die zweite Industrie-Ausstellung in Breslau. Sendungen von Merinoschafen nach Amerika. Das Weihnachtsfest.

Fast noch ärmer an Ereignissen wie das Jahr 1855 war das von 1856. Der Winter war so gelinde wie der vorige und es war, als wären wir um einige Jahre südlicher gerückt. — Eine zweite Reise nach Polen fachte meine Hoffnung auf's Neue an, auch verlebte ich dort in dem Hause eines Gastfreundes frohe Tage. Bei der Gelegenheit machte ich die Bekanntschaft eines polnischen Magnaten, der für sich ein Ehrenmann war und mir große Verheißungen machte, die aber nicht in Erfüllung gingen, wovon sein Güter-Director, ein Deutschpole, die Ursache war. Er, wie alle Renegaten, betrug sich wahrhaft perfid, machte große Versprechungen und Hoffnungen, die er aber alle nicht erfüllte.

Hier will ich eine Episode einschieben, die ich ein Jahr später mit diesem durchmachte. Er hatte mich in Breslau besucht und wir hatten uns zu einem Rendezvous in Petrikau bestellt. Dort angekommen, fand ich ihn auf dem Bahnhof wartend, um mich zu sich abzuholen. Ich drang darauf, dort zu übernachten, womit er aber nicht einverstanden war, da die dortigen Gasthöfe wegen eines daselbst abgehaltenen Kreistages überfüllt waren. So fuhren wir denn, wie es schon Nacht geworden war, ab. Wir hatten fünf Meilen zu fahren und zwar auf polnischen Wegen. Anfangs ging es über Stock und Block rasch vorwärts, bis wir in einen, eine halbe Stunde langen Wald kamen, wo der Weg voll Sumpf und Löcher war. Nun hatte mir ein dasiger Förster, der mich auf einer früheren Reise durch Polen begleitet hatte, viel von Wölfen

und ihren Anfällen erzählt, was eben nicht geeignet war, meinen Muth zu stärken. Wir fuhren jetzt durch den pechdunklen Wald im Schritt weiter, als ich an meinem Reisegefährten bemerkte, daß er mit gespannter Aufmerksamkeit horchte. Ich richtete mein Ohr eben dahin und hörte starkes Bellen. Auf meine Frage, was das sei, antwortete er mir, er halte es für das Bellen von Wölfen und bedaure, ohne Flinte ausgefahren zu sein. Wir fuhren auf offener Pritschkau und unser Sitz war ein Bund Stroh. Kamen nun Wölfe, so hatten wir sie mit einem Satze im Nacken. Auf Alles gefaßt, beschäftigte ich mich mit dem Gedanken, wie wohl der erste Biß einer dieser Bestien schmecken würde und ich fand zu meiner eigenen Verwunderung, daß ich mich davor nicht sonderlich fürchtete. Nun bin ich zwar von Natur nicht furchtsam, aber dennoch erregte es mir ein eigenthümliches Gefühl, daß ich in diesem kritischen Moment so ruhig war. Zum Glück ward mein Muth diesmal weiter nicht auf die Probe gestellt, denn es begegnete uns bald ein Wagen mit zwei Reisenden, die ruhig des Weges daher zogen. Der Wald war aus und wir überzeugten uns nun, daß das Gebell von Hunden aus einem Dorfe kam, das an dem Waldsaume lag. — Die letzten zwei Meilen ging es nun im raschen Tempo auf die Heimath meines Reisegefährten zu. — Dort angekommen, fanden wir, außer den Hunden, Alles im tiefsten Schlafe und mein Gastfreund mußte eine halbe Stunde lang an allen Thüren und Fenstern klopfen, ehe er jemand erwecken konnte, der uns öffnete. Ich stand unterdeß in Kälte und Regen allein auf dem Hofe, da der Kutscher die Pferde ausgespannt und abgeführt hatte. Es war Mitternacht; ich war Reconvalescent und mußte fürchten, mich auf's Heftigste zu erkälten, was auch geschah, zum Glück aber keine weiteren üblen Folgen hatte. Endlich fanden wir Einlaß, aber ein eiskaltes Zimmer, und es währte lange, ehe wir uns durch Thee erwärmen konnten. Wie man sich denken kann, schlief ich die übrige Nacht wie ein Todter, erwachte aber, obgleich spät am Morgen, gestärkt an Körper und Geist. Es war das eine abschreckende Probe vom Reisen und Leben in Polen. Für mich war das genug, um diesem Lande auf immer Lebewohl zu sagen. Wäre ich jünger gewesen, so hätte ich solche Strapazen leichter ertragen und wohl meinen dasigen Wirkungskreis nicht so bald aufgegeben.

Der gelinde Winter von 1856/57 rächte sich durch einen Nachzügler, der mit Schnee und Kälte zu Ende April einrückte.

Viel beschäftigte mich im Herbste 1857 die zweite Industrie-Ausstellung in Breslau, in deren eine Fachkommission ich eingetreten war. Dieselbe fiel bei Weitem nicht so günstig aus, wie die erste im Jahre 1852. Ich erlebte dabei manchen Verdruß und beschloß, nie mehr eine dergleichen Funktion anzunehmen. Alle Mitglieder der Commissionen waren unzufrieden, und es hatte die Ausstellung nur einen Glanzpunkt, an dem Tage, wo sie der Kronprinz von Preußen besuchte. Der ungünstige Ausfall wird nun wohl Ursache sein, daß eine solche Ausstellung in langer Zeit nicht mehr zu Stande kommen wird.

Viel glücklicher als diese fielen die in jener Zeit auftauchenden Thierschauen aus, die fast ohne Ausnahme glänzend waren und überall zu Volksfesten wurden, die weite Gegenden belebten.

Der Sommer war im Ganzen kühl, so zwar, daß das Thermometer am 16. Juni nur + 7 Grad Reaumur zeigte. Nebenbei war er auch im Ganzen feucht, brachte aber dennoch eine ziemlich reiche Ernte, die jedoch nur mit großer Mühe und nicht sonderlich trocken eingebracht wurde.

Im October 1857 eröffnete sich mir eine neue Aussicht auf Erwerb. Ein Antwerpener Handelshaus adressirte einen Engländer an mich, welcher Merinoschafe für seine Besitzungen am La Plata-Strome in Südamerika suchte. Wir reisten in Begleitung zweier Söhne des gedachten Hauses im Lande umher und kauften 50 Stück hochedle Thiere, zu denen ein schlesischer Schäfer engagirt wurde, der sie an Ort und Stelle begleiten mußte. Seine Stellung war eine glänzende. Er ist noch jetzt dort und hat sich bereits ein für seine Verhältnisse recht ansehnliches Vermögen erworben, will auch in einigen Jahren zurückkehren und in seinem Vaterlande als gemachter Mann auftreten. Seitdem sind alle Jahre einige Transporte von Schafen mit Schäfern dorthin abgegangen, nur seit dem Jahre 1860 stocken sie, wegen der Wirren in der argentinischen Republik. Es ist aber wahrscheinlich, daß sie bald völlig beigelegt sein werden und daß das Geschäft auf's Neue in Gang kommen wird. Heute, am Ende des Jahres 1864, hat die Wahrscheinlichkeit dafür aufgehört.

Noch eine Reise im November nach Polen, wozu ich mich trotz aller

Abneigung bereden ließ, war das letzte Bemerkenswerthe in diesem Jahre. Dieselbe war höchst mühselig, machte mir viel Mühe und Sorge, kostete viel Zeit und Geld und brachte mir nichts ein. Gut wäre es für mich gewesen, wenn ich mir das hätte zur Warnung dienen lassen; wodurch ich mir weiteren Kummer und Verlust hätte ersparen können.

Der Winter war kalt und schneereich und das ganz besonders die beiden Monate März und April. Auch der Anfang des Mai war rauh, bis endlich sehr fruchtbares Wetter eintrat, welches die Vegetation zum stärksten Triebe brachte und eine gesegnete Ernte in Aussicht stellte.

Der Wollmarkt des Jahres 1858 fiel besser aus, als man erwartet hatte, und die Preise gingen bedeutend höher, als das Jahr vorher.

Der Sommer war überaus trocken und die Kornfelder verschienen an trockenen Orten dermaßen, daß man sie abmähen mußte, leider aber nur leeres Stroh erntete. — Die Rübsenernte ging am 22. Juni an und die Rapsernte folgte schon sechs Tage darauf. Beide waren, wie sich leicht denken läßt, über die Maßen unergiebig.

Am Himmel erschien in den letzten Tagen des Septembers und in den ersten des Octobers der Donat'sche Komet in strahlendem Glanze, den das Volk, wie immer, für das Vorzeichen schrecklicher Zeiten ansah, die aber, Gott Lob! bis jetzt noch nicht eingetroffen sind. Im Gegentheil brachte er uns einen sehr schönen October. Hierauf war aber der November desto strenger; der Dezember trat jedoch milder auf, auch schloß sich der Januar des Jahres 1859 in gleicher Art an.

Schon in den beiden vorigen, ebenso auch in diesem Jahre war ich viel auf den Gütern einer Gräfin Schl. beschäftigt, was mir zwar viel Mühe machte, aber wenig eintrug. Alle vorgeschlagenen Verbesserungen hinderte sie durch ihre zu große Sparsamkeit und dennoch erwartete sie glänzende Erfolge. Die Güter würden sehr reichliche Früchte getragen haben, da ihr Boden dankbar ist, wenn nicht eben dies Hinderniß alle Erfolge gehemmt hätte. Sie machte sich und allen ihren Umgebungen das Leben zur größten Qual und hätte es sich doch so leicht zum glücklichsten machen können, da es ihr an Mitteln dazu nicht fehlte.

Im März kam ein polnischer Edelmann aus Podolien zu mir und machte Bestellungen auf Merinoböcke und Schafe, die ich ihm auf's Beste

besorgte, dabei aber selbst auch nicht leer ausging. Ein Schäfer aus Schlesien wurde ebenfalls mitgegeben und ich habe auf die Art einer Menge solcher Leute eine gute Stellung im Auslande gesichert, zumal ich auch in früheren Jahren dergleichen nach Ungarn und Siebenbürgen geschickt hatte.

Der März brachte Frühlingswetter, dagegen der April einen ernsten Nachwinter, der bis in die ersten Tage des Mai — wo auch Schnee fiel — fortdauerte. Am 21. April hatten wir einen sehr glänzenden Nordschein, auf welchen zwei Tage darauf ein heftiges Gewitter folgte.

Von der ersten Hälfte des Jahres 1859 habe ich nichts besonders Bemerkenswerthes mitzutheilen. — Der Wollmarkt, Anfang Juni, verlief günstig. Die gewöhnlichen kleinen Reisen im Vaterlande setzte ich fort. In den Schäfereien gab sich eine lebhafte Bewegung kund und ein neues System griff Platz. Da die Preise der hochfeinen Wolle mit denen der mittleren und ordinären Sorten nicht mehr im richtigen Verhältniß standen, so strebte man nunmehr nach Vermehrung der Menge und weniger nach Feinheit. Die Menge suchte man in zwiefacher Art zu vermehren, und zwar einmal durch dichteren Stand der Wolle und zum zweiten durch Vergrößerung der Körper. Man erreichte sein Ziel in doppelter Art, und zwar erstens durch Auswahl der wollreichsten Zuchtthiere aus den eigenen Heerden und zweitens durch Ankauf großer dichtwolliger Thiere aus der Fremde. Der erste Weg war der beste, denn man erhielt auf ihm das edle Blut und ersparte sich die bedeutenden Kosten, die ein neuer Ankauf erforderte. Denen, welche einen solchen gleich anfangs und zwar in Mecklenburg, Mähren und Böhmen machten, ist es gelungen, indem man sich noch jetzt zum Ankauf von Zuchtböcken aus ihren Heerden drängt, die später kommenden werden aber das Nachsehen haben, da ohne große Divinationsgabe vorauszusehen ist, daß der gegenwärtige Rummel nicht lange dauern und die alte hochedle schlesische Wolle wohl in Kurzem wieder zu ihrem ehemaligen hohen Rufe kommen wird, wovon die Anzeichen schon jetzt, im Jahre 1862, vorhanden sind.

Die Kornernte ging in diesem Jahre schon am 8. Juli — also fast drei Wochen früher als gewöhnlich — an, erreichte aber nicht überall einen Durchschnittsertrag.

Einigen Rumor veranlaßte — besonders in Breslau — die Mobilmachung der Armee im Juli. Man konnte sich aber darüber um so eher wieder beruhigen, als sie bald darauf wieder rückgängig gemacht wurde.

Am 23. Juli zog ein furchtbares Gewitter über das Land, welches vom Riesengebirge herkam, dort in die Kapelle auf der Schneekoppe einschlug und dieselbe zerstörte. Ueberhaupt war der Sommer sehr gewitterreich.

Die Tage vom 22. bis zum 24. August waren in Breslau sehr geräuschvoll, denn es kam unser Prinz-Regent (jetziger König Wilhelm) hier mit dem Kaiser von Rußland zusammen. Feste aller Art, wiederholte Illumination u. dgl. jagten sich und die ganze Bevölkerung war in der größten Aufregung. Zum Glück lief Alles ohne Unfall ab, ein indirectes Lob für unsere Polizei.

Anfang Dezember 1859 ging ein neuer Schaftransport von hier in die La Plata-Staaten, der mir viel Mühe und Unruhe machte. Es schwebte über demselben ein Unstern, denn er strandete auf der englischen Küste, wodurch er so aufgehalten wurde, daß er zwei Monate später als gewöhnlich am Orte seiner Bestimmung ankam, glücklicher Weise aber nur ein einziges Stück verloren hatte.

Mitte November kam der erste harte Frost, mit welchem der volle Winter eintrat, der sich im Dezember in starkem Schneefall geltend machte.

Eine heftige Erkältung, die ich mir in der Sitzung des landwirthschaftlichen Breslauer Vereins am 16. Dezember 1858 zugezogen hatte, warf mich auf ein mehrwöchentliches Krankenlager, welches mich an den Rand des Grabes brachte, woran vornehmlich die Ungeschicklichkeit meines Arztes Schuld war. Alle Welt gab mich bereits auf. Ich litt unsägliche Schmerzen. Am Ende schwollen mir die Füße und mein Zustand wurde von Tag zu Tag bedenklicher. Nur die spätere Hülfe des Medizinalrathes Dr. Krocker rettete mich. Die Wiederkehr des Magenkrampfes verursachte mir großes Leiden, bis ich an dem Bullich'schen sogenannten Gesundheits-Salze das Mittel fand, dies Leiden los zu werden. Leider aber währte die Linderung nur einige Jahre. Das Uebel kehrte auf's Neue zurück. Jetzt aber wandte ich mich an den vorgenannten Arzt, der es im Nu durch verschriebene Pillen beseitigte. — Meine Leser mögen

mir es nachsehen, daß ich darüber so ausführlich spreche, und die Wichtigkeit der Gesundheit für jeden Menschen als Entschuldigung gelten lassen.

Den Weihnachtsabend 1859 feierte ich mit meinen Lieben in Gesundheit und Frohsinn. Es hat dieser Tag mein ganzes langes Leben für mich stets eine besondere Bedeutung gehabt. Schon im elterlichen Hause freuten meine Geschwister und ich uns lange Zeit im voraus darauf, obgleich die Gaben, die uns unsere Eltern reichen konnten, immer sehr gering waren. Es ward stets erst am Morgen des heiligen Tages einbescheert und wir wachten an diesem Tage stets früher als gewöhnlich auf. Wenn endlich der Ruf der Eltern erschallte, so stürzten wir aus unserer Kammer in die Stube und es fand da jedes Kind auf dem Platze, den wir bei Tische inne hatten, die geringen Gaben, die, so klein sie auch waren, uns dennoch größere Freude machten, als den Reichen die tausendmal größeren. Nur zweimal in meinem Leben erinnere ich mich, daß dieser Tag sehr trübe verlief. Das eine Mal war es in Münsterberg, wo unsere drückenden Verhältnisse uns nicht gestatteten, unsern lieben Kindern auch nur eine kleine Freude zu bereiten; das andere Mal aber fand, und zwar, da ich schon in Breslau wohnte, häuslicher Zwist statt, der uns den schönen Abend vergällte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Das Jahr 1860. Mein Geburtstag. Noch ein und zwar der letzte Schaftransport nach Amerika. Strenger Winter. Verbindung mit einem Bremer Hause. Kühler und regnerischer Sommer. Reisen im Lande.

Am ersten Januar des Jahres 1860 schrieb ich in mein Tagebuch: „Gesund und mit frohen Hoffnungen trete ich das neue Jahr an. Gott wird mir in demselben, wie in den früheren, gnädig sein und meine Mühe und Arbeit segnen." — Und es hat sich in demselben meine Hoffnung und mein Vertrauen erfüllt, denn es brachte mir das Jahr viel Gutes und mein Leben ward sorgenfreier und heiterer.

Das Gute fing schon mit meinem Geburtstage (dem 14. Januar) an, denn ich war gesund und froh und meine Lieben beeiferten sich, mir Freuden aller Art zu bereiten.

Zu Ende Januar wandte sich ein Bremer Haus an mich wegen Einkauf von Merinoschafen nach Amerika. Dasselbe war durch meine Schriften, die ich über Schafzucht geschrieben, aufmerksam auf mich geworden. Hier ging es mir ähnlich wie mit dem Hause in Antwerpen. Dieses hatte nämlich, ehe es sich mit mir in Geschäfte einließ, erst in Berlin und Wien angefragt, ob ich wohl sein Vertrauen verdiene, und hatte von beiden Seiten die beruhigende Versicherung erhalten, daß es sich an keinen Bessern, als an mich wenden könne. Wie wohl das meinem Herzen that, darf ich wohl nicht erst versichern. Es stärkte das mein sonst so schwaches Selbstvertrauen und hielt mich in meinen drückenden Verhältnissen aufrecht.

Ich besorgte nun die Aufträge des Bremer Hauses auf's Beste; ein Schäfer begleitete einen Transport von 12 Böcken und 30 Mutterschafen, die alle glücklich am Orte ihrer Bestimmung ankamen. Nur der Schäfer zeigte sich hinterher perfid.

Der Januar war in diesem Jahre sehr kalt und schneereich, brachte dabei viel Sturm und erschwerte die Communication. Der Februar that es ihm fast gleich und es zählte auf die Art der Winter zu den strengen. Auch der März stand seinen beiden Vorgängern wenig nach, denn er brachte noch viel Schnee und das insbesondere in Oberschlesien, wo man fast den ganzen Monat zu Schlitten fuhr. Eine Reise, die ich in diesem Monat dorthin machte, brachte mich, da plötzliches Thauwetter eintrat, in mancherlei Fährlichkeiten. Wer es nicht selbst erlebt hat, macht sich überhaupt kaum einen Begriff von der Unwirthlichkeit, die zu solcher Zeit in jenen Gegenden zu Hause ist. — Endlich zog doch noch im April der Frühling mit überraschend schneller Vegetation ein.

Der Wollmarkt war in diesem Jahre glänzend und Alles wurde rasch verkauft, was natürlich neues Leben in die schlesischen Merinozüchter brachte.

Mit meiner Gesundheit hatte es sich in der erfreulichsten Art gebessert, und ich konnte meine Geschäfte und meine fortwährenden Reisen im Lande mit Lust und ohne alle Beschwerde machen. So hatte ich denn das Jahr 1860 glücklich durchlebt, und da der Himmel meine Mühe sichtbar gesegnet, so konnte ich dasselbe zu den glücklichsten meines Lebens zählen.

Ein bemerkenswerthes Ereigniß war im März 1861 die Schafschau in Herrnstadt. Sie war als erster Versuch als glänzend gelungen zu betrachten, und es erwarben sich die Veranstalter derselben den Dank des Vaterlandes, indem sie die Bahn brachen zu ähnlichen Schauen im Vaterlande, die auch nicht ausblieben. Denn es folgte ein Jahr darauf (1862) die in Oels und 1863 die in Brieg, wo man die erfreuliche Bemerkung machen konnte, daß eine immer glänzender ausfiel als die andere.

Februar und März waren größtentheils frühlingartig, jedoch blieben auch die Nachwehen nicht aus; denn Schnee und Kälte machten sich im April und Mai noch einmal geltend, bis endlich in der Mitte des letztern Monats die Wärme die Oberhand gewann und eine seltene Fruchtbarkeit zur Erscheinung brachte, so zwar, daß man am Ende des Monats die Felder so günstig verändert sah, daß man kaum seinen Augen trauen konnte.

Die ungünstige Einsaat im Herbste und der rauhe Frühling hatten insbesondere auf die Roggensaaten so nachtheilig eingewirkt, daß man einen großen Theil derselben umpflügen mußte und kaum eine halbe Ernte erwarten konnte. Die im Mai eingetretene so sehr fruchtbare Witterung brachte eine so glückliche Wendung hervor, daß die Ernte, wenn auch — durch die vorgedachten nachtheiligen Einflüsse veranlaßt — im Roggen sparsam, doch im Ganzen sehr reichlich ausfiel.

Im August war die Stadt Breslau durch die funfzigjährige Jubelfeier der Universität mehrere Tage hindurch sehr aufgeregt.

Der Sommer war heiß und sehr reich an Gewittern mit Hagel und Blitzschlägen, dabei aber sehr fruchtbar. Die reichliche Ernte fing zur gewöhnlichen Zeit, d. h. in der zweiten Hälfte des Juli an.

Im November glänzte Breslau wieder in großartigen Festen, welche zur Ankunft des königlichen Paares veranstaltet wurden. Vorzüglicheres hatte die Stadt noch nicht gesehen. Eine unzählbare Menschenmasse nicht allein von Einwohnern Breslau's, sondern auch aus der Provinz wogte durch die Straßen, und dies Gewoge dauerte mehrere Tage und Nächte. Es ward von schönem, mildem Frühlingswetter begünstigt, und Breslau hatte da Gelegenheit, seinen Patriotismus in vollem Maße zu zeigen.

Ein wichtiges Moment schloß dieses Jahr. Es kam mir nämlich am 29. December plötzlich, wie eine Eingebung des Himmels, der Gedanke, die Schäfereien meines Vaterlandes zu bereisen und den Befund als eine Genugthuung für dieselben in den hiesigen Zeitungen zu veröffentlichen. Ich führte den hierauf gefaßten Entschluß in den Monaten März, April und Mai aus, und er hat mir vielen Segen gebracht: denn die Reisen machten mich noch mehr, als ich es schon war, in meinem Vaterlande bekannt, erwarben mir auch viele neue Freunde.

Ich theilte dieselben in mehrere Touren, wovon die erste nach Ober-Schlesien auf dem rechten Oderufer ging. Die zweite unternahm ich in die Gegend von Oels, die mir eine reiche Ausbeute gab, indem hier auf einigen Quadratmeilen eine große Menge hochedler Schäfereien stehen. Einen Vorschmack hatte ich schon auf der am 19. März 1862 stattfindenden Schafschau in der Kreisstadt Oels bekommen, die mit so

vorzüglichen Thieren beschickt war, daß man — außer der ein Jahr vorher in Herrnstadt abgehaltenen — kaum jemals eine so reiche Sammlung in unserm Vaterlande gesehen hatte.

Die dritte Tour machte ich in die Gegenden von Herrnstadt und Guhrau, die aber fast von allen die unergiebigste war. Die tristen Gegenden mochten wohl dazu beitragen, daß ich froh war, wie ich sie beendigt hatte.

Interessanter war mir dagegen ein Abstecher, welchen ich zwischendurch nach Mähren machte, wo sich meine Ansicht über die Schäfereien dieses Landes hochstimmte. Ich sah dort zwar nur vier der edelsten Merinoheerden, die mir jedoch den günstigsten Begriff von der Gesammtschäferei jenes Landes beibrachten. Dazu kam noch die liebevolle Aufnahme, die ich da überall fand, und das biedere, echt deutsche Benehmen der dasigen Heerden-Besitzer, wodurch mir diese Tour zu einer wahren Fest- und Vergnügungsreise wurde, deren Genuß die dortigen so überaus reizenden und herrlichen Gegenden noch erhöhten. Das Andenken an diese Reise gewährt mir einen Lichtblick in meinem Leben, und wird bis zu meinem Tode nicht verlöschen.

Auf diesen vielen Reisen machte ich denn auch eine Menge Bekanntschaften, konnte nebenbei auch den Stand unserer Gesammtökonomie kennen lernen und die außerordentlichen Fortschritte unserer Oekonomie, die sie im Verlauf des letzten halben Jahrhunderts gemacht hat, bewundern, und wobei sie auf einen Standpunkt gelangt ist, auf welchem sie ihre Production quantitativ und qualitativ fast verdoppelt, und ihren Grundwerth in gleichem Maße vermehrt hat. Dadurch ist auch der Werth der ganzen Provinz in gleichem Grade gestiegen und es hat sonach Schlesien gegenwärtig auch die doppelte Bedeutung im Vergleich zu der, die sie im Anfang des Jahrhunderts hatte. Es gewährt mir ein ganz besonderes Vergnügen, wenn ich so den Gang der Dinge, wenn er lebhaft an meiner Erinnerung vorüberzieht, betrachte.

Ostern — die freilich in diesem Jahre spät (20. April) trafen — waren so schön und mild, wie sonst Pfingsten kaum sind. Die Felder standen im üppigsten Flor, die Bäume in voller Blüthe und die Natur war in ihrem Feierkleide. Immer aber fürchtete man noch einen strengen

Nachwinter, der aber glücklicherweise ausblieb. So wird denn dieses Jahr eines der gesegnetsten bleiben, die wir seit langer Zeit gehabt haben. — So hoffte man, aber die Hoffnung ging nicht in Erfüllung, denn die Gesammternte blieb hinter mittelmäßig.

In der Sitzung des Breslauer landwirthschaftlichen Vereins (am 1. Mai, dem Stiftungstage des Vereins) legte ich das Präsidium des Vereins nieder, nachdem ich es zehn Jahre lang geführt, und mir die Sachen sehr angelegen hatte sein lassen. Bei meiner Uebernahme zählte der Verein kaum 30 Mitglieder und bei meinem Abgange war die Zahl auf's Fünffache gestiegen. Die Stellung eines Vereinsvorstehers ist, wenn er dieselbe ganz und würdig ausfüllen will, wichtiger als man sich gewöhnlich vorstellt, er kann aber auch vielen Nutzen stiften und zum allgemeinen Fortschritt wesentlich beitragen. Zum Ruhme des Breslauer Vereins muß ich es sagen, daß mich derselbe während meiner Function thätig unterstützte, auch daß ich mit wenig Ausnahmen überall Anerkennung gefunden habe.

Im Frühjahr 1862 machte ich eine Reise nach Böhmen und zwar in Gegenden, die ich noch nie berührt hatte. Sie ging von Dresden aus durch die wunderschönen Partien von Sachsen und Böhmen. Von Prag aus machte ich Abstecher, zuerst gen Süden in den Pilsner Kreis, dann nordwestlich in den Saatzer und Leitmeritzer Kreis. Schon in Sachsen, wo ich mehrere rationell geführte Oekonomien besuchte, konnte ich sichtbare Fortschritte wahrnehmen, die mich hoch erfreuten, insbesondere gewährten mir die classischen Schäfereien von Leutewitz (Herr Steiger), Oschatz (Oekonomierath Gadegast), Naundorf (Herr v. d. Planitz) und weiter hinab die in Günteritz (Herr Föhring) großen Genuß. Da ich nun in hohem Grade befriedigt von Sachsen nach Böhmen kam, so bedurfte es allerdings viel, um mir Bewunderung abzugewinnen. Dennoch war ich auf's Höchste überrascht, als ich dahin kam, und die Fortschritte sah, die dieses Land in den letzten dreißig Jahren, wo ich es nicht gesehen, gemacht hat, und die sich über das ganze Land erstrecken. Hier hat in den letzten Decennien Ein Mann Unglaubliches im Fache geleistet. Es ist dies der Wirthschaftsrath Horsky. Hunderte von Oekonomien hat derselbe systemisirt und zu doppelten Erträgen

gebracht. Seine Besitzung Mühlhausen hat er in eine wahrhafte Muster-Wirthschaft umgebildet, und ein Gleiches thut er jetzt mit seiner neu erworbenen Herrschaft Collin. Durch Wort und Schrift hat er auf die Oekonomie seines Vaterlandes Böhmen auf's Kräftigste gewirkt. Besonders überrascht war ich in der Gegend des Böhmer Waldgebirges, wo Boden und Klima undankbar sind, und wo in früherer Zeit man stets fast nur schwache und schlechte Saaten sah, und nunmehr die üppigen Fruchtfelder bewundern muß. Die gemachte Bekanntschaft dieses hochverdienten Mannes war ein hoher Preis, den ich auf dieser Reise gewann. Solche Männer stehen in der menschlichen Gesellschaft höher als die, welche durch äußern Schein zu glänzen suchen.

Im Sommer des Jahres 1862 machte ich eine Reise nach Thüringen, die nun wohl meine letzte große gewesen sein wird bis auf die große Reise, die ich in's Jenseits machen werde. — Das Frühjahr war sehr schön und fruchtbar gewesen, was auch im Sommer fortging, und so war die Ernte überall reichlich und da dasselbe auch im darauf folgenden Jahre stattfand, so waren Scheuern und Fruchtspeicher überall gefüllt. Dennoch hielten sich die Preise noch ziemlich. Das Jahr 1864 aber schlägt im Allgemeinen etwas zurück, wird aber doch keine hohen Fruchtpreise bringen, weil noch überall Vorrath aus dem vergangenen ist, und weil auch mehrere Landstriche so reichlich wie die beiden vorhergehenden Jahre getragen haben.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Freuden und Leiden des Landwirths. Das landwirthschaftliche Reisen. War es in der alten Zeit für den Landwirth leichter, wohlhabend zu werden, als in der neuen? Die Religiosität des Landwirths. Seine Würde und Bedeutung. Meine Eigenheiten.

I. Freuden und Leiden des Landwirths.

Das Leben in Gottes freier Natur ist eine der ersten Freuden des Landwirths. Auch ist es ja schon oft genug von Philosophen gerühmt und von Dichtern besungen worden. Der Ausspruch Cicero's ist jedem gebildeten Landwirth bekannt, wo er sagt: „Es giebt nichts Angenehmeres und für den Menschen Würdigeres als die Landwirthschaft." Sie stärkt Körper und Geist, macht das Leben heiter und verlängert es und läßt keinen Trübsinn aufkommen. Der Wechsel der Jahreszeiten hat auf dem Lande viel mehr Reiz, als in der Stadt. Wenn der Frühling erwacht, die Sänger der Luft dem Herrn ihr Loblied anstimmen; wenn Feld und Aue sich begrünen, die Knospen und Blüthen an den Bäumen hervorbrechen; wenn sanfte Lüfte wehen, laue Abende in's Freie locken und dann ein gesunder und sanfter Schlaf Körper und Geist stärkt, da erwacht am andern Morgen der Mensch wie zu neuem Leben. Sowie nun das Jahr vorrückt, der Segen des Feldes mit jedem Tage sichtbar zunimmt und endlich die Früchte reif für die Sense sind, so hört die Abwechselung, die Hoffnung und Freude nicht auf. Dann bringen die belasteten Wagen den Segen in die Scheuern, diese füllen sich und können den Ueberfluß kaum bergen. Kostet es da auch manchen Schweißtropfen, so beläßtigt das nicht, stärkt vielmehr den Körper und giebt süße Ruhe in der Nacht. — Dann kommt der reiche Herbst, bringt seine goldenen Früchte in's

Haus, wo sie zum Genusse im Winter aufbewahrt werden. Dieser vergeht rasch, weil der Landwirth auch in ihm volle Beschäftigung hat, die keine Langeweile aufkommen läßt.

Wohl werden diese Freuden getrübt, wenn Hagelwetter die üppigen Saaten in wenigen Minuten vernichten, und der zündende Blitz die Gebäude einäschert. Aber bald schüttet der Himmel wieder neuen Segen über die Felder, Alles grünt und wuchert auf's neue, und der Schaden ist bald nicht mehr sichtbar.

Auch seine gesunden und fröhlichen Viehheerden werden zuweilen von Krankheiten und Seuchen heimgesucht und sterben dahin. Da blutet ihm freilich das Herz und er glaubt den Verlust nicht überwinden zu können. Dennoch ist er schneller ersetzt, als er hoffte. Getreue Freunde und Nachbarn helfen ihm auf und kaum vergehen ein paar Jahre, so ist sein Verlust ersetzt. Da ist ihm dann Alles viel lieber, denn zuvor und er widmet seinem Berufe auf's Neue alle seine Kräfte.

Aber traurig steht es um ihn, wenn Krankheit ihn oder seine Familie heimsucht. Die ärztliche Hülfe ist auf dem Lande oftmals weit herzuholen, währenddem die Krankheit einen bedenklichen Verlauf nimmt. Jedoch hat die neuere Zeit auch hierin Erleichterung gebracht, weil auch auf Dörfern geschickte Aerzte sich niederlassen. Dazu kommt, daß die gesunde und starke Constitution der Landbewohner sich in vielen Fällen selbst hilft und das Mediziniren überflüssig macht.

Böte das Landleben nicht so viel Erholung und Freude, so würden die Städtebewohner sich nicht im Sommer so darnach sehnen und Alles aufbieten, um in dieser Jahreszeit einige Monate dort zuzubringen und da ihre wankende Gesundheit wieder herzustellen. Da schmiegen sie sich an die sonst oftmals verspotteten Dörfler und finden Alles, worüber sie sich in ihren Kreisen lustig machten, hoch poetisch. Im Winter fliehen sie freilich das Land und finden es fast unbegreiflich, daß man sich auch in solcher Jahreszeit dort wohl befinden und froh sein könne. — So ist es denn begreiflich, daß der eingewohnte Landmann sich in den Städten unbehaglich fühlt, und ihren Mauern, sobald er kann, den Rücken kehrt.

Hat der Landwirth eine Merino-Schäferei, so bietet ihm diese im Winter die angenehmste Unterhaltung. Er besucht sie täglich, mustert

ihre Wolle, freut sich über deren Schönheit, sowie über den guten Gesundheitszustand der Thiere und das Alles bietet noch einen erfreulichen Hintergrund in der Hoffnung auf guten Wolleverkauf. — Mühe und Sorge hat er übrigens genug dabei: die Plage der Wäsche und Schur der Schafe ist nicht gering und wenn dann der Wollmarkt noch schlecht ausfällt, so möchte er wohl die Lust verlieren. Kaum sind aber wieder einige Wochen vergangen, so kehrt der Muth zurück, der Eifer und die Hoffnung beleben sich auf's Neue und man bleibt den Schafen nach wie vor zugethan.

Zu denken und zu versuchen giebt in unserer Zeit die Landwirthschaft genug, da sie zur Wissenschaft geworden ist. In der früheren Zeit war sie nur Empirie und strengte das Nachdenken wenig an. Gegenwärtig dürfen dem Landwirthe die Naturwissenschaften nicht mehr fremd sein. Physik und Chemie sind ihm unentbehrlich geworden, und ohne ihre Anwendung und Mithülfe ist ihm sein Fortkommen nicht gesichert. Vermittelst der Chemie lernt er seinen Boden in seiner Zusammensetzung und in seinen Eigenschaften kennen und kann ihn zweckmäßig zubereiten; die Physik lehrt ihn die Eigenschaften und Erscheinungen in der Atmosphäre kennen, und die Witterungskunde, welche er sich durch sorgfältige Beobachtungen derselben erwirbt, bringt ihm große Vortheile. Freilich sind wir damit lange noch nicht zu einiger Gewißheit gelangt, aber dennoch so weit fortgeschritten, daß wir uns einige Regeln abstrahiren können, die uns bei Saat und Ernte nützlich sind. Mit der Zeit werden sich auch diese Kenntnisse zum großen Nutzen des landwirthschaftlichen Betriebes erweitern, was für diesen zum größten Gewinn werden muß.

Eine ganz besondere Wichtigkeit hat die Chemie für die Landwirthschaft erlangt. Nicht allein, daß sie uns den Ackerboden in seine natürlichen Bestandtheile auflösen lehrt, und uns Anweisung giebt, wie wir ihn behandeln müssen, wenn wir die möglich größte Menge von Früchten von ihm ernten wollen: so giebt sie uns auch Kenntniß von Stoffen, die ihn kräftigen und bereichern. Das sind die sogenannten künstlichen Düngstoffe, vermittelst deren wir einer endlichen Erschöpfung des Bodens vorbeugen. Durch alle diese Mittel haben wir die Production auf mehr

als das Doppelte dessen gebracht, wie sie in der Vorzeit war, und sind im Stande, die ununterbrochen fortgehende Vermehrung der Bevölkerung ausreichend mit Subsistenzmitteln, und zwar für eine weite Zukunft, zu versorgen. — Das Alles beschäftigt und unterhält den denkenden Landwirth und trägt zur Annehmlichkeit seines Lebens bei.

II. Das Reisen des Landwirths.

Da ich, wie aus meiner Lebensbeschreibung hervorgeht, sehr viel gereist bin, so darf ich mich wohl berufen fühlen, einige Anweisungen und Regeln zu geben, wie man mit Nutzen als Landwirth reisen kann.

Zuerst ist ein gesunder und kräftiger Körper zu jeder Reise erforderlich, weil keine — sei es auch die bequemste und angenehmste — ohne Anstrengung und Beschwerde ist. Diätetische Verhaltungsregeln zu geben, halte ich für überflüssig, da deren in Menge bekannt sind. Nur im Vorübergehen will ich einige nennen. Da empfehle ich: Vermeidung von übermäßiger Anstrengung, weil man sich sonst leicht Krankheiten zuzieht; verbunden damit muß sein, daß man nicht, wenn sehr erhitzt, bald trinkt. — Ferner stets einige Lebensmittel mit sich zu führen und daneben ein Fläschchen mit geistigem Getränk. Ein jeder Reisende wird das in der Erfahrung als praktisch erproben. — Alsdann keine zu starken Tagestouren zu machen. Bei solchen strengt man sich nicht allein allzusehr an, sondern es entgehen Einem auch viele Gegenstände, die genauer zu beobachten wichtig sind. — Endlich breche man früh so zeitig als möglich auf und richte sich so ein, daß man die Mittagszeit an einem Orte zubringe, wo man viel zu beobachten hat, was man da mit Muße thun kann.

Ich komme nun zu den andern praktischen Regeln. Da ist die erste: daß man sich vor Antritt der Reise genau mit den Gegenden und Ländern, sowie mit ihren Institutionen, Sitten und Gebräuchen bekannt mache, weil man im Unterlassungsfalle leicht anstößt, falsche Meinungen und unreife Urtheile ausspricht, und des Nutzens der Reise zum größten Theil verlustig geht.

Auf meinen vielen Reisen stieß ich schon im Vaterlande auf manche Sitten und Gebräuche, die mir ziemlich fremd waren, und mich zu vielen

unrichtigen Urtheilen verleiteten. Viel schlimmer aber würde das außerhalb dessen Grenzen gewesen sein, wenn ich mir das Frühere nicht zur Lehre genommen hätte. Meine erste weite Reise ging nach der Mark Brandenburg und nach Sachsen. Dort fand ich das Volk nicht so zurückgezogen und gewissermaßen geistig beschränkt, wie in meinem Vaterlande und hätte leicht hingerissen werden können, ein hartes und unrichtiges Urtheil zu fällen. Der Landbau wich ebenfalls in vieler Art von dem unsern ab, sowie auch Boden und Klima nicht überall mit dem unsern gleich waren. Wäre ich nun vor den Reisen in Schlesien dorthin gekommen, so würden sich meine Ansichten verwirrt und mich zu falscher Beurtheilung bestimmt haben. — Dann kam ich nach Böhmen, wo Land, Volk und Institutionen wieder verschieden waren. Ich sah, daß dort der Landbau in vielen Gegenden zurück war, hütete mich aber, das frei auszusprechen. So gewann ich das Vertrauen der Menschen und sammelte viele Kenntnisse. Die Folgezeit hat meine damaligen Ansichten gerechtfertigt: denn gegenwärtig steht Böhmen ziemlich auf gleicher Stufe mit meinem Vaterlande, ja überragt es fast in manchen Zweigen.

Auf ein ziemlich fremdes Gebiet kam ich in Ungarn, ebenso traten mir dort auch fremde Nationalitäten entgegen. Der Bodenreichthum dieses Landes, der in manchen der dasigen Gegenden fast unerschöpflich ist, muß Jeden, der das erstemal hinkommt, frappiren. Hier ward ich bald einheimisch, wozu die ungemeine Gastfreundschaft der Ungarn wesentlich beitrug. Dieselbe ist aber oft von Fremden gemißbraucht worden, hat daher auch in der jetzigen Zeit sehr abgenommen. Die Schwierigkeiten für den Fremden, der der Landessprache nicht kundig, sind nicht gering; indeß überwindet man sie dennoch ziemlich leicht, da man allenthalben Deutsche trifft, auch die Gebildeten daselbst fast alle deutsch sprechen. — Alles hier Gesagte ist auch auf Siebenbürgen anzuwenden. Viele Deutsche, die in diese Länder gereist sind und noch reisen, in der Absicht sich dort ansässig zu machen, sind wenig befriedigt zurückgekehrt, weil sie sich nicht mit den dasigen socialen Verhältnissen befreunden konnten. Die Schuld lag an ihnen; denn sie hatten verabsäumt, sich vor Antritt ihrer Reise mit denselben bekannt zu machen.

Es kommt ferner auch darauf an, in welchem Alter ein Oekonom

ist, der landwirthschaftliche Reisen machen will. Einem jungen fehlt freilich die Erfahrung, die ihm aber durch die jugendliche Kraft ersetzt wird. Dieser aber muß sich ganz besonders hüten, anmaßend aufzutreten. Der ältere und erfahrene kann sich eher ein freies Urtheil erlauben; nur muß er es mit Bescheidenheit aussprechen und er kann dann sicher sein, daß es von jedem Verständigen freundlich aufgenommen werden wird. Lernen kann aber ein Jeder, und das schon durch den Vergleich, den er mit der Oekonomie seines Vaterlandes anstellt. Das habe ich in meinem langen Leben vielfach erprobt: denn so reich auch der Schatz meiner Erfahrungen ist, so lerne ich dennoch immer — sowohl daheim, wie in der Fremde — Neues zu. Ist ja doch unser Fach so vielfach und mannigfaltig, daß man auch während der längsten Lebensdauer darin nicht auslernt.

Recht eigentlich landwirthschaftlich reisen kann man in unserer Zeit nicht mehr: denn um dies zu können, muß man es zu Fuße thun, was man in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts auch häufig that. Das konnte man aber nur in Deutschland, denn in Ungarn und Polen war das unmöglich. Auf Fußreisen aber lernt man das Land und seine Beschaffenheit am besten kennen. Seit die Eisenbahnen aufgekommen sind, durchfliegt man Alles nur und das Fußreisen ist nicht einmal bei den Handwerksburschen üblich, weil sie auf der Eisenbahn billiger wegkommen. Weil dem so ist, so werden auch die reisenden Landwirthe immer seltener, und es wird dies Bildungsmittel bald ganz aus der Mode kommen. Zum Glück sind an die Stelle desselben viele andere getreten.

Man kann jedoch auch auf den flüchtigen Reisen noch Beobachtungen und Erfahrungen genug sammeln, wenn man auf denselben gewisse Stationen inne hält, von wo aus man Ausflüge in allen Richtungen macht, und für diese sind meine Anweisungen und Rathschläge immer noch brauchbar und können die Reisen nützlicher machen.

Es sind aber in der Art auch die undankbarsten Länder, wie z. B. Polen, noch immer mit Nutzen vom Landwirthe zu bereisen, und man findet auch dort noch manche Ausbeute, wäre es auch in mancher Art nur die Genugthuung, daß man da die Vorzüge unsres deutschen Vaterlandes, wenn wir uns mit andern Ländern vergleichen, erst recht erkennen und

schätzen lernt. Deshalb möge das Reisen insbesondere den jungen Landwirthen empfohlen sein und bleiben; der Nutzen davon bleibt für sie in späteren Jahren sicher nicht aus.

III. War es in der alten Zeit für den Landwirth leichter, wohlhabend zu werden, als in der neuen?

Sehen wir auf die Familien, welche seit vielen Generationen fest im Besitz ihrer Güter sind, so führt uns das zu dem Schlusse, daß es in der alten Zeit dem Landwirth leichter war wohlhabend zu werden, als in der neuen. Stellen wir die damaligen und jetzigen Verhältnisse und Umstände einander gegenüber, so finden wir, daß das sicher der Fall gewesen sei. Denn als die neue Zeit — im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts — eintrat, da verschwand bei allen denen, die sich nicht in diese finden konnten, die Wohlhabenheit und ihre Güter kamen in fremde Hände. Nur diejenigen, so einen festen Grund gelegt hatten, und die, welche die Verhältnisse klug und richtig auffaßten, haben sich erhalten, an die Stelle der Uebrigen aber sind Fremde getreten.

Wir wollen nun sehen, welche Ursachen das herbeigeführt haben.

Zuerst finden wir da: die niedrigen Preise der ländlichen Grundstücke. Freilich hatte in jener Zeit das Geld geringeren Werth als gegenwärtig, aber auch das in Rechnung gebracht, waren sie dennoch billiger zu erwerben. Man bedurfte daher zur Verzinsung der Kapitalien, welche die Güter kosteten, geringere Summen.

Zweitens waren auch damals, im Durchschnitt der Jahre, die Getreidepreise erheblich höher, als in der gegenwärtigen Zeit, dann kam auch viel öfter Theurung vor, als gegenwärtig, was wiederum seinen Grund darin hatte, daß der Landbau viel weniger rationell als gegenwärtig betrieben wurde. Da man also dem Boden viel geringere Ernten abgewann, so reichten die Erzeugnisse zur Subsistenz der Bevölkerung zuweilen nicht aus; sie wurden daher sehr gesucht und ihr Preis steigerte sich von selbst. Das ist aber in der neuern Zeit anders geworden, wo die materiellen Interessen und die Gewerbe-Industrie Alles verschlingen und auch die Landwirthschaft in ihren Strudel ziehen. Sie ist dadurch aus einer naturgemäßen Beschäftigung zum industriösen Gewerbe und

zur Spekulation geworden, und macht nur noch diejenigen wohlhabend, welche diesem Strudel folgen. — Die nun am Alten festhalten, bleiben hintennach und müssen endlich das Feld räumen.

Fragen wir, welchen Einfluß das auf das Allgemeine und Ganze haben muß? so ist die Antwort, vom richtigen Standpunkte aus gegeben: „der Zeitlauf bringt das nicht anders mit sich!“ Es wird und muß sich zuletzt doch Alles so ordnen, daß es, nach dem ewigen Plane der Vorsehung, zum Besten des Menschengeschlechts ausfallen wird.

Als ich meine landwirthschaftliche Laufbahn antrat, da herrschte noch die alte Zeit. Mein langer Lebenslauf hat mich mit in die neue hinübergeführt. Wird nun, so fragen wir, ein ähnlicher Zeitraum die jetzige wieder in so kurzer Frist in eine alte und die darauf folgende in eine neue verwandeln? Wer kann das wissen? Die Weltordnung aber bleibt immer dieselbe, mag sie auch immerhin längere oder kürzere Perioden haben, in denen sie einen gleichen Verlauf inne hält.

Es haben sich aber in unserer Zeit die Länder, so zu sagen, erweitert und zwar in gleichem Maße wie sich die Produktion vermehrt hat und es müssen alle diejenigen, welche darin am raschesten und weitesten schon vorgegangen sind, ein Uebergewicht über die, so das weniger gethan haben, gewinnen. England giebt davon ein sprechendes Beispiel und unser deutsches Vaterland geht ihm rühmlich nach. Welche Zukunft hat aber da Rußland, wenn es in dem starken Anlauf, den es gegenwärtig nimmt, glücklich ist.

Eine andere Ursache, die es den alten leichter, als den neuen Landwirthen machte, wohlhabend zu werden, ist die wohlfeilere Produktion, die jenen zu Gute kam. Das war besonders ein Vorzug, den die größern Landgüter, die Dominien hatten, welche die wohlfeile Frohnarbeit hatten. Wurden die Felder durch dieselbe auch schlecht genug bestellt, so kam ihnen doch die alte Bodenkraft, die in jener Zeit noch im Boden ruhte, als Ersatz zu Hülfe. Da nun, wie ich schon angeführt, damals die Fruchtpreise im Verhältniß und Durchschnitt höher waren, als gegenwärtig, so war es natürlich, daß sich die Kassen der Landwirthe leichter füllen mußten als gegenwärtig. Hierzu kam noch der geringere Aufwand, den man zu jener Zeit sowohl in Wohnung wie in Bekleidung machte, was

Ersparniß zuließ. Von der Tafel will ich nicht sprechen, da sie in der Vorzeit verhältnißmäßig wohl einen größeren Aufwand erforderte als in der Gegenwart.

Diese leichter zu erlangende Wohlhabenheit verbunden mit sparsamerer Haushaltung ist es vornehmlich, welche die Rühmer der alten und Tadler der neuen Zeit im Auge haben, die aber mehr auf Schein als auf Wirklichkeit beruht. Es ist nicht zu bezweifeln, daß im nächsten Jahrhundert sich gleiche Stimmen hören lassen werden. Ist es ja doch die ganze Vorzeit, soweit die Geschichte reicht, so gewesen. — So kann man es denn wohl ruhig abwarten und ruhig die Vorsehung walten lassen, die Alles an's beste Ende führt.

Wohl läßt sich annehmen, daß es in der nächsten Zeit mehr und potentere Wohlhabenheit geben werde, als in der Vergangenheit, obgleich diese auf einem andern Wege, d. i. auf dem Wege der Gewerbe-Industrie, erlangt wird. Immer aber wird es bei den Landwirthen, wie bei allen übrigen Ständen, Reiche und Arme unter einander geben, denn so liegt es in der ewigen Weltordnung.

IV. Die Religiosität des Landwirths.

Die Gottesfurcht ist zu allen Dingen nütze, sagt die Bibel, und Niemand erfährt das augenscheinlicher als der Landwirth, der überall direct an den Himmel gewiesen ist. Wie elend und beklagenswerth wäre er da ohne Religiosität! Wenn Unwetter seine Saaten und mit ihnen seine Hoffnungen zerstören; wenn zündende Blitze seine Gebäude einäschern; wenn vermeinte Freunde sich treulos zeigen; und wenn endlich Alles auf seinen Untergang zu wirken scheint: dann erhebt ihn die Furcht Gottes, richtet ihn auf und giebt ihm neuen Muth und neue Stärke. Was wäre er in solchen Trübsalen ohne Religiosität?! Da meine ich aber nicht den Pietismus, dessen Religion in Heuchelei besteht, sondern die wahre Religiosität und feste, sich selbstbewußte Frömmigkeit, die den Menschen über das Irdische erhebt und in allen seinen Schicksalen mit Freudigkeit auf seinen Vater im Himmel blicken läßt, wo man, wie Hiob, im Elend mit Ergebung sagt: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet.

Diese wahre Frömmigkeit, diese tiefe Religiosität ist unter allen Nationen der deutschen und unter diesen den Landwirthen am meisten eigen, und sie ist als eines der unschätzbarsten Güter zu betrachten. Sie äußert sich in der Andacht, mit welcher er die Kirche betritt, das Wort Gottes anhört und beruhigt und gestärkt in seine Wohnung zurückkehrt. Da ist seine Brust erleichtert, der Sonntag wird ihm zum Freudentage; er versagt sich dann aber auch nicht ein anständiges und erlaubtes Vergnügen. — Was ist dagegen die strenge und pharisäische Sonntag-Feier des Engländers, die den Geist und Körper, anstatt zu stärken, niederdrückt! — Der wahrhaft fromme Landmann hält seine Hausandacht, wenn ihm die Kirche nicht zugänglich ist. Wie rührend ist nicht die alte, noch nicht ganz erstorbene Sitte, wo der Hausvater oder ein Familienglied am Sonntagmorgen die alte Hauspostille von ihrem erhabenen Brett herablangt, eine Predigt liest, und dann mit einem Liede diese würdige Hausandacht beschlossen wird. Das ist ein Punkt, wo die alte Zeit vor der neuen zu rühmen ist: denn in dieser geht in den materiellen Interessen die fromme Sitte unter. — Wo sie aber noch herrscht, da waltet auch der Segen im ganzen Hauswesen und da bilden Herrschaft und Dienstboten eine Familie. Ich habe sie in meiner Jugend noch mit durchlebt und die Erinnerung daran ist mir eine freudige, ja ich kann sagen: eine heilige.

Man klagt soviel über schlechtes, unfolgsames und treuloses Gesinde. Das that man wohl auch in der alten Zeit, hatte es aber lange nicht so nöthig. Wo aber auf dem Lande noch jenes alte Familienverhältniß zwischen Herrschaft und Dienstboten herrscht, da hört man solche Klage nicht. Wer sich diese zum Muster nimmt, der wird sich des Gleichen erfreuen können.

V. Des Landwirths Würde und Bedeutung.

Dem Landwirthe, der sein Fach mit Vorliebe und Fleiß betreibt, der in Gottesfurcht und in Frieden mit seinen Nachbarn lebt, den Gesetzen gehorcht und einen stillen Lebenswandel führt, dem fehlt es nicht an Anerkennung und es umgiebt ihn eine Würde, die auch der Ruchlose nicht anzutasten wagt. Noch fehlt es nicht ganz an Individuen, die diese

Würde behaupten. Mir sind deren in meinem langen Leben, besonders aber in früherer Zeit, genug aufgestoßen, die wie die Patriarchen in ihren Gemeinden einhergehen und ein Ansehen genießen, wie ein weiser und guter Fürst unter seinem Volke. Gebe der Himmel, daß sie nie aussterben, daß vielmehr eine Zeit wiederkehren möge, wo ihre Zahl wieder größer wird. Hoffen wir, daß das kein unerfüllter Wunsch bleiben werde.

Was aber die Bedeutung des Landwirths betrifft, so wird dieselbe in der neuen Zeit viel mehr anerkannt als in der alten: denn in dieser war seine Stellung in der socialen Welt eine viel weniger glänzende als in der neuen. Nur der Adel machte davon eine Ausnahme, da das Feudal-System ihm eine Art von Souveränität einräumte; der Bauer dagegen wurde gering geschätzt und seine Bedeutung nicht anerkannt. Beim Städter galt der Name Bauer fast als Schimpfname. Man könnte das unbegreiflich finden, da die oft vorkommende Getreide-Theuerung klar genug auf die Wichtigkeit und Bedeutung der ländlichen Producenten hinwies: wenn man nicht an die untergeordnete Stellung dächte, in welcher der Bauer, als Dienstbarer des Edelmanns, stand, und wenn man übersehen wollte, daß in solcher Lage seine geistige Bildung zurückbleiben mußte. Das hat sich aber in der neuen Zeit gewaltig geändert, wo er frei geworden, mit dem Bürger in geistiger Bildung auf gleicher Rangstufe steht und wissenschaftlich gebildete Männer es nicht gegen ihre Ehre finden, Besitzer von Bauergütern zu werden.

Ich sprach im vorhergehenden Abschnitt davon, daß durch die Fortschritte in der Landwirthschaft die Länder sich gleichsam vergrößert und erweitert haben und daß nach Maßgabe der vermehrten Boden-Produktion die Staaten an Kraft, an wichtiger Stellung und Ansehen gewinnen. Wenn da irgend etwas, so ist dieses geeignet, die Bedeutung des Landwirths in klares Licht zu stellen. Diese Bedeutung aber nimmt mit dem Bedarf der Boden-Erzeugnisse in gleichem Maße zu und das wird fortgehen bis zum Culminationspunkte der Erzeugung, dann aber wird sie nicht mehr in Zweifel gezogen werden.

Wenn ich so siebenzig Jahre zurückblicke, da tritt ein sehr unterhaltendes Bild vor meine Augen, und es erscheint mir eine wahre Galerie

von Figuren. Fast jedes Jahrzehnt sind diese Figuren verändert, aber die der neuen Zeit sind die ansprechendsten.

VI. Meine Eigenheiten.

Wenn mein Charakter und mein ganzes Wesen aus meiner Lebensbeschreibung manchem meiner Leser noch nicht klar genug sein sollte, so wird er mich aus meinen Eigenheiten vollends kennen lernen.

Eine erste Eigenheit an mir ist: daß ich zu jeder Tageszeit, bei Sonnenschein oder bei Nacht schlafen kann und auch jede Minute, die ich mir vornehme, aufwache. Daher kommt es auch, daß ich es auf allen meinen Reisen nie verschlafen habe, so daß — wenn ich mir auch das Aufwecken bestelle — ich immer schon aufgestanden bin, wenn der Wecker kommt. Das hat sich schon in der frühesten Jugend tief in meine Natur eingeprägt, weil mein Vater äußerst pünktlich war und es Strafe setzte, wenn ich oder meine Geschwister es verschliefen. Mit dieser Eigenheit hängt es auch zusammen, daß ich nur wenige Minuten — auch selbst noch im einundachtzigsten Jahre — zum Einschlafen bedarf und dann sehr gut schlafe. Seit etwa sechs Jahren wache ich regelmäßig zwei Stunden nach Mitternacht auf, meditire dann 1—2 Stunden und schlafe dann ruhig bis an den Morgen. Diese 1—2 Stunden werden mir aber so kurz, daß ich jedesmal erstaune, wenn die Uhr schon wieder schlägt, sie sind mir aber immer eine Vorbereitung für die Arbeiten des Tages.

Eine andere Eigenheit ist meine Rastlosigkeit und Ungeduld, die, wenn ich etwas vorhabe, mich nicht ruhen läßt, bis es vollendet ist. Vermehrt hat sich dieselbe noch durch die Eisenbahnen, die nie warten. Auf denselben bin ich — soviel Hundertmale ich schon darauf gefahren — noch nie zu spät gekommen. Meine Freunde und Bekannte lachen mich jedesmal aus, wenn sie meine Unruhe und Aufregung sehen, sobald die Stunde des Abganges eines Zuges herannaht. Da bin ich schon nicht mehr bei der Gesellschaft und so zerstreut, daß nichts mehr mit mir anzufangen ist. Und das ist sowohl bei der Abals bei der Rückreise der Fall.

Nicht viel weniger unruhig bin ich, wenn ich mit der Post, ja auch,

wenn ich mit eigener Fuhre reisen will, wo mich doch nichts drängt und es von mir abhängt, ob ich etwas früher oder später abreisen will.

So wie ich eine Reise vorhabe, zähle ich schon lange vorher Tage und Stunden, was ich ebenso bei der Rückreise thue. — Wer mein, dem ersten Bande beigegebenes Porträt sieht, wird sich diese Unruhe nicht erklären können. In Bildern von mir aus früherem Alter leuchtet sie freilich hervor.

In Verbindung mit dieser Eigenheit ist eine andere, nämlich die: immer aufzuräumen und immer wieder schnell zu ersetzen. Habe ich da einmal etwas Geld, so brennt es mich, wie man sagt, in der Tasche und ich gebe es rasch wieder aus, habe aber, sowie nichts mehr da ist, eine eben so große Unruhe, es wieder zu ersetzen. — Auf meinem Schreibtische herrscht scheinbar die größte Unordnung, und doch kann ich selbst im Dunkeln jedes kleine Zettelchen augenblicklich finden. Nur muß mir ja keine fremde Hand darüber kommen.

Eine fernere Eigenheit habe ich darin: daß, wenn mich ein Armer um etwas anspricht, ich ihm allenfalls das Letzte hingebe, ohne daran zu denken, daß mir es selbst wieder fehlen werde. Daß eine solche Schwäche vielfach gemißbraucht werde, ist wohl einem Jeden bekannt.

Von meiner Schüchternheit und Verlegenheit habe ich schon gesprochen. Ist dieselbe jedoch nur erst überwunden, so habe ich soviel Muth, ja Dreistigkeit, daß ich die Geistesgegenwart auch den Höchsten gegenüber — und gerade da am wenigsten — verliere. Man sagt von Friedrich dem Großen, daß der, den sein feuriger Blick traf — und war er auch der Dreisteste — augenblicklich die Contenance verlor. Ich habe mir oft gewünscht, daß es möglich gewesen sein möchte, die Probe an mir zu machen. Ich bin so kühn zu glauben, daß ich sie bestanden hätte.

Ferner habe ich die Eigenheit: mich über erlittene Verluste schnell zu beruhigen und bald neuen Muth zu fassen. Nur eine angethane Unbill kann ich schwer, ja mein Lebelang nicht vergessen.

Ferner kann ich mich augenblicklich und leicht in die Lage eines Andern versetzen, bin daher auch in meinem Urtheil nicht ungerecht. Das geht so weit, daß ich selbst den Verbrecher ent-

schuldigen kann, obgleich ich ihn deshalb nicht auch von der Strafe freisspreche. Schnell gehe ich seinen Lebenslauf durch, finde, wie ihn die Umstände endlich zum Verbrecher machten, wie er aber auch deshalb nicht unbedingt zu verdammen ist.

Wenn ich unvermerkt auf eine Reihe von Ideen gekommen bin, so forsche ich rückwärts so lange, bis ich die Veranlassung finde, welche den Anstoß dazu gegeben hat, wodurch ich logisch scharf und richtig zu denken gelernt habe.

In Religionssachen bin ich in hohem Grade tolerant, worin ich fast zu weit gehe, ganz im Gegensatze zu meiner frühen Jugend, wo ich unduldsam war, und glaubte: nur die evangelisch-lutherische Confession sei die allein wahre und zum Heile führende. — Meine jetzige große Duldsamkeit erstreckt sich auch auf die Schwächen und Fehler Anderer, die ich überall entschuldige und sie aus der Nothwendigkeit und dem Gange der Schicksale der Menschen herleite.

Mit Leichtigkeit und Fassung ertrage ich den empfindlichsten körperlichen Schmerz, was oft die Verwunderung der Meinigen sowie meines Arztes erregt. Ebenso ist es mit dem Schmerze des Geistes, der mich zwar einen Augenblick niederdrückt, von dem ich mich aber bald wieder erhebe. Das ist in Verbindung mit meinem felsenfesten Gottvertrauen, was mich auch in den traurigsten Lagen meines Lebens nicht verlassen, sondern mich immer bald wieder aufgerichtet hat. Gegen den körperlichen Schmerz stählt mich mein fester Körper und meine gesunde Constitution, und gegen den geistigen die auf Erfahrung gegründete Ueberzeugung, daß nach Schmerz die Freude und das Wohlbehagen desto größer sind.

Endlich habe ich als eine drollige Eigenheit noch die anzuführen: daß, wenn ich Briefe schreibe, ich allemal die Couverte vorher adressire, um sie dann nur siegeln zu dürfen.

Dreißigstes Kapitel.

Resumé meiner landwirthschaftlichen Praxis und Erfahrung.

Obgleich meine landwirthschaftliche Laufbahn und die darauf gemachten Erfahrungen in den Kapiteln des ersten und zweiten Bandes mitgetheilt sind, so will ich doch in diesem Schlußkapitel dieselben zur leichtern Uebersicht als Resumé zusammenstellen.

Wie aus meinem dargestellten Lebenslaufe ersichtlich, war ich von frühester Jugend an in der Landwirthschaft praktisch beschäftigt. Die Oekonomie meiner Eltern war jedoch nur klein, aber sie war dennoch eine Vorschule für mich, die mir in meinem späteren erweiterten Wirkungskreise recht nützlich wurde. Ich lernte dort alle kleinen Handgriffe, konnte daher auch später beurtheilen, ob dieselben von den betreffenden Arbeitern richtig angewandt wurden. Denn es giebt dem Aufseher über dieselben eine gewisse Autorität, wenn diese sehen, daß jener ihre Arbeiten eben so gut machen kann, wie sie, auch ist er in Stand gesetzt, zu beurtheilen, wie viele derselben in einer bestimmten Zeit vollzogen werden können, er wird daher auch nicht mehr und ebenso auch nicht weniger von ihnen fordern, als sie zu leisten vermögen. Der Nutzen hiervon fällt von selbst in die Augen.

Graben, Grasmähen, Getreidebinden, Dreschen u. dgl. m. konnte ich und meine Brüder trotz jedem ländlichen Arbeiter und wir leisteten da fast so viel, wie jeder Mann. Die ununterbrochene Arbeit im Sommer im Felde und im Winter im Handwerk stärkte meinen an sich gesunden Körper und da man dabei stets guten Appetit hat, so wuchs ich auch kräftig heran. Diesem habe ich es auch wohl vornehmlich zu verdanken, daß ich nur selten krank gewesen bin und ein so hohes Alter (über 80 Jahre) erreicht habe und bis auf den heutigen Tag rüstig geblieben bin.

Zum Fleiß von Jugend an gewöhnt, ist er mir auch im späteren Alter eine Gewohnheit geblieben und das hat mir auch meine vielen literarischen Arbeiten erleichtert und die Vielseitigkeit derselben möglich gemacht. Aber als hätte die Vorsicht beabsichtigt, mir das köstliche Gut des Fleißes stets zu erhalten, hat sie mich nie zu Wohlhabenheit kommen lassen, was mich aber nie unglücklich gemacht und vielmehr dahin gebracht hat, das mens sana in corpore sano zu bewähren.

Daß ich meine körperlichen Arbeiten nicht gedankenlos vollzog, ist aus meinen erzählten Lebensbegegnissen zu entnehmen. Einmal machte ich einem Bruder meines Vaters die Ueberraschung, daß ich ihm sein Heu auf einer kleinen Wiese an einem Sonntage ganz allein abtrocknete, so daß er es am Montage trocken unter Dach brachte. Bald darauf trat Regenwetter ein und derselbe dankte mir nun freundlich für meinen Fleiß. Bei dem Abtrocknen überlegte ich mir, daß es besser sei, nicht zu viel in dem Heu zu arbeiten, wodurch dasselbe seine Blätter und die gute Qualität behielt und mir die Arbeit erleichtert wurde. — Unter allen Arbeiten ward mir das Dreschen am schwersten, und da ich dazu angehalten wurde, als ich kaum das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, so ward ich krank davon und lag mehrere Tage an einem Fieber darnieder. Meine gute Natur half mir wieder auf und mit der Zeit ward ich diese Arbeit gewohnt und sie ging mir leichter.

Da ich mit dem vollendeten sechszehnten Jahre aus dem elterlichen Hause ging und zu studiren anfing, so trat ein Zwischenraum von sieben Jahren auf meiner landwirthschaftlichen Laufbahn ein, in welchem ich sie aber nicht aus den Augen verlor. Ueberall, wo sich mir Gelegenheit bot, beobachtete ich ihren Betrieb und suchte mir Kenntnisse zu erwerben, die mir später zu statten kamen.

Von meinem sechsundzwanzigsten Jahre an (im Jahre 1810) widmete ich mich der Landwirthschaft ganz auf dem Gute meiner Frau, wie ich im ersten Bande meiner Mittheilungen erwähnt habe. Hier hatte ich, auf einem undankbaren Boden, volle Gelegenheit, eine Menge von Erfahrungen zu sammeln. Die Mißgriffe, die ich als eigentlich erst angehender Landwirth machte, habe ich am betreffenden Orte angegeben.

Der undankbare Boden hatte jedoch *eine* Tugend, er trug nämlich

lohnend rothen Klee, der für mich eine um so größere Wohlthat war, als er meine knappen Futterbestände vermehrte und außerdem mir noch einen doppelten Nutzen dadurch brachte, daß er die strenge Unterlage des Bodens durchbrach, mir also cultiviren half, und als ich auch reichlichen Samen davon erntete, der zu jener Zeit einen hohen Preis (20—30 Thlr. der Centner) hatte. Er ward eine meiner Haupteinnahmen. Nur leider ging mir dieselbe im Jahre 1813 gänzlich verloren, weil die in der Gegend mehrere Wochen cantonirenden Truppen mir den Klee gänzlich abfouragirten.

Der Boden des Gutes war theils kiesig mit strengem Untergrunde, theils lettig und undurchlassend. Die Entwässerung war eine Hauptsache, die ich auch, so viel in meinen Kräften stand (die freilich nur gering waren), durchführte. Das Drainiren kannte man in jener Zeit noch nicht, ich ließ also Steingräben führen. — Das quellige Land brachte viele für die Schäferei gefährliche Pflanzen und Gräser hervor und daher waren auch die Verluste in derselben unverhältnißmäßig groß. Dann fehlten mir auch alle Kenntnisse in diesem Fache, so daß ich zur Veredlung der Schafheerde wenig thun konnte, zumal ich auch die pekuniären Mittel nicht hatte. So kaufte ich denn blos Böcke, das Stück zu 10 Thlr., die aber dennoch die Qualität der Wolle in der Nachzucht so hoben, daß ich in den Jahren 1812 und 1813 für den Stein 17 Thlr. (= 85 Thlr. für den Centner) erhielt. Bei der Sachkenntniß, die ich mir später in diesem Fache erwarb, hätte die Schäferei der Rettungsanker für mich werden können.

Die große Verschuldung des Guts zwang uns endlich, dasselbe im Jahre 1820 zu verkaufen, und ich verwandte nun die folgenden beiden Jahre zu landwirthschaftlichen Reisen und zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in Möglin. Dadurch gelangte ich zu einer mehr universellen landwirthschaftlichen Ausbildung, die mir, als ich im Jahre 1822 die Pachtung der Kämmereigüter von Münsterberg übernahm, sehr zu statten kam. Insbesondere brachte ich die Schäferei sehr rasch auf eine hohe Stufe und erfreute mich sehr bald eines lohnenden Zuchtvieh-Verkaufs. Wären da nicht die traurigen Jahre der übertriebenen Wohlfeilheit des Getreides gekommen, so hätte ich zu Wohlstand gelangen können; so aber

rettete mich die Schafheerde nur vor dem Bankerotte, in den damals viele Landwirthe verfielen.

Für die Schäferei waren die Felder meiner Pachtung in aller Art günstig. Die Hutweide, die ich stets mit Gras und Klee ansäete, war gesund und so ausgiebig, daß ich mit kaum 150 Morgen auf mehr als 2000 Stück ausreichte. Die Aecker trugen durchgehends rothen Klee, von dem ich zwei bis drei Schnitte im Jahre nehmen konnte. Auch der weiße Klee wuchs üppig. Von beiden Sorten gewann ich nebenbei noch ein recht erhebliches Quantum von Samen. Kurz es vereinigte sich Alles, um mir die Pachtung recht annehmbar zu machen. Nur die gleich in den ersten Jahren kommende Calamität der übertriebenen Wohlfeilheit machte mir einen Strich durch die Rechnung.

Zur Ergänzung des Viehfutters kam noch, daß der Weizen alle Frühjahre stark beschnitten werden mußte, wenn er nicht verfaulen sollte; dann auch noch, daß alle Hülsenfrüchte gut gediehen. Nur machte ich — wie alle meine Nachbarn — die Erfahrung, daß man den Weizen nicht über 8—9 Scheffel vom Morgen bringen konnte, weil er sich immer stark lagerte, was daher kam, daß der Boden zu geil trieb und das Stroh im Halme zu porös war. Günstiger war er für die Gerste, die auf einzelnen Gewenden bis auf 12—15 Scheffel vom Morgen kam. Auch der Roggen war dem Lagern weniger unterworfen, als der Weizen und stieg auf 10 — 12 Scheffel vom Morgen. Die Erbsen geriethen da fast immer, weil ihnen bekanntlich ein milder Lehmboden, den ich dort hatte, günstig ist. Der Weizen war weiß und von guter Qualität. — Getreide erbaute ich in Menge, aber es war halb werthlos.

Meine Viehbestände hatte ich alle in gutem Stande. Von den Schafen sprach ich schon. Die Kühe hatte ich durch Holsteiner veredelt und sie waren ziemlich milchreich, brachten aber nicht sonderlich viel, weil das Quart Milch, wie sie von der Kuh kommt, im Sommer nicht über 6 Pfennige und im Winter nicht über 8 Pfennige galt. Am besten ward sie noch zur Butter benutzt, wo dann die Buttermilch, sowie die abgesahnte Milch zur Fütterung der Schweine verwandt wurde. Von diesen hatte ich eine große Race angeschafft, die ich aus Prausnitz bei Goldberg bezogen hatte. Die Ferkel gingen reißend ab und waren immer schon

lange im Voraus bestellt. Im Alter von 3—4 Wochen galt das Stück 3—4 Thlr. So gewährten die Schweine verhältnißmäßig ziemlich eine gleich hohe Rente wie die Schafe.

Im Rapsanbau war ich der erste in der Gegend; anfangs beschränkte ich ihn auf 20—30 Morgen, vermehrte ihn aber später bis auf 40—50 Morgen. Ich ließ ihn auf freiem Felde dreschen, was Staunen und Bewunderung bei den Vorübergehenden machte. Sein Preis ging aber leider nur selten über 2 Thlr. für den Scheffel. Dennoch aber brachte er weit mehr als das Getreide, da ich nie weniger als 12 Scheffel vom Morgen erntete. Die Güter hatten im Ganzen eine Fläche von nicht vollen 1400 Morgen und ich zahlte dafür jährlich über 6000 Thlr., was zur damaligen Zeit ungewöhnlich viel war.

Nun fing ich auch an, mich mit landwirthschaftlicher Literatur zu beschäftigen. Ich las viel, schrieb aber selbst auch für die Möglinschen Annalen und für die Prager ökonomischen Neuigkeiten. So ward ich mit fremden Erfahrungen bekannt und theilte meine eigenen mit.

Die meiste Uebung und die gründlichsten Kenntnisse hatte ich mir in der Merinozucht, theils in meiner eigenen Heerde, theils in fremden auf meinen vielen Reisen erworben und galt bald als Autorität in diesem Fache. Die Merinozucht und der Rapsbau wurden meine Lieblingsthemata und sind es auch geblieben.

Eine wechselsweise Erfahrung machte ich auf dem Gute meiner Frau und dann auf meiner Pachtung. Auf jenem nahm ich wahr, daß der Mergel eine sehr gute Wirkung auf den Boden machte, sowohl auf das Getreide wie auf den Klee, auf letztern vorzugsweise. Auf der Pachtung wirkte der Mergel zwar auch günstig und ich besaß davon ein ansehnliches Lager. Dennoch benutzte ich ihn hier nicht so stark wie dort, ob ich ihn gleich da kaufen und anderthalb Meilen weit holen mußte. Hier war er geradezu geboten, dort aber wohl gut, aber doch entbehrlich. Zufügen muß ich noch, daß der gekaufte Mergel sehr kalkreich (über 80%) war, der aber, den ich auf der Pachtung besaß, nur 50—60 % Kalk hatte. Letzterer aber war reich an Humus und vermehrte die Fruchtbarkeit des Bodens, trug zwar besonders zum geilen Wuchs des Klees bei, vermehrte aber hintennach das Lagern des Weizens. Hätte ich ein solches Mergel-

Lager auf dem Gute gehabt, so wäre dasselbe unschätzbar gewesen. Hier war es, wie gesagt, entbehrlich. — Um nun aber zu erklären, was ich unter der ausgesprochenen wechselsweisen Erfahrung verstehe, führe ich den Gips an. Auf der Pachtung wandte ich diesen, obgleich ich ihn weit herholen mußte (über 10 Meilen), fleißig an, auf dem Gute meiner Frau, wo ich ihn versuchte, blieb er ohne alle sichtbare Wirkung. Woher das kam, war mir unerklärlich. In den landwirthschaftlichen Zeitschriften, worin man sich damals sehr für den Gegenstand interessirte, fand ich keinen Aufschluß, denn es gingen die Ansichten diametral auseinander. — Auf den Reisen, die ich in den Jahren 1821—24 durch Schlesien machte, hatte ich Gelegenheit, viele Mittheilungen über die Sache zu erhalten, und wenn ich daran meine eigenen Erfahrungen knüpfe, so komme ich zu folgendem Resultate, was sich später auch als richtig ergeben hat.

Der Gips wirkt nur auf mildem Lehm- und auf humusreichem Boden günstig. Auf sandigen, sowie auf lettigen Aeckern ist seine Wirkung fast Null. Nun hatte ich auf der Pachtung Boden der ersten und auf dem eigenen Gute den der zweiten Art. Mich darüber weiter auszulassen, woher diese verschiedene Wirkung komme, erachte ich hier nicht am Platze, auch ist ja in ökonomischen Zeitschriften schon genug darüber gesagt worden.

Mit Gründüngung habe ich in meiner landwirthschaftlichen Praxis wenig Versuche gemacht, da ich das Grünfutter besser zu verwerthen glaubte, wenn ich es erst durch den Magen des Viehes in Dünger verwandeln ließ. — Die Lupinen kannte man zu jener Zeit noch nicht, weder als Futter- noch als Dünger-Pflanze. Auch vom Maisanbau war noch keine Rede.

Nachdem ich im Jahre 1830 meine Pacht aufgegeben hatte, pausirte ich vier Jahre in der Praxis, machte dafür aber sehr viele und weite Reisen, auf denen ich mehr und mannigfaltigere Beobachtungen und Erfahrungen sammeln konnte, als bei der persönlichen Ausübung der Landwirthschaft, zumal ich Urtheilskraft genug hatte, das mir Mitgetheilte in succum et sanguinem zu verwandeln.

Wie ich in meinen Erlebnissen mittheile, trat ich im Jahre 1830 eine Antheilpacht in Böhmen an. Da konnte ich auf dem undankbaren Gebirgsboden meine Erfahrungen sehr bereichern. Es gelang mir auch, diesem Boden Früchte abzuringen, die man ihm früher nicht zugetraut

hatte. So unter Andern gewann ich recht lohnenden Raps, viel weißen Kleesamen, sowie auch Weizen, für den eigentlich der Boden gar nicht paßte. Auf den Wiesen legte ich Bewässerungen an und vermehrte den Heugewinn sehr ansehnlich. Die Moorwiesen, auf denen sich Reichthümer von Humus angesammelt hatten, ließ ich auf den tiefsten Stellen ausstechen und den Ausstich auf magere Letten-Aecker fahren. Dadurch wurden die Wiesen trocken, so daß sie mehr und besseres Gras brachten, und die mageren Aecker fruchtbar wurden. — Leider ward das, wie ich erzählt habe, nicht anerkannt, und ich ward um die Frucht meiner vielen Bemühungen gebracht. — Ich gab im Jahre 1834 die Pacht, viele Jahre vor Ablauf des Contracts, auf und lebte bis zum Jahre 1843 von der Praxis zurückgezogen.

In diesen Zeitraum fallen meine meisten und weitesten Reisen. — Hier muß ich erst noch zwei Unternehmungen in Baiern nachholen. Das eine machte ich auf eigene Rechnung, das andere mit dem längst verstorbenen Baron J. G. Cotta. Von beiden habe ich in meinen Erlebnissen ausführlich gesprochen. Auf der eigenen Pachtung konnte ich Erfahrungen auf Rode-Ländereien sammeln und auf dem mit dem Baron v. Cotta eingegangenen Unternehmen lernte ich gründlich den damaligen Betrieb der Landwirthschaft in Baiern kennen. Da war noch viel zu thun und so große Mühe sich auch der landwirthschaftliche Verein mit dem verdienten Staatsrath v. Hazzi an der Spitze gab, den Fortschritt zu fördern, so wenig gelang es ihm.

Vom Jahre 1834 ab ward ich, so zu sagen, Reisender ex professo. Nun ging es vornehmlich in den Osten von Europa, nach Ungarn und Siebenbürgen bis in die Donau-Fürstenthümer. — Hier bot sich mir vielfache Gelegenheit, die Landwirthschaft dieser Länder mit der von Deutschland zu vergleichen, was natürlich zu Gunsten des letztern ausfiel. In Ungarn lernte ich die Weinkultur kennen, die ich mit vielem Interesse beobachtete, wozu ich insbesondere auf einer Antheilpachtung Gelegenheit hatte.

Gründliche Praxis in der Merinozucht gewann ich durch die vielen Heerden, die ich zu klassificiren hatte. Da ich nun auf meinen entfernten Reisen auch unzählige Schafheerden vom Landschafe aufwärts bis zu dem

hochfeinen Electoralschafe sah, so konnte ich tiefer in das Schäfereiwesen eindringen, wobei ich denn die Stufenleiter entdeckte, die vom Landschafe bis zum Merino führt; konnte auch die Ansicht und Ueberzeugung gewinnen, daß das Letztere unbedingt vom Ersteren abstammt und daß das Electoralschaf von gleichem Blute ist, wie das gemeine Schaf, daß aber auch Jahrhunderte nöthig waren, ehe das Edelschaf aus dem gemeinen hinaufgezüchtet worden ist.

Von meiner Jugend an beschäftigte ich mich mit der Witterungskunde und beobachtete mit Aufmerksamkeit die Vorgänge in der Atmosphäre. Dadurch lernte ich die Vorzeichen kennen, die der jedesmaligen Witterung vorangehen und konnte immer schon mit ziemlicher Genauigkeit das kommende Wetter voraussagen und es hat mir diese Kenntniß manchen Nutzen in meiner landwirthschaftlichen Praxis gebracht. Nannte man mich auch bisweilen spottend einen Wetterpropheten, so gab ich nichts darauf; um das jedoch zu vermeiden, veröffentlichte ich nicht mehr, was ich als Muthmaßung aus den Vorzeichen zog.

Ueber die Ernte-Methoden hatte ich von jeher nachgedacht. Als Resultat ergab sich mir, daß beim Raps und Rübsen das Aufstellen in Stiegen, die etwa 10 — 12 Gebund enthielten, das beste sei. Beim Wintergetreide versuchte ich dasselbe auch und war damit zufrieden. Aber nicht probat fand ich das Puppen, theils weil es zu viel Mühe macht, theils auch, weil am Ende doch mehr Körner verloren gehen, als bei den andern Methoden; auch wurden mir später von mehreren Seiten Mittheilungen gemacht, daß es sehr bedenklich sei, gepupptes Getreide zur Aussaat zu verwenden, weil darin zu viel unreife Körner seien und man dann eine schüttere Saat bekomme. — Mußte ich bei reichlicher Ernte Schöber (Mieten) setzen, so fand ich die in Häuserform aufgestellten am zweckmäßigsten. Man kann in dieselben alle Arten von Getreide in eine einzige Miete setzen, wenn man immer an den Giebeln neu anbaut. Was dann in die Mitte des Gebäudes kommt, ist so gut geschützt, als stände es in der Scheuer. Es sind solche Mieten auch beim Einräumen sehr bequem, besonders dann, wenn man die angesetzten Kasten nicht zu groß, etwa 50—60 Schock macht. Die Hauptsache aber ist, daß die Schöber sehr accurat, gleichsam nach dem Senkblei und Lineal gesetzt werden. In

Ungarn, wo man nur wenig Scheuern hat und fast das ganze Getreide in Mieten im Freien aufstellt, hat man es darin zu großer Vollkommenheit gebracht. Man nennt da die in Häuserform gesetzten Schöber Tristen und die runden Kegel. Sie werden alle um den Tretplatz herum gesetzt und auf diesem wird das Getreide von den Pferden ausgetreten. Freilich ist in jenem Lande der Regenfall schwächer als in Deutschland, es leidet daher auch das im Freien aufgestellte Getreide weniger.

In der Viehzucht machte ich — wie ich schon angegeben — die meisten Erfahrungen bei den Merinos. Was ich aber beim Rindvieh (bei den Kühen) beobachtet habe, ist, daß ein guter inländischer Schlag zum Nutzen der beste sei, vorausgesetzt, daß man ihm eine ebenso sorgfältige Pflege angedeihen läßt, wie man das gewöhnlich bei den eingeführten fremden Stämmen thut.

Daß mir auch die Schweine gut rentirten, habe ich schon gesagt; nur muß ich noch bemerken, daß sie eine eben so gute Wartung und Pflege, vornehmlich Reinlichkeit, fordern, wie die anderen Vieharten.

Pferde habe ich höchst selten aufgezogen, weil sie mir da theurer kamen, als wenn ich sie erwachsen ankaufte.

Gegenüber meinen Dienstboten machte ich bald die Erfahrung, daß Strenge, die in Härte übergeht, der Herrschaft nur Schaden bringt. Man macht sie damit nur halsstarrig und widerspenstig, und sie thun Einem, wo sie nur können, Schaden. Strenge Ordnung in allen Stücken, dabei aber Nachsicht gegen kleine Vergehen; freundliches Benehmen gegen sie; zuweilen ein Anerkenntniß für treu erfüllte Pflicht; und endlich Vertrauen, was wieder Vertrauen erzeugt, das sind die besten Mittel, um gutes Gesinde zu haben.

Noch will ich ein paar Worte von den Futterkräutern beifügen und sie nach ihren Kosten und ihrem Nutzen, wie sich mir beides durch Erfahrung bewiesen hat, aufstellen. Bei letzterem fasse ich vor Allem die Kühe ins Auge. Auf reichem Boden ist ihr erstes Grünfutter im Frühjahr der Weizenschnitt. Er kostet dem Landwirth eigentlich nichts und steht doch für die Milchergiebigkeit oben an. Nach ihm folgt in dieser Ergiebigkeit der Knörig oder Acker-Spörgel, der in der Menge der Milch beinahe ebensoviel leistet, wie der Weizenschnitt, aber noch fettere

Milch erzeugt, die indeß immer etwas öligen Geschmack hat. Nach diesen beiden stelle ich die Luzerne und die Esparsette, gebe aber der letzteren den Vorzug, nur gedeihen beide nicht überall, da erstere einen reichen und tiefen, letztere einen sehr kalkreichen Boden verlangt. Der Landwirth, welcher mit diesen Bodenarten versehen, ist zu beneiden, da er eigentlich niemals in Futternoth gerathen kann. — Dann folgt der rothe Klee und das als Futter fast gleichen Werth habende Haidekorn (der Buchweizen). Das sogenannte Mischling oder das Wickengemenge ist es, was ich weiter in der Reihe folgen lasse. — Hiernach setze ich gutes Wiesenheu. Endlich kommen die beiden neu eingeführten Futterpflanzen, der Mais und die Lupine. Letztere ist für den Sandboden die überwiegend beste und wohlthätigste. In Beziehung auf den reellen Nutzen für die Oekonomie ist das Wickengemenge das schlechteste, weil es dem Boden weit mehr Düngestoff entnimmt, als es ihm zurückgiebt; wogegen die Lupine das vortheilhafteste ist, da sie neben der Futtermasse, die sie gewährt, dem Boden nicht allein nichts entzieht, sondern ihn vielmehr bereichert.

Zum Schluß noch ein paar Worte über die Jahrgänge. Da hat sich mir durch langjährige Beobachtung festgestellt, daß nach gelinden Wintern und zeitigen Frühjahren mit darauf folgendem Nachwinter in der Regel keine reichliche Ernte folgt; daß aber ein regelmäßiger Winter und rechtzeitiges Frühjahr fast ohne Ausnahme eine gesegnete Ernte bringen. Im Allgemeinen aber folgt bei nassen Jahren Mißwachs, bei trockenen Ueberfluß. Ausnahmen davon finden zwar statt, stoßen jedoch die Regel nicht um.

Hier füge ich dann noch bei, daß eigentlich fruchtbare Witterung nicht immer von Erscheinungen abhängt, wie sie uns vor die Augen treten. Ich habe beobachtet, daß zuweilen die Witterung so ungünstig war, daß man glaubte, es müsse die Vegetation völlig stocken, und daß dennoch Alles freudig wuchs; daß dagegen ein andermal die Witterung warm, feucht, überhaupt so war, daß man glauben mußte, es müsse Alles überschwenglich wachsen, was aber nicht der Fall war. Die Ursachen hiervon sind bis jetzt noch Räthsel, werden aber bei dem Fortschritt der Wissenschaften wohl noch gelöst werden.

Schluß.

So habe ich mich denn nach meinem innern und äußern Menschen ganz so gegeben, wie ich bin und wozu mich die Stadien meines Lebens gemacht haben. Ich habe eine Art von allgemeiner Beichte vor der Welt abgelegt. Ob sie mich absolviren werde, muß ich abwarten. Aber nicht blos mein Ich, sondern auch die Geschichte der Landwirthschaft und neben ihr die Geschichte der Zeit ist in dem Buche erzählt. Möge Alles nachsichtig beurtheilt und kein zu großer Maßstab dabei angelegt werden. — Darf ich nach dem schließen, was mir über den ersten Band bereits privatim zugekommen ist, so kann ich ruhig sein, denn es sind das sehr schmeichelhafte Aeußerungen, und das um so mehr, als mir versichert wird, daß besonders junge und ältere Damen das Buch mit großem Interesse lesen.

Man prognosticirt mir noch viele Lebensjahre. Sollte sich das bestätigen, so gebe ich vielleicht noch einen Nachtrag zu meinem Lebensabend.

Noch aber muß ich mich gegen einen Vorwurf verwahren, den man mir vielleicht über manche meiner Mittheilungen machen könnte, und das ist der: daß aus vielen derselben eine gewisse Eitelkeit hervorleuchte, besonders da, wo ich mein Zusammentreffen mit höchsten, hochgestellten und berühmten Männern und die von denselben erfahrenen Auszeichnungen erzähle. Daß sie mir wohlgethan, werde ich nicht in Abrede stellen, auch glaube ich mit Recht stolz darauf sein zu dürfen. Aber eitel bin ich dadurch nicht geworden; das liegt außer meiner Natur und außer meinem Gemüthszustande. Nur das will ich sagen, daß sie mir Balsam auf manche Wunde gewesen und noch sind, die mir das Schicksal und böse Menschen so oft geschlagen haben. Sie vergütigen mir den Undank, den ich so häufig von Menschen erfahren habe, denen ich viel nützte, und die, sobald sie mich nicht mehr zu brauchen glaubten, mich nicht mehr kennen oder etwas von mir wissen wollten. Doch wo wäre es wohl Jemand, der für das allgemeine Wohl gewirkt, ja sich geopfert hat, anders gegangen? Darum tröste ich mich mit dem allgemeinen Schicksal.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 077583794